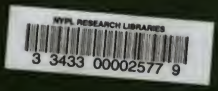

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 00002577 9

Digitized by Google

ANNEX

Globus
KAA

Digitized by Google

Digitized by Google

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Chronik der Reisen und Geographische Zeitung.

Herausgegeben von

Karl Andree.

[illegible] (1861)

Hildburghausen.
Verlag vom Bibliographischen Institut.
1862.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
277323A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Digitized by Google

Vorwort.

Im Sommer des vorigen Jahres schloß Herr Hermann J. Meyer einen Vertrag mit einer pariser Verlagsbuchhandlung, demgemäß er für Deutschland das Eigenthumsrecht von Illustrationen erworben hat, welche die Zeitschrift „Le Tour du Monde, nouveau journal des voyages“ mittheilt.

Mein Freund hegte anfangs den Plan, eine Zeitschrift etwa nach dem Muster der genannten herauszugeben, und ersuchte mich, die Leitung derselben zu übernehmen. Ich entwickelte ihm mündlich meine Ansichten. Wir haben, sagte ich, werthvolle geographische Zeitschriften für Gelehrte und Männer von Fach, zum Beispiel jene für allgemeine Erdkunde in Berlin; die „Geographischen Mittheilungen“, welche in Gotha erscheinen, liefern viele Karten, und das „Ausland“, von Oscar Peschel vortrefflich redigirt, ist eine Fundgrube interessanter Mittheilungen sehr mannigfaltiger Art. Darin pflichte ich Ihnen bei, daß, abgesehen von den Karten, welche uns nur das äußere Bild der Erde und ihrer Theile vorführen, bildliche Darstellungen und Erläuterungen ungemein ersprießlich seien gerade in einer Zeitschrift, welche Geographie und Völkerkunde behandelt. Sie sind geeignet, das Natur- und Völkerleben uns sinnlich nahe zu rücken, sie vermitteln eine klare Anschauung vieler Gegenstände, welche sich vermöge der Schrift nur andeutungsweise schildern lassen; der Text ergänzt die Bilder und diese ergänzen jenen. In anderen Zweigen der Wissenschaft hat man auch längst diesen Nutzen erkannt, und ist demgemäß verfahren. Aehnliches sollte für die Geographie geschehen. Die pariser Zeitschrift enthält manche gediegene Arbeiten, aber für Deutschland müssen Sie kein bloßes Journal der Land- und Seereisen herausgeben. Erweitern Sie den Plan, geben Sie eine Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde heraus, setzen Sie meinetwegen hinzu: „Chronik der Reisen und Geographische Zeitung“ und nennen Sie das Ganze Globus.

Wir besprachen dann den Gegenstand ausführlich und eingehend, und als Ergebniß liegt dem Leser der erste Band des Globus vor. Daß derselbe keine gelehrte Zeitschrift sein sollte, verstand sich eben so sehr von selbst, als daß er die wissenschaftliche Unterlage streng festhält, auf geschmackvolle Darstellung Werth legt und auf Mannigfaltigkeit der Mittheilungen Rücksicht nimmt. Es kam darauf an, der Wissenschaft neue Freunde im Kreise des gebildeten Publicums zu gewinnen, deren Theilnahme für die Länder- und Völkerkunde anzuregen und wach zu halten. Deswegen steckte der Globus sich kein enges Ziel, sondern wir greifen mitten hinein in's frische, volle Leben der Völker. Uns liegt auch daran, wichtige Begebenheiten und Ereignisse der Gegenwart von einem Standpunkte aus zu erläutern, der bei Behandlung der Tagespolitik zumeist unberücksichtigt bleibt, ich meine den geographischen und insbesondere den ethnologischen. Gerade die Völkerkunde giebt wichtige Fingerzeige zur richtigen Beurtheilung geschichtlicher und politischer Erscheinungen. Sie zeigt, daß die großen Unterschiede und Abweichungen, welche in leiblicher, geistiger und sittlicher Beziehung bei den verschiedenen großen Menschenfamilien hervortreten und welche durch den ganzen Verlauf der Geschichte und durch anthropologische Beobachtungen sich als unbestreitbar ergeben, nicht etwa als Consequenzen des Zufalls oder äußerer Umstände sich herausstellen; sie sind Erzeugnisse der Völkerpsychologie.

Digitized by Google

Die großen Menschenfamilien haben sehr verschiedene Culturwerthe; man kann nicht an alle ein und denselben Maaßstab anlegen, kommt mit allgemeinen Heischesätzen nicht aus und wird am Ende zugeben müssen, daß es höher und tiefer organisirte Racen giebt, Urstämme von sehr verschiedenen Anlagen und immanenten Instincten, welche die Civilisation nicht beseitigen kann. Diese vermag nicht die Naturanlage, welche vom Schöpfer selbst gegeben wurde, von Grund aus zu ändern, sie kann dieselben höchstens durch Cultureinflüsse bis zu einem gewissen Punkte modificiren. Zur Aufklärung über diese Verhältnisse soll der Globus nach Kräften beitragen, und von diesem Standpunkte aus das Staatenleben aufmerksam verfolgen.

Wir einigten uns über den Plan. Bei der Ausführung sahen wir uns, soweit die bildlichen Darstellungen in Frage kamen, zunächst vorzugsweise auf die Benutzung von pariser Illustrationen angewiesen, doch brachten wir schon in der zweiten Nummer auch deutsche Illustrationen, deren Zahl im Fortgange der Zeit sich mehr und mehr steigern wird. Auch wollen wir es an Karten nicht fehlen lassen.

Die Theilnahme, welche der Globus von vorne herein fand, war höchst erfreulich. Vor sechs Monaten trat er in's Dasein und gegenwärtig beträgt die Auflage viertausend Exemplare. Darin liegt ein Antrieb mehr, nach besten Kräften weiter fortzuschreiten. Der Kreis der Schriftsteller und Künstler, welche dieser Zeitschrift ihre Mitwirkung zuwenden, erweitert sich; davon werden die Leser im Fortgange des Unternehmens die Beweise erhalten.

Nur auf dringenden Wunsch meines geehrten Freundes, Herrn Hermann Meyer, trete ich mit meinem Namen als Herausgeber des Globus auf; die Zeitschrift, deren seitheriger Inhalt zum großen Theil aus meiner Feder geflossen und deren Redaction von mir besorgt worden ist, hat ja ohnehin sich rasch Bahn gebrochen und macht ihren Weg. Mir liegt sie allerdings sehr am Herzen; ich arbeite an ihr, trotzdem meine Zeit anderweit in nicht geringem Maß in Anspruch genommen wird, mit Lust und Vergnügen, und es macht mir eine wahre Freude, daß ich dazu beitragen kann, der Wissenschaft der Länder- und Völkerkunde, die für alle Lebensverhältnisse von so hervorragender Bedeutung ist, in immer weiteren Kreisen Freunde zu gewinnen.

Leipzig, im Februar 1862.

Dr. **Karl Andree,**

Consul der Republik Chile; correspond. Mitglied der kais. königl. geographischen Gesellschaft zu Wien; der naturforschenden Gesellschaft in der Wetterau; der Taal en letter kundig Genootschap zu Brüssel; der Ethnological society in Neuyork; der Sociedad de los amigos de la historia natural del Rio de la Plata zu Buenos Ayres; der Historical society zu Neuyork; Mitglied der deutschen morgenländischen Gesellschaft; Ehrenmitglied der ökonomischen Gesellschaft für das Königreich Sachsen zu Dresden.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Nr. 1.

Seite

Vor zehn Jahren in Californien und Oregon 1
Eine Wanderung in Australien 11
Aus China 16
Pascals Wanderung durch das Gebirge Bambuk 19
Das Kapitelhaus der Christenbrüder zu Thomar 23
Neue Nachrichten über Livingstone und die Missionäre in Innerafrika 26
Beichte in einem Kloster auf dem Athos 27
Grenzstreite zwischen Rußland und China 29
Teredebra 31
Balaniceps Rex 31
Kleine Nachrichten: Dampferlinien zwischen Europa und Nordamerika. — Legung des unterseeischen Telegraphentaues zwischen Malta und Tripolis. — Mirza Schaffer Chan in London. — Ein Schweizer vom Senegal in Paris. 32

Nr. 2.

Schilderungen aus Persien 33
Paul Du Chaillu's Forschungskreisen und Abenteuer in Westafrika 43
Wie steht es mit dem Sturz-Kanal? 52
Ein Jahrtag bei den Jakuanern in Wisconsin 55
Das Kapitelhaus der Christenritter in Thomar 56
Die Schlangen in Südost-Australien 58
Die angebliche Wasserverbindung zwischen dem schwarzen Meere und dem kaspischen See 59
Ein Schiff im Eise des südlichen Polarmeeres 60
Die keltische Sprache in Nordamerika 61
Das Verhältniß der Russen und Engländer in China 62
Kleine Nachrichten: Die Franzosen in Italien. — Die Volkszählung in England. — Seltene Thiere aus Siam. — Unterseeische Telegraphen. — Karawanen aus der Sahara in Algier. — Eine Kreuzfahrt nach der Behringsstraße. — J. Mac Douall Stuart's Reisen in Australien. — Die nordamerikanische Bisitzgion. — Neuseeland. — Tibet. — Staatsschriften. — Welches ist der höchste, von Menschen bewohnte Punkt auf der Erde? — Amurland. — Waaßsüd des Hauptmanns Pelly. — St. Etienne . . . . . 63—64

Nr. 3.

Ein Ausflug nach Norwegen 65
Neu-Caledonien im Großen Ocean 76
Aus den Erinnerungen eines australischen Waldmannes. Jagd auf Kängaru's und Fasanen 82
Die neuen Entdeckungsreisen in Afrika. I. Im Centralafrika und im Westen 87
England und die indische Baumwolle 90
Reisen in Java 91
Lafargue's Bemerkungen über die Länder am obern Nil 92
Kleine Nachrichten: Der französische Reisende Letzen. — Duveyrier. — Richard Burton. — Der amerikanische Missionär Berl. — Livingstone und die Makololo. — Die deutsch-britannische Expedition. — Neue englische Expeditionen nach Inner-Asien. — Graf d'Escayrac de Lauture. — Landenge von Darien. — Der Naturforscher Forbes. — Ertrotzung von Labrador. — Lady Franklin. — Die Verleihung des Monte Rosa. — Die neueste australische Expedition. — Bienenzucht in Kraitreich. — Die Volksmenge im britischen Reiche. — Armuth in England. — Die Bevölkerung in Bosnien. — Dampfschiffahrt. — Der Eisenbahntunnel durch den Mont Cenis. — Der Archipelagus der Salomons-Inseln. — Telegraphen in Oberasien. — Neue chinesische Fremdenlegion. — Eisenbahnen in Ostindien. — Raubthiere in Indien. — Der Sklavenhandel an der westafrikanischen Küste. — Kupfergewinnung in Californien. — Die Bevölkerung in den Staaten Texas und Wisconsin. — Die Mormonen am Großen Salzsee — Nicaragua. — Die Juden in der Bay von Honduras. — Bolivia. — Die Stadt Kingston auf Jamaica . . . . . 93—95

Nr. 4.

Seite

Streifzüge in Norwegen 97
Die neuen Entdeckungsreisen in Afrika. II. Im Osten 107
Der Hafen und das Korallenriff von Pernambuco 110
Die Guanoinsel Ichaboe 112
Die Seeräuber in den östlichen Meeren 114
Eine Königswahl am Gabunstrom in Westafrika 115
Eine Reise durch die westliche Sahara 116
Der Stamm der Beni Mzab in Nordafrika 117
Die Völker am Gabun 119
Der Streit über den Gorilla und Du Chaillu 121
Ein Neujahrstag in Yeddo in Japan 122
Der Handel Europa's mit China 123
Zur Statistik der Baumwollenindustrie 124
Die Londoner Ausstellung von 1862 und die Kolonien 124
Die italienische Gewerbeausstellung in Florenz 124
Der nesthauende Ibis, Nicticorax Nävius 125
Die Wanderungen der Häringe 125
Kleine Nachrichten: Rußland und China. — Die Sulina-Mündung und der Handel der untern Donau. — Verbindung an den Mündungen des Don und der Wolga. — Europäische Ansiedler im Pendschab. — Eisenbahnen in Indien. — Dampfstraße auf dem Indus. — Die Eisenbahn von Smyrna nach Ephesus. — Telegraph nach Algerien. — Das Telegraphentau von Bengasi bis Alexandria. — Die Zustände im Innern von Mexico. — Goldentdeckungen in Neu-Schottland. — Die Insel Sombrero. — Das Telegraphentau in New-York . . . . . 127—128

Nr. 5.

Ein Aufenthalt in Tripolis 129
Mongkut, König von Siam 140
Neumann Allmers über den Marschen der Weser und Elbe. I. 145
Eine polnische Landkarte 151
Ein Steppenbild 153
Der „unbekannte" Westen in Nordamerika 155
Ueb. dem Seeheben 156
Zur Statistik der Schiffbrüche 156
Die Waschkuay-Ameise 157
Farbenänderungen in Südamerika 157
Kleine Nachrichten: Die Goldentdeckungen in Neuschottland. — Nun-Westindien. — Wollemenge von Jamaica. — Auf den andamanischen Inseln. — Aus der Kapkolonie. — Der Hafen Lagos an der afrikanischen Sklavenküste. — Englische Beamten in China. — Die Chinesen in Australien. — Queensland. — Protestantische Missionare in China. — Bankerotte in Nordamerika. — Rückstige Staaten. — Ein Clipperschiff. — Französische Postsalons. — Gesundheitszustand in Manchester. — Streuße in Europa ausgerüstet . . . . . 158—160

Nr. 6.

In Sibirien bei den Jakuten und Tungusen 161
Sklaven und Sklavenhalter in Nordamerika 167
Die Stadt Doerte am Douro 171
Ein Eingeborener der andamanischen Inseln 177
König Peppel, Herrscher von Bonny im Negerbella 178
Graf Gignac in St. Louis am Senegal 179
Die Expedition auf dem obern Nyanga, die Lage in das Innere von China 179
Das Emporblühen Californiens 183
Die Hawes und das offene Polarmeer 184
Thee und Theebaudel in Rußland 185
Ein Schiffbruch an der Westküste von Australien 187
Geisterklopferei in den Vereinigten Staaten 187
Eine türkische Neuerung 188
Stand der Oeffnung in Island 188
Kleine Nachrichten: Friedrich Overbäcker. — Friedrich Overbäcker über die Indianer am Peruvian Peru. — Abell Schlagintweit's Tagebücher sind gerettet. — Eine Expedi-

Digitized by Google

Seite

tion nach Spitzbergen. — Livingstone. — Japan und die europäischen Seemächte. — Die Russen im nordöstlichen Asien. — Indische Baumwolle. — Hien-fung, Kaiser von China. — Der Bulkan der Mt. Erebus. — Birmisch Cafraria. — Die Postverbindung mit der Westküste von Afrika. — Der Archipelagus der Salomons-Inseln. — Die Sträflinge in Westaustralien. — Zur Gesellschaftsstatistik in Australien. — Die Münzstätten und Münzen in den Vereinigten Staaten. — Gold und Kohlen. — Die Oelquellen in den bereinigten Staaten und Canada. — San Francisco. — Der Handel von Peru. — Walfischfang. — Ein neuer Punkt für den Sclavenhandel. — Die Ausgrabungen von cyprenischen Alterthümern. — Die russische Handels- und Schiffahrtsgesellschaft. — Odessa. — Griechenland. — Lübeck . 188—192

Nr. 7.

Die Länder am Senegal und ihre Eroberung durch die Franzosen 193

Thessalonich in Macedonien 205

Ein Winter in St. Petersburg 208

Hermann Allmers über die Marschen der Weser und Elbe. II. 214

Ein Bild aus den Llanos in Venezuela 218

Ein blutiges Drama in der Südsee 219

Die Chinesen in ihrer bürgerlichen Stellung in den Europäern 220

Die chinesische Stadt Tsche fu in der Provinz Schan tung . 221

Ein neuer Gott in Indien 222

Kleine Nachrichten: Die angebliche Wasserverbindung zwischen dem Schwarzen Meere und dem Caspischen See. — Eisenbahnen in Indien. — Australien. — Der unterseeische Telegraph von Malta nach Alexandria. — Die Telegraphenverbindung zwischen den beiden Weltmeeren. — Zeitbestimmung von Neu-Yorck aus berechnet. — Meeresströmungen. — Westküste von Afrika. — Der Zobel. — Fischerei im Rothen Meere. — Bergbau in Preußen. — Petroleum haltende Bevölkerung in Preußen. — Aus Japan. — Kopf und Knopf . . . . . 223—224

Nr. 8.

Ein Besuch in Rio de Janeiro 225

Schilderungen aus den La Plata-Staaten 233

Die Prairiethiere in Nordamerika 240

Die Perlenfischerei bei den Dahlak-Inseln in dem Rothen Meere 241

Die Ostseeinbuchtungen auf Neu-Seeland 244

Bauern im badischen Schwarzwalde 243

Die Marschbewohner an Weser und Elbe 245

Ein Indianer und Indianerinnen am Rio Colorado 246

Ein Brief Livingstone's 247

Die Reise des Doctor Peney auf dem obern Nil 247

Torrel's Expedition nach Spitzbergen 249

Eine Belagerung des Pascha's Demawend in Persien . . . 260

Kleine Nachrichten: Doctor Peney am obern Nil gestorben. — Die Nieger-Expedition. — Das Innere der grossen Landschaft Guyana. — Eine Expedition nach Cuzco. — J. M. Stuart, der australische Entdeckungsreisende. — Noch mehr Gold in Amerika. — Das Erdbeben in Mendoza. — Die Oelquellen im westlichen Pennsylvanien. — Maisconsum in der Stadt Neu-Yorck. — Armuth in England. — Volkszunahme in Canada. — Australien. — Die Anzahl der Erdbewohner. — Der Polverlust in England. — Paraguay. — Ein Nachtritt aus Afrika. — Westküste von Afrika. — Die englischen Antillen. — Die Tauber in Cincinnati und die freien Farbigen. — Heiligenfest in Peru. — José Maria el Matterro. — Der Nachkomme des großen Negus. — Eine tamulische Dynastie. — Anarchie im westlichen China. — Der Gorilla und Hanno's Seereise jenseit der Säulen des Herkules. — Alterthümer in Kleinasien . . . . . 252—256

Nr. 9.

Gefangenschaft und Abenteuer bei den Patagoniern. I. . . 257

Die Ueberwehner Auffeilens 267

Die Playa von Granada. Von Julius Fröbel. 271

Ein Besuch in der Oroste von Antiparos 272

Anschauungsbilder einer Polreise in der Wüste 275

Der Ausbruch des Vesuv 276

Die constitutionelle Verfassung des Königreichs Tunis . . 278

Seite

Frauentrachten im Elsaß 279

Zwei Bauwerke in Portugal 282

Ein Schiffskanal durch die Landenge von Darien 283

Kleine Nachrichten: Reisen in Afrika. — Karl Andree's. — Bienthaarige Bewohner im Atlasgebirge. — Ausbeute der schwedischen Expedition nach Spitzbergen. — Seefahrten der Japaner. — Der neue Kaiser von China. — Der König von Burma. — Eine Steinwarte auf dem Berge Ararat. — Ein Winter in Texas. — Pfahlbauten in der Schweiz. — Die Oelquellen in Nordamerika. — Die Goldgruben in Neu-Schottland. — Bevölkerunge von Belgien und der Hauptstadt Brüssel. — Telegraphen- und Eisenbahnlängen auf der Erde. — Der Weinbau in Algerien. — Eine Zigeunerkönigin. — Die Neger und Weißen in Nordamerika. — Nordamerikanische Complimente. — Tyrannei der Missionäre in der Südsee. — Missionäre der den Zulukaffern. — Aus dem Pentschab in Ober-Indien. — Strafe für einen Verbrecher in China. — Zur Sittengeschichte Italiens. — Die geographische Verbreitung des Schneehasen. — Ein Urwald in Victoria, Südaustralien . . . . . 283—288

Nr. 10.

Gefangenschaft und Abenteuer bei den Patagoniern. II. . . 289

Die nordamerikanischen Verhältnisse. Von Karl Andree. Erster Artikel 298

Volksleben in Neapel. I. 302

Kapitän Richard Burton bei den Mormonen in der Stadt am Großen Salzsee 310

Schlangenbeschwörer in Marokko 313

Unsere schwarzen Brüder 314

Ein Wald auf den antarktischen Inseln 316

Die Forschungsreise von Burke und Wills in Australien von Melbourne im Süden bis nach dem Carpentarisbusen im Norden 318

Kleine Nachrichten: Die australische Colonie Victoria auf der Londoner Ausstellung von 1862. — Erzeugnisse der Mawmbalenten Staaten in Nordamerika. — Eine Abhandlung aus dem Leben des Negers. — Tschaktaw-Gesetzleser in Neu-Südwales. — Das Schloß Pemba de Cintra und das Schloß von Guimaraens in Portugal 318—320

Nr. 11.

Volksleben in Neapel. II. 321

Die nordamerikanischen Verhältnisse. Von Karl Andree. Zweiter Artikel 332

Sir James Brooke, Rajscha von Sarawak, und die Seeräuber im indischen Archipelagus. I. 335

Die australische Expedition von Burke und Wills 340

Aus Central Perberei's Reisen in Aegypten, im Sudan und Centralafrika 344

Das Münster in Straßburg 347

Kleine Nachrichten: Die Expedition des Herrn von Heuglin. — Baron Karl von der Decken und der Schneeberg Kilimandscharo im östlichen Aequatorial-Afrika. — Die Andamanen. — Australien. — Die südaustralische Forschungsexpedition unter M'Kinlay . . . . 349—352

Nr. 12.

Eine Eisfahrt durch den Sankasus 354

Die nordamerikanischen Verhältnisse. Von Karl Andree. Dritter Artikel 360

Sir James Brooke, Rajscha von Sarawak, und die Seeräuber im indischen Archipelagus. II. 364

Im brasilianischen Urwalde 367

Die Probleme am obern Nil. Das Land Kassa und der Godschob. Debono's Fahrt auf dem Sobat. Brun Rollet in Bellenia und Gondokoro 372

Am Rothen Meer und im östlichen Sudan 376

Ein Blick auf Madagaskar 380

Reisen in Portugal 381

Kleine Nachrichten: Gregory's Reise in Westaustralien. — Reisen in Afrika. — Der Urtheil der Sclavenverschiffung über See. — Eine Eigenthümlichkeit bei den Frauen in Tibet. — Robert Fortune. — Auf der Insel Aboland. — Räuber in den Gebirgen von Neugriechland. — Der russische Telegraph nach Sibirien. — Steinkohlenhandel Englands im Jahre 1861 . . . . . 383—384

Digitized by Google

Verzeichniß der Illustrationen.

Zu Nr. 1.

Seite

Indianische Gerichtssitzung . . . 1
Grass Valley in Californien . . . 2
Ein Claim in den californischen Goldgegenden . . . 4
Die Riesenceder in Californien . . . 5
Eine Schlucht im Wahsatsch-Gebirge . . . 8
Ein Jäger in Californien . . . 9
Der Gefangene am Kriegspfahl . . . 12
Der Murraystrom bei Hochwasser . . . 13
Ein australischer Squatter . . . 15
Schwarze am obern Senegal . . . 19
Fischer auf dem Senegal . . . 20
Die Felu-Wasserfälle im Senegal . . . 21
Springfluth bei Ruñsque . . . 24
Das Kapitelhaus zu Thomar . . . 25
Die Beichte auf dem Athos . . . 28
Russische und Chinesische Gränzsäulen in Ostasien . . . 29

Zu Nr. 2.

Das Thor Schah-Abdulazim's in Teheran . . . 33
Vorstadt von Teheran . . . 36
In einem Hofraume in Teheran . . . 37
Persische Physiognomien . . . 40
Persien . . . 41
Perserinnen im Frauengemach . . . 42
Du Chaillu bei den Fan's . . . 44
Ndiayi, König der Fan-Kannibalen . . . 45
Der Gorilla . . . 48
Marktplatz in Suez . . . 53
Portal der Kirche des Kapitelhauses zu Thomar in Portugal. 56
Fenster im Kapitelhause zu Thomar in Portugal . . . 57
Ein Schiff im Polareise . . . 60

Zu Nr. 3.

Norwegische Bauerntrachten am Hardanger Fjord . . . 65
Krageröe . . . 66
Karl der Fünfzehnte als Kronprinz . . . 67
In Christiansand . . . 68
Das Krankenhaus in Christiansand . . . 68
Norwegisches Karriol . . . 69
Stadtwehr in Stavanger . . . 70
Ein Abkömmling der altnordischen Seekönige . . . 70
Frauen von Rosendal . . . 70
Zu Ullersvang, am Bord des Vidar . . . 71
Fischmarkt in Bergen . . . 72
Norwegische Gebirgspfade . . . 73
Ein Weg im Gebirge . . . 74
Im Fjord von Framnäs . . . 75
Kirche von Vangsnäs . . . 76
Eine Ansiedelung auf Neu-Caledonien . . . 77
Port de France auf Neu-Caledonien . . . 80
Eingeborene auf Neu-Caledonien . . . 81
Jagd auf Kängeru's . . . 84
Jagd auf den Leierschwanz . . . 85
Der Leierschwanz . . . 86
Kartenskizze von Afrika . . . 88

Zu Nr. 4.

Fjord von Vehlungsnaeset . . . 97
Marie aus Opthun . . . 98
Wasserfall bei Opthun . . . 99
Die Horuntinderne . . . 100
Die Kirche in Lomb . . . 101
Knabe und Mädchen in Lauergaard . . . 102
Mädchen in Christiansund . . . 103
In Romsdalen . . . 104
Im Lager bei Sjordalen . . . 105
Norwegische Schützen . . . 106
Hafen von Pernambuco . . . 111
Ein Marabu in Adrar . . . 117
Ein Trarza-Maure mit seiner Frau . . . 118
Almamy Umar . . . 120

Zu Nr. 5.

Tanz der Neger zu Esseribe bei Tripolis . . . 129
Tripolis, von der Nordseite gesehen . . . 130
Citadelle von Tripolis . . . 131
Tripolis, von der Landseite her gesehen . . . 132
Die Tadschura-Moschee . . . 133
Das Innere eines Hauses in Tripolis . . . 134
Die Konsulatstraße . . . 135
Nomadenzelt der Ben Ulid . . . 136
Tripolis . . . 137
Tripolitanische Gärtner . . . 138
Bewässerungsbrunnen . . . 139
Mongkut, König von Siam . . . 141
Ein Siamesischer Prinz . . . 142
Ein Siamesischer Mandarin . . . 143
Tempel mit den Graburnen der Könige von Siam . . . 144

Zu Nr. 6.

Eine tungusische Zauberfrau . . . 161
Eilbote und Fuhrwesen in Sibirien . . . 162
Der Bazar von Nertschinsk . . . 163
Ein Sommerdorf der Jakuten . . . 164
Ein Jakut auf dem Schlitten . . . 165
Jurten der Tungusen . . . 165
Das sibirische Argali . . . 166
Rua nova dos Inglezes in Oporto . . . 171
Fischhändler in Oporto . . . 172
Eine Gruppe von Portugiesen . . . 173
Börse in Oporto . . . 174
Oporto am Douro . . . 176
Ein Urbewohner der andamanischen Inseln . . . 177
Signare und Negerin zu St. Louis am Senegal . . . 180
Signare und Dienerinnen . . . 181

Zu Nr. 7.

Ein Hofraum in Gorée . . . 193
Baobab, Adansonia digitata . . . 194
Ein Lager der Mauren am Senegal . . . 195
Marktplatz in Gorée . . . 196
Häuptling der Walofs . . . 197
Fort Lampsar am Senegal . . . 198
Karte von Senegambien . . . 199
Walofs und Peuls am untern Senegal . . . 200
Schutz gegen die Mücken am untern Senegal . . . 201
St. Louis am Senegal . . . 204
Ein Jude in Thessalonich . . . 205
Eine Jüdin in Thessalonich . . . 206
Moschee in Thessalonich . . . 207

Digitized by Google

Seite

Schlitten in St. Petersburg 208
Eistransport in St. Petersburg 209
Ein Trakteur in St. Petersburg 210
Vor einem Badhause am Samstage 211
Jordann (Wasserseguung) in St. Petersburg 212

Zu Nr. 8.

Musik am Bord des Dampfers 225
Der Zuckerhut 226
Negerinnen 227
Weiß gekleidet 227
Eine Frau von Stand in Rio 228
Ein Palast-Schlüssel 228
Schwarze Träger 229
Soldaten der Nationalgarde 229
Negerinnen 230
Ein Dienstmann 230
Schwarzer Dienstmann 231
Stutzer 231
Eine Versteigerung 232
Schwarz gekleidet 232
Lastträger 232
Der Chasquis 234
Idarra's Schlachtopfer 236
Ein schwarzer Jaguar überfällt eine Indianerfamilie 237
Jaguar 239
Landleute im badischen Oberlande 244
Indianer und Indianerinnen am Rio Colorado 248
Der Temavend in Persien 251

Zu Nr. 9.

Ein Reisender in den Pampas 257
Ein Mazeppa-Ritt 259
Patagonische Lagerstätte 260
Unter den Poya-schen 261
Kampf mit hungrigen Hunden 263
Jagd auf Strauße und Guanacos 264
Das Tschoeka-Spiel 265
Karte: Die Pampas von Buenos Ayres und Patagonien 266
Lagerstätte südaustralischer Eingeborner 268
Australier aus der Kolonie Victoria, Südost-Australien 269
Ein Besuch in der Grotte von Antiparos 273
Grotte von Antiparos 274
Frauentrachten im Elsaß 280
Die Kirche unserer lieben Frau vom Oelzweig in Guimaraens 281
Schloßthor von Penha da Cintra 282
Waldlandschaft in Victoria, Süd-Australien 285

Zu Nr. 10.

Ein festliches Wettrennen der Patagonier 291
Tanz der Patagonier 292
Pferdsopfer 293
Der Nandu, südamerikanische Strauß 295
Patagonisches Begräbniß 296
Die Flucht des Gefangenen 297
Maccaronieverkäufer in Neapel 304
Melonenverkäufer in Neapel 305

Seite

Gemüseverkäufer in Neapel 306
Bettlerinnen in der Toletostraße, Neapel 307
Ein Corricolo in Neapel 308
Wasserverkäufer 309
Bäuerin 309
Obst- und Essigsäudler 309
Assawa, Schlangenbeschwörer in Marokko 313
Waldregion auf Groß Andaman 317
Das königliche Schloß zu Cintra in Portugal 318
Das alte Schloß in Guimaraens, Portugal 320

Zu Nr. 11.

Der Schreiber für das Volk 321
Das Morraspiel 322
Wasserkarren 323
Tarantella 324
Kleidertrachten bei Neapel 325
Ein Bürger aus der alten Zeit 326
Ein Abbate 326
Neapolitanische Magd 327
Hausmädchen 327
Bettelmönche 328
Leichenbegängniß 329
Siesta der Lazaroni 331
Sir James Brooke 336
Radscha Brooke's Wohnhaus auf Borneo 337
Ein Krieger der Dayaks 339
Eine Ansiedelung in Südaustralien 341
Leiche eines Reisenden in Australien 343
In Straßburg 347
Erwin von Steinbach's Denkmal 348
Das Münster in Straßburg 349
Theodor von Hanglin 350
Angriff der Arkamanesen auf einen Dampfer 352

Zu Nr. 12.

Festung Ananur am Aragwi im Kaukasus 353
Tschertewata Dalina, Teufelsthal, im Kaukasus 355
Der Dariel-Engpaß im Kaukasus 356
Eine Tschigaitenfa in der kaukasischen Steppe 357
Sion und Trieste im Kaukasus 358
Abrahm Lincoln, Präsident der nördlichen Union 361
Die Surukuhu-Schlange 367
Im Urwald 368
Auf dem Saguassu in Brasilien 369
Wie man im Urwalde Skizzen zeichnet 370
Wie man Skizzen zeichnet 371
Stechmücken 371
Bellenia, im Barylande, unweit vom obern Weißen Nil 372
Aegyptische Niederlassung im Dar Fologl 373
Gegend im Lande der Schekuks am Sobat 375
Uebergang über den Atbara 377
Kassala 378
Kosseir 379
Suakin 379
Dschidda 380
Portal der Marienkirche in Belem 382
Der Thurm von Belem bei Lissabon 383

Digitized by Google

Vor zehn Jahren in Californien und Oregon.

Die früheren Tage Californiens. — Die nordamerikaniſchen Abenteurer. — Fremont. — Gold und Goldgräber. — Leben und Treiben in San Francisco. — Ein Claim. — Die Rieſenbäume. — Ein Patriarch im Napathale. — Ein Ausflug nach Oregon. — Der Lachsfang. — Die Wurzelgräber. — Ausflüge nach Oſten. — Am Kriegspfahl unter den Yutah-Indianern. — Aus einem Tagebuche. —

Californien ſpielt eine große Rolle in der Welt, nicht nur weil es jährlich zwiſchen vierzig und fünfzig Millionen Dollars Gold in den Handel liefert, ſondern weil es durch ſeine Weltlage und den Reichthum ſeiner Hülfsquellen den Kern eines großen Reiches am Stillen Weltmeere bilden wird. Wie hat ſich dort Alles binnen einem Jahrzehnt geändert! Seit dreihundert Jahren kennt man dieſe Geſtade, vor kaum einem Jahrhundert ließen ſich die erſten weißen Anſiedler dort nieder; Spanien ſandte Miſſionäre und Soldaten, um die Glaubensboten zu ſchützen. Aber eine thätige bürgerliche Bevölkerung fehlte; auch als das Land ein Gebiet des mexikaniſchen Staatenbundes wurde, kam kein Schwung hinein, und was die Creolen etwa an Kraft beſaßen, das vergeudeten ſie in Aufſtänden und in politiſchem Ränkeſpiel.

Vor etwa dreißig Jahren munterte die mexikaniſche Regierung zur Einwanderung nach Californien auf, und bald kamen nordamerikaniſche Abenteurer, namentlich Gebirgsjäger und Biberfänger von Oſten her; aber ſie wurden von den Creolen als ſtörende Eindringlinge betrachtet. Auch die mexikaniſche Regierung hätte gern jene Aufforderung zurückgenommen; denn Californien zählte nur etwa ſechstauſend weiße Einwohner neben ſechsmal ſo viel Indianern, und die amerikaniſchen Bärenſchützen hatten angefangen, ſich in die inneren Zwiſtigkeiten zu miſchen und für Californiens Unabhängigkeit gegen Mexiko zu kämpfen. Dieſe erſten Bahnbrecher und Schanzgräber zogen viele andere nach ſich; ſie benahmen ſich eben ſo barſch und hochfahrend wie ihre von der See herkommenden Landsleute, die Walfiſchfahrer, welche die Häfen beſuchten, weil dieſe ſichere Zuflucht und Erfriſchungspunkte darboten. Die Abſperrung vom großen Verkehr war von nun an ganz unmöglich; ein Geſetz, welches allen Ausländern Zulaß verbot, wurde von dieſen nicht beachtet; ſie blieben und kamen in wachſender Anzahl, und

Indianiſche Gerichtsſitzung.

Digitized by Google

siedelten sich auf fruchtbaren Strecken in dem menschenarmen Land an. Der Gouverneur in Monterey ließ einmal nahe an hundert Engländer und Nordamerikaner verhaften und in Eisen legen; aber dadurch schreckte er die kühnen Abenteurer nicht ab, sondern erbitterte sie im höchsten Grade. Der Seehandel kam mehr und mehr in die Hände der unternehmenden Fremden, amerikanische Kriegsfahrzeuge waren seit 1842 alljährlich in den californischen Häfen erschienen; von da an wurde auch der Zug über die Felsengebirge und die Sierra Nevada immer stärker, und 1846 erschien der berühmte Reisende J. C. Fremont. Der Gouverneur wollte ihn und seine sechzig Gefährten ausweisen, aber als Antwort wurde die nordamerikanische Flagge aufgezogen und die Erklärung gegeben, daß man Widerstand leisten werde. Er sagte den Creolen den Krieg an, erklärte Californien für unabhängig und zog jetzt eine mit dem Bilde des grauen Bären geschmückte Flagge auf. Nach wenigen Monaten hatte eine Hand voll kräftiger Männer eines der schönsten Länder der Welt erobert, und im Februar 1848 trat Mexiko, im Frieden von Guadelupe Hidalgo, Californien an die nordamerikanische Union ab.

Nun waren der so fruchtbare Boden, die üppigen Weidegründe und die bewaldeten Berge im ruhigen Besitze der Eingewanderten, deren Zahl sich damals schon auf etwa fünfzehntausend belief. Aber Californien lag „am Ende der Welt," und würde, bei gewöhnlichem Verlauf der Dinge, sich nur langsam entwickelt haben. Da entdeckte, gleich nach dem Abschlusse des Friedens, ein Mormone, bei dem Ausbessern eines Mühlgrabens, Gold. Bald ergab sich, daß die Nachhaltigkeit der Schätze keinen Zweifel unterlag; in allen fünf Erdtheilen bewältigte sich vieler Menschen eine fieberhafte Bewegung, und es begann eine ungeheure Völkerwanderung. Binnen drei Jahren waren mehr als dreimalhunderttausend Menschen nach dem neuen Dorado geströmt; Viele kamen von der Westküste Amerika's, aus China und Australien; Andere umschifften das Kap Horn; wieder Andere gingen über die Landenge von Panama; Tausende zogen vom Missouri aus über die weiten Prairieflächen, die Felsengebirge, durch das Mormonengebiet und über die Sierra Nevada; Alle waren Goldgräber, Alle wollten binnen kurzer Zeit reich werden.

Wer damals europamüde war, sich aus irgend einem Grunde nach der neuen Welt sehnte, und nicht den Pflug zur Hand nehmen mochte, rief: Wohlauf, nach Californien! Jeder Dampfer brachte von Panama nach San Francisco

Grass-Valley in Californien.

Leute, denen es nach Geld und Abenteuern dürstete, zumeist Männer im kräftigsten Alter. Viele sind gestorben und verdorben, Manche reich geworden, wieder Andere leben längst als friedliche Ackerbauer. Ein nicht geringer Theil ist auch, amerikamüde, wieder nach Europa heimgekehrt, je nach Umständen in mehr oder weniger guten Verhältnissen. Es ist erklärlich, daß sie gern von „jenen Tagen" erzählen, die reich an Aufregungen und Hoffnungen, Wünschen und Entbehrungen waren. Die Schicksale Vieler haben sich seltsam genug gestaltet.

Ein Offizier, der in Algerien unter den Spahis gedient, war afrikamüde und wollte Gold graben. Zu Ende des Jahres 1850 langte er in Californien an. Er war mit einigen anderen Abenteurern bekannt geworden, deren einer eine angeblich ganz ausgezeichnete Maschine zum

Goldwaschen erfunden hatte. Vier Männer bildeten eine Genossenschaft, die gemeinsam arbeiten und den Ertrag theilen wollte. So kamen sie nach San Francisco, das damals noch in seinen ersten Anfängen war. Seitdem hat es sich bekanntlich zur Königin unter den Städten an der Westküste Amerika's emporgeschwungen, trotz eines Dutzend verheerender Feuersbrünste, trotz Mord und Todtschlag, Gelt- und Geschäftskrisen, Raubholden und Handwerkspolitikern, und trotz des bösen Gesindels, welches von allen Strichen der Windrose dort zusammenströmte. San Francisco glich damals weit mehr dem Krater eines Feuerberges, in dem allerlei vulkanische Elemente durcheinander brodelt, als der Wiege, aus welcher ein großer Staat hervorgehen soll. Aber das Leben war ungemein bunt und höchst eigenthümlich.

Als ich, erzählt der Offizier, durch die Straßen schlenderte, kam ich an ein weitläufiges Gebäude mit einem großen Schilde, auf welchem ich die Worte: „California Exchange" las. Ist das eine Börse oder die Bude eines Geldwechslers? fragte ich mich. Die Menschen drängten sich in den Sälen und ich trat hinein, um zu beobachten. Da wurde gegessen und getrunken, man las und rauchte. Ich nahm an einem gedeckten Tische Platz, um zu essen, und man brachte mir gebackten Lachs, trefflichen Bärenbraten, Butter und Chesterkäse. Als ich fragte, was meine Zeche betrage, bekam ich zur Antwort: „Kostet nichts!" Dieses „No charge" befremdete mich. War ich denn in ein Schlaraffenland gerathen, wo die Wirthsleute von den Gästen kein Geld nehmen? Aber ich sah doch, daß von anderen Leuten Zahlung angenommen wurde; in Bezug auf meine Person mußte also wohl ein ganz besonderer Umstand obwalten, der mir aber noch nicht klar war. Ich nahm Platz in einem Lehnsessel und las in einer Zeitung; da kam ein Cigarrenverkäufer und bot mir von seiner Waare an. Ich forderte einen Glimmstengel und reichte dem Hausirer einen Dollar. Er nahm rasch noch drei Cigarren, wickelte sie in ein Papier, sprach: „All right" und ging fort. Das Stück kostete also zehn Silbergroschen und es war mindestens zweifelhaft, ob das Deckblatt dieser Upmanns nicht etwa in der Gegend von Mannheim am Neckar gewachsen sei! Wundervolles Land, dachte ich, der Wirth nimmt nichts und der Cigarrenhändler zieht dir das Fell über die Ohren. Am Abend erhielt ich den Schlüssel zum Räthsel; in jener „Börse" zahlte man nichts für das Essen, sondern mir für das Trinken; jenes bekam man mit in den Kauf. Am Abend ging ich noch einmal hinein, trank zwei Glas Cognac mit Wasser und gab dafür einen halben Dollar.

San Francisco war überhaupt ein theures Pflaster und wir machten, daß wir fortkamen; es zog uns nach den Goldfeldern. Bald saßen wir an Bord eines nach San Sacramento bestimmten Dampfers. Es war eine herrliche Fahrt; wir flogen über die glatte Meeresbucht rasch dahin und erfreueten uns an der schönen Landschaft. Bei der Einfahrt in den Strom (den San Sacramento) lag uns eine englische Brigg im Wege und unser Capitain rief sie an. Die Antwort lautete: „Ich sitze auf dem Grunde fest; im andern Fahrwasser ist eine Sandbank!" Unser Dampfer kehrte sich nicht daran; der Capitain sagte, er wolle hindurch, wenn es sein müßte, über den Engländer hinweg. Und in der That, er kam hindurch. Erst fuhr er eine kleine Strecke weit zurück, ließ stark heizen, spannte den Dampf so viel als möglich an und raste fort, an der Brigg vorüber, von welcher wir ein nicht unbeträchtliches Stück der Steuerbordseite losrissen. Der Engländer fluchte, der Yankee wetterte auch, beim Anprallen waren ein paar Dutzend unserer Fahrgäste auf Nase oder Rücken gefallen, aber was machte das aus, wir kamen nach San Sacramento!

Dort kauften wir einen Wagen und Maulthiere, luden unsere Wundermaschine und alle übrigen Habseligkeiten darauf und zogen nach dem Grasthale, Grase Valley, um auf irgend einem „Placer" unser Glück zu versuchen, nach Gold zu „diggen". Die Gegend, welche wir durchzogen, war noch nicht angebaut, nur in weiten Zwischenräumen sahen wir dann und wann eine einsame Wohnung. Unser Nachtlager hatten wir natürlich unter freiem Himmel, gaben aber wohl Acht, daß wir nicht etwa übernumpelt würden. Denn in den Blättern von San Francisco hatten wir gelesen, daß bösartige Landstreicher umherschwärmten, die es zweimäßig fanden, nicht selber nach Gold zu graben, sondern Reisenden dasselbe abzunehmen. Indessen war uns das Glück hold und wir gelangten unangefochten in die Nähe des Dorfes Rough and Ready, in demselben Thale, wo Nevada City steht. Dort sahen wir prächtige Placeres im Hintergrunde einer Schlucht, die aufsah, als wäre dies Gestein durch einen Ozean durch und über einander geworfen worden. Viele Bäume waren gebrochen oder umgehauen; die „Digger" hieben mit ihren Spitzärten in den Boden, andere wuschen Gold aus dem Sande. In der Umgegend fanden wir Zelte und Hütten aller Art. Zwei Tage später waren wir im Grasthale, um dort wo möglich Millionäre zu werden. Als wir unsere Maschine auspackten, strömten viele Neugierige herbei; sie hatten dergleichen noch nicht gesehen. Von San Francisco aus waren wir an einige Schweizer empfohlen worden, die sich sehr freundlich benahmen und uns den großen Placér zeigten, wo wir einen „Claim" zu nehmen gedachten.

Schon damals hatte sich in Bezug auf Besitzthiel durch die Praxis ein Gewohnheitsrecht ausgebildet, das einige Zeit nachher von der Staatsgesetzgebung ausdrückliche Genehmigung erhielt. Das Recht, irgendwo nach Gold zu graben, zu diggen oder zu waschen, und dafür eine gewisse Stelle in Besitz zu nehmen, heißt ein Claim, ein Anspruch. Bei den „Miners", welche bergmännisch verfahren, gilt als Herkommen, daß ein Einzelner von einer Quarzader nicht mehr als einhundert Fuß Raum in die Länge claimen kann, und die Sache nahm folgenden Verlauf. Ein Mann findet eine goldhaltige Quarzader. Sobald das bekannt geworden, kommen noch andere Miners, stecken sich jeder eine Front von hundert Fuß ab und gehen ohne Weiteres an die Arbeit. Dem ersten Entdecker wird eine Extrafront von weiteren hundert Fuß zugesprochen und diese bildet seine Belohnung für den Fund. Sämmtliche Antheile werden abgemarkt, alle Miners, welche an derselben Fundstätte arbeiten, wählen einen Recorder und dieser verfaßt eine Urkunde, in welcher sämmtliche Claims verzeichnet sind. Sie wird beim Counthschreiber als Beweisdocument hinterlegt. Jeder kann seinen Claim nach Belieben verkaufen.

Wir fanden in unserer Gegend große Thätigkeit. Nach langer Wanderung waren wir matt und müde, lagen indeß recht gemächlich in unserm Zelte. Aber gleich in der zweiten Nacht brach ein fürchterliches Gewitter los, das in dem Thal entsetzlich rollte und grollte. Zum Glück hielten die Seile unseres Zeltes, aber der in Strömen herabfallende Regen drang durch bis auf die Haut. Nachdem wir jeder einen Claim von zehn Fuß in's Gevierte in Angriff genommen und eine Menge goldhaltigen Sandes zusammengebracht hatten, probirten wir unsere Maschine. Aber sie nützte uns nichts, und obendrein waren wir beim Einkaufe des Quecksilbers betrogen worden; es zeigte sich nämlich, daß man uns verfälschtes gegeben hatte. Nun war freilich das Mißver-

Digitized by Google

gnügen groß; wir hatten auf diese Maschine alle unsere Hoffnungen gesetzt und diese waren zu Wasser geworden. Unsere Genossenschaft hatte fortan keinen Zweck mehr; wir lösten sie auf, theilten den Rest unserer Habe und jeder versuchte sein Glück auf eigene Faust. Ich blieb noch einige Zeit in Grafs Valley und machte von dort Ausflüge; meine Freunde kehrten nach San Francisco zurück. Einer derselben ging nach Benicia und von dort in das nahe gelegene Napathal, das in die San Pablobucht mündet. In diesem Garten Californiens, der damals erst besiedelt wurde, bauete er sich an. Als er an den Eingang kam, fand er das Land weit und breit mit wildem Hafer bedeckt; mitten hindurch floß der Napabach, der für kleinere Schiffe Wassertiefe genug hat und bis zum neuen Dorfe Napa schiffbar war. Dort lag ein Fahrzeug, das ein Landmann in San Francisco, wo es als untauglich befunden war, gekauft und hierher gebracht hatte, um es als Wohnung zu benutzen. Es befand sich dicht am Ufer und diente zugleich als Waarenlager.

Weiter aufwärts war das Thal von Hügeln eingeengt, die bis zum Gipfel hinauf mit Bäumen bestanden sind. Das Ganze glich weit und breit einem herrlichen Park, in welchem gewaltige, zum Theil immergrüne Eichen theils zerstreut umherstehen, theils dicht bei einander in Gruppen sich erheben. Aber sie verschwinden und nehmen sich aus wie Zwerge neben den Riesen der Pflanzenwelt, den zapfentragenden Bäumen, welche nirgends in der Welt ihres Gleichen haben. Als mein Freund zum ersten Male die gewaltige Ceder sah, welche die Spanier Palo colorado und die Nordamerikaner Red wood nennen (Taxodium giganteum), war er vor Erstaunen außer sich. Dieser schöne Baum ist der Küstenregion eigen und geht nicht weit in's innere Land; man hat einzelne gefällt, deren Höhe etwa dreihundert Fuß betrug. Noch riesenhafter sind freilich die berühmten Lamberts- oder Zuckerfichten, die ich in der Sierra Nevada gesehen habe, und die Wellingtonia gigantea, die von den Nordamerikanern als Mammuth-Washingtonbaum bezeichnet wird. Sie hat ihre rechte Heimath mitten in der Goldregion am Mokelumne und Calaveras, und manche Bäume können, den Jahresringen nach zu urtheilen, nicht unter neunzehnhundert Jahre alt sein. Sie haben 92 bis 96 Fuß im Umkreise. Als ein von der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesandter Botaniker eine solche Wellingtonia fällen wollte, mußte er den Baum zuerst mit Brunnenbohrern durchlöchern lassen, und fünf

Ein Claim in den californischen Goldregenden.

Leute waren volle zweiundzwanzig Tage beschäftigt, um den Stamm vom Stumpfe zu trennen. Aber noch immer stand jener fest in vollem Gleichgewichte, und die fünf Arbeiter hatten wieder zwei Tage lang vollauf zu thun, um von allen Seiten her Keile einzutreiben; dann erst gelang es, ihn umzustürzen. Das Fällen dieses einzigen Baumes verursachte sechsthalbhundert Dollars Kosten. In der Nähe lag ein noch weit größerer Stamm, der vor etwa einem halben Jahrhundert durch einen Zufall umgestürzt sein mochte. Er ist, als er noch aufrecht stand, mindestens fünfthalbhundert Fuß hoch gewesen; am Boden mißt er 110 Fuß im Umfange und hat 36 Fuß Durchmesser; seine Borke ist an manchen Stellen 15 Fuß dick. Theile derselben sind später in den Gewerbeausstellungen zu New-York und London gezeigt worden. Er liegt in einem dichten Walde, von Lam-

Die Riesenceder in Californien.

Digitized by Google

bertöffichten und Pechtannen umgeben. Solcher Riesenbäume sind im Ganzen nur etwa einhundert Stück vorhanden; sie stehen da als Glieder, welche unsere Tage mit einer uralten Vergangenheit verknüpfen.

In jenem Thale traf mein Freund den berühmten Patriarchen Yaunt. Dieser merkwürdige Mann war so recht das Urbild eines Kriegers, Biberfängers, Bärenjägers und Pioniers, ein Bahnbrecher für die Einwanderung in Californien, und damals schon hoch bei Jahren. Er hatte 1812 unter Jackson die Schlacht bei Neu-Orleans mitgemacht, später in Florida gegen die Seminolen gefochten, welche ihn gefangen nahmen und an den Kriegspfahl banden, um ihn zu verbrennen. Nur durch ein Wunder wurde er gerettet. Dann wurde er Trapper und zog in den weiten Westen, immer weiter der untergehenden Sonne zu, bis er an Gestade des Großen Weltmeeres anlangte. Er durchstreifte Californien und Oregon, bauete sich einen großen Nachen, schiffte an den Küsten umher und stellte den werthvollen Seeottern nach. So kam er auch durch die Golfeue Pforte in die große, prächtig gegliederte Bucht von San Francisco, welche damals noch öde war, und besuchte das kleine Dorf Yerba buena, an dessen Stelle sich nun die betriebsame Welthandelsstadt erhebt. Von dort steuerte er in die San Pablobucht, in welche, wie schon bemerkt, der Napafluß mündet, und fuhr den letztern hinauf. Das Wunderschöne Thal behagte ihm sehr; es war nur von Cayuas-Indianern bewohnt, und bei diesen bauete Yaunt sich eine Hütte. Während er an derselben zimmerte und dabei früherer Tage gedachte, kämmerte plötzlich eine alte Erinnerung in ihm auf, welche einen gewaltigen Eindruck auf ihn machte. Eine alte Frau hatte dem Knaben, der eben zum Jüngling heranreifte, wahrgesagt, ihm als endlichen Ruheſitz ein schönes Thal in Aussicht gestellt, und dieses mit seinen Wiesenebenen, Eichenhainen, Bergen, mit dem Flusse und selbst mit den heißen Quellen, deren das Napathal mehrere hat, genau beschrieben. Als Yaunt von den Seminolen, welche den Gefangenen zu Tode martern wollten, an den Pfahl gebunden wurde, gedachte er der Wahrsagerin und bedauerte schmerzlich, daß sie falsch prophezeit habe. Seitdem war das in Vergessenheit gerathen, trat aber nun im Napathale, wo er Alles verwirklicht fand, lebhaft vor seine Seele. Nachdem er dann die vielen Wechselfälle seines Lebens noch einmal im Geiste an sich vorübergehen ließ, sagte er sich: hier ist gut Hütten bauen, und blieb im Napathale. Aus dem Bären- und Otterfäger wurde ein friedlicher Ackerbauer und Viehzüchter. Anfangs hatte er sich freilich der Indianer zu erwehren, aber es gelang seiner Klugheit, einige Stämme zu sich herüberzuziehen, mit deren Hülfe die ihm feindseligen zu bezwingen und den blutigen Fehden ein Ende zu machen.

Vom Napathal aus unternahm mein Freund mit einigen Landsleuten eine Wanderung nach Oregen. Es handelte sich dabei um ein Unternehmen, das weit mehr Nutzen brachte als das Goldgraben. Einer von dieser Gesellschaft hatte seine Heimath an der Weser, und verstand nicht nur Lachse zu fangen, sondern auch sie zu räuchern. Geräucherte Lachs wurde damals in San Francisco mit Gold aufgewogen. Vom Meere aus ziehen nicht weniger als sechs Arten Lachse alljährlich stroman; die größten findet man im Columbia, wo sie manchmal bis zu fünfzig, im Durchschnitt aber etwa zwanzig Pfund schwer werden. Der Fisch kommt im Mai und dann wieder im Oktober und bildet ein Hauptnahrungsmittel der Indianer in jenen Gegenden; er geht vom Hauptſtrome auch in dessen Nebenflüsse, je hoch hinauf, als nur immer möglich, bis in die Nähe der Quellen, wo dann das Wasser so seicht ist, daß viele von den Indianern mit den Händen gefangen werden. Der Lachs hat eine gewaltige Muskelkraft, die es ihm möglich macht, über hohe Wasserfälle zu springen. Man wird stundenlang nicht müde, die Fische bei dieser Arbeit zu beobachten. Oft machen sie mehrere Sprünge, und zwar so, daß sie da, wo die Wasserfälle oder Stromschnellen Absätze bilden, sich zuerst und mit genauer Berechnung auf den untern Felsenabsatz schwingen und somit zu einem neuen Sprung ansetzen können; dann machen sie diesen. Manche wenden dabei solche Kraft auf, daß sie sich selber tödten, andere arbeiten so anhaltend, daß sie vor Erschöpfung nicht mehr stroman schwimmen können und vom Wasser getrieben werden. Dann werden sie eine Beute der zahlreichen Adler und Geier.

Der Lachs ist um so fetter und schmackhafter, je näher er noch dem Meer ist; im obern Laufe der Flüsse erscheint er mager und schon abgehungert. Im Columbiastrome sind jene, welche man an der Tschinuk-Spitze fängt, ohne Zweifel die delikatesten in der ganzen Welt, und nächst ihnen die bei Oregen City an den Wasserfällen des Willamette. Unsere Landsleute waren verständig genug, sich mit den Indianern in Einverständniß zu setzen, ihnen die Erlaubniß zum Lachsfang abzukaufen und sich ihrer Beihülfe zu bedienen. Denn jeder Stamm hält darauf, daß sein Fischereirecht nur von ihm allein ausgeübt werde; gegen eine Beeinträchtigung desselben würde er sich mit den Waffen erheben, und jede einzelne Familie hat ihren bestimmten Platz, ihre besondere Wasser- und Felsenstrecke, und diese bilden ihr geheiligtes Eigenthum, wie bei dem Bauer der Acker, welchen er vom Vater ererbt hat und pflügt. Was für den Indianer der Prairie der Büffel, das ist für jenen in Californien und Oregen der Lachs; dieser bildet sein Hauptnahrungsmittel, und ohne ihn müßte er verhungern, weil er sich zum Ackerbau unfähig weiß. Er ist nun einmal Fischer und Wurzelgräber.

An den Lachsfang knüpft sich bei den Indianern mancherlei Aberglaube. In den ersten Tagen des Fanges, also etwa in der Mitte des Aprilmonats, würden sie um keinen Preis in der Welt einem weißen Manne einen Fisch geben oder verkaufen, über welchen sie nicht vorher einen Kreuzschnitt gemacht und dann das Herz herausgerissen hätten. Ein sterbenskranker Mensch wird in den Wald getragen, und muß derl allein, ohne irgend welchen Beistand, sein Leben beschließen; denn wer einen todten Menschen anrührt, würde im ganzen Jahre keinen Fisch fangen können! Ein Pferd darf nicht durch die Furt gehen, an welcher man Lachse fängt; das brächte Unglück.

Auch an zarten Lachsforellen, die gewöhnlich bis zu zwei Fuß lang werden, sind die Flüsse reich, und diese Fische gerade dann am schmackhaftesten, wenn der eigentliche Lachs mager ist und nicht gefangen wird. Oregen ist überhaupt das fischreichste Land der Welt, denn auch Häringe, Sardinen, Störe, Stockfische, Karpfen, Aalen, Lampreten und Aale kommen in ganz ungeheurer Menge vor.

Während ein Theil unserer Landsleute eine ganze Ladung geräucherter Lachse nach San Francisco brachte und mit großem Vortheil verkaufte, zogen die übrigen mit den Indianern im Land umher, um Beeren und Wurzeln zu sammeln. Dabei spielten auch die Frauen eine Rolle. Es ist Thatsache, daß sie bei den wilden Völkern um so mehr gelten, je mehr sie ihrerseits dazu beitragen, Nahrungsmittel herbeizuschaffen. Bei den Jägernomaden nehmen sie deshalb eine sehr untergeordnete Stellung ein; bei den Fischernomaden, die in Oregen zugleich Wurzelgräber sind, haben sie ein Wort mitzureden.

Nach der Zeit des Fischfanges gehen die einzelnen Familien erst in die Berge, wo sie die zum Theil sehr wohl-

Digitized by Google

schmeckenden Beeren sammeln. Dann ziehen sie weiter und graben nach mehlhaltigen Wurzelknollen, welche sie zerstoßen und trocknen. Diese bilden ihr Brot. Es ist mir ein Räthsel geblieben, weshalb man bis auf den heutigen Tag noch keinen Versuch gemacht hat, irgend eine der vielen eßbaren Wurzeln, welche im nördlichen Californien und Oregon in unglaublicher Menge wachsen, bei uns in Europa einheimisch zu machen! Wir wissen Alle, von welcher Wichtigkeit die Kartoffel gewesen ist, und man darf wohl annehmen, daß unter jenen oregonischen Wurzelknollen manche den Anbau bei uns verlohnen und durch Pflege noch veredelt würden, gerade wie die Kartoffel. Am liebsten ist den Indianern die Ithwa oder Kamaswurzel, Camassa esculenta, welche zwiebelartige Schalen hat und in großer Menge an feuchten Stellen der Wiesen wächst. Sie erlangt die Größe einer kleinen Zwiebel, schmeckt wie eine gekochte Kastanie, wird geröstet, zu einer Art Brot verbacken, und bildet neben dem Lachse das Hauptnahrungsmittel der Indianer. Kaum minder nützlich ist die Wappatuknolle, die gleichfalls an sumpfigen Stellen wächst. Die dünne weiße Bitterwurzel, Spatilon, sieht aus wie italienische Nudeln und giebt einen etwas bitter, aber sehr angenehm schmeckenden Brei. Man findet sie, gleich einer andern bittern Wurzel, in trockenem Kiesboden; die letztere ist dick, länft nach beiden Enden verjüngt zu und gilt für sehr nahrhaft. Die Pepper erscheint gleich im Anfange des Frühjahrs und wird gegessen, ehe die Kamaß gegraben werden kann. Die Mesani ist weniger nahrhaft und gleicht einer Paßtinake; sehr beliebt erscheint dagegen die Kanisch oder Brotwurzel, welche in trockenen Boden wächst, so groß wie ein Pfirsich wird und den Geschmack der süßen Kartoffel hat.

Diese Streifzüge waren von schönem Wetter begünstigt und in hohem Grade angenehm. Aber an einen sehr unwillkommenen Vorfall denkt der Lachsfänger von der Weser nicht ohne Schaudern zurück. Als er einst von einer Wiesenfläche her in den Wald gehen wollte, bemerkte er ein dunkelfarbiges Thier mit einem buschigen Schweife, das rasch weglief und in ein Erdloch schlüpfen wollte. Es war kaum zur Hälfte hinein, als er herbeigesprungen kam und mit dem Flintenkolben nach ihm schlug. Aber in demselben Augenblicke spritzte unter dem Schweif eine gelbliche Flüssigkeit hervor, besudelte den Flintenkolben und verbreitete einen furchtbaren Geruch, welcher unserm Landsmann eine Anwandlung von Ohnmacht verursachte. Er fühlte sich von diesem gräßlichen Geruche wie erstickt, war aber zum Glück an seiner Person unbeschädigt geblieben. Trotzdem wollte der Geruch nicht von ihm weichen. Diese Bekanntschaft mit dem berüchtigten Stinkthiere, das von den spanischen Creolen als Zorilla bezeichnet wird, kann er auch heute noch nicht vergessen. Das Thier hat als einzige Vertheidigung eine Blase am Hintertheil, aus welcher es seinen Saft gegen seine Verfolger schleudert. Der Geruch ist beinahe unverträglich; er setzt sich in Kleidern fest und man muß dieselben wegwerfen; der Saft ist ätzend und verursacht Blindheit, wenn er in's Auge kommt; kein Hund, welcher einmal mit dem Zorilla Bekanntschaft gemacht hat, läßt sich jemals wieder auf ein solches hetzen. Das Zorilla scheint in jenen Gegenden unsern Iltis zu ersetzen, hält sich gern in der Nähe menschlicher Wohnungen auf und ist den Hühnerställen und Taubenschlägen gefährlich. Die Indianer schneiden die Blase weg und essen das Fleisch; sie boten unserm Landsmanne davon an; ich glaube ihm aber gern, daß er sich schön bedankt hat.

Während dieser Zeit verweilte ich noch im Grass-Ballen, denn allmälig fand ich Geschmack an dem dortigen Leben und Treiben. Ein Neu-Yorker, welchen das Glück begünstigt hatte und dessen Vater gestorben war, ging in seine Heimath zurück und verkaufte mir seine Hütte, die zwar nicht glänzend, aber doch bequem war. Sie stand unter einem hohen Tannenbaume, war aus Klötzen und Brettern aufgebaut und mit Schindeln gedeckt. Regen konnte nicht hineindringen, ein kleiner Ofen diente als Herd zum Kochen; das Bett bestand aus vier Pfählen, über welche Segelleinwand gespannt war, und einem mit Eichenblättern gefüllten Sacke. Ein kleiner Garten mit allerlei Gemüse fehlte auch nicht, und vierzig Pfund Mehl, welche mir der Amerikaner überließ, waren mir sehr willkommen. Ich konnte mir Brot backen.

Es war recht hübsch im Grasthale; auch an Umgang fehlte es nicht, nur war die Klage über Klapperschlangen sehr allgemein. Einer von meinen Nachbarn kam wirklich in große Gefahr. Er hatte aus einer Vertiefung im Gebüsch trockenes Laub in seinen Bettsack geschaufelt und auf diesem schwellenden Lager recht sanft bis gegen Tagesanbruch geschlafen. Da raschelt es im Bette; er denkt an eine Ratte, denn diese ist den Europäern bis in die entlegensten Thäler gefolgt, greift hin und packt — eine Klapperschlange! Natürlich sprang er im Augenblicke fort, beobachtete aber die offene Thür. Nach einigen Stunden kam die Schlange, die nun todtgeschlagen wurde. Er schnitt ihr die Klapper ab und hat sie aufbewahrt.

Damals lieferte die Jagd noch hübsche Ausbeute; man brauchte nur ein paar Stunden weit zu gehen und war sicher, daß man sich nicht vergeblich bemühen werde. Ich kaufte in Nevada-City ein Maulthier, legte demselben eine Bärenhaut als Sattel auf und war eine Zeit lang Jäger von Handwerk. Meine Beute brachte ich gewöhnlich nach der Stadt, und an einem Sonnabend erhielt ich, weil gerade die Goldgräber in Menge herthin kamen, für einen Hirsch achtzig Dollars, schloß auch mit einem Gastwirth einen Vertrag über Wildlieferung. Von gepräftem Gelde sahen wir nur wenig, alles wurde mit Goldstaub bezahlt. Jeder hatte lederne Börsen und in jedem Kaufmannsladen hingen Goldwaagen.

Als der Winter vorüber war, verließ ich Californien und machte Streifzüge im Osten der Sierra Nevada, bis in die südlichen Theile des Mormonenlandes an den oberen Zuflüssen des Rio Colorado, also in eine Gegend, die damals noch so gut wie unbekannt war. Seit jener Zeit ist sie im Auftrage der Vereinigten Staaten vielfach erforscht worden. Dann ging ich weiter, kam nach Neu-Mexico, besuchte Santa Fé und Taos, gelangte in die Nähe der Quellen des Rio grande und zog über die Felsengebirge südlich von dem jetzt wegen seines Goldreichthums bekannt gewordenen Pikes Pik. Wo nun ein rühriges Leben und Treiben herrscht, war damals Alles Einöde und Wildniß. Den Bents Fort am Arkansasflusse wandte ich mich nach Süden hin, an den Canadian.

Dieser merkwürdige Fluß hat mit dem Lande Canada nichts zu schaffen; der Name ist ihm von den Nordamerikanern gegeben und, nach ihrem Brauch, verunstaltet worden. Cañada heißt im Spanischen eine tiefe Schlucht, und aus diesem Worte haben sie Canadian gemacht. Er strömt durch eine ganz eigenthümliche tafelförmige Ebene, welche vielfach von Strömen, bis an deren Rand diese „Mesa" reicht, und durch eine tiefe Schlucht, einen sogenannten Cañon, durchzogen wird. Auf einer Strecke von mehr als einhundert Stunden drängt er sich ununterbrochen durch solch eine tief eingerissene Schlucht und ist auf dieser ganzen Länge nicht zu überschreiten. Denn seine Ufer ränder werden durch Steilklippen gebildet, welche bis zu einer Höhe von

Digitized by Google

zwölf, ja von fünfzehnhundert Fuß fast senkrecht sich erheben. In kleinerm Maßstabe fand ich ähnliche Erscheinungen auch im Westen der Felsengebirge. Manche Gießbäche sind vielleicht nicht zehn Schritte breit, aber ihre vom Regen und vom Strome ausgewaschenen Schluchten haben eine Tiefe bis zu einhundert Fuß. Oft ahnt der Reisende gar nichts von einem solchen Hinderniß, bis er sich nicht vor dem Abgrunde befindet; er muß dann weite Umwege machen, ehe er zu einer Furt gelangt, wo das Ueberschreiten für Menschen und Thiere möglich wird. —

Wir schließen diesen Schilderungen eine andere an, die neulich ein Franzose, Wegan, gegeben hat. Auch dieser Mann war nach Californien geschlendert worden, wo er ein abenteuerndes Leben führte, das er jetzt mit einem weniger aufregenden Berufe vertauscht hat, denn er ist Telegraphendirector in seiner Heimath. Längere Zeit war er als Bärenjäger umhergegangen, über die Sierra Nevada an den Humboldtfluß und dann in das Wahsatschgebirge gegangen, wo er mit den Yutas und Navaje-Indianern zusammentraf. Am Green River (Rio verde), dem Hauptarme des Colorado, vernahm er eines Tages wildes Geschrei, über dessen Anlaß er Folgendes erzählt.

Ich hielt mein Ohr platt an die Erde und horchte; dann sprang ich auf, eilte in ein Weidengebüsch, legte mich lang hin und paßte auf. Bald nachher kam eine ganze Horde von Indianern, Männer, Weiber und Kinder wild durcheinander, und alle sprangen in's Wasser wie Frösche. Offenbar waren sie in Angst und Schrecken; die kleinen Kinder hingen auf den Rücken der Mütter, welche langsamer schwammen als die Männer. Wer das diesseitige Ufer gewann, floh sofort weiter; nur ein paar Männer blieben, um den Frauen behülflich zu sein, am Ufer zurück. Da wälzte sich aus dem Dickicht vom Hügel herab ein grauer Bär, der in's Wasser sprang und hinter einer Frau herschwamm. Die Pfeile der Indianer erreichten ihn nicht. Nun trat ich aus meinem Versteck hervor, legte mein Gewehr auf einem Weidenstamm an, schoß und traf. Mein zweiter Schuß war eben so glücklich, aber der Bär kam an's Land und suchte seinen Feind auf. Nachdem ich rasch geladen, kletterte ich auf einen Weidenbaum und erwartete ihn. Er stand blutend, mit geöffnetem Rachen und mit seinen Tatzen am Baume, denn klettern kann er nicht. Ich feuerte beide Schüsse in seinen rothen Rachen und er stürzte; ein paar Kugeln aus meiner Drehpistole, welche sein Auge verletzten, machten dem Leben des Ungethüms ein Ende.

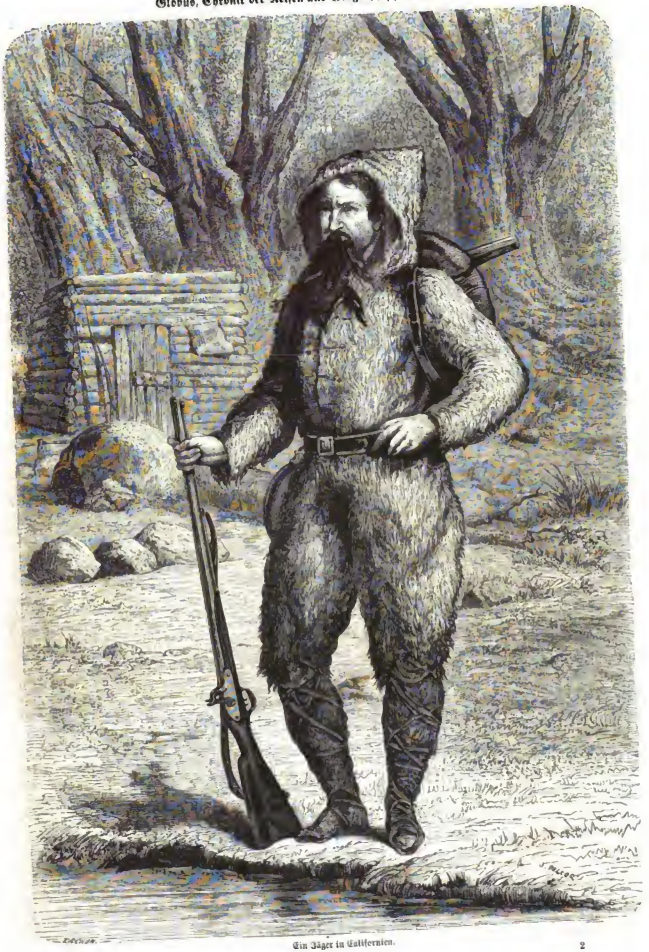
Eine Schlucht im Wahsatsch-Gebirge.

Der graue Bär ist ein sehr gefürchtetes Thier. Ich hieb ihm die Tatzen ab und schlug ihm die Zähne aus; beide dienten mir, nach Indianerweise, als Trophäen. Ich muß in meiner aus Coyotefellen zusammengenähten Bekleidung zu jener Zeit merkwürdig genug ausgesehen haben. Als der Bär vor mir lag, kamen die Indianer und führten einen Tanz auf; nachher stimmten sie einen Gesang an.

Einige Tage später ward ich von eben diesen Indianern bestohlen und bald nachher umschwirrten mich Pfeile. Ich sah, daß derselbe Indianer, dessen Frau ich vor dem Bären gerettet hatte, mir verrätherischer Weise nach dem Leben trachtete, und es blieb mir nichts Anderes übrig, als ihm eine Kugel zu senden, die ihn verwundete. Er entrann, ich setzte ihm nach, konnte ihn aber nicht einholen.

Am andern Tage war ich von Feinden umgeben, und

Digitized by Google



Ein Jäger in Californien. 2

Digitized by Google

begriff rasch, daß an eine Flucht nicht zu denken sei. Also stellte ich mich an einen Baum und erwartete die Indianer, die mich, etwa sechzig an der Zahl, bald umringt hatten. Ich legte die Waffen nieder, und schritt auf sie zu, wurde aber mit einem lauten Kriegsgeheul empfangen und nach wenigen Minuten gebunden. Auf die Worte, welche ich in spanischer Sprache an den Häuptling richtete, gab er mir eine indianische Antwort, die ich nicht verstand. Nach einer Weile band man mir die Stricke an den Beinen wieder los und schleppte mich fort, über den Sand, durch Gebüsch und einige Bäche, und so gelangte ich zum Dorfe dieser Yutah-Indianer, wo man mich in eine ihrer Hütten brachte. Dort fand ich den von mir verwundeten Indianer, seine Frau und eine Anzahl von Verwandten. Jetzt fragte der Häuptling in spanischer Sprache, ob ich den Mann kenne, und natürlich erfolgte von meiner Seite eine bejahende Antwort. Man zeigte mir die Wunde am Oberarme und somit war ich der That geständig und überführt. Nachdem vier oder fünf Männer sich unter einander beredet, brachten sie mich in die Berathungshütte. Sie war etwas größer als die anderen, denen sie im Uebrigen ganz gleich sah. Dieser Stamm der Yutah-Indianer war ein hübscher Menschenschlag; ich fand die Männer kräftig und schlank gewachsen; sie hatten Adlernasen und vorstehendes Kinn. Sie wohnten am obern San Juanflusse, der vom gleichnamigen Gebirge herabkommt und einen Hauptarm des Grand River bildet, welcher seinerseits einen der Hauptströme des Colorado ausmacht. Die Häuptlinge hatten ihr Gesicht mit frischen Farben bestrichen, die Adlerfedern als Schmuck in den Haarbüschel auf der Mitte des Kopfes gesteckt; an Hals und Armknöcheln hingen Zähne und Bärenkrallen, um die Hüften hatten sie Fuchs- und Wolfsschwänze, neben Jedem lag eine Streitaxt und in der Hütte hingen Skalpe. Zwei Indianer hielten Wacht vor dem Eingange, der mit einem Bärenfelle verhängt war; die Häuptlinge rauchten und zeigten dem Gefangenen eine mit Feindesblut bedeckte Streitaxt. Dann wurde die Frau hereingeführt, um ihre Aussage zu machen, worauf der Häuptling mich fragte, ob ich deshalb in's Land gekommen sei, um Männer seines Stammes feindselig zu behandeln? Ich entgegnete, daß ich nicht angriffsweise verfahren sei, sondern mich nur vertheidigt hätte, nachdem Pfeile gegen mich abgeschossen seien. Diese Vertheidigung ließ man nicht gelten; die Indianerin entfernte sich, die Häuptlinge hielten abermals Rath, und der Oberste legte mir jene Streitaxt auf den Kopf; das mochte wohl so viel bedeuten, als mein Todesurtheil sei gesprochen. Ich wurde an einen Pfahl gebunden und verbrachte lange, qualvolle Stunden, dann band man mich los und führte mich hinaus. Die Indianer hatten sich geschmückt zu dem feierlichen Opfer, und manche ritten prächtige Pferde, die mit Bären- oder Büffelfellen bedeckt waren; eine große Menge hatte sich versammelt. Man band mich mit Händen und Füßen an den Kriegspfahl. Da stand ich nun und mußte den verhängnißvollen Streich mit der Axt erwarten; meine Rechnung mit dem Leben hatte ich abgeschlossen.

Der erste Häuptling trat zu mir heran. Neben ihm stand ein Indianer, dessen Gesichtszüge mir ganz europäisch vorkamen. Er war gewiß älter als sechzig Jahre, aber noch in voller Kraft. Die Indianer sind bartlos; dieser Mann hatte einen langen weißen Bart, der einmal roth gewesen sein konnte; er trug eine Büchse, hatte einen Revolver im Gürtel und in der Hand eine Streitaxt.

Mein Erstaunen war groß, als diese seltsame Erscheinung mich im besten Englisch anredete, um mir zu eröffnen, daß ich zum Tode verurtheilt worden sei, einmal als Amerikaner und dann wegen der Wunde, welche ich dem Indianer zugefügt. Indessen wolle man mir die dabei üblichen Martern ersparen; er, der Redner, habe das ausgewirkt; er sei von ganzem Herzen Indianer, von Geburt ein Brite. —

Wegan berichtet weiter, daß er diesem Briten den ganzen Sachverhalt auseinandergesetzt und sich als Franzosen zu erkennen gegeben habe. Er schildert ferner, daß jener Mann ein Schotte, Namens Lenney gewesen sei, der aus Liebe zum abenteuernden Leben unter die Indianer gegangen und der Ihrigen einer geworden sei. Er rettete ihm das Leben. Wir erinnern uns vor Jahren über diesen indianisirten Europäer in californischen Blättern Manches gelesen zu haben; auch wurde berichtet, daß mehr als ein weißer Mann durch ihn beschützt worden sei. Gegen die Einzelnheiten in Wegans ausführlicher Erzählung hegen wir manchen begründeten Zweifel; aber die Thatsache, daß er jenem Schotten sein Leben verdankte, mag wohl richtig sein. Deshalb haben wir diese ganz einfach mitgetheilt, den französischen Ausputz aber weggelassen.

Die früheren Zustände Californiens lernt man sehr gut aus einem 1854 in Neu-York gedruckten Buche von Walter Colton kennen. Es führt den Titel: Drei Jahre in Californien. Dieser Mann befand sich im Juli 1846 in Monterey, als dort die nordamericanische Flagge aufgezogen wurde. Im August wählte man ihn zum Alcalden; er war also Richter und Polizeidirector in Einer Person, schrieb vierzehn Tage später den Prospectus zu einer Zeitung, welche er redigiren half, und die ersten Nummern wurden in Ermangelung eines Bessern auf Cigarrenpapier gedruckt. Dann und wann hielt er auf den Schiffen und am Lande Predigten, und ging täglich auf die Jagd, um sich seine Nahrungsmittel zu erschießen. Er verbot die Glücksspiele, und beaufsichtigte die Gefängnisse. In seinem Tagebuche schreibt er: „Ich besuchte die Gefangenen bei ihrer Arbeit. Der eine war ohne Hemd und gestand mir, daß er es an einen andern Gefangenen verspielt habe. Freilich hatten diese Leute keine Karten, aber sie wußten sich zu helfen. Sie hatten nämlich einen Knochen genommen und ihn in die Luft geworfen; wer ihn so warf, daß das dicke Ende zuerst die Erde berührte, gewann. Indianer und spanische Californier würden sogar um ihre Zähne spielen, wenn sie nichts Anderes einzusetzen haben. Ich finde in jedem californischen Hause einen Tanzsal und eine Madonna, Tanzen und Knien wechseln im Nu mit einander ab. Der Californier ist von Kindesbeinen an bis an sein Grab zu Pferd, aber er mag nicht arbeiten."

Ein sehr anschauliches Bild gibt Colton von der merkwürdigen Aufregung, welche sich der Leute bemächtigte, als das edle Metall gefunden war. Er schreibt unterm 29. Mai 1848 in sein Tagebuch Folgendes: —

Heute früh war es hier sehr lebhaft. Ein Mann bringt die Meldung, daß am Ria de los Americanos viel Gold gefunden worden sei. Die Leute schwatzen darüber, es glaubt aber niemand recht daran. — Am 6. Juni. Das Geschwätz über Goldentdeckungen will kein Ende nehmen; ich muß endlich wissen, was daran ist und habe deshalb einen Boten nach dem American River geschickt. Er hat hin und zurück vierhundert Meilen zu machen, aber sein Pferd ist gut und der Mann zuverlässig. — Am 12. Juni. Heute kam ein Mann vom Americansluße an und brachte ein Stück Erz mit, das gelb aussieht und etwa eine Unze schwer ist. Wie das von Jedermann beliebäugelt wird! Viele wollen noch nicht glauben, daß es Gold sei, weil es nicht genau so aussieht wie ein Fingerring; es sei ja auch unmöglich gewesen, daß dergleichen Schätze bis heute hätten verborgen bleiben können.

Digitized by Google

Am 20. Juni. Mein Bote ist wieder zurück und hat wahrhaftig Goldproben mitgebracht. Alle Leute machen lange Hälse. Als er das gelbe Zeug aus der Tasche zog und es ihnen unter die Nase hielt, schwanken alle Zweifel; doch meinte ein alter Creole, die ganze Geschichte sei von den Yankees ausgeheckt worden. Heute Nachmittag packt schon Alles auf, Jeder will Gold holen und täglich ein paar hundert Dollars verdienen.

Am 15. Juli. Seit dem tollen Goldfieber ist es gar nicht mehr anzuhalten. Dienstboten sind kaum noch zu haben; was hier bleibt, will sich auf höchstens eine Woche verdingen. Selbst unser Neger hat sich gestern Abend aus dem Staube gemacht. Heute besorgen wir Drei: ein General im Heer der Vereinigten Staaten, der Commandeur eines Kriegsschiffes und ich, der Alcalde, schon am vierten Tage, unsere Küche selbst, mahlen Kaffe, schälen Zwiebeln, kochen Fleisch und backen Fische.

Am 18. Juli. Heute langte ein Matrose mit 136 Unzen Gold an, die er am Yubaflusse ausgewaschen hatte. Nun sind die anderen Seeleute ausgerissen und haben vierjährigen Lohn im Stiche gelassen. Meine Zimmerleute, welche am Schulhause bauten, sind auch fortgelaufen.

Im August. Mein irischer Diener Bob war acht Wochen lang in den Minen und kam mit Gold im Werthe von zweitausend Dollars zurück. Früher war er sparsam, jetzt ritt er ein paar hübsche Pferde, lebte ungemein flott und traktirte seine Freunde. Nun hat der Jubel etwa vier Wochen gedauert und Bob geht wieder in die Minen; das Geld ist ganz alle geworden. Am 16. August. Gestern kamen vier unserer Bürger vom Federflusse zurück; sie arbeiteten dort mit drei Anderen, hatten dreißig Indianer in Dienst genommen, genau sieben Wochen und drei Tage gearbeitet und für 76,844 Dollars Gold unter sich vertheilt. Einer von meinen Bekannten, der ganz allein auf eigene Faust arbeitete, ist sechs und vierzig Tage am Yuba gewesen und hat 5356 Dollars heimgebracht, ein andrer 4534; auch unsere weibliche Dienerschaft ist in die Goldgruben geflogen.

September. Nun gehe ich auch hin, wo das Gold liegt. Am 20. begegneten uns Leute, die aus den Goldgruben zurückkamen. Ich habe nie eine so abgerissene, zerlumpte, ausgehungerte, in jeder Beziehung armselige Gruppe von Menschen gesehen; nur einige besaßen abgemagerte Gäule, die übrigen schleppten sich mühsam mit wunden Füßen weiter und baten uns inständig um etwas Brot. Da zog der eine einen schweren Beutel mit Gold hervor, um uns für die Gabe zu bezahlen. Diese Leute hatten für mehr als hunderttausend Dollars bei sich, aber auf weiten Strecken nichts zu essen gefunden. Dergleichen kommt hier freilich alle Tage vor.

Am 4. Oktober. Wir sind in den Minen. Das Pfund Mehl kostet einen halben Dollar, ein Pfund Farinzucker vier, ein Pfund Kaffee fünf Dollars. Von Fleisch ist nur an der Sonne gedörrtes, in Streifen geschnittenes Bullenfleisch zu haben. Heute wurde eine Schachtel voll Branspulver mit 24 Dollars bezahlt, für 40 Tropfen Opium wurden gar 40 Dollars gegeben. Ein Fuhrmann erhielt von einem Arzte Pillen gegen die Kolik und hatte dafür 100 Dollars zu zahlen. Am 29. Oktober. Das Pfund Mehl ist auf zwei Dollars gestiegen, das Quart Rum kostet zwanzig. Am 8. November. Jetzt sind schon mehr als fünfzigtausend Goldgräber hier zusammengeströmt. Einige haben Zelte, andere nicht; einige besitzen Lebensmittel, anderen fehlt jeder Bissen. Man arbeitet mit Brechstangen, Spitzhacken, Wiegen, Spaten, Pfannen, Hämmern und Drillbohrern; an allen Ecken und Enden knallt es, denn man sprengt das Gestein mit Pulver weg. So buntscheckiges Volk ist wohl nie zuvor auf Einem Punkte zusammen gewesen. Da wo vor Wochen eine nun verlassene Lagerstätte war, liegen Todtengebeine umher, welche von den Wölfen ausgescharrt worden sind; der Tod hält eine reichliche Ernte.

Am 13. November. Ich habe nun genug von der Goldgräberei gesehen und will wieder heim. Eben komme ich von einer Höhe zurück, von welcher ich weit und breit eine beträchtliche Goldregion mit ihren Schluchten und Bächen, Zelten und Menschen überblicken konnte. Ich bin ein weitgereister Mann, habe den Niagara rauschen hören, kenne die Parks und die City von London, die Boulevards von Paris, die schönen Ufer des Rheins, die Trümmer der ewigen Stadt Rom, Pompeji und den feuerspeienden Besuv. Ich habe auch Menschenmassen in Venedig durchträumt, auf der Akropolis zu Athen gestanden und in dem halbbarbarischen Konstantinopel verweilt. Aber alle diese Herrlichkeiten zusammengenommen haben doch keinen so eigenthümlichen Eindruck auf mich gemacht, wie diese „Diggings“ in Californien. Das Ganze ist geradezu unbeschreiblich.

Eine Wanderung in Australien.

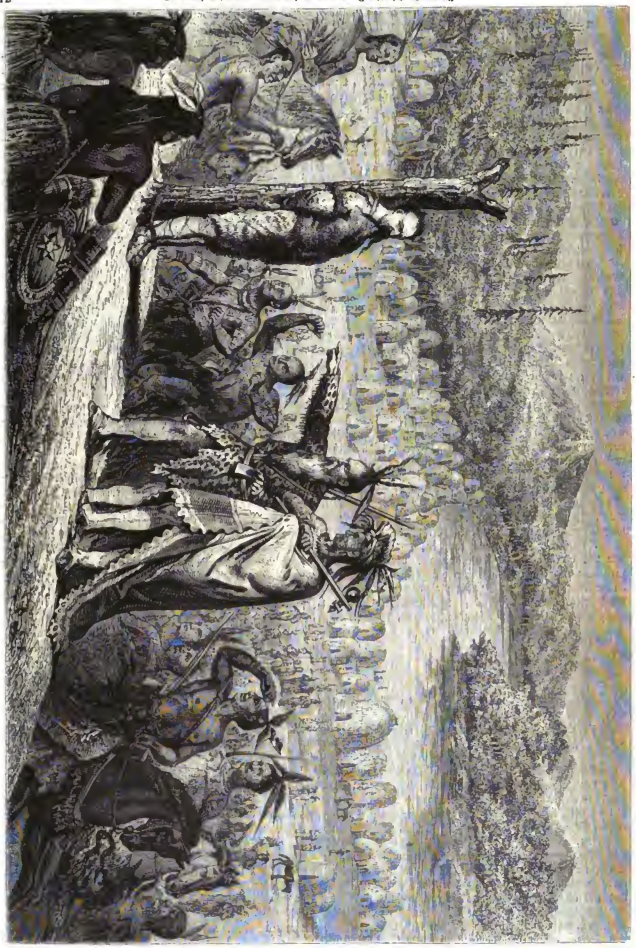
Die Viehweiden von Neu-England — Wie man die Heerden treibt. — Der Macquarie und Lachlan. — Australischer Frühling — Die Landschaft am Murray. — Die Eingeborenen.

Etwa acht deutsche Meilen von Melbourne, der Hauptstadt der geldreichen Provinz Victoria, welche den Südosten des australischen Festlandes einnimmt, liegt das Dorf Yering am Flusse Yarra. In diesem Orte haben sich auch einige Schweizer niedergelassen; sie treiben Ackerbau und Viehzucht.

Eines Nachmittags saßen oder lagen die Gebrüder Castella gemüthlich unter dem schattenspendenden Vordach ihres Hauses. Plötzlich sprang der Hund auf, bellte froh und lief weg. Gleich nachher kam er mit einem alten Bekannten zurück, der vor vielen Monaten Yering verlassen hatte, um die weite Reise von Sydney nach Adelaide durch das Innere zu machen. Dieser junge Mann heißt Ernst Leuba. Er war völlig abgerissen und abgemagert, sah ganz braun aus, und war ziemlich in derselben Verfassung, wie einst unser Friedrich Gerstäcker, welcher früher, aber allein und nur von einem Schwarzen begleitet, als einer der Ersten, das Wagstück unternommen hatte, von Neusüdwales aus am Murray hin und durch die Wüste nach Adelaide zu wandern. Als er dort eintraf, sah er aus wie „ein Teufel aus dem Busch“. Diesen Ausdruck haben wir aus dem Munde eines Landsmannes, welcher ihm bei seiner Ankunft in den Straßen von Adelaide begegnete.

So mag sich wohl auch der Schweizer Leuba ausgenommen haben; auch er kam zu Fuß an, und gab, nachdem die erste Begrüßung vorüber war, einige Erläuterungen.

Digitized by Google



Der Gefangene am Kriegspfahl.

Digitized by Google

Der Murraystrom bei Hochwasser.

Digitized by Google

Sein Pferd war am Murray geblieben; er selber nahm sich höchst malerisch aus in seiner blauen Leinwandhose, einem einstmals rothen Flanellhemde und einem abgetragenen grauen Ueberzieh-rocke, der ihm aber viel zu weit geworden war. Auf dem Kopfe trug er den klassischen Hut der Leute im Busch; er wird aus den Blättern des Krehlbaumes geflochten. Dem Manne selbst sah man es an, daß er seit Monaten auf keinem weichen Lager geruht hatte. Der chinesische Diener Taipun betrachtete ihn und sagte in seinem gebrochenen Englisch: „Mister Luba, Ihr sehr rünn; Ihr nicht viel Tschantschan (Speise) und nicht Schlaf gehabt im Busch! O, Mister Lauba, wir hier — sehr viel Tschautschan!“

Im Verlaufe der nächsten Tage gab Leuba einen zusammenhängenden Bericht über seine Erlebnisse, der uns einen Einblick in das Leben und Treiben der australischen Squatters und Viehzüchter gestattet.

Etwa fünfzig deutsche Meilen nördlich von Sydney*) liegt eine ausgedehnte Weidegegend, welche man als Neu-England bezeichnet. Sie ist in große „Stationen“ abgetheilt; manche derselben haben bis zu dreißigtausend Stück Rindvieh und bis zu hunderttausend Stück Schafe. Die meisten Stationen gehören reichen Squatters, die aber in Sydney wohnen, denn Neu-England ist keine angenehme Gegend, im Winter kalt, im Sommer heiß und der Boden nicht ergiebig. Aber zur Viehweide eignet er sich, namentlich wird das Rindvieh stark und kräftig. Zur Mast treibt man es dann auf die besseren Weiden im Süden. In Neu-England züchtet man das Vieh, in Victoria und Süd-Australien setzt es Fleisch an; deshalb wird es in Heerden von zwei- bis dreithalbtausend Stück nach diesen beiden Kolonien getrieben.

Dieser Viehhandel verlangt ein beträchtliches Anlagekapital und der Unternehmer läuft dabei nicht geringe Gefahr. Man muß genau die rechte Zeit treffen, und unterwegs auf keine Hindernisse stoßen; in den Ebenen am Macquarie ist schon mehr als eine Heerde völlig zu Grunde gegangen. Nun hatte ein in der Schweiz erzogener Engländer, Darchy, eine Spekulation unternommen und zu Uina (Wecwaa) am Flusse Nammoy, etwa 300 englische Meilen nördlich von Sydney, ein paar tausend Ochsen gekauft, die er nach Südaustralien treiben wollte, bis in die Gegend, wo der Darling in den Murray mündet. Leuba schloß sich ihm an, fuhr im Mai 1855 erst nach Sydney und von dort mit Darchy nach Norden. Der Zug bestand aus diesen beiden Männern, sodann zwei jungen Leuten, welche das Squatterhandwerk regelrecht erlernen wollten, drei Hirten, einem Schaffner, der die Wägen unter Obhut hatte, und zwei Schwarzen. Die letzteren sind auf solchen Zügen fast unentbehrlich; sie bauen Kähne, suchen verirrtes Vieh auf und schaffen Wildpret in den Topf. Sechzehn Reitpferde und zwei Gespann Zuggäule leisteten gute Dienste. Die Mundvorräthe bestanden aus zwanzig Centnern Mehl, Zucker, Thee, gesalzenem Ochsenfleisch und Branntwein. Ein Zelt fehlte natürlich auch nicht.

Am 5. Juni gegen Mitternacht gingen die Reisenden in Sydney an Bord eines Dampfers, und fuhren nach Maitland an der Mündung des Hunter, wo sie Pferde und Wagen an's Land schafften und unverweilt nach Uina sich auf den Weg machten. Diese Strecke, etwa siebenzig deutsche Meilen, legte man in sehr kleinen Tagereisen zurück, um die Pferde zu schonen, und kam nach etwa vier Wochen an Ort und Stelle. Weit und breit ist dort die Ebene einförmig und öde; nirgends bemerkt man Spuren von Ackerbau, nur dann und wann Hütten der Hirten, aber viele Tausende von Schafen und Ochsen. Das Dorf Uina zählt ein paar hundert Einwohner, hat ein Wirthshaus und ein Polizeigebäude, ein paar Krämläden und eine Schmiede, Alles Holzgebäude. Nach vier oder fünf Tagen wurde die Ankunft der von Darchy gekauften Heerde gemeldet. Er ritt ihr entgegen, ließ aber einige Milchkühe voraus an den Fluß treiben, damit die ankommenden leichter in's Wasser gehen möchten. Der Nammoy ist bei Uina wohl zweihundert Schritt breit, und es hat immer einige Schwierigkeit, eine große Heerde durch ein solches Wasser zu treiben. Man verfährt dabei so, daß man einige hundert Häupter von der großen Masse absondert, und dann jene mit Schlägen um und durch Geschrei an's Ufer treibt. Sobald sie einmal im Wasser sind, schwimmen sie etwa zu zehn oder zwölf neben einander in dichten Reihen und brechen solchergestalt die Kraft des Stromes. Manchmal kommt es freilich auch vor, daß die zuvorderst schwimmenden mitten im Fluß eine halbe Schwenkung machen, die ganze Heerde rückwärts führen und solchergestalt „einen Ring bilden“; dann muß man wieder von vorne anfangen und hat große Mühe, die Thiere hinüber zu treiben. Uebrigens gewährt ein solches Durchschwimmen großer Heerden einen prächtigen Anblick.

Am andern Ufer wurden die Ochsen dem Käufer zugezählt, und gleich am nächsten Tage setzte sich der Zug gen Süden in Bewegung nach dem 180 englische Meilen entfernten Flusse Macquarie. Sämmtliche Häupter waren über 3 Jahre alt, von großem, kräftigem Schlage, und kosteten durchschnittlich drei Pfund und zehn Schilling, also ungefähr zwanzig deutsche Thaler. Bou nun an hatten die Menschen saure Arbeit.

Bei Tagesanbruch wurde das Lager aufgehoben; der Schaffner schlug unter Beihülfe der Schwarzen das Zelt ab und das Vieh wurde weiter getrieben. Darchy ritt voraus und suchte passende Haltplätze für die Mittagszeit. Dann und wann traf man noch Hirtenhäuser, wo man frisches Fleisch haben konnte; auch waren die Schwarzen auf der Jagd glücklich. Nach dreistündiger Rast zog man weiter und legte bis zum Abend noch eine kleine Strecke weit zurück, doch am ganzen Tage selten mehr als zehn englische Meilen. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang mußte man halt machen, damit das Vieh weiden konnte. Bei Nacht war der Dienst weit beschwerlicher als am Tage. Sehr oft wurden die Ochsen unruhig und wollten sich nicht niederlegen; bei Dunkelheit mit Sturm oder unruhigem Wetter waren sie immer in Bewegung. Manchmal kam aus unbekannter Ursache ein plötzlicher Schrecken unter sie und dann brachen sie durch, trotz allen Geschreies der Wächter, welche Feuerbrände schwenkten, um sie zurückzutreiben. Am Morgen mußte man sie dann von weit und breit her zusammentreiben. Uebrigens haben die Ochsen, gleich den Menschen, ein Gefühl von der Nothwendigkeit, Oberhäupter und Führer anzuerkennen. Der Squatter findet mit seinem geübten Blicke schon nach wenigen Tagen heraus, welche Thiere Einfluß auf die anderen haben. Diese „Leiter“ werden in besondere Obhut genommen, und mit ihrer Hülfe ist es verhältnißmäßig leicht, die versprengten Ochsen wieder zusammenzutreiben.

Der Nammoy, Castlereagh und Macquarie entspringen am Westabhange der blauen Berge, strömen von Südost nach Nordwest und fallen sämmtlich in den Darling, welcher von Norden herkommt, und nach einem langen Lauf in den Murray mündet. Darchy und Leuba zogen von Uina am Nammoy zwanzig Tage lang durch die Liverpool- und Castlereagh-Ebene und kamen dann an den Macquarie, der etwa so breit ist wie die Elbe bei Dresden. An seinen

*) Die Schreibart Sidney ist durchaus falsch. Die Bewohner der Stadt müssen doch am besten wissen, weshalb sie dieselbe Sydney schreiben.

Digitized by Google

Ufern trifft man, außer den Viehstationen, auch Ansiedelungen von ackerbautreibenden Leuten. Darchy fand in Folge der Ueberschwemmungen das Wasser sehr hoch, und mußte acht Tage liegen bleiben, ehe er die Ochsen hinübertreiben konnte. Die Schwarzen bauten rasch ein paar Kähne aus Rinde der Gummibäume und schafften die Lebensmittel über das Wasser. Die Wagen wurden in der Art hinübergezogen, daß man leere Tonnen an sie band und die Pferde an langen Stricken vorspannte. Das ganze Land zwischen den Flüssen Macquarie und Lachlan bildet eine weite, mit Gummibäumen und Mimosen bestandene Ebene und ist Schafweide. Je weiter man sich vom Macquarie entfernt, um so schlechter wird der Boden, und weite Strecken sind von Gestrüpp bedeckt, unter welchem Gras nicht gedeiht. Der Zug gebrauchte fünfundzwanzig Tage, um jene Strecke durch weiße Gummibäume und Mimosen bezeichnet. Gegen Mittag brach die Sonne durch das Gewölk, und man glaubte sich in einem gelobten Lande. Das abgehungerte Vieh rannte in die Grasebene und man gönnte ihm einige Ruhetage.

In Australien war also Frühlingsanfang, die Bäume standen in Blüthe, Weide und Wasser war in Menge vorhanden, die Reise schon bis auf das letzte Drittel zurückgelegt, und dieses bot keine erheblichen Schwierigkeiten dar. Lenda zog fortwährend am Lachlan hin, die Ochsen wurden Nachts auf grasbedeckte Vorsprünge getrieben, große Halbinseln, welche der schlängelnde Fluß bildet, und ließen sich dort leicht bewachen. Die Reisenden gingen auf die Jagd oder den Fischfang; Trappen und Kasuare rannten in großer Menge über die Ebene, der Fluß war mit Wasservögeln gleichsam bedeckt, und auf den Gummibäumen saßen

Ein australischer Squatter.

zurückzulegen, war fast die Hälfte dieser Zeit mitten in solchem Gestrüpp, und es kostete große Mühe, die Ochsen in langen Reihen hindurchzutreiben. Aber gerade in jenen Gegend, wo Futter so spärlich war, mußte er doppelte Tagereisen machen, um an einzelne feuchte, mit Gras bewachsene Stellen zu gelangen. Es war im Septembermonat, und aus den Wolken strömte ununterbrochen ein warmer Frühlingsregen herab, welcher das Ende des australischen Winters verkündete.

Am 24. September waren die Reisenden drei Tage lang durch dickes Gestrüpp gezogen und bis auf die Haut durchnäßt; da erblickten sie plötzlich die ausgedehnten, grasbewachsenen Ebenen am Lachlan; das Dickicht war wie abgeschnitten, etwa so wie in Europa ein junger Waldbestand, welcher an Ackerfelder gränzt. Der Lauf des Flusses wurde

Tauben zu Hunderten, reizende Thiere, graubraun, aschgrau, gelb- oder rothbraun, oder auch mit broncefarbigen Flittigen. Die Schwarzen sammelten eine reiche Ernte von Eiern. Es war ein idyllisches Leben, aber Gefahren stellten sich doch auch ein. Lenda saß eines Abends auf einem Baumstamm am Flusse; in der einen Hand hielt er seine Tabakspfeife, in der andern ein Glas mit Grog. Da gewahrte er zu seinem Schrecken, daß eine große Diamantschlange, welche von hinten auf den Baumstamm geschlüpft war, über seine Beine hinwegkroch, um auf der andern Seite hinabzugleiten. Zum Glück behielt er seine Fassung und bewegte sich nicht. Als sie wieder am Boden war, sprang der Koch herbei und schlug sie todt.

Am Lachlan machte der Zug täglich nur vier Wegstunden, um einen ganzen Monat lang die schöne Weide, auf

Digitized by Google

welcher die Ochsen prächtig gediehen, zu benutzen. Etwa alle zehn englische Meilen weit fand man Stationen, und das Vieh wird oft so schwer, daß man es nur mit Mühe in weitere Entfernungen treiben kann. Man hält nur wenige Schafe, weil das Rindvieh gegen diese einen Widerwillen hegt und da, wo jene geweidet haben, nicht fressen will, während im Gegentheil die Pferde gerade solche Stellen gern aufsuchen. Eine Ochsenheerde kehrt um und läuft weg, wenn man ihr einige Hämmel entgegentreibt. Darchy's Zug kam einmal dadurch in große Unordnung.

Endlich erreichte er Apple Hill unweit der Mündung des Lachlan in den Murray, und trieb seine Heerde an diesem letztern entlang bis dahin, wo sich der Darling in ihn ergießt. Die Landschaft wird durch unser Bild versinnlicht. Der Fluß war da, wo die Ochsen hindurchgetrieben wurden, etwa eine Viertelstunde breit. Am Ufer lagerten viele Schwarze, welche ihre Kähne den Reisenden zur Verfügung stellten. Sie waren wohlgenährt, denn die Jagd gab Ausbeute in Menge, und der Wilde versteht mit seinem Wurfgeschoß, dem Bomerang, die Wasservögel zu treffen. Diese Eingeborenen sind jetzt im Allgemeinen friedlich, denn sie kennen und fühlen die Ueberlegenheit der Weißen, aber dann und wann treiben sie an den entfernteren Stationen noch Vieh weg. Einst hatten sie ungefähr dreihundert Ochsen geraubt und saßen eben beim Festmahl, als etliche zwanzig Squatters, welche den Schwarzen nachgeeilt waren, mitten in sie hineinsprengten. Diese wissen ihre langen Peitschen, die sogenannten Stockwhips (man sehe das Bild), ganz ausgezeichnet zu führen, und hieben mit denselben unbarmherzig auf die nackten Wilden los. Mehrere von diesen wurden getödtet, die ganze Masse zertheilte sich und floh nach allen Richtungen hin. Der Schwarze fürchtet die Flinte nicht so sehr wie jene Stockpeitsche, und der mit ihr bewaffnete Squatter zu Pferde jagt ihm Schrecken ein.

Darchy übergab am rechten Ufer des Murray dem Käufer die Ochsen, bekam für jedes Haupt fünf Pfund zehn Schillinge und hatte somit ungefähr viertausend Pfund Sterling Nutzen. Dann ging er nach Adelaide; die übrigen Leute fanden Beschäftigung auf den Stationen der Umgegend, und Leuba ritt auf dem Wege nach Melbourne zu, um wieder nach Yering zu gelangen. Das war eine gefährliche und beschwerliche Reise; unterwegs verlor er sein Pferd, das in einem Morast versank, ging später von einer Station zur andern, fand oftmals Tage lang keine solche, mußte unter freiem Himmel schlafen, Hunger und Durst leiden, und kam endlich wieder in weniger dünn bewohnte Gegenden.

Aus China.

Eröffnung der Handelsschifffahrt auf dem Yangtsekiang. — Die Taïping-Rebellen. — Die Gesandten in Peking — Der Sommerpalast und die Barbaren.

Die drei Kriege, welche England während der letzten zwanzig Jahre gegen China geführt hat, sind von der europäischen Gesammtheit in geradezu frevelhafter Weise gleichsam vom Zaune gebrochen worden. Allemal war himmelschreiendes Unrecht auf britischer Seite, und wenn man dieß auch sonst nicht wüßte, so würden die offenen Erklärungen im englischen Parlamente darüber gar keinen Zweifel lassen. Es war die gewöhnliche Brutalität John Bull's, der Mangel an allem Sinn und allem Gefühl für Gerechtigkeit, der überall die britische Politik in so bedauerlicher Weise kennzeichnet, welche diese Kriege hervorrief. „Als gute Christen," sagt ein anglochinesisches Blatt, „haben wir freilich nicht gehandelt, aber als Engländer." Das ist genug.

Durch den Frieden von Tientsin vom 26. Juni 1858 war den Engländern gestattet worden, mit Kauffahrteischiffen eine der Hauptverkehrsadern China's, den gewaltigen Yantsekiang zu befahren. Die Engländer verletzten aber sogleich diesen Vertrag, indem Lord Elgin mit fünf Kriegsschiffen 120 deutsche Meilen den Strom hinauffuhr. Mit Ausnahme von Schinghiang sollte vorläufig kein anderer binnenländischer Hafen dem Verkehre eröffnet werden. Durch den neuen Vertrag von Peking sind diese Beschränkungen beseitigt, und der Eröffnung des Handels steht an und für sich kein Hinderniß mehr im Wege.

Ein großer Theil des Stromes und des Gebietes an beiden Ufern befindet sich aber in der Gewalt der Taïping-Rebellen, welche seit 1851 den Fortbestand der kaiserlichen Regierung bedrohen. Sie haben sich bemüht, mit den Europäern in gutes Einvernehmen zu kommen, weil ihnen daran liegt, irgend einen Seehafen in Besitz zu nehmen und unmittelbar mit Fremden Handel treiben zu können. Im vorigen Jahre wäre ihnen dieser Plan beinahe gelungen und sie hätten ohne Zweifel den wichtigsten aller Häfen, Schanghai, erobert, wenn sie nicht von den Engländern und Franzosen mit Waffengewalt zurückgetrieben worden wären. Die Antwort auf die Frage, weshalb diese sich in den chinesischen Bürgerkrieg einmischten, ist leicht gegeben und sehr bezeichnend. Die Rebellen haben den Genuß des Opiums verboten, und Chinesen, welche den Opiumhandel beeinträchtigen, sind natürliche Feinde der christlichen Engländer. Sie bilden indessen immerhin eine Macht, der man nicht gerade allzuarg vor den Kopf stoßen darf. Gewiß haben die Taïping arge Grausamkeiten verübt, etwa wie die Engländer in Indien, und das Land weit und breit verwüstet, aber am schlimmsten bleibt, daß durch sie „trade is not only discountenanced but even forbidden" (Overland China Mail 15. April 1861), nämlich der Opiumhandel, denn der Handel als solcher ist nicht verboten, wie sich aus folgenden Nachrichten ergiebt, welche wir dem eben erwähnten, zu Hongkong erscheinenden, Blatte entnehmen.

Das erste Schiff, welches in gesetzmäßiger Weise den Handel auf dem Strome eröffnete, war der Dampfer Jangtse, der am 22. Februar 1861 den Hafen von Schanghai verließ, bis nach Hankou hinaufsteuerte und am 16. März wieder zurückkam. Das Geschäft muß vortheilhaft gewesen sein, weil die Rheder sogleich einen dritten Dampfer in diese Fahrt setzten. Denn schon früher war daselbst mit dem kleinen Dampfer Lanhna der Fall gewesen, der nur drei Fuß Tiefgang hat und die Nebenflüsse des großen Stromes befahren soll. Dieser ist dem Verkehre vollkommen eröffnet, und die verschrieenen Rebellen haben ihrerseits alle zwischen der kaiserlichen Regierung und den Engländern vereinbarten Bestimmungen gern genehmigt. Consuln sind bereits in mehreren Stromhäfen und vor denselben liegen zu etwaigem Schutz englische Kriegsschiffe. Auch der bisher wenig beachtete Hafen Niuschang ist eröffnet worden. Die Expedition unter Sir James Hope war im März 1861 zurückgekommen, und der nordamerikanische Commodore Stribbling schickte sich seinerseits

Digitized by Google

in Schanghai an, im April oder Mai gleichfalls bis Hankéu, dem großen Handelscentrum, aufwärts zu dampfen. Der Strom hat bis dorthin im Fahrwasser nirgends unter 20 Fuß Tiefe; nur bei Yangkhan ist eine seichtere Stelle. Zunächst sind von den Engländern die Städte Schinkiang, Hukiang und Hangkeu als Stapelplätze ausgewählt worden.

Aus dem Berichte der von Seiten der Handelskammer zu Schanghai bevollmächtigten Kaufleute, welche mit dem Vicеadmiral Hope die Fahrt auf dem Strome im Februar und März mitmachten, um Erkundigungen einzuziehen, ergiebt sich Folgendes: Schwierigkeiten für die Schiffahrt hat man nur unterhalb Nanking; in dieser Beziehung ist die seichte Stelle bei Lanschan, 42 Miles von Wusung entfernt, hervorzuheben; dort wird man eine Lootsenstelle errichten. Von Nanking bis nach Hankéu reichen die Karten aus. Die Strömung war um jene Jahreszeit mäßig, 2 bis $3^1/_2$ Knoten in der Stunde. Doch steigt das Wasser im Frühjahr, und im Juli und August wird bis in den September und Oktober eine weite Landstrecke um Hankéu überfluthet, während der Strom 20 bis 30 Fuß über seinem Decemberstand steigt. Zu allen Jahreszeiten fahren Dschunken auf dem Flusse und benutzen den Wind.

Die Entfernungen sind von Schanghai nach: — Schinkiang $138^1/_2$ nautische Miles, nach Nanking (182) 435, Kiukiang (251) 433, Hankéu (137) 570, Yehtschen (157) 727 nautische Miles. Schinkiang selbst war noch in den Händen der Kaiserlichen, der Verkehr am großen Kanal von Süden her von den Rebellen gesperrt. Nanking, die Hauptstadt der Letzteren, war in größtem Verfalle. Hukéu liegt an der Ausmündung des Poyang-See's, ist aber ein kleiner Platz. Der See ist im Allgemeinen seicht, hat aber doch eine tiefe und sichere Fahrbahn. In denselben fallen nämlich viele schiffbare Ströme, welche aus den nach Süden gelegenen fruchtbaren Bezirken kommen, in denen der schwarze Thee wächst, z. B. der Fu und Kan, welche durch die Provinz Kiangsi fließen und von dem Meilingpasse kommen, über welchen von Canton her die Straße nach Norden hinführt; die von Osten her in den Poyang-See einströmenden Flüsse durchziehen die Gegenden des grünen Thee's und sind durch eine große Anzahl von Kanälen mit vielen anderen Gestiessen des Binnenlandes in Verbindung gesetzt worden. Die Stadt Kinkiang, am Strom, in der Nähe des See's, ist nun durch die Rebellen verwüstet, soll aber zu einem wichtigen Theemarkt erhoben werden. Bei Butschen liegen gute Kohlen. Von Schinkiang bis Nanking, in welcher letzteren Stadt (nicht zu verwechseln mit Nan king) die Rebellen gerade von den Kaiserlichen belagert wurden, gewahrten die Bevollmächtigten überall Spuren von Verwüstung, weiter aufwärts sah es besser aus. Wenn der Poyang-See den Mittelpunkt für eine nach allen Richtungen hin sehr ausgedehnte Wasserverbindung bildet, so ist Hangkeu, der wichtigste Stapelplatz im Innern China's, gleichfalls der Ausgangs-, Knoten- und Endpunkt für ein noch ausgedehnteres System von Wasser- und Landwegen sowohl für den obern Yangtsekiang, dessen Zuflüsse und jene, welche sich in den Tungting-See ergießen, wie für den Fluß Han oder Sehang. Die Engländer wurden überall sehr freundlich und zuvorkommend aufgenommen und leiteten Handelsverbindungen ein.

Im Frühjahr unternahmen Engländer auch eine Reise über Land von Canton nach Norden hin nach dem eben erwähnten wichtigen Stapelplatze Hankéu. Am 10. April brachen Dr. Dickson, der Kaufmann Thorburn, der Missionar W. R. Beach und ein Herr Bonney auf. Sie wollten über den Meilingpaß gehen, jenseit desselben die Wasserstraße benutzen, von Hangkeu den Yangtsekiang hinab nach Schanghai fahren und nur zur See nach Hongkong zurückkehren. Wahrscheinlich erhalten wir durch sie interessante Aufschlüsse über die zwischenliegenden Gegenden. Schon die Thatsachen, daß wier Europäer eine solche Reise wagen, legt kein ungünstiges Zeugniß für die Chinesen ab.

Seit Anfang des Jahres 1861 sind von Canton aus manche Ausflüge in's Innere, sowohl in's Gebirgsland als auf dem Sikiang und dessen Nebenflüssen unternommen worden. Jene Reisenden wollten die Gegenden, welche sich durch Seidenzucht auszeichnen, näher kennen lernen. Den Vertragsbedingungen gemäß, führten sie Pässe, wurden von den Mandarinen mit achtungsvoller Höflichkeit und vom Volke sehr freundlich behandelt. Nur an einigen Plätzen, von wo auf Antrieb der Europäer seither Menschen geraubt und als Kuli's nach Cuba verkauft worden sind, benahm die Menge sich unfreundlich, weil sie in den Europäern überhaupt nur Menschenräuber erblickt. In Tonghing wollten die Engländer einen Führer miethen; dieser erklärte aber, er möge mit Menschenräubern nichts zu schaffen haben; „sie würden ihn ja doch verkaufen, als ob er ein Schwein wäre." In solchen Ruf haben sich die „civilisirten Christen" gebracht!

Jene englischen Reisenden, welche von Canton einen „kleinen Ausflug" über Land nach Hangkeu unternommen haben, äußern in ihren Briefen, daß Volk und Mandarinen sich ganz trefflich benahmen. Ueberall war das Land bewunderswürdig angebaut. Nördlich von Ying Tud besuchten sie den berühmten Felsen von Dunn Yune San, in welchem sich eine geräumige Höhle befindet; diese wird als Wirthshaus benutzt und durch Oellampen beleuchtet. Der ganze Anblick war so befremdend, daß die Reisenden sich unwillkürlich an den Austritt im Freischütz, in welchem Kaspar Kugeln gießt, gemahnt fühlten*).

Die kaiserliche Regierung, das geben selbst anglo-indische Blätter zu, ist viel loyaler zu Werke gegangen, als die Politik der Engländer verdient, oder gar die napoleonische, welche in China nicht einmal Handelsinteressen wahrzunehmen hat, aber am Kriege Theil nahm, um zu lärmen und von sich reden zu machen. Der Kaiser Hien Fung hat in der Pekinger amtlichen Zeitung ein Edikt erlassen (vom 4. December 1860; in Canton am 20. März 1861 veröffentlicht), demgemäß ein Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gebildet wurde. Damit ist man anerkannt, daß seine Regierung fortan auf dem Fuße der Gleichheit mit fremden Staaten verkehren will, und dafür spricht auch die Wahl der Männer, welche die neue Behörde bilden. Auch hat sie derselben eine Anzahl gewandter Dolmetscher beigegeben.

Was die Rebellen betrifft, so hält sich seit vorigem Spätjahre der amerikanische Missionär J. J. Roberts bei ihnen in Nanking auf. Wir haben von ihm mancherlei Mittheilungen über seine Taipingfreunde gelesen; sie lassen aber an Klarheit viel zu wünschen übrig. Einige seiner Landsleute in Schanghai hatten deshalb einige bündig gefaßte Fragen an ihn gestellt, und um deutliche Auskunft gebeten. Hier sind sie, nebst den Antworten des Herrn Roberts.

*) Wir erhalten in dem Augenblicke, da diese Nummer in die Presse geht, die „Overland China Mail" vom 15. Juni mit der Nachricht, daß die oben genannten vier Reisenden am 26. Mai glücklich in Schanghai angelangt waren. Ihr „kleiner Ausflug" von Canton durch die Provinz Hunan bis nach Hankéu hatte 51 Tage in Anspruch genommen; sie fuhren von Hankéu mit einem amerikanischen Kriegsdampfer des Commodore Stribbling auf den Yangtsekiang nach Schanghai. Wir kommen auf den Gegenstand zurück

Digitized by Google

1. Welche Regierung haben die Taiping? — So viel ich beobachten konnte: Kriegsgesetz. Neulich haben sie ein Gesetzbuch drucken lassen, das ich noch nicht gelesen!

2. Haben sie eine regelmäßige Einrichtung? — Sie haben sechs Bureaux, Aemter, wie die kaiserliche Regierung in Peking. Aber die Beamten derselben begleiten jetzt den König Kang Wang auf einem Feldzuge.

3. Ist das Volk, und sind insbesondere die besseren Klassen ihrer Regierung günstig? — Den Leuten bleibt keine andere Wahl, als diese Regierung zu ertragen oder den Kopf einzubüßen. Sie unterwerfen sich ohne Murren.

4. Sind Staat und Kirche getrennt? — Ich habe noch keine Kirche gebildet, und bevor ich kann, war keine vorhanden. Ich glaube, daß in Tien Wangs Gebiet noch ein ordinirter Geistlicher sich aufhält, und meine, daß Tien Wang (der Oberkönig der Rebellen) von Unterschied zwischen Staat und Kirche, und was dazu gehört, keinen bestimmten Begriff habe.

5. Befolgen sie Glaubenslehren und Gebote des neuen Testamentes? — Wie wäre das möglich ohne einen Prediger? Sie befolgen jene Lehren und Gebote ganz bestimmt nicht.

6. Was für Aussichten hat man auf friedliche Zustände? — Jetzt ist keine Zeit von Frieden zu reden; jetzt ist eine Zeit wie jene Jehu's, der da fragte: „Was habe ich mit Frieden zu thun?" Vor zwei Tagen ging einer ihrer Könige mit einem Heer in's Feld, Kang Wang zog vor etwa zwei Wochen aus mit Tien Wangs Bruder wird demnächst auch fortziehen. Dann werden etwa sieben oder acht ihrer Könige mit Armeen im Felde stehen und fechten. Neben Sie ihnen nicht von Frieden, bevor die „Teufelsbrut" (die Kaiserlichen) ausgerottet worden ist; Sie könnten eben so wohl dem Jehu von Frieden sprechen, ehe er das Haus des Ahab ausgerottet. Es scheint, als ob sie jetzt ihr Werk so rasch als möglich vollenden möchten, und ich glaube, daß sie nie zuvor so viele Streiter und königliche Befehlshaber als jetzt in's Feld stellten.

7. Wollen Sie mir über ihre gegenwärtige Lage Auskunft geben? — Auf diese Frage kann ich nicht näher eingehen. Doch scheint mir folgendes richtig zu sein: Nanking hat von einem Angriffe der Kaiserlichen nichts zu befürgen, wenn diese keine ausswärtige Beihülfe haben. Die Taiping sind in einem revolutionären Zustande, ohne Verbindung mit fremden Völkern. Sie beten täglich zu Gott, unter dem Namen himmlischer Vater, Schang ti, und zum himmlischen ältern Bruder, Christus, aber nicht nach den Vorschriften des neuen Testaments. Sie haben keine regelmäßige Taufe („Eintauchung", denn Reberts ist Baptist) oder Abendmahl. Die Gebete und Gesänge, welche ich 1847 in Canton den (Stifter) Hung sin singen lehrte, sind den meisten von ihnen wie den Juden die Schlange des Moses, etwas Aeußerliches, werden indeß täglich von Millionen wiederholt. Dies ist ihre religiöse Lage. —

Das ist im Ganzen eine dürftige Auskunft. Die Nachricht, welche zuerst ein Pariser Blatt brachte, daß nämlich die protestantischen Missionäre zwölf Kirchen in Nanking bauen wollen, ist jedenfalls unrichtig. Wahr aber bleibt, daß Engländer den Rebellen Waffen verkauft haben. Zwei Briten, Bennet und Mills, wurden von Seiten der chinesischen Regierung deshalb verklagt, und der Gerichtshof zu Schanghai verurtheilte im März 1861 den ersteren zu drei Monaten Gefängniß und fünftausend Dollars Geldstrafe, den letzteren gleichfalls zu drei Monaten Haft und zweihundert Dollars Strafe.

Bis jetzt läßt sich noch nicht absehen, daß die Rebellen Bestandtheile höherer Gesittung in sich haben. Sie wüthen wie rohe Barbaren; in Nanking haben sie den berühmten Porzellanthurm eingerissen und die alten Kaisergräber zerstört, die doch chinesischen Dynastien angehörten. Seit acht Jahren befinden sie sich im Besitze jener Stadt, und noch ist sie zumeist ein Trümmerhaufen. Der Tien Wang, Oberkönig, wohnt allerdings in einem schönen Palaste, seine Person gilt für geheiligt, und er läßt sich nicht vor dem Volke, sondern nur vor den zehn oder elf Unterkönigen sehen. Die weibliche Umgebung dieses Himmelssohnes besteht aus ungefähr dreihundert Schönen, aber die Zahl der eigentlichen Gemahlinnen übersteigt nicht — acht und sechszig! Daß die von den Taiping besetzten Gegenden in einer traurigen Lage sich befinden, scheint außer allem Zweifel zu sein; sie fordern von den Bauern eine Grundsteuer ein, die dreifach höher ist, als unter der kaiserlichen Regierung. Aber auch diese letztere ist sehr schwach und durchaus zerrüttet.

Wir schließen den vorstehenden Mittheilungen noch Einiges aus den Berichten an, welche bis zum Anfange des Maimonats gehen. Den Yangtsekiang befahren, außer den oben erwähnten Schiffen, noch andere Dampfer, und unter denselben einer, Fire Dart, von 200 Fuß Länge und 650 Tonnen Gehalt; er ist in Neu-York ganz nach dem Muster der Schiffe gebaut, welche sich für die Fahrt auf dem Mississippi so zweckmäßig erwiesen haben. — Mehr als fünfzig englische Matrosen, welche nach und nach aus Schanghai zu den kaiserlichen Truppen entstehen waren, sind von diesen ausgeliefert worden. — Flußpiraten trieben ihr Handwerk mit so großer Frechheit, daß man von Futschau aus ein Kanonenboot gegen sie aussandte, welche sechs Räuberschenken in den Grund bohrte, fünf verbrannte und zwei nach Futschau aufbrachte.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß allemal die Engländer an den Kriegen schuld sind, welche sie in fremden Erdtheilen zu führen haben. Nicht minder ist es wahr, daß sie, und immer wieder sie, schuld an den Irrungen und Unannehmlichkeiten sind, über welche sie dann in Presse und Parlament so großen Lärm erheben, um gegen die Barbaren eifern zu können. „Aber gerade wir sind die Barbaren" schrieb einst die „Overland China Mail", und sie kennt ihre Landsleute.

John Bull spielt auch in China Macdonald, er benimmt sich am Peiho wie zu Bonn am Rhein. Die englisch-französischen Truppen lagen noch in Tientsin; am 25. und 26. März wurden die Flaggen der beiden Gesandten, Bourboulon und Bruce, welche in die kaiserliche Hauptstadt gekommen waren, um dort zu bleiben, auf ihren Palästen entfaltet. Bruce hatte einige Tage vorher einen Offizier vom Commissariat nach Peking vorausgeschickt, um Lebensmittel zu besorgen. Dieses Nebenstück Macdonalds beißt Feuerblume, und benahm sich so ungezogen, daß die chinesischen Behörden schwere Klage über ihn führten. Der Gesandte fand dieselbe begründet, und befahl dem General in Tientsin, ferner keinen Offizier den Besuch der Stadt Peking zu gestatten. Die „Overland China Mail" schreibt: „Das übermüthige Benehmen und das höchst unverschämte Betragen mancher von unsern Land- und Seeoffizieren ist zu nicht geringem Grade schuld an dem Widerwillen, welchen die Orientalen ganz allgemein gegen den englischen Charakter hegen. Jener Fontelaar hat wieder einmal gezeigt, wie ein ungezogener und unerzogener Lenener „Gentleman" sich aufführt!"

Dieselbe Zeitung spricht sich mit vollkommen gerechtfertigtem Unwillen gegen die Barbarei ihrer Landsleute bei der bekannten Einäscherung des kaiserlichen Sommerpalastes aus. Es stehe, sagt sie, den Engländern sehr schlecht an, Gemeinplätze über die Rohheit der Vandalen

Digitized by Google

und der Muselmänner, welche die Bibliothek in Alexandria verbrannten, zum Besten zu geben. Im Sommerpalaste befand sich auch eine „Galerie der Quelle der Wissenschaften," nämlich eine ungemein reichhaltige Bibliothek. Der französische General protestirte gegen die Zerstörung der äußerst werthvollen Schätze der Literatur, aber der englische General ließ sie mit Vorbedacht vernichten, obgleich er Tausende von Soldaten zur Hand hatte, welche die Bücher hätten retten können. „Schimpf und Schande dieser vandalischen, nein englischen, Barbarei fallen auf Großbritannien allein."

Wir heben mit Vergnügen hervor, daß jenes anglochinesische Blatt dem ungeschlachten Gebahren, dem lügenhaften planmäßigen Verdrehen von Thatsachen scharf entgegentritt, in welchem sich die Cockneys und Rowdies der Londoner Presse, namentlich die „Bullen der Times," gefallen. Dasselbe läßt wiederholt den Chinesen Gerechtigkeit widerfahren, und stellt die gentlemenartigen Sitten ihrer Staatsmänner der „hochmüthigen Rohheit und dem Mangel an Erziehung" entgegen, welche Lord Elgins Bruder, der jetzt in Peking residirende Gesandte Bruce, in so bedauernswerther Weise bethätigt habe. Er und nur er allein sei durch sein stupid-hochfahrendes Wesen am dritten Kriege gegen China schuld gewesen; er habe Flegelei mit staatsmännischer Würde verwechselt und sich „ungentlemanly" benommen.

Pascals Wanderung durch das Goldland Bambuk am Faleme und Senegal.

Die Region am Senegal. — Die heidnischen Malinke und die Verwüstungen durch die Mohammedaner. — Der Goldreichthum von Bambuk. — Die Kataraften. — Eine Springfluth.

Jener Theil Westafrika's, welcher im Süden die große Wüste begränzt, hat in unseren Tagen eine gesteigerte Wichtigkeit für den Verkehr gewonnen. Die jährliche Handelsbewegung des von den Franzosen am Senegal besetzten Gebietes soll gegenwärtig auf nahe an fünf Millionen Thaler sich belaufen. Dasselbe liefert Gummi, Erdnüsse und andere Oelfrüchte, Häute, Arbeitsochsen für Westindien, Elfenbein, Schiffsbauholz und Getreidearten; auch gedeihen Indigo und Baumwolle. Dazu kommt noch Gold in beträchtlicher Menge, denn namentlich das Land Bambuk, zwischen dem Faleme und Senegal, ist eines der goldreichsten Länder der Erde.

Der Senegal hat seine Quellen in der Landschaft

Schwarze am obern Senegal.

Futa Dialon, einen Lauf von etwa 400 französischen Meilen (Lieues) und ist in der Regenzeit von August bis November 250 Lieues weit für Schiffe von zwölf Fuß Tiefgang schiffbar, nämlich bis Medina, das eine kleine Strecke weit unterhalb des berühmten Wasserfalles von Felu liegt. Der süd-

Digitized by Google

liche Hauptarm, der Faleme, kann auf einer Strecke von 40 solcher Meilen von Schiffen mit sechs Fuß Tiefgang befahren werden.

Auf dem Senegal ging zuerst 1854 ein Dampfer bis Bakel hinan; jetzt unterhalten die Franzosen eine aus zwölf kleinen bewaffneten Dampfern bestehende Flotte auf diesem Strome. Sie haben seit jener Zeit sehr bedeutende Eroberungen gemacht, die mauriſchen Stämme der Wüſte, welche auch auf das linke Stromufer hinübergedrungen waren, gedemüthigt, und man kann sagen, daß gegenwärtig beinahe das ganze Senegalgebiet von ihnen abhängig sei. Offenbar wollen sie vom obern Senegal bis an den obern Niger dringen und den Handel desselben nach ihrem eigenen Gebiete lenken. Vor Allem kommt es ihnen darauf an, die mohammedaniſchen Stämme, Mauren wie Schwarze, die Gewalt ihrer Waffen fühlen zu lassen, und sie haben, wie wir in einer spätern Nummer des Globus zeigen werden, in dieser Hinsicht schon bedeutenden Erfolg errungen, indem sie gegen das weitere Vordringen der Bekenner des Islam eine Schranke zogen. Das Land Bambuk ist noch im Besitz heidniſcher Mandinge, oder wie sie im Lande selber heißen, Malinke, und diese sind natürliche Verbündete der Franzosen gegen die Mohammedaner. Von Bambuk geht der Weg an den obern Niger, und deshalb haben die Franzosen in allerjüngster Zeit Militärposten am obern Laufe des Senegal bis über die Kataraften von Guina hinaus zu gründen beschlossen. Sie fanden im Lande selbst treue Verbündete, und es lag ihnen daran, die Gegend selbst genauer kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke wurde der Marinelieutenant E. L. Pascal im Spätjahre 1859 von Bakel, einer Hauptstation am Senegal, abgeschickt. Er sollte am Faleme bis Chyloho hinaufreisen, also bis dahin, wo einst Munge Park diesen Fluß überschritt, und durch Bambuk an den Senegal gehen. So durchwanderte er den innern Winkel zwischen den beiden Flüssen und kam über das Tambaurageberge, welches beide Becken von einander trennt.

Am 6. December 1859 verließ er Bakel und ging dann am Faleme hinauf nach Kenieba, wo er die Goldregion untersuchte. Wir erfahren von ihm, daß dort schon französische Anstalten vorhanden sind, welche dieselbe ausbeuten. Die Gegend ist 1858 in Besitz genommen worden. Am 20. December trat er seine eigentliche Reise an. Er nahm einen europäischen Unteroffizier, zwei schwarze Scharfschützen und vier Laptots mit. Laptots nennt man die Eingeborenen, welche gegen Sold den Besatzungsdienst auf den verschiedenen Militärposten versehen. Außerdem hatte er einen Dolmetscher. Salz ist in Bambuk theurer als Gold und bildet einen wichtigen Handelsartikel.

Fischer auf dem Senegal.

Von Kenieba führte der Weg nach Sanfandig, das fünf Minuten von Faleme liegt. Es ist ein nur aus einem Dutzend armseliger Hütten bestehendes Dorf, in welchem Peule (Fulbe, Fellatah) wohnen, die anfangs vor dem weißen Manne Furcht hatten und entflohen, dann aber zurückkamen und sich erboten, ihm die Goldlager am Flusse zu zeigen. Weiter aufwärts, bei dem in Trümmern liegenden Dorfe Kare Fattendi, wo prächtige Tamarindenbäume stehen, war der Fluß sehr tief und der Hippopotamus in großer Menge vorhanden; der Boden ist fruchtbar, aber Alles lag öde in Folge der Verwüstungen, welche Al Hadschi, ein fanatischer Mohammedaner, seit einigen Jahren ange-

richtet hatte. Er wollte ein Reich am obern Niger und am Senegal gründen, ist aber von den Franzosen mehrfach auf das Haupt geschlagen worden. Auch beim Dorf Alinkel wurde Pascal vom Häuptling zu den Fundstellen des Goldes am Flusse geleitet, der dort ungefähr zweihundert Schritte breit ist. Am Ufer stehen hohe Bäume, das Bett strömt in Cascaden und die Landschaft macht einen anmuthigen Eindruck. Am Abend hielten die Laptots ein leckeres Mahl, denn die Dorfbewohner hatten ihnen ein Stück von einem — Cayman überlassen! Am andern Tage kamen die Reisenden über ausgetrocknete Flußbetten, sogenannte Marigots, durch hohes Gras, Mimosengebüsche und Gestrüpp, das mächtig aufgeschossen war und Schutz gegen die Sonnenstrahlen gewährte. In Farabana, dem nächsten Orte, wohnen Malinkes, welche denselben mit einer Mauer und Basteien umzogen hatten. Auch diese Gegend ist sehr goldreich, und wenn der Faleme niedriges Wasser hat, sammeln die Leute das edle Metall aus dem Uferschlamm oder Sande. Pascal war Zeuge davon. Er ging an diesem Punkt auf das rechte Ufer hinüber, und bald nahe an demselben oder etwas entfernt in südsüdöstlicher Richtung nach Diachalel, einem gleichfalls von Al Harschi verwüsteten Dorfe, wo viele Baobabbäume, Weinpalmen und Bambus stehen. Auch dort wird Gold gewaschen, ebenso bei dem großen Dorfe Kaffacho, das nur eine Stunde Wegs entfernt liegt.

Hier schlug Pascal sein Zelt außerhalb des Ortes auf und machte dem Häuptling einen Besuch, welchen derselbe inmitten von etwa hundert schwarzen, mit Flinten bewaffneten Kriegern entgegennahm und bald nachher erwie-

Die Felu-Wasserfälle im Senegal.

derte. Er brachte seinen Griot mit, einen Hofsänger, welcher das Lob des großen weißen Häuptlings, nämlich des Lieutenants Pascal, verkünden mußte. Diese Malinkes wünschen, daß die Weißen in ihrem Lande sich festsetzen, weil sie dann vor der Unterjochung durch Mohammedaner sicher sind. Sie ehrten den Reisenden durch Gesänge, Tänze und eine entsetzliche Musik, welche sie durch Trommeln und das Zusammenschlagen eiserner Castagnetten hervorbrachten. Der Weg nach Tambala führt durch Berge, wo man bei

jedem Schritte Eisen und Quarz findet. Der Marigot Dungu Choba ist so reich an Gold, daß Pascal ihn mit dem Pactolus vergleicht. Ueberall waren die Schwarzen sehr freundlich; nur in Sabucir zeigte der Häuptling zuerst einiges Mißtrauen, kam aber bald, um sich zu entschuldigen. Der Weg von dort nach Funtamba am Faleme führt durch ein schönes, fruchtbares Thal. Die Dorfleute sind, wie alle Uferanwohner, auch jene des Senegal, sehr gewandte Fischer mit dem Speer und jagen Flußpferde. Hippopotamusfleisch ist bei ihnen ebenso beliebt wie das vom Cayman. Sie legen sich in einen Hinterhalt, warten geduldig, bis das Thier an's Land kommt und schießen dann mit eisernen Kugeln. In allen Dörfern bis nach Nanifara hin, das etwa drei Viertel Stunden vom Faleme entfernt liegt, wird Gold gewaschen.

Dort ging Pascal wieder auf das linke Ufer hinüber, weil auf der andern Seite sich viele Marigots befinden. Als er bei Chaffakiri anlangte, wo mehr als hundert Flinten tragende Männer wohnen, war der Schrecken groß; die Leute liefen in ihre Hütten und wollten nicht aus dem Dorfe herauskommen. Pascal schickte erst seinen Dolmetscher, der aber nichts ausrichtete; dann ging er selbst zum Häuptling, um denselben zu beruhigen. Der Schwarze gab zitternd dem weißen Manne die Hand, und klagte später, daß Alle in großem Elend lebten; sie hätten weder Salz noch Pulver und könnten aus den Handelsplätzen überhaupt keine Waaren erhalten, weil in manchen zwischenliegenden Dörfern Raub oder Plünderung vorkommen. Pascal gab ihm beruhigende Zusicherungen für die Folge, und nun war Heiterkeit im ganzen Dorfe; die Leute tanzten und sangen bis zum Morgen. Außer auf Trommeln und Castagnetten arbeiteten die Musiker auch auf zwei riesigen Zithern, die zwölf bis fünfzehn Saiten hatten und gleich einem Tamburin mit Schellen behängt waren. Von Chaffakiri kam Pascal nach Chelobo, wohin er über den Faleme setzte. Dort sind die Flußpferde äußerst gefährlich, und die Schwarzen wagen sich deshalb nicht in's Wasser. Dieses sehr große Dorf ist von Malinkes bewohnt und von einer Ringmauer aus getrockneter Erde umgeben; auch innerhalb derselben hat jedes einzelne Haus noch seine besondere Befestigung. Die Hauptmauer ist ziemlich fest, die Bastionen sind rund und mit einem kegelförmigen Dache gedeckt. Sie haben ein Stockwerk in gleicher Höhe mit der Courtine, neun bis zehn Fuß über dem Boden, und dieses Gemach dient als Getreidespeicher. Die Wohnhütten bestehen gleichfalls nur aus gestampfter Erde, die Dachsparren, welche man mit Gras und Blättern überdeckt, sind Bambusstäbe. In diesen Hütten stehen zum Aufbewahren des Getreides sechs Fuß hohe Thongefäße.

Die Ortsbehörden der Malinkes sind unabhängig von einander; jedes Dorf bildet eine Art Republik unter einem erblichen Häuptlinge. Religiöser Cultus kommt nicht vor; die Rechtspflege wird von den Dorfvorstehern geübt, falls nicht das Recht des Stärkern sich schon von weitne herein geltend macht. Bei Heirathen macht man weiter keine Umstände und alle Kinder gelten für gleich. Die Malinkes am Faleme sind verschmitzt, feig und diebisch. Alle kleiden sich in Zeuge, die man im Lande selbst webt und mit Pflanzensaft gelblich-schwarz färbt. Der Mann trägt immer die Flinte in der Hand; Schießwaffe und Pulver bekommen sie von Gambia. Alles beschäftigt sich mit Goldsuchen, und es giebt in ganz Bambuk kein einziges Dorf, wo man nicht aus den Flüssen, trockenen Bächen oder gegrabenen Brunnen und Schachten Gold gewinne. Die Männer heben den Sand oder Schlamm heraus und die Frauen besorgen das Herauswaschen des edeln Metalles. Frankreich will sich dort ein Californien schaffen.

Die Malinkes machen unter einem freien Manne und einem Sklaven kaum einen Unterschied. Der letztere, gewöhnlich ein Gefangener, arbeitet für seinen Herrn, dem er gehorcht, aber im Uebrigen stehen sie als Gleiche neben einander. Im Allgemeinen sind sie stark und kräftig gewachsen, doch trifft man nicht selten Kröpfe, fleischige Auswüchse, Klumpfüße und Geschwüre. Die Anwohner des Faleme sind nicht ganz so roh wie jene im innern Berglande, lieben die Geselligkeit, kommen häufig zusammen, um die öffentlichen Angelegenheiten zu besprechen und sich etwas zu erzählen. Die schon erwähnten Oberst wissen dann allerlei über die Grösthaten der Vorfahren mitzutheilen. Auf dem öffentlichen Platze des Dorfes sitzen die Männer auf einer Erhöhung von Bambus, der etwa sechzig bis neunzig Fuß in's Gevierte hat.

Bambuk ist im Allgemeinen fruchtbar und könnte bei geordneten Verhältnissen viel Getreide, namentlich Reis ausführen. Pferde, welche bei den Bewohnern des rechten Senegalufers häufig sind, kommen nur selten, höchstens bei einigen Häuptlingen, vor. Man glaubt, sie könnten nicht gedeihen, aber die fünf, welche Pascal bei sich hatte, blieben gesund. Die Eingebornen behaupten, daß die Blätter eines gewissen Baumes in's Wasser fielen und demselben sehr schädliche Bestandtheile zubrächten, wovon die Thiere stürben. Im ganzen Lande ist man von den nachtheiligen Eigenschaften des Wassers in Bambuk überzeugt; Pascal bestätigt die Thatsache und hält für ausgemacht, daß der so überaus metallreiche Boden die Schuld davon trage.

Die Karawanen verwenden zum Lastragen nur Esel, welche lange Reisen und große Entbehrungen vertragen, während sie mit dürftigem Futter sich begnügen. Hornvieh ist jetzt, nachdem die Mohammedaner so viele Heerden weggetrieben haben, nur in geringer Menge vorhanden; die Schafe sind klein und kommen nur im Gebirgslande vor.

Von Chelobe aus nahm Pascal den Weg nach dem Innern hin in nordöstlicher Richtung, durch ein gebirgiges Land, wo überall Eisen zu Tage liegt und der saftige Pflanzenwuchs in den Thalgründen scharf gegen das dürre Hügelland absticht. Gold wird immer häufiger und kommt in wachsender Menge vor, je mehr man sich der Bergkette Tamba Ura nähert. Am südwestlichen Fuße derselben liegt Kesulabe, in dessen Nähe Pascal mehrere jetzt verlassene Schachte fand; sie sind nur mit Rankengewächsen und dornigem Gestrüpp bewachsen, und erinnerten den Reisenden an die Ereignisse, welche Mungo Park vor länger als einem halben Jahrhundert in jenen Gegenden gesehen und beschrieben hat.

Hart am Fuße des Gebirges liegt in einer Ebene, welche sich dem ganzen Tamba Ura entlang zieht, das Dorf Dialafara. Das Gebirge bildet einen weit einspringenden Winkel oder Bogen, und der Ort ist wichtig, weil die zum Senegal gehenden Karawanen dort anhalten. Alle Wasserläufe, welche zum Faleme gehen, kommen von dieser Bergkette, die einen zusammenhängenden Kamm hat, aber lebendige Quellen mangeln ihm und deshalb sind die Wasserläufe nur Marigots, welche durch das Regenwasser entstehen und in der dürren Jahreszeit fast gänzlich austrocknen. Alle ohne Ausnahme führen Gold.

Pascal wurde in Dialafara sehr gut aufgenommen; der Häuptling kam ihm entgegen und entfaltete möglichst viel Pomp. Er war von seiner Familie und den Griots begleitet, und äußerte, daß er in der Ankunft des weißen Mannes ein Glück für das Land sehe; die Weißen möchten nur kommen und bei ihm eine Niederlassung gründen, wie sie

Digitized by Google

schon in Kenieba gethan hätten. Dann kaufte er Milch und Reis. Am Neujahrstag 1860 kam der Reisende durch eine ganze Reihe von Dörfern im Gebirge, das phantastische, sehr malerische Gestaltungen zeigt. In den Schluchten halten sich viele hundsköpfige Affen auf. Ueberall beschäftigen sich die Leute mit Goldsuchen. Pascal zog in nordwestlicher Richtung bis Serecheto, das auf einem Kreuzwege liegt, wo sich mehrere Straßenzüge durchschneiden. Es ist nur 25 Lieues von der mehrfach erwähnten französischen Niederlassung Kenieba entfernt und befindet sich recht im Mittelpunkte der goldreichsten Distrikte Ketecho und Chadadian. Bis dorthin sollen einst die Portugiesen vorgedrungen sein.

Barka, Bruder des Königs Semunn von Natiaga, erbot sich, den Reisenden durch das Gebirge bis zu den Wasserfällen von Guina zu geleiten, und so zog Pascal am 3. Januar durch den Engpaß von Kurukaba, das „Felsenthor", welches den einzigen Weg durch das Gebirge nach Natiaga bildet. Er ist etwa 120 Fuß breit und geht von Westen nach Osten, seine Wände sind steil wie Mauern; die oberen Lagen treten über die unteren hervor und die Bahn ist wegen des vielen Felsgetrümmers sehr unbequem. Der Weg durch Natiaga nahm zwei Tage in Anspruch. Pascal traf unterwegs kein Dorf, der Boden war nun nicht mehr eisenhaltig, das Quarzgestein kam auch nicht ferner vor, sondern ein sehr feiner, harter Sandstein. Als er am Abend des zweiten Tages aus einer Bergschlucht herauskam, erhoben sich plötzlich vor ihm drei gewaltige Pyramiden, die so regelmäßig waren, daß sie wie ein Werk der Kunst aussahen. Am 4. Januar erreichte er an der Mündung des Mariget Baoulie den Senegal, und blieb im Dorfe Baganura, das durch die Mohammedaner verwüstet worden war. Die gesammte Einwohnerschaft bestand aus vier Schmieden, armen Leuten, die kaum etwas zu essen hatten.

Zehn oder zwölf Lieues oberhalb Bagamura liegt die Mündung der beiden Stromarme, welche den obern Senegal bilden. Der eine, der Bachoe, weiße Strom (Ebor, in der Mandingosprache weiß), ist der einzige Zufluß, welchen die hohe Bergregion von Djalon dem rechten Ufer des eigentlichen Senegal, d. h. des Ba sing, schwarzen Wassers, zusendet. Der Baoule oder rothe Fluß, den man seither für einen Hauptzufluß des Bafing gehalten hatte, läuft nach Osten und mündet bei Kankuroe, oberhalb Jamina in den Tjioliba (Niger). Er ist schmal; über seine Quelle konnte Pascal nichts erfahren.

Bagamura liegt unweit der Kataraften von Guina, deren Brausen man schon in weiter Ferne hört. Der Reisende entwirft eine sehr lebhafte Schilderung. Als er aus einem Hohlweg heraustrat, lag ein prachtvolles Schauspiel vor seinen Blicken. In einer Breite von mehr als 1200 Fuß stürzt das Wasser unterthalb hundert Fuß hinab; während der Regenzeit ist aber die Breite gewiß noch einmal so beträchtlich und am linken Ufer muß der Fall gewiß 180 Fuß messen. Dort ragen breite, ellenwicke Sandsteinplatten 12 bis 15 Fuß über den Abgrund hinaus. Der Strom läuft von Norden nach Süden, die Felsenleiste, welche ihn durchsetzt, von Osten nach Westen. Das Becken oberhalb des Kataraktes ist nicht breiter als vieler selbst; in der Mitte erheben sich einige Felsen, an welche der Aberglaube allerlei Sagen knüpft. Uebrigens hat das Ganze etwas Regelmäßiges und läßt sich leicht überseben. Die Umgebungen sind ganz kahl und dürr, nur steht am rechten Ufer auf einem Wege ein Baobab, am linken liegt ein wenig abwärts das Dorf Guina.

Am 6. Januar verließ Pascal Bagamura und war am 8. in Medina, wo die Franzosen einen Militärposten haben. Der Weg führte am linken Ufer durch eine ungemein üppige Gegend, an den berühmten Felu-Wasserfällen vorbei, welche der Senegal oberhalb Medina bildet. Unsere Abbildung versinnlicht denselben.

Eine andere Tafel giebt ein anschauliches Bild von einer Springfluth bei Rufisque. Dieses Dorf liegt nahe dem grünen Vorgebirge, wo diese Fluth oft mit großer Heftigkeit auftritt, und schon mehr als einem Schiffe gefährlich geworden ist. Sie stürmt gewaltig in die engen Buchten hinein, und wehe dem Fahrzeuge, das sich überraschen läßt, wie im Jahre 1859 ein Dampfer, der an den Felsen scheiterte.

Das Kapitelhaus der Christusritter zu Thomar in Portugal.

Das Königreich Portugal hat große Tage gehabt und kann mit Stolz auf das fünfzehnte Jahrhundert zurückschen. Damals, und noch in der ersten Hälfte des folgenden Säculums, trieb ein kühner Unternehmungsgeist viele Bewohner des kleinen Landes auf See, in ferne Gegenden als Entdecker und Eroberer. Dieser Geist belebte auch die Christusritter, welche in Portugal das Erbe der berühmten Tempelherren antraten und als eine Fortsetzung dieses im Jahre 1312 aufgehobenen Ordens zu betrachten sind. Zwar that der Papst Einspruch, aber König Dionysius gewährte den Rittern seinen mächtigen Schutz und erwirkte 1319 für sie in Rom die Bestätigung. Der alte Orden bestand in neuer Gestalt fort. Anfangs hatte er seinen Hauptsitz im Kastel Marim, der afrikanischen Küste gegenüber, seit 1320 war Thomar in Estremadura seine Hauptstadt. Erst 1789 wurde er säcularisirt und in einen Militär- und Civilverdienstorden neuen Schlages umgewandelt. Jahrelang behielten die Ritter noch bedeutende Einkünfte bis 1834; dann wurden auch diese eingezogen und der Orden ist nun so moderner Art, wie die meisten anderen.

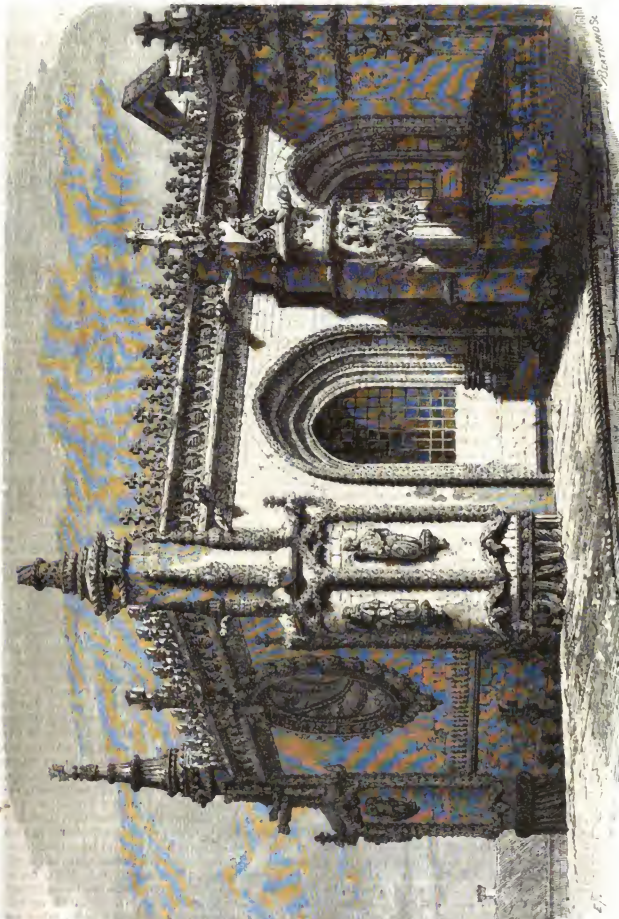
Aber er hatte einst eine hervorragende Bedeutung, besaß einundzwanzig Städte, vierhundertundsiebenzig Commenden, und der große Infant Heinrich, welcher sich den Beinamen des Seefahrers erworben, war sein Großmeister. Die Ritter unterstützten ihn in seinen Plänen und erhielten durch ihn ein Alleinrecht auf Schiffahrten in ferne Gegenden. Heinrich, der Seefahrer und Geograph, wollte neue Länder entdecken, die bisher verborgenen Theile der fremden Erdtheile, insbesondere Afrika's, besuchen lassen und gab den Anstoß zu jenen Entdeckungsreisen, durch welche sein Name, gemeinschaftlich mit vielen kühnen Seefahrern, unsterblich geworden ist. Die Christusritter betheiligten sich mit lebendigem Eifer und gaben Geld mit vollen Händen; sie nahmen an den Seezügen Theil, weil es für sie darauf ankam, die Menschen in den neuentdeckten Ländern mit der Lehre bekannt zu machen, nach dem sie sich nannten.

Binnen einem halben Jahrhundert gelangten die portugiesischen Seefahrer bis nach den Molukken und bis nach Brasilien; sie eroberten die Erde mit dem Ruhme ihrer Tapferkeit und schändeten ihren Namen durch blutige Grausamkeiten, zu welchen der Glaubensfanatismus sie aufstachelte. Sie stiegen empor und sanken wieder hinab wie ein Meteor. Noch ein halbes Jahrhundert, und sie gebrechten der französischen Krone. Später, 1640, wurde ihr Land wieder unabhängig und verharrt seitdem in einer bescheidenen Stellung.

Digitized by Google

Springfluth bei Rastaque am Grünen Vorgebirge.

Digitized by Google



Das Kapitelhaus der Christusritter zu Tomar in Portugal.

Digitized by Google

Manche schöne Denkmäler der Baukunst erinnern an die glänzenden Zeiten der Christusritter, vor allen ihr Kapitelhaus in Thomar; diese Architektur trägt ein geographisches Gepräge, sie zeigt, daß Seefahrer ein solches Werk aufführten, Männer von reicher Einbildungskraft und vom Geschmack der romantischen Ritterzeit. Unter dem obern Kreuze, das als Sinnbild der Glaubenstreue alles Andere überragt, ist das Ritterkreuz von Aviz auf dem hohen Theile der Gallerie, deren Geländer von Wappenschildern gebildet wird. In den Ringen laufen Schiffstaue; die verschlungenen Knoten an den Pfeilern stellen kleinere Schiffstauen vor; in dem länglich runden Fenster ist ein zusammengerolltes Tau mit Segeln umgeben; die steinernen Ritter deuten an, daß tapfere Männer sich auf das Meer wagen, an welches die Nachbildung der Seekräuter, Korallen und Polypen erinnert.

Das ist redende Architektur, voll, üppig, romantisch, südlich, mittelalterlich. Wer den Maßstab klassischer Einfachheit anlegt, wird diese Bauart des Kapitelhauses in Thomar viel zu reich und überladen finden. Aber die Kunst braucht nicht immer streng klassisch zu sein und sich an hergebrachte Schönheitsformen zu binden, am allerwenigsten dann, wenn sie auch aus dem Steine reden will, wie hier. Saxa loquuntur, kann man mit vollem Rechte sagen. Wir haben ein Gebäude von geographischer Bedeutung vor uns, das einen großen Eindruck macht, und an Zeiten erinnert, in welchen die großen Entdeckungen begannen.

Neue Nachrichten über Livingstone und die Missionäre in Innerafrika.

Ein kühner Jäger, Baldwin, ist der erste Reisende gewesen, welcher von Port Natal bis an den Sambesi vorgedrungen ist, und der zweite, welcher die vor fünf Jahren von Livingstone entdeckten Victoria-Kataraften im Liambaye gesehen hat. Nachdem er längere Zeit im Gebiete der Kaffern der Jagd obgelegen, ließ er wegen der giftigen Stechfliege, der verderblichen Tsetse, seine Wägen und Ochsen zurück, um nach Nordwesten hin in's Innere vorzudringen. Die Blätter in der Capstadt erzählen, daß seine Leute ihm dorthin nicht folgen wollten, er aber entschloß sich kurz und machte sich mit Flinte und Taschenkompaß allein und zu Fuß auf den Weg nach jenen Wasserfällen. Er hatte weiter nichts bei sich als eine Karte und Livingstone's Beschreibung der Kataraften. Seine Reise war ungemein beschwerlich; es fehlte es ihm an Trinkwasser, er traf sehr häufig auf wilde Thiere, und war dann freudig überrascht, als er sich unvermuthet am Strome befand, etwa anderthalb Wegstunden unterhalb der Wasserfälle! Der Fluß war an jener Stelle mindestens viertausend Yards breit, es lagen aber in ihm viele zum Theil sehr breite Inseln. Entlich erschien ein Nachen. Baldwin bewirthete die Eingebornen mit dem Fleische eines von ihm erlegten Rhinoceros und sandte einen Theil desselben an den Häuptling. Am andern Tage erschienen dann einige Kähne, um den weißen Mann überzusetzen. Das Wetter war heiß, und Baldwin konnte der Versuchung nicht widerstehen, ein Bad zu nehmen; er sprang also ohne Weiteres in den Fluß und war auch so glücklich, wohlbehalten wieder heraus zu kommen. Er dachte nicht daran, daß es in demselben von Krokodilen wimmelt; die Eingebornen hatten es schon für gefährlich, auch nur eine Hand in's Wasser zu halten. Einige Tage später wurde dann auch ein Kaffer, welcher Wasser schöpfen wollte, von einem solchen Flußungeheuer gepackt und heimgeschleppt. Baldwin stellte sich dem Unterhäuptling der Batalas vor, der ihn fragte, wer er sei und wie er seinen Weg bis hierher gefunden habe? Der Reisende entgegnete, er sei ein Engländer, zeigte dann seinen Taschenkompaß, und gab zu verstehen, daß Livingstone ihn in diese Gegend beschieden habe. Baldwin begab sich dann zu den Kataraften, deren Gebrauß er schon in einer Entfernung von drei englischen Meilen vernahm. Er war erstaunt über die Großartigkeit dieser gewaltigen Naturerscheinung, und bemerkt, daß Livingstone's bekannte Beschreibung dieser Wasserfälle der Wirklichkeit gegenüber schwach und blaß erscheine, weil überhaupt keine Schilderung mit Worten ihre wilde und gewaltige Großartigkeit darzustellen vermöge. Als er dann zu dem Kafferdorfe zurückkehrte, behandelten die Eingebornen ihn als Gefangenen, ohne zu sagen warum. Er befand sich allerdings in einer bedenklichen Lage, weil sie ihm auch die Waffen genommen hatten. Da kam nach einigen Tagen Doctor Livingstone an, begleitet von seinem Bruder Kael, Doctor Kirk und zweiundsechzig Makoleks. Alle waren mit doppelläufigen Flinten bewaffnet. Livingstone war unterwegs zu seinem alten Freunde Sekeleti, wollte nach dessen Hauptdorf Linyanti und war vor zweiundsechzig Tagen von Tete am Sambesi aufgebrochen. Diese ganze Strecke hat er zu Fuße zurückgelegt und ist dabei gesund geblieben. Als er die Kaffern fragte, weshalb sie den weißen Mann unter so strenger Aufsicht gehalten, gaben sie eine in der That sehr ergötzliche Erklärung. Jener, sagten sie, wäre auf eine höchst überraschende Weise bei ihnen erschienen und dann sofort in den Fluß gesprungen. Das wolle etwa eben so viel bedeuten, wie ein Selbstmord. Dann hätte er sich zu den Kataraften begeben und sei nach Stellen hingeklettert, wohin sich kaum ein Affe wage. Es sei klar gewesen, daß er sich mit alle dem habe um's Leben bringen wollen; wäre er aber ungekommen, dann würde Livingstone gezaubt haben, sie, die Kaffern, seien Schuld an seinem Tode. Deßhalb habe man ihn unter genaue Aufsicht gestellt und so wäre er am Leben geblieben.

In den uns vorliegenden Berichten vermissen wir das Datum des Zusammentreffens zwischen Baldwin und Livingstone. Einer andern Mittheilung entnehmen wir, daß zu Anfange des Märzmonates 1861 Livingstone und Mackenzie den Anfluß des oberirdischen fuhren, um solchergestalt in's Innere zu dringen. Dieser Strom mündet in der Nähe des Cap Delgado. Die Reisenden hatten für diesen Entdeckungszug etwa drei Monate Zeit bestimmt. Livingstone's übrige Reisegefährten wollten inzwischen auf Johanna, einer der Komoro-Inseln, verweilen.

Bekanntlich hatte Livingstone von seiner früheren Reise eine Anzahl Makoleks aus dem Innern mitgebracht, die am untern Sambesi so lange verweilten, bis der Missionar wieder aus Europa zurückkehrte. Er hatte ihnen versprochen, sie in ihre Heimath zurückzugeleiten und hielt sein Wort. Am 16. Mai 1860 brach er mit ihnen von der portugiesischen Stadt Tete nach Nordosten hin in's Innere auf und legten in drei Monaten nur etwa 600 Miles zurück. Er zog am Nordufer des Sambesi hin, über das Gebirge, durch welches die Stromschnellen von Kebrabasa sich drängen, überschritt die Nebenflüsse Luangua und Kafue und kam in eine Ebene, welche der Strom in einer Strecke von 100 Miles oberhalb jenes Gebirges durchzieht. Darauf gelangte er in ein höheres Land, wo die Luft frischer war und beim Tabakchen, weißen Berge, war er etwa 3000 Fuß über dem Wasserspiegel des Sambesi, ungefähr 3300 über dem Meere, also etwa auf Brockenhöhe. Dort reiste es und eines Morgens sah man sogar Eis. Dann stieg Livingstone in die große Ebene der Makoleks hinab, und sah schon aus einer Entfernung von 20 Miles die Dampfsäulen des Victoria-Kataraktes. Er wollte eigentlich seine Makoleks in gerader Strecke nach Sechseke bringen, machte aber doch einen Umweg von 40 Miles, um seinem Bruder Karl und dem Dr. Kirk die wunderbaren Kataraktes zu zeigen. Endlich gelangte er nach Sechseke und fand dort seinen alten Freund, den Häuptling Sekeleu, welcher aus seinen früheren Schilderungen allgemein bekannt ist. Er litt an

Digitized by Google

einer Hautkrankheit, an welcher, nach ächtafrikanischem Wahnglauben, Hexerei Schuld war. Selectetu hatte sich, trotz seines frühern Verbotes mit Livingstone, von solchen Vorstellungen nicht frei gemacht und einige ihm verdächtige Häuptlinge hinrichten lassen. Der kleinen europäischen Colonie war es, was man hätte im Voraus wissen können, schlecht ergangen. Mehrere Londoner Missionare waren in Linyanti am Fieber gestorben; von neun Europäern erlagen binnen drei Monaten nicht weniger als sechs dem Klima. „Es scheint, als ob sie von einem unbekannten Gegenmittel keinen Gebrauch gemacht hätten, welches Livingstone 1850 am Ngami-See anwandte, um eins seiner Kinder zu heilen und das er ihnen dringend anempfohlen hatte.“ So sagt ein anderer Bericht, gewiß ohne jeden Grund; denn es widerstreitet allem Gefunden Menschenverstande, anzunehmen, daß gebildete Europäer ein angeblich nicht fehlschlagendes Mittel, dessen Gebrauch ohnehin ihnen sehr dringend anempfohlen worden war, nicht genommen haben sollten. Gewiß ist, daß auch in jenen Gegenden das afrikanische Fieber mörderisch wirkt.

* * *

Wir erhalten soeben das sechste Heft des „Journal des Missions evangeliques“ von 1861, in welchem wir Aufklärungen finden. In Bezug auf Baumwolle und Missionen in Afrika hat bekanntlich Livingstone äußerst sanguinische Ansichten und über die Bildungsfähigkeit der Urafrikaner giebt er sich Hoffnungen hin, welche durch den Erfolg nicht gerechtfertigt werden. Auf seinen Rath schickte die Londoner Missionsgesellschaft einige Sendboten nach Linyanti ab und diese nahmen ihre Frauen mit kleinen Kindern mit. Gegen Ende des Jahres brachen sie vom Sambesi auf, wanderten bei 107° F. Hitze im Schatten durch wasserloses Land, litten Durst, und kamen Ende Februars nach Linyanti, wo sie Livingstone zu finden hofften „den Hauptanstifter dieser Unternehmung“; er war aber nicht bei seinem „Freunde“ Sekeletu, dem Häuptling der Makoleke. Linyanti fand man so ungesund, daß selbst diese Schwarzen den Platz aufgeben wollen. Als die Missionäre sich einen andern Platz zu wählen gedachten, verweigerte Livingstone's „Freund“ seine Einwilligung. Dann starben rasch nach einander die Frauen der Missionäre Helmore und Price, Helmore selbst und drei Kinder rasch nach einander, die meisten schon in den ersten vierzehn Tagen nach ihrer Ankunft. Livingstone's „Freund“ und dessen vielgepriesenen Makoloss benahmen sich unbarmherzig; sie wünschten allen Weißen den Tod, um deren Habe zu bekommen. Als Price am Leben blieb, sing Sekeletu zu rauben an, nahm Wagen, Ochsen, Zelte, Gewehre und andere Sachen ohne Weiteres fort, und einer seiner Boten sagte zu dem kranken Missionar, der fortzureisen beabsichtigte: „Du kannst eben so gut hier sterben wie anderwärts.“ Am sechten Tage des Juni trat Price seinen Rückweg an; Livingstone's „Freund“ hatte Alles geraubt und ließ ihm nur zwei Hemden, ein Zelt und einen alten Mantel; er gab ihm nicht einmal etwas Mehl. Unterwegs starb ihm seine Frau in der Wüste, in welcher er unvermuthet mit dem Missionär Mackenzie zusammentraf, der auch nach Linyati gehen wollte, und gar nicht glauben mochte, daß Livingstone's viel belobter Freund solcher Schandthaten fähig sei. Vier Monatte nach dem Tode der Frau Helmore und der Kinder fand sich dann Livingstone zu Linyanti ein. „Er brachte als Frucht seiner langen Erfahrung in der Wüste, ein wie er glaubt unbekanntes Heilmittel gegen das Fieber mit, welches in jenen Gegenden so mörderisch wüthet.“ Wir hatten also oben ganz recht, uns gegen die Annahme zu äußern, daß die durch Leichtsinn einem sichern Verderben Preisgegebenen ein angeblich unfehlbares Heilmittel nicht angewandt haben sollten, falls sie im Besitz eines solchen gewesen wären. Livingstone wurde von den Makoleloss und Freund Sekeletu mit schönen Worten abgespeist, die er wahrscheinlich wieder für baare Münze genommen hat. Sie sagten ihm nichts von dem Raube. Price entwirft eine Schilderung von dem schwarzen Barbaren, welche jener Livingstone's geradezu entgegengesetzt ist; er fällt sein Urtheil auf Thatsachen und wird wohl vollkommen Recht haben.

* * *

In einem Briefe vom 21. September, aus Tete, also nach der Rückkehr aus dem Innern, giebt Livingstone über seinen Auffug zu den Victoria-Kataraklen noch einige Mittheilungen, welche wir dem weiter oben Gesagten anschließen. Das Wasser im Sambesi war damals so niedrig, daß er in der einen Hälfte des Spaltes, durch welchen die Wasserfälle geleitet werden, auf den Grund leben konnte; es ward ihm leicht, vom nördlichen Ufer nach der kleinen Insel hinüber zu gehen, welche er früher als Garteneiland bezeichnet hatte. Die Tiefe des Spaltes beträgt wenigstens 310 Fuß; der Strom hat eine Breite von einer Statutemile bis zu einer englischen geographischen Meile, also 1607 bis 1852 Meters, oder nicht ganz 6000 Fuß. Der Spalt bei der Garteninsel ist etwa 80 Fuß breit. Ein zweiter Wasserfall unterhalb des ersten ist der von Mowuba oder Moamba. Der Missionar Moffat schrieb an Livingstone, daß alle Flüsse im Lande des bekannten Kaffernhäuptlings Moselekatse nach Nordwest und Nordnordwest in den Sambesi fließen, oberhalb des Sinamanes und eines merkwürdigen Gebirges, welches wohl ehemals den Gewässern eines großen Binnensees als Damm gedient habe, bis sie dann vermittelst des Victoriafalles einen Abzug fanden. Die ganze Gegend müsse einst ein Schauplatz vulkanischer Thätigkeit gewesen sein. Livingstone fuhr den Sambesi abwärts, um ihn bei niedrigem Wasserstande zu beobachten. Bei Kanlate sind Hindernisse für die Schifffahrt; bei dem einige Miles weiter abwärts liegenden Kariba zieht eine Basaltkette durch das Bett, sie hat aber eine breite Lücke, welche indessen für die mit nur sechs Zoll hohem Bord über Wasser gehenden Kähne gefährlich ist. Beim Berg Urumas fließt der Strom reißend schnell; bei Chicova hat er zwei Felseneisen, die jedoch ähnlich wie bei Kariba zu passiren sind. Livingstone bemerkte am Ufer des Stromes mehrjach Steinkohle, auch bei Zumbo und bei den Victoriafällen. Ein wirkliches Hinderniß für die Schifffahrt des Sambesi findet sich bei Meramuba, wo das Bett durch Felsen versperrt war; Livingstone meint jedoch, daß man bei hohem Wasserstand hindurchfahren könne; doch wohl nur mit Kähnen und nicht mit größeren Booten? Das Alles sind vorerst nur Andeutungen, welche in Livingstone's Reiseberichten später ihre Ausführung finden werden.

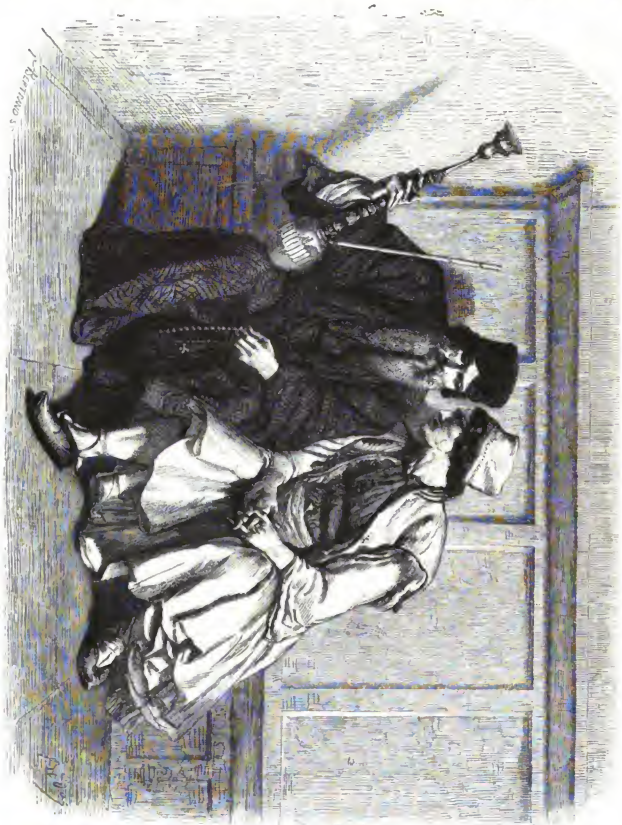
Beichte in einem Kloster auf dem Athos.

Die Halbinsel, auf welcher der Berg Athos sich erhebt, gehört zu Macedonien, und erstreckt sich in einer Länge von etwa zwölf deutschen Meilen, bei einer Breite von zwei bis drei Meilen, in's Meer hinein. Der höchste Gipfel, der eigentliche Athos, erhebt sich bis zu 6400 Fuß. Fallmerayer nennt ihn das kolossale, von der Natur selbst aufgethürmte und mit unverwüstlichem Festgewande umgegene Münster von Byzanz. Dieses Bild ist nicht phantastisch, es ist naturgetreu; Athos steht da als Waldbom der

Digitized by Google

Quellen der Wolga, vom Dunkelwalde im innersten Kolchis, vom freien Hellas, aus den Thälern des Hämus, von Illyrien und Tschernagora blicken Aller Augen mit sehnsüchtigem Verlangen nach

auf die Fürsten der Slawen und Moldo-Wlachen über. Athos ward das neue Jerusalem der Scythen und alles, was der heilige Klosterbund noch heute besitzt: Dasein, Glanz Schirm, Nahrungs



dieser großen Glaubens- und Bußanstalt des byzantinischen Kirchenthums. Nach gänzlichem Verkommen der beiden orthodoxen Reiche, von Byzanz und Trapezunt, ging die Sorge für den heiligen Berg

sast und Hoffnung, ist fromme Gabe der Sarmaten und aus den danubischen Slawenländern oder aus Moscowien herbeigeflossen.

Digitized by Google

Man zählt auf der Halbinsel einundzwanzig Großabteien, von denen sechs serbo-bulgarische Stiftungen sind: Chilantari, Zografu, Simeperra, St. Paul, Xenephu und Russica. Zu ihnen wallfahrten fromme Pilger von der Donau, um sich der Andacht hinzugeben und bei einem frommen Kalojeros (Mönch) zu beichten. Wir sehen, wie ein Donauslave neben solch einem „Guten Vater" sitzt, aus dessen Mönchsantlitz morgenländische Melancholie spricht. Die ehrwürdige Gestalt mit vollem wallendem Barte und dem dunklen Gewand ist dem ausdrucksvollen und scharfgezeichneten Gesicht entsprechend. In der griechisch-rechtgläubigen Kirche gilt die Beichte in Verbindung mit der Buße für ein Sacrament und vor der Absolution wird eine Genugthuung aufgelegt. Ein in's Einzelne gehendes Sündenbekenntniß gilt für gut und heilsam, aber nicht für nothwendig, und es bleibt Jedem freigestellt, ob er vor dem Abendmahl beichten will oder nicht. Beichtstühle kennt die griechische Kirche nicht; sie sind auch im Abendland erst in späterer Zeit aufgekommen, und waren in Deutschland noch am Ende des sechszehnten Jahrhunderts unbekannt.

Gränzpfähle zwischen Rußland und China.

Diese beiden Weltreiche berühren einander auf einer Strecke von vielen hundert Meilen; denn die Südgränze Sibiriens reicht vom obern Irtysch bis an's ochotskische Meer und nun auch, in dem Beide Mächte kamen überein, sie durch festbestimmte Gränzsäulen zu bezeichnen und diese an genau angegebenen Stationen zu errichten. Solcher Stationen gibt es von Kiachta nach Westen hin

Russische und chinesische Gränzsäulen in Ostasien.

russisch gewordenen Theile der Mandschurei, bis an die Gestade der japanischen See; die Gränze wurde 1689 im Frieden von Nertschinsk bestimmt und durch einen Vertrag von 1727 berichtigt. 21; sie bildeu die sogenannte abakanskische Linie: nach Osten hin zählte man bis auf die Zeit der neuesten russischen Erwerbungen, 63 bis in's Amurgebiet; im Ganzen 87 Gränzsäulen. Unser Bild

Digitized by Google

veranschaulicht dieselben. Sie sind von Holz, das auf Steinen ruhet; die russischen haben die Gestalt eines Kreuzes und eine russische Inschrift; jene des Blumenreichs der Mitte gleichen einer Säule und haben im Osten mandschurische, nach Westen hin chinesische Inschriften. Auf dem Bilde geht ein Mandschu mit Bogen und Köcher neben einem reitenden Gränzkosaken.

Erdbeben.

Im indischen Archipel, auf Sumatra. — In Singapore. — In Perugia und in Algerien. — In Bourbonne les Bains. — Der Besuv. — In Mendoza — An der Küste von Abessinien.

Das Innere der Erdrinde ist seit Anbeginn dieses Jahres in großer Bewegung; aus weit entfernten Gegenden berichtet man von gewaltigen Erschütterungen. Die Katastrophe, von welcher Mendoza in den argentinischen Staaten betroffen wurde, erinnerte an die berühmten Schreckenstage von Lissabon. Aber auch die Inseln des indischen Archipelagus sind schwer heimgesucht worden. Am 16. Februar, gleich nach 7 Uhr Abends, verspürte man ein gewaltiges Erdbeben auf der Südküste von Sumatra, in der Stadt Padang; es währte 115 Sekunden. Die Leute flohen unter Hebgeschrei aus den Häusern, und ein Berichterstatter schreibt: Es war mir, als ob ich mich auf einem vom Sturm gepeitschten Schiffe befände und ich verspürte Anwandlungen von Seekrankheit. Der Posten Singkel, welchen die Holländer in Nordsumatra an der Grenze des Königreiches Atschin besitzen, ist von den Fluthen verschlungen worden, weil die Halbinsel, auf welcher sie stand, sich senkte; die Besatzung hat sich nur mit genauer Noth retten können. In Pule Nyas wurde das Meer durch eine unterseeische Bewegung mit ungeheurer Gewalt gegen das dortige Fort geschleudert. Dieses wurde, ebenso wie die Faktorei Lagendie, von den Wellen zerstört, in welchen 49 holländische Soldaten und Malayen ihren Tod fanden. Die Stöße waren so heftig, daß auch die stärksten Männer zu Boden geworfen wurden. In der Gegend des Gunung Sidati sind die meisten Dörfer in Schutt verwandelt und viele Menschen unter den Trümmern begraben worden. Bei Baros und Siboga öffnete sich die Erde und aus dem Schlunde sprang siedendes Wasser empor. Augenzeugen berichten, daß der Boden sich, gleich einem ungeheuren Rachen, bald geöffnet und bald wieder geschlossen habe. Der ganzen Küste von Atschin entlang wallte der Ocean plötzlich auf, drang weit in's Land ein, riß Häuser und Bäume um, drang über die Felder hinweg, und riß bei der plötzlichen Rückströmung eine große Menge von Menschen mit fort; im Hafen Analabu vermißt man deren 135. Bei den Bateainseln wurde urplötzlich das Meer mit fürchterlicher Gewalt hoch emporgehoben, an das Land und über dasselbe hin förmlich geschleudert, richtete unbeschreibliche Verwüstungen an, und stürzte mit derselben Schnelligkeit zurück. Die ganze Insel ist zu einer grauenhaft verheerten Wüstenei geworden, und nicht weniger als 700 Menschen haben durch das Wüthen des wilden Elementes den Tod gefunden.

In jener Gegend des Archipelagus ist seit jenem 16. Februar die Erde noch gar nicht wieder zu Ruhe gekommen; der Berichterstatter meldet, daß kein Tag ohne Stöße verging. Der Vulkan Merapi, welcher sich seit fünf Jahren ruhig gehalten hatte, trieb aus seinem Krater gewaltige Rauchsäulen empor; im Talang und Singaland war Tosen und Getöse und man erwartete in verschiedenen Gegenden neue Ausbrüche und Erdbeben. In Singapore begann das letztere am demselben 16. Februar um 7 Uhr 34 Minuten Abends; die wellenförmige Schwingung ging von Südwest nach Nordost. Die Stadt selber blieb unbeschädigt, aber manche Leute bekamen, wie in Padang, Anfälle von Uebelkeit und Erbrechen. Gleich nachher fiel ein ungeheurer Platzregen, der bis zum 22. Februar anhielt, und zuletzt als förmlicher Wasserguß aus den Wolken herabkam. Um 10 Uhr schien die Sonne wieder und jetzt bot sich ein merkwürdiges Schauspiel dar. Chinesen und Malayen waren darüber aus, auf dem trockenen Lande Fische zu sammeln, die weit und in großer Menge umherlagen. Es waren welsartige Siluroiden, welche von einer Wasserhose in irgend einem Flusse Nordsumatra's emporgehoben und über die Meerenge bis nach Singapore gebracht waren, denn anders läßt sich die Erscheinung nicht erklären. Die Malayen haben eine hübsche Sage über das Entstehen der Erdbeben. Die Feenkönigin Petri wird vom Zwerge Gunem Ledam gefangen gehalten. Aber manchmal wird der Zwerg vom Schlaf überwältigt; dann entflieht sie und lebendiger sich mit ihren Feen im Walde. Sobald der Zwerg erwacht und seine Gefangene nicht sieht, gerät er in Zorn, und schlägt mit solcher Gewalt auf die Erde, daß sie bebt. Dann öffnet er auch die Schleusen des Himmels, der herabströmende Regen benetzt den Feeen die Flügel, er kann sie alle wieder einfangen und sperrt sie wieder in die Felsenlabyrinthen ein.

Die zu Hongkong erscheinende Overland-China-Mail vom 11. Mai bringt einen Bericht aus Manila vom 5. Mai, dem zufolge dort am 25. April, um 2 Uhr 40 Minuten Morgens drei Erderschütterungen rasch hintereinander folgten. Das Wasser im Flusse Pasig erhob sich auf einer Strecke von mehreren hundert Klaftern, in der Mitte des Stromes, wie ein Kamm oder eine Kette, warf Steine und Schlamm aus und roch hart nach Schwefel. Auch zu Cabiz auf der Insel Panay wurde der Stoß verspürt.

Im April war ein heftiges Erdbeben im Gebiete von Perugia und zu Biskra im südöstlichen Algerien. Zu Bourbonne les Bains in der Champagne, Departement der obern Marne, bebte die Erde an derselben Zeit wie auf Sumatra. Der erste Stoß erfolgte um 3 Uhr 10 Minuten früh am 12. April und ging von Westen nach Osten; man vernahm ein Getöse wie von Geschütz aus der Ferne und voraus ging ein unterirdisches Rollen. Um 8 Uhr 15 Minuten Morgens wiederholte sich ganz dasselbe, nur war Alles schwächer. Am 14. April, 1 Uhr 27 Minuten Morgens erfolgte der dritte Stoß und um 8 Uhr eine Explosion; um 15 zwei Erschütterungen mit Explosionen; am 16. ein leichtes Beben mit Getöse um 5 Uhr 15 Minuten Morgens, am 17. ein gleiches um 2¼ Uhr früh. Dieser Bebenort hat drei Hauptquellen, welche aber durch alle diese Erdbeben keinerlei Aenderung erfahren haben.

Der Besuv ist seit dem 19. December 1855 in ununterbrochener Thätigkeit. Aus früheren Zeiten hat man kein Beispiel, daß er so lange Zeit nicht zur Ruhe gekommen ist. Am stärksten waren die Ausbrüche im Jahre 1858, als Lava in ungeheuren Massen aus einer großen Menge von Spalten drang, tiefe Schluchten ausfüllte und den fahrbaren Weg zur Einsiedelei und das Observatorium zerstörte. Hier hat das Getöse seit drei Jahren nicht aufgehört und auch das Ausfließen der Lava nimmt seinen Fortgang. Sie hat stundenweit das leidver urbare Land überschwemmt und liegt theilweise drittehalb hundert Fuß hoch! Schon daraus ergiebt sich, welche ungeheuren Massen aus dem Berge hervorgedrungen sind. Erst am 8. April 1861 haben diese Lavaströme aufgehört, aber nur an den tiefer liegenden Rissen und Spalten, denn in den höheren sind sie jetzt stärker als früher geworden. Die Oeffnung, welche sich am 19. December 1855 aufthat, grollt und donnert wiederum fürchterlich; eine harte Lava, die den Grund derselben ausfüllte, lag so tief, daß man den Schall von einem hinabgeworfenen Steine nicht hören konnte; jetzt ist diese Lava beträchtlich höher geworden und durch ihre Spalten erblickt man das unterirdische Feuer. Beobachter sind der Ansicht, daß wohl bald wieder ein Ausbruch oben am Berge stattfinden werde, falls nicht etwa der Kegel an den Seiten berste und dann in sich selbst zusammenstürze.

Digitized by Google

Ueber das Erdbeben in Mendoza haben wir sehr ausführliche Nachrichten. Die gleichnamige argentinische Provinz erstreckt sich dem Ostabhange der Cordillere entlang, ist kein Pampas- oder Gaucholand, sondern vorzugsweise ackerbautreibend; sie erzeugt viel Getreide und Wein. Die Silbergruben von Uspallata haben früher eine sehr beträchtliche Ausbeute gegeben, und man kennt viele andere Silber- und Kupfergänge. Die Pampas, welche etwas östlich von Mendoza beginnen, sind bisher von Erdbeben so gut wie völlig verschont geblieben; Mendoza selbst liegt der großen Längenzone der Andesvulkane sehr nahe, hatte aber seit länger als einem halben Jahrhundert nur unbedeutende Erschütterungen, und auch diese in langen Zwischenräumen verspürt. Man glaubte sich vor starken Erdbeben sicher und die fürchterliche Katastrophe, welche am 20. März 8 Uhr 45 Minuten Abends hereinbrach, war deshalb um so überraschender. Die Stadt zählte etwas mehr als zwölftausend Einwohner und war von einiger Bedeutung als Handelsplatz, welcher die Verbindung mit Chile vermittelte. Ursprünglich gerieth der Erdboden in eine solche Bewegung, daß die Menschen in den Straßen umgeworfen wurden; der erste Stoß ging von Süden nach Osten und unmittelbar folgte ein Gegenstoß von Norden nach Westen. Binnen fünf bis sieben Secunden war ganz Mendoza ein Trümmerhaufen. Die Stöße waren nicht senkrecht, sondern wellenförmig und die Hauptschwingungen folgten etwa der Richtung der auf dem Meridian laufenden Spalte, aus welcher einst die Hauptketten der Cordilleren durch plutonische Kräfte gehoben worden sind. In derselben Streichungslinie steht die Reihenfolge gewaltiger Trachytkegel zwischen dem 30. u. 40. Grad südl. Breite. Alle Erdstöße, welche in den Andes von Chile seit Jahrhunderten beobachtet wurden, folgten immer der Richtung der Erhebungsachse des Hauptgebirgszuges. In Mendoza blieb keinem Menschen Zeit, in's Freie zu flüchten; wer in den Wohnungen sich befand, wurde im Nu verschüttet oder erschlagen. Alle Häuser und Kirchen ohne Ausnahme stürzten zusammen; daß mehr als achttausend Menschen ihren Tod fanden, wird auch durch die neuesten Nachrichten bestätigt. Von 132 Nonnen in den Klöstern kamen 110 um's Leben. Wir wollen die Scenen des Jammers nicht näher schildern; sie wurden noch gräßlicher, als Flammen aus vielen Trümmermassen hervorprasselten und Landleute eindrangen, nicht um zu helfen und zu retten, sondern um zu plündern. Inzwischen dauerten die Erschütterungen in den nächsten Tagen fort, obwohl nur schwach, und ängstigten die Ueberlebenden nur noch mehr. Etwa dreißig Wegstunden nördlich liegt die kleine Stadt San Juan, Hauptort der gleichnamigen Provinz, genau in der Richtung des Stoßes. Sie wurde sehr stark erschüttert, aber nicht zerstört. Mehrere von den Andes herabkommende Flüsse haben ihren Lauf verändert, und traten weit über ihre Ufer. In Santiago, der Hauptstadt von Chile, welche 46 Wegstunden von Mendoza, westlich von der Cordillere liegt, bemerkte man keine Stöße, wohl aber in den Pampas weit nach Osten hin bis in die Nähe des Meeres. Ein Bericht sagt die folgende Bemerkung bei: Der Umfang des Erschütterungskreises war jedenfalls beträchtlich kleiner, als jener des großen Erdbebens von Quito und Imbabura in Ecuador, im März 1859; denn dieses ist in einem Umfreise von zweihundert Meilen verspürt worden. Aber im Betreff der Heftigkeit des Stoßes und der verheerenden Wirkung auf einem engen Raume, ist unter ähnlichen Katastrophen in Südamerika mit jener, welche Mendoza betroffen hat, wohl in neueren Zeiten nur die von Riobamba im Februar 1797 zu vergleichen.

Es möge hier noch hinzugefügt werden, daß die nördlich von Mendoza und San Juan liegenden argentinischen Provinzen Catamarca und Rioja, beinahe unter demselben Meridian und in derselben Streichungslinie, schon oft durch Ueberschwemmungen und Erdbeben gelitten haben. Noch heute ist die Katastrophe von 1692 nicht aus dem Angedenken der Menschen verschwunden. Die Stadt Checo war ihrer vortheilhaften Lage wegen ein ansehnlicher Platz geworden. Da kam, eben so plötzlich und gewaltig wie bei Mendoza, ein fürchterliches Erdbeben, der Boden that sich auf, gewaltige Wasserströme quellen hervor, und verwandelten die Stadt in einen Trümmerhaufen. Was sich vor diesen Erdbebenstutzben retten konnte, wurde von den Indianern erwürgt. Heute weiß man nicht mehr genau, wo jenes Checo gestanden hat. Auch in den Jahren 1844 bis 1847 waren Erdbeben häufig. Jenes vom 18. Oct. 1847 wurde um halb elf Uhr Nachts verspürt, und zwar auf der ungeheuren Strecke von 500 Stunden von Norden nach Süden, und von Osten nach Westen mehr als 100 Stunden, am meisten in den Provinzen Salta, Tucuman und Santiago del Estero. In der Stadt Salta wurden alle Häuser beschädigt und viele stürzten ein; in Tucuman und Jujuy empfand man die Stöße gleichzeitig und viele Wohnungen stürzten zusammen. Das Erdbeben war ein „doppeltes"; in den Berthäben von Salta und an manchen andern Stellen barst die Erde auseinander und warf Wasserströme und Sandmassen von verschiedener Färbung aus.

Auch am Rothen Meere war jüngst die vulkanische Gewalt in eigenthümlicher Weise thätig. An dem Küstenstriche, welche man als Samhara bezeichnet und der von den Danakil bewohnt wird, bildet das Meer manche Bucht. An einer derselben liegt Aïdi, eine kleine Ortschaft, nach welcher vor einiger Zeit die Franzosen ihre Hand ausstreckten, um südlich von Massawa einen Punkt zu gewinnen. In der Nähe dieses Aïdi, 13° 57' nördl. Breite, landen am 8. Mai in der Frühe Erdstöße statt, die sehr heftig waren und etwa eine Stunde lang anhielten. Dann fiel um Sonnenaufgang feiner weißer Staub herab, der gegen Mittag röthlicher wurde und bald nachher so dicht und schwarz, daß sich die Tagesbelle in Nacht verwandelte. Gegen Abend lag dieser vulkanische Staub knietief; am andern Tage fiel er noch, aber schwächer. Dabei vernahm man immer noch Getöse und während der Nacht sah man, daß aus dem eine Tagereise weit im Innern liegenden Dschebel Dubbeh Feuer und Rauchsäulen aufstiegen. Bisher wußte man nicht, daß dieser Berg vulkanisch sei. Auf Kieperts Karte der Rilländer (Neuer Handatlas Nr. 34) ist er deutlich angegeben.

Balaeniceps Rex.

Ueber diesen merkwürdigen Vogel gaben vor etwa sechs Jahren A. E. Brehm in dem „Reiseskizzen aus Nordostafrika" und Theodor von Heuglin einige Nachrichten. Jener nennt ihn mit Recht einen der interessantesten des Erdballs. Der Kenner, welcher dieses Geschöpf zum ersten Male sieht, weiß seiner Verwunderung nicht sattsam Worte zu geben, aber auch der Laie betrachtet mit höchstem Staunen ein Thier, dem er es anmerkt, daß nur das märchenhafte Afrika die Erzeugerin sein konnte. An ihm ist Alles kolossal, zumeist der Schnabel, welcher ihm bei den arabischen Schiffern zu dem Namen Abu Markuhb, Besitzer des Vaters des Schuhes, verholfen hat. Er zeigt in der That große Aehnlichkeit mit einem jener plumpen Schuhe, welche die Ägyptischen Bauern tragen; er ist ungemein breit, dick und kräftig, etwa zweimal so lang als der Kopf, und an der Basis doppelt so breit als an der Spitze, wo er in einem starken Haken endigt. Der Unterschnabel ist, wie beim Pelikan, höchst biegsam. (A. Brehm, Bd. 3, Seite 140.)

Das erste Exemplar welches nach Europa kam, besaß der bekannte Elfenbeinhändler Ulivi in Chartum, und es verfloß lange Zeit, bevor man einige andere bekommen konnte. Herr von Heuglin schreibt, erst im Winter 1853 hätten einige seiner Be-

Digitized by Google

kannten den Vogel im Lande der Kihl zwischen dem 7. u. 8. Grade n. Breite wieder aufzufinden. Er lebt, sagt dieser Gewährsmann, einzeln und in kleinen Flügen an unbewohnten Orten in hohen Grammineen- und Ambadschbüschen (langgeschlängelte, rohrartige Wasserspflanzen mit weichem Marke) auf überschwemmtem Boden und in Sümpfen. Unmittelbar am weißen Strome wurde er blos einzeln bei den Kihl-Negern angetroffen; westlich von diesem Strome ist er an den vielen Chuar häufiger, besonders an einem mit dem Strome parallel laufenden Flusse, dem Niebehr. Er ist furchtsam, scheu und verbirgt sich gern in den Gräsern; in seiner Haltung gleicht er am meisten dem Marabu, sein Flug ist kurz und niedrig. Er lebt blos von Fischen, die er, ist bis an die Brust im Wasser stehend, geschickt herauszufangen. Ein verwandter Balänieeps liegt sich, laut mit dem Schnabel klackend, gegen den Angreifer zur Wehre. Man hat bisher keine Stimme von ihm gehört, sondern nur ein kurze Zeit währendes Klappern mit dem Schnabel. Im Juni baut er sein Nest, das auf einem zwei Fuß hohen Haufen von Ambadsch in den dichtesten Grammineen steht; er fügt daselbe aus Ambadschstängeln, Reisern und Grashalmen roh zusammen.

Diese Nachrichten sind in der jüngsten Zeit durch Petherick (Egypt, the Soudan and Central Africa, London 1861, p. 457.) vervollständigt worden. Als dieser Reisende im Mai des Jahres 1858 aus der Gegend vom Aequator zurückkam, sah er im Bahr el Gasal eine Anzahl seiner Elephantenjäger, welche von seiner Station Gaba Schambyl nach dem weißen Nil zurückkehrten. Sie hatten einen jungen Elephanten, ein kleines Rhinoceros und sechs Exemplare vom Balänieeps Rex, alle lebendig am Bord. Die letzteren zeigen sich nur selten am Nil selbst, weil der Strom in jenen Gegenden seine Ufer hat, und diesen Uebelstand sich dort wenig Gelegenheit zum Futtersuchen darbietet. Im Bahr el Gasal läßt er sich zwar sehen, bleibt aber vorzugsweise die Ufer an den Mündungen weiter landeinwärts. Petherick hatte zwischen dem 5. und 8. Grade nördlicher Breite mehrere Stationen für den Elfenbeinhandel; der ergiebelle, nun auch vom afrikanischen Klima hingerafte Franzose de Malzac (mit welchem auch Brehm zusammenreiste) besaß eine solche unter dem Stamme der Nehl. Westlich vom Nil steigt auf einer Strecke von etwa 50 englische Meilen der Boden saft unmerklich an und wird dann in einer Ausdehnung von 60 bis 70 Meilen wieder niedrig. Dieser Bezirk erstreckt sich von Norden nach Süden etwa 150 Meilen weit und bildet einen großen Morast, der vom Regen gespeist wird und einen Abfluß zum Bahr el Gasal findet, wenn das Wasser bis auf eine gewisse Höhe gestiegen ist. In dieser großen Sumpfregion liegen viele mit üppigem Gras- und Krautwuchs bedeckte und mit Gebüsch umsäumte Inseln, und auf ihnen verweilt der Balänieeps vorzugsweise gern. Man sieht die stattlichen Vögel manchmal nur paarweise, manchmal aber auch in Gruppen bis zu einhundert Stück im Wasser waden; wenn man sie aufscheucht, fliegen sie niedrig über dem Wasser hin, fallen aber bald wieder ein, dagegen steigen sie in großen Zügen hoch in die Luft, sobald nach ihnen geschossen wird. Nachdem sie eine Zeit lang in Kreisen umhergezogen, setzen sie sich auf die höchsten Bäume und kommen nicht wieder in's Wasser, so lange sie Verdacht haben. Ich glaube, daß sie Nachts auf der Erde bleiben. Sie nähren sich vorzugsweise von Fischen und Wasserschlangen; meine Leute haben gesehen, wie sie diese letzteren verzehrten. Aber sie verschmähen auch die Eingeweide von Thieren nicht, deren Leichnam sie mit dem starken Haken ihres Oberschnabels leicht aufreißen. Sie brüten während der Regenzeit in den Monaten Juli und August, im Rohr oder im Grase ganz nahe am Wasser, oder auf irgend einer trockenen, etwas aus dem Wasser hervorragenden Stelle. Das Weibchen kratzt ein Loch in die Erde und füttert daselbe nicht mit Gras oder Federn aus, sondern legt ohne Weiteres die Eier hinein, deren man oft ein Dutzend in einem und demselben Neste gefunden hat. Meine Leute haben sehr oft Eier oder Junge herausgenommen, aber die letzteren starben alle und zwei Jahre lang waren die Versuche, sie aufzuziehen und am Leben zu erhalten, durchaus vergeblich. Endlich verfielen sie darauf, die Eier durch Hennen, welche man von den Kalk-Negern bekam, ausbrüten zu lassen. Man nahm dem Truthuhn die Hälfte seiner eigenen Eier weg und ersetzte sie durch jene vom Balänieeps, die man frisch aus den Nestern holte. Die Jungen krochen aus, und hatten, zu nicht geringem Schrecken der Henne, mächtige Schnäbel, benahmen sich natürlich nicht wie Küchlein, sondern eilten sogleich einer kleinen Pfütze zu, welche man ihretwegen innerhalb einer Umzäunung unterhielt. Regenkaulen mußten regelmäßig kleine Fische bringen; auch fütterte man die Thiere mit kleingehacktem Fleisch von Eingeweiden, und so kamen sie auf. Ein Paar ist lebendig nach Europa gelangt.

Kleine Nachrichten.

Dampfertinien zwischen Europa und Nordamerika. Es giebt deren im laufenden Jahre acht. Wir beginnen mit den deutschen.

1. **Bremen-Neu-York.** Die Schiffe liegen in Southampton an. Sie machten 1860 zehn Fahrten hin und zurück; ein Dampfer derselben machte die Fahrt von Neu-York nach Southampton in 11 Tagen 12 Stunden, und von Cuxhaven bis in den Hafen in 11 Tagen 4 Stunden.

2. **Hamburg-Neu-York.** Die Schiffe liegen in Southampton an, gehen allmonatlich zwei Mal. Die Tentonia fuhr im April vorigen Jahres binnen 11 Tagen und 1 Stunde nach Neu-York.

3. **Die britisch-nordamerikanischen Postdampfer,** die sogenannten **Cunards.** Sie fahren zwischen Liverpool und Neu-York und Boston; die Schiffe laufen Queenstown und Halifax an. Unter ihren Schiffen ist die Persia berühmt; sie fuhr im August und September in 9 Tagen und 8 Stunden von Neu-York nach Liverpool. Die von Liverpool nach Boston fahrenden bilden eine besondere Linie.

4. **Postschiffe zwischen Liverpool und Montreal in Canada.** Sie laufen bei Portland im Staate Maine an.

5. **Liverpool-Philadelphia- und Neu-Yorker Schraubendampfer,** welche in Queenstown anlaufen.

6. **Die schottische Anterlinie zwischen Glasgow und Quebec-Montreal.**

7. **Die irische Linie zwischen Galway und Boston.** Ihre Schiffe laufen St. Johns auf Neufundland an.

8. **Havre-Neu-York.** Die Schiffe laufen Cowes an.

Im Ganzen sind 32 bis 36 Dampfer in diesen Fahrten. Die Nordamerikaner haben keine ihnen gehörende Dampferlinie nach Europa, leidtem ihre Collins-Linie trotz hoher Zuschüsse von Seiten der Bundes durch schlechte Verwaltung bankerott wurde. Im Jahre 1849 gingen auf diesen Linien zwei Dampfer verloren, nämlich die Hungarian von der Liverpool-Quebec-Linie, welche am Kap Sable mit Mann und Maus scheiterte, und der neue Dampfer Connaught von der Galway-Linie. Daß auch Hamburg früher durch Brand auf offenem Meere die Anstria verlor, ist bekannt.

Am 29. Mai 1860 ist die Legung des unterseeischen Telegraphentaues zwischen Malta und Tripolis glücklich vollendet worden. Dasselbe ist bereits im Juli von Tripolis bis Benghasi weiter geführt worden.

In London ist gegen Ende des Juni Mirza Dschaffer Chan, Gesandter des Schahs von Persien, eingetroffen. Seine Anwesenheit steht in Verbindung mit der Anlage eines Telegraphen zwischen Persien und Europa und einer Eisenbahn, welche Iran einerseits mit der Türkei, anderseits mit Indien verbinden würde.

In Paris ist neulich ein **Schwarzer vom Senegal** angekommen; er heißt Sieu Megdat-Jetoeß, und hat die Reise von Saint Louis, der Hauptstadt der französischen Besitzungen in Senegambien, nach Mogador in Marokko durch die Wüste zurückgelegt. Er hielt sich der Küste möglichst nahe und nahm im Allgemeinen denselben Weg wie vor zehn Jahren Leopold Pauet.

Verantwortl. Redakteur: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Digitized by Google

Schilderungen aus Perſien.

Anblick von Teheran. — Einzug einer Geſandtſchaft. — Unſittes Leben. — Derwiſche. — Wandernde Feuerverehrer. — Politik — Verbindungswege. — Leben und Treiben auf dem Bazar. — Hochzeiten und Frauen. — Beſuche und Complimente. — Theatraliſche Darſtellungen. — Die Kaufleute und die Handwerker. — Mäkler, Unterhändler und Beamte. —

Wer vom Süden her auf der Straße von Iſpahan ſich der Hauptſtadt Perſiens nähert, zieht über kleine Hügel und durch unfruchtbare Thäler, bis er plötzlich eine Wendung macht und dann eine weite Ebene vor ſich ſieht, oder vielmehr eine ausgedehnte, von Oſten nach Weſten laufende Thalfläche.

In dieſer liegt Teheran. Im Norden erhebt ſich ein mächtiger Gebirgszug, deſſen höchſte Gipfel mit Schnee bedeckt ſind. Das iſt der Elburs, dieſe gewaltige Kette, welche den Hindukuſch mit den Gebirgen Georgiens verbindet, oder, um mit den Schriftſtellern des Alterthums zu reden, den indiſchen Kaukaſus mit jenem Kaukaſus, an welchen Prometheus geſchmiedet war. Und über dieſen Elburs ragt noch wie ein Rieſe der ungeheure Spitzkegel des Demavend hinaus. Man kann kein großartigeres Schauſpiel ſehen. Der Reiſende, welcher in dieſe Ebene von Teheran eintritt, bemerkt nach Oſten hin eine Bodenerhebung, welche ſcheinbar jenen Gebirgszug in zwei Theile ſcheidet. Weiter gen Morgen, etwas nach rückwärts, beginnen in blauer Ferne die ausgedehnten Ebenen, die ſich bis nach Choraſſan und Turkeſtan hinziehen und durch welche der Weg einerſeits nach dem Indus, andererſeits nach China führt. In jener Richtung verſchwimmt der Horizont, wie auf dem Meere; der Himmel iſt wunderbar glänzend und durchſichtig. Dann und wann erheben ſich Sandwirbel hoch in die Luft und fallen plötzlich wieder zuſammen.

Noch immer erblickt der Wanderer Teheran nicht, wohl aber ſieht er aus der Ferne die Ruinen von Rhages, das in der Bibel genannt wird, und wo jetzt Rei ſteht; er gewahrt den Flecken Schahdrulazym, deſſen vergoldete Kuppel ſich über die grüne Umgebung erhebt. Die Hauptſtadt ſelbſt liegt in einem Grunde, und man weiß erſt, daß man ihr nahe kommt, wenn man an große Gärten gelangt und an die Kanats, Waſſerleitungen, die unter der Erdoberfläche hingeleitet werden ſind. Da und dort liegen auch Trümmer von Dörfern, ſtehen verfallene Thürme oder einzelne Bäume.

Endlich gelangt der Reiſende in die Stadt. Graf Gobineau, welcher 1855 mit der franzöſiſchen Geſandtſchaft nach Perſien ging, entwirft eine ſehr lebendige Schilderung. Den Fremden war der Kiosk eines Prinzen von Geblüt als Wohnung angewieſen worden. Sie lag in einem wohlgepflegten Blumengarten, in welchem auch ein Empfangszelt aufgeſchlagen war. Gleich am andern Morgen, lange bevor der Einzug in die eigentliche Stadt geſchehen ſollte, fanden ſich viele in Teheran verweilende Europäer zur Begrüßung ein; ſodann kamen die Mitglieder der türkiſchen Geſandtſchaft und viele Perſer in Feſtkleidern. Die Kalianſchi's gingen umher und brachten Pfeifen; etwa ein Dutzend dieſer Diener trugen ſchöne Kalians, Waſſerpfeifen, deren Caraffe, von Kryſtallglas, der Kopf von Gold war. Vor oder hinter dieſen Kalianſchi's gingen die Piſchkedmets, Pagen, und reichten Thee. Es war ein ſtetes Gehen und Kommen, die Unterhaltung war ſehr lebhaft und die höflichen und zierlichen Redensarten wollten kein Ende nehmen. Die Perſer ſind bekanntlich keineswegs gravitätiſch wie die Türken, ſondern munter und aufgeweckt.

Das Thor Schah-Abdulazim's in Teheran.

Digitized by Google

Gegen Mittag stieg die Gesandtschaft zu Pferde und war nach etwa einer halben Stunde vor einem großen feierlichen Zelte, wo sie von den Großen des Reichs empfangen wurde. Graf Gobineau erzählt weiter: Wir stiegen ab, um die Complimente entgegen zu nehmen, welche sie im Auftrag ihres Herrschers uns zu sagen hatten, und nahmen an einem mit Blumen und Süßigkeiten geschmückten Tische Platz. Vor dem Zelte standen die Läufer des Schahs mit ihren wunderlam gestalteten, gelblich rothen Mützen, die Yessaul's in rothen Röcken, und sehr viele Ferrasch's, Polizeimänner. Auch sahen wir ein Geschwader regelmäßiger Reiterei, der einzigen, welche Persien hat: man bezeichnet sie als Gulam's von der Leibgarde und sie bilden zwei Geschwader Lanzenreiter. Auch Fußvolk war aufgestellt, und eine große Menge Neugieriger fehlte nicht.

Nachdem wir abermals eine Kalian geraucht und Thee getrunken hatten, brachen wir auf. Der Schah hatte prächtig angeschirrte Pferde für die vornehmsten Mitglieder der Gesandtschaft bereit gestellt, und mit ihnen Dschelodar's, Diener, welche gestickte Decken auf den Schultern trugen. Dann ging der Zug so langsam weiter, daß er erst nach etwa dreiviertel Stunden am Neuen Thore, also bei der eigentlichen Stadt, anlangte. Dort erhob sich der Pfahl der Gerechtigkeit, an welchem gewöhnlich Köpfe von Missethätern befestigt sind; an jenem Tage fehlten sie. Ein in Teheran wohlbekannter Irrsinniger stand auf dem Gerüste und rief aus Leibeskräften: Ali! Ali! Diesen Menschen habe ich drei Jahre lang täglich in den Straßen umherlaufen sehen; er heulte in einem fort und gönnte sich weder Ruhe noch Rast. Der Arme verlor früh eine kleine Tochter, die er sehr liebte, und ist vor Schmerz darüber wahnsinnig geworden.

Gleich nachher zogen wir über den Grünmarkt und der Andrang von Neugierigen war so stark, daß die Ferrasch's mit ihren Stäben Bahn machen mußten. Alles schrie und lachte dermaßen durcheinander, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte, und das Durchkommen war eben keine leichte Sache. Die persischen Gassen sind nur etwa vier Ellen breit, in der Mitte läuft eine Rinne und alle paar Schritte kommt man an ein tiefes Loch. Die Stadt ist lang, unsere Wohnung in derselben war weit vom Neuen Thore und erst nach einer vollen Stunde gelangten wir an Ort und Stelle.

Diese Wohnung war groß und schön, wenn auch gerade kein Marmorpalast, denn dergleichen giebt es in Persien nicht. Sie ist aus Ziegeln und Backsteinen aufgeführt. Man trat ein durch einen gewölbten Gang, neben welchem die Leibwächter ihr Gemach haben, und kam durch einen Corridor in einen hübschen Hofraum mit einem Wasserbecken; an der Seite stehen Platanen, Sträucher und Blumen, übrigens ist der Hof mit Platten belegt. An den Seiten laufen erdgeschoßige Gebäude hin; dort sind Zimmer für die Dienerschaft. Im Hintergrunde ist der Talar, große Säle, mit drei Fenstern; zu beiden Seiten desselben springen Pavillons mit Nischen vor. Neben der Hauptwohnung befindet sich das Enderun, innere Gemach, welches mehrere Abtheilungen hat und einen besondern Hofraum mit Garten umschließt. Wir waren vollkommen zufrieden, weil wir im gesundesten Theile der Stadt wohnten, Wasser in Menge hatten und in fünf Minuten bis an das Schmutzwasser gelangen konnten; dieses führt nach der Berggegend hinaus.

Drei Tage nach unserer Ankunft begaben wir uns in großer Gala zum Schah. Zuerst geleitete man uns in einen Saal, wo Minister und Angesehene des Reiches, auch der Oberstelzherr, uns erwarteten. Auch hier fehlten Wasserpfeife und Thee nicht. Dann erschien der Oberceremonienmeister mit seinem reich geschmückten Amtsstabe und einem hohen ausgebauchten Turban, wie es früher am Hofe der Sefewy's Brauch war. Lange rothe Strümpfe trug er zum Antenken daran, daß es in den Zeiten Dschingischans für ein Abzeichen mongolischer Großen ersten Ranges galt, die rothen Stiefeln nicht ablegen zu dürfen.

Wir durchschritten mehrere Höfe und Gänge und kamen dann in einen großen Garten, welcher die Gebäude des Palastes umschließt. Diese haben zwei bis drei Geschosse; das zu ebener Erde ist mit Gemälden geschmückt. Es sind Soldaten in — rosenrother Uniform, die etwa aussehen wie Hausmürste vor den Metzgern. Die Mitglieder der Gesandtschaft mußten Galoschen über die Stiefeln ziehen, dann wandte sich der Ceremonienmeister mit dem Gesicht gegen einen säulengeschmückten Talar, verneigte sich tief und ließ seine Hände von den Knieen bis über die Füße hinabgleiten. Die Gesandtschaft machte eine europäische Verneigung und durfte nun die Galoschen wieder ablegen. Im Garten waren Soldaten aufgestellt, vor dem Talar Pagen, Beamte, Diener aller Art. Der Ceremonienmeister erhob die Stimme und rief, daß der Gesandte um die Gunst bitte, sich dem Schah nahen zu dürfen. Von dem Herrscher war aber immer noch nichts zu sehen; erst nachdem man fünfzehn Schritte weiter gegangen war, konnte man ihn bemerken. Nasredin saß auf einem hohen glänzenden Throne und war reich gekleidet; sein Kulyhscheh, ein kurzer Rock von hellfarbiger Seide mit Borten besetzt, seine goldenen Armringe erglänzten von Diamanten, desgleichen der Schild seines Gürtels, der Griff des Schwertes und die Spange von seiner Kopfbedeckung.

Vor dreißig Jahren galt Teheran selbst im Frühjahr für einen unannehmlichen Aufenthalt; der Fremde war sicher, vom Fieber gepackt zu werden, die Luft war verpestet, das Wasser abscheulich und wer aus anderen Städten kam, glaubte in den Tod zu gehen. Das ist nun anders geworden; man hat den Schmutz weggeräumt, die vielen Trümmer fortgeschafft, hätt einigermaßen auf Reinlichkeit und errichtet manche hübsche Gebäude; insbesondere nehmen sich die vielen Bazare stattlich aus. Das vor einigen Jahren aufgeführte Karawanserai von Hadschedi Erdueleh ist eines der schönsten Denkmäler Persiens und kann sich mit jenen von Ispahan messen. Den Grünmarkt, Meydan e Sebs, der im Mittelpunkte der Stadt liegt, hat der Schah mit Gallerien umgeben lassen; der Platz selbst ist gut gepflastert, hat ein großes Wasserbecken und die beiden Thürme am Eingange der Citadelle sind neu eben bis unten mit Gußmosaik verziert. In jedem Jahre werden stattliche Häuser gebaut; Trümmer sind freilich auch vorhanden, denn eine persische Stadt ohne Ruinen ist etwas ganz Undenkbares; aber es ist doch Alles besser geworden, namentlich seitdem der König Wasser von dem Berge herableiten ließ. Die Schidrenungen von Teheran aus dem Jahre 1845 passen jetzt gar nicht mehr.

Europäer ziehen begreiflicherweise einen Aufenthalt außer der Stadt vor, und Graf Gobineau wohnte während der Sommerzeit im Dorfe Rustamabad, das einige Stunden nördlich von Teheran liegt, in der Nähe von Niaveran, wo der Schah verweilte. Seit neun Jahren hatte die Cholera manche Opfer hinweggerafft, doch auf dem Lande, in der Nähe der Berge, trat sie nicht so verheerend auf als in der Stadt. Persien ist im Allgemeinen nicht ungesund zu nennen; freilich hat es Fieber, aber diese kommen in allen heißen asiatischen Ländern vor. Wer in Teheran einen Anfall bekommt, geht wo möglich rasch in's Gebirge, wird bald wieder gesund, ist aber später vor Rückfällen nicht sicher. Das Fieber tritt in sehr verschiedenen Arten auf; jenes in der kaspischen Provinz Ghilan rafft den Kranken

Digitized by Google

nach dem dritten Anfalle hin, und die intermettirenden Fieber wollen oft jahrelang nicht weichen. Im Allgemeinen sind die Perser gesund und baudeute zwischen achtzig und neunzig Jahren nicht etwa eine Seltenheit.

Ein nicht geringer Theil der Bewohner führt ein unstätes Leben und man findet im Land ein unaufhörliches Ziehen und Wandern. Irgend ein Bauer meint, daß die Abgaben ihn zu schwer belasten. Also verbirgt er sein Geld in einen Gürtel, setzt seine Frau auf den Esel, packt seine fahrende Habe auf ein paar Pferde oder Ochsen und sucht sich einen andern Wohnort. Willkommene Aufnahme findet er sicherlich irgenwo, weil aller Orten mehr Feld vorhanden ist als die Leute bearbeiten können. Solche Bauern wandern aber nur zeitweilig und um sich einen neuen Wohnort zu suchen; dagegen scheint von vielen Derwischen das Landstreichen förmlich als Lebensberuf angesehen zu werden. Sie ziehen durch Persien etwa nach Calcutta oder Constantinopel oder Kairo in Aegypten und treiben sich unablässig umher. Das Reisen kostet sie nichts. Viele dieser „heiligen" Männer sind nichts mehr und nichts weniger als Vagabunden, manche dagegen wohlunterrichtete, ordentliche Leute.

Solch ein nomadisirender Philosoph wandert zu Fuß oder reitet auf einem Esel in die weite Welt hinaus, bleibt, wo es ihm eben gefällt, tagelang, oder auch ganze Wochen und Monate in Städten oder Dörfern, schließt sich den Karawanen an und zieht mit ihnen durch die Wüsten, und Niemand fragt ihn, was er wolle oder treibe. Häufig übernachtet er unter freiem Himmel unter Bäumen an einem Bache; Gobineau traf einen Derwisch, der zum Vergnügen einige Zeit bei den Ruinen von Rhages verweilte, weil es ihm dort gefiel. Eines schönen Morgens war er verschwunden und ließ sich nie wieder blicken. Dieser Mann war unterwegs nach Kerbela, sehr gebildet, wußte viel, hatte Manches gelesen und drückte sich in einer sehr gewählten Sprache aus. Er mochte etwa sechzig Jahre alt sein, trug ein weißes Gewand von Baumwolle, das in Fetzen herabhing, zog barhaupt und barfuß umher, sein graues Barthaar war struppig, die Haut voll Runzeln und tief gebräunt, aber das Auge feurig und der Ausdruck seines Mundes anmuthig. Diese Derwische wissen viel zu erzählen, das Volk sammelt sich um sie und hört ihnen gern zu. Sehr oft unterhalten sie ihre Zuhörer über religiöse Gegenstände; viele sind in ihren Ansichten freigeistig und verbreiten eifrig ihre Lehren. Die Ketzereien, welche unablässig in der mohammedanischen Welt, namentlich in Persien auftauchen, und in die so manche indische Vorstellungen und Begriffe hineinspielen, muß man vorzugsweise auf Rechnung dieser umherziehenden Derwische schreiben. Uebrigens findet man auch manche mohammedanische Reisende, welche sich gar nicht um die Glaubenslehren kümmern, sondern lediglich umherwandern, um sich zu unterrichten und Länder und Leute kennen zu lernen.

Graf Gobineau kam mit zwei äußerst merkwürdigen Abenteurern in Berührung. Eines Tages, erzählt er, traten zwei Männer bei mir ein, die sich für Franzosen ausgaben. Beide waren von mittlerm Wuchs und sehr mager, hatten schwarzblaue Augen und traten, wie in Asien alle Menschen, die nicht zu den Kriegerstämmen gehörten, sehr unterwürfig auf. Seltsame Landsleute! dachte ich. Sie trugen hohe zugespitzte Mützen von Filz, etwa wie die Ukbeken, und, im heißen Julimonate, weite Röcke von Schafsfell aus Buchara. Ihre Unsauberkeit überstieg in der That alles Denkbare. Der eine hieß Kaffcha, der andere Mostanscha und beide waren Tamulen aus Pondichery, das bekanntlich eine französische Besitzung in Indien ist. So erklärte sich die „Landsmannschaft". Ihrer Angabe nach gehörten sie zur Brahmenkaste und waren Bauern; mit ihren religiösen Vorstellungen stand es verwirrt genug. Das Feuer, meinten sie, habe alle Dinge geschaffen nur könne gar nicht genug verehrt werden; sie seien nun auf die Reise gegangen, um diesem reinen Element ihre Huldigungen darzubringen. Unter ihren Landsleuten in Pondicherry ging eine dunkle Sage um, der gemäß irgenwo in Turkestan ein Atesch kedeh, Feuertempel, von ganz ungewöhnlicher Heiligkeit vorhanden wäre. Manche Leute seien dorthin gepilgert, aber kein einziger hatte sich genau um Weg und Entfernung gekümmert; der Atesch kedeh lag eben weit nach Norden hin, und Kaffcha und Mostanscha hatten sich ohne weiteres auf den Weg gemacht, um ihn zu suchen.

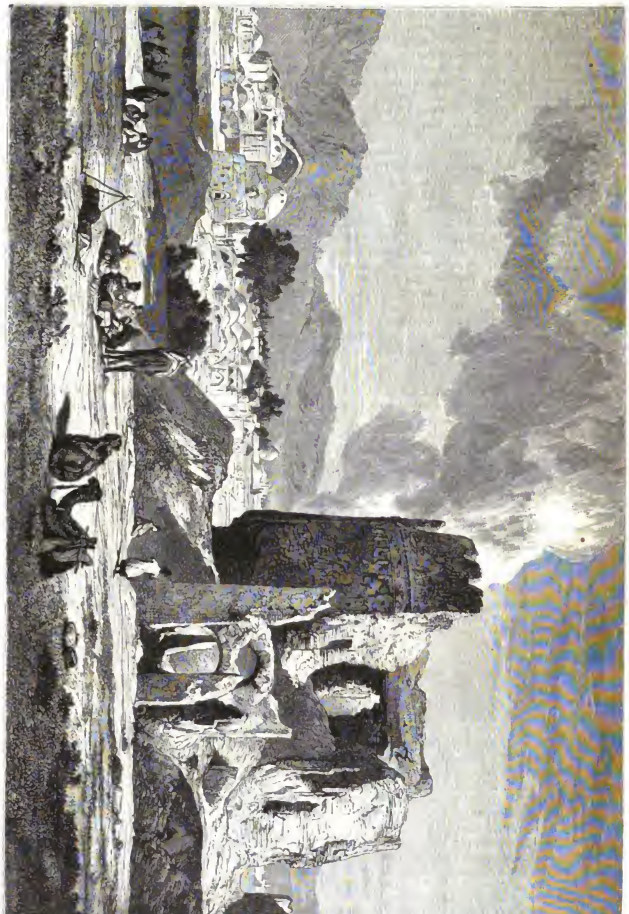
Zuerst waren sie nach Bombay gegangen, und von dort durch Kotsch bis an den Indus. Sie pilgerten stromaufwärts, bald zu Fuße, bald auf einem Flußfahrzeuge, wenn sie umsonst mitgenommen wurden. So kamen sie nach Peschawer, wo sie nach dem Atesch kedeh fragten. Man konnte ihnen nichts Näheres über den Feuertempel sagen, meinte aber, daß vielleicht in Kaschmir ein solcher sei. Also machten sie sich auf den Weg nach Kaschmir, wo sie erfuhren, daß man dort das Feuer nicht verehre; aber man sagte ihnen, Balch sei die Mutter der Städte, von Zerdescht, Zoroaster, gegründet worden, und wahrscheinlich werde dort ein Feuertempel sein. Die beiden Tamulen gehen richtig nach Balch. Aber dort ist kein Atesch kedeh, und sie wandern weiter nach Buchara, um hier Erkundigungen einzuziehen. In dieser Stadt wies man sie dann nach Baku am schwarzen Meere, wo so viele Andächtige bei den Naphthaquellen ihre Andacht verrichten.

Kaffcha und Mostanscha pilgern also weiter und kommen bis Akterabad, am Südgestade des kaspischen Meeres. Aber es ist ein Mißgeschick, daß eben der dortige Statthalter im Kriege mit den Turkomanen und weit und breit das Land unsicher ist. Die Wallfahrer müssen also befürchten, daß man ihnen irgendwo den Kopf herunterfabelt oder sie in die Sklaverei wegschleppt. Was sollen sie anfangen? Sie müssen umkehren, gehen nach Mesched und von da nach Teheran, um abzuwarten, ob gelegentlich die Wanderung bis Baku möglich sei.

Hier haben wir ein Beispiel, daß an der Malabarküste bei Leuten, welche sich zur Brahmenkaste rechnen, das Feuer verehrt wird; indische und altpersische Vorstellungen spielen also in einander über. Die beiden tamulischen Pilger hatten ein niedriges Leinwandzelt, unter dem sie beide wohl sitzen, aber weder liegen noch stehen konnten. Ihre Speisen kochten sie in zwei kupfernen Geschirren, denn sie aßen nichts was von Anderen zubereitet war, und verzichteten damit auf alle Gastfreundschaft. Sie waren schon sei vier Jahren unterwegs und es verschlug ihnen gar nichts, daß sie auf dem Rückwege von Baku noch eben so lange auf der Wanderung sein würden. Wir sagten ihnen, daß sie bequemer heimkämen, wenn sie über Ispahan und Schiras gingen und in Bender Abuschahr (Buschir) sich nach Indien einschiffen würden. Aber das war ihnen ganz gleichgültig; ein Asiate begreift den Werth der Zeit nicht. Endlich zogen sie ab, und die Leute von der Gesandtschaft, welche ihnen gern eine Gabe zuwenden wollten, fragten, wie viel ihnen angenehm sein werde? Darin fahen jene eine ganz übermenschliche Großmuth. Sie hatten alle Nahrung, selbst Thee und Tabak zurückgewiesen; jetzt verlangten sie schüchtern dreißig Schahy's, also etwa vier Silbergroschen! Das war Alles.

So zieht der Asiate geduldig und mit heiterm Sinn weit und breit umher und weiß oft gar nicht einmal, wo er sich befindet. Der wandernde Pilger bewegt sich frei und

Digitized by Google



Verstadt von Teheran.

Digitized by Google

In einem Hofraume zu Teheran.

Digitized by Google

ungehindert, Niemand tritt ihm in den Weg und die löbliche Polizei läßt ihn ungeschoren.

Im Morgenlande gilt der einzelne Mensch viel mehr als der Staat. In Persien zum Beispiel bekümmert sich kein Mensch um denselben, wohl aber um die herrschenden Personen. Die Bevölkerung, dem dieser Ausdruck ist richtiger, als wenn man Volk sagen würde, verachtet seine Herrscher und deren Werkzeuge, gleichviel ob sie gut oder schlecht seien, denn ausgezogen und ausgebeutet wird er immer. Anhänglichkeit an Staat und Vaterland kennt er nicht. Jeder plündert ohne Scheu so viel er vermag, und stiehlt vom öffentlichen Einkommen; von einer regelrechten Verwaltung hat man ohnehin keinen Begriff. In den Städten ist übrigens eine wirksame Polizei vorhanden, welche namentlich nach Einbrechen der Dunkelheit strenge Aufsicht übt. Deshalb hört man keinerlei Lärm bei Nacht und auch am Tage wird darauf gehalten, daß die Ordnung ungestört bleibt. Aber das ist nur äußerlich. Ein Theil der Stadtbewohner zahlt gar keine Abgaben; theils macht man alle Vorrechte geltend, theils jagt man die Steuererheber ohne weiteres fort. In dieser Beziehung kommt es vor, daß ganze Ortschaften dem Statthalter der Provinz Trotz bieten.

In alten Zeiten hatte Persien gute Verbindungsstraßen. Insbesondere die sassanidischen Könige bauten, namentlich im Süden, prächtige Wege, Brücken und Karawanserai's in großer Menge; auch die früheren muselmännischen Herrscherfamilien waren in dieser Beziehung nicht unthätig und bis zum Ausgange jener der Sefewy's, im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts, wurde das Vorhandene leidlich gut erhalten. Seitdem trat Verfall ein. Jetzt findet man im ganzen Reiche keine einzige Straße, welche diesen Namen verdient, nicht einmal auf der ein paar Stunden langen Strecke von Teheran bis zur Sommerresidenz des Königs. Einzelne Brücken sind auf Kosten von Privatleuten gebaut worden, man bessert sie aber nicht aus und viele verfallen.

Eigentliche Festungen besitzt Persien nicht, eben so wenig ordentliche Zeughäuser oder Magazine. Das Heer ist nur deshalb etwas nütze, weil es die turkmanischen Nomaden abhält, im Uebrigen aber, der vielen Erpressungen wegen, eine große Qual für das Land. Im Grunde genommen liegt keine Uebertreibung darin, wenn man sagt, daß eine eigentliche Regierung in Persien gar nicht vorhanden sei.

Uebrigens herrscht vielfach ein munteres und bewegtes Treiben, und für den Europäer gewährt ein Besuch in den Bazaren von Teheran, Ispahan oder Schiras einen hohen Genuß. Unter den großen Bogengängen ist von früh bis spät ein unablässiges Wogen von Menschen aller Art. Der Kaufmann sitzt vor oder in seiner Bude, und hat seine Waaren mit Kunst und Geschmack zur Schau gestellt. Die Luty's, Schreier, schreiten gespreizt einher, haben die Mützen auf das eine Ohr gerückt, und bahnen sich mit den Ellenbogen Raum. Die Blinden singen; ein Geschichterzähler hat sich einen Platz erobert und schreit was nur die Lungen hergeben wollen. Da gehen Kurden; man erkennt sie an ihrem gewaltigen Turban und ihrer finstern, sehr ernsten Miene. Mirza's, Schreiber, mit dem Schreibzeug im Gürtel, drängen sich wie Aale durch die Menge, gesticulieren wie Besessene und lachen laut, und der eine oder andere geräth zwischen eine Reihe von Maulesein, die ihrerseits von Kameelen gedrängt werden. Durch ein solches Gewirr zu kommen ist nicht leicht, aber die Perser bringen das fertig. Ich sah einen Derwisch mit spärlichem Haar; er trägt eine rothe Kopfbedeckung mit einem Streifen, auf dem man einen frommen Spruch liest; sein Leib ist halb nackt, über der Schulter hängt eine Axt, er rasselt mit einer Kette und unterhält sich erst mit einem Mullah, einem Gelehrten, der Bücher verkauft und dann mit einem Drechsler, welcher ihm ein Pfeifenrohr in Stand setzt. Dort reitet ein afghanischer Edelmann, dem seine Dienerschaft zu Pferde folgt; er hat scharf ausgeprägte Züge und seine Begleiter erinnern an die Landsknechte. Sie tragen blaue Turbane, dunkle Kleider, mächtige Säbel, breite Messer, lange Flinten und kleine Schilder. In diesem Gewirr treibt sich auch eine Menge von Frauen umher. Gewöhnlich gehen sie zu Zweien oder Vieren, manchmal auch allein; alle tragen einen zumeist baumwollenen blauen Schleier, welcher sie vom Kopfe bis auf die Füße verhüllt. Das Gesicht ist überdies durch einen Streifen von weißer Leinwand verhüllt, der hinten über dem blauen Schleier befestigt wird und vorne lang herabfällt. So kann man plötzlich vom Antlitze gar nichts sehen; die Frau aber sieht und athmet recht gut durch ein viereckiges Stück Gaze mit weiten Maschen. Das Band vor dem Gesichte heißt Rubend, der blaue Schleier Tschader; unter denselben und über dem Leibrocke trägt die Frau ein langes Beinkleid, aber nur wenn sie ausgeht. Dann ist sie förmlich umhüllt und eingewickelt und wackelt auf ihren kleinen Hackenpantoffeln keineswegs anmuthig. Sie setzt sich auf dem Bazar vor der Bude des Kaufmanns nieder, läßt sich Stücke Leinwand, Seide oder Baumwolle zeigen, schwatzt, handelt nur feilscht, und geht am Ende fort, ohne etwas gekauft zu haben; sie macht es also genau wie ihre Schwestern in Europa. Der Kaufmann freilich giebt sich alle mögliche Mühe, seine Waare als preiswürdig und geschmackvoll anzurühmen. Vor anderen Buden wird inzwischen politische Kannegießerei getrieben; man erzählt sich allerlei aus dem Harem des Schah; die Skandalchronik geht von Mund zu Mund; man verbergt Geld oder leihet, versetzt Pfänder, und keift und zankt, aber zu Schlägereien kommt es nur in seltenen Fällen. Oft ist der Lärm so arg, daß man meint, die Gewölbe müßten einstürzen.

Die Mädchen werden sehr jung verheirathet. Bei wohlhabenden Familien verlangt der Vater gewöhnlich dreißig Tomans, etwa 85 Thaler, als Kaufpreis für die Braut, und gewöhnlich wird diese Summe der letztern eingehändigt. Vor der Hochzeit verfließen mehrere Monate, und während dieser Zeit darf der Bräutigam das Haus nicht betreten, noch sehen; so will es wenigstens die Regel, allein die Mütter schaffen Gelegenheit und drücken gern ein Auge zu. So wird ihm Gelegenheit zum Namuse bazy, Spiel des Bräutigams; er klettert über die Mauern auf die Terrasse, steigt in die Fenster und gelangt so in's Enderun. Gewöhnlich ist er ein Bursch von etwa sechzehn, das Mädchen ein Kind von elf Jahren. Manche erst zwanzigjährige Frau hat schon den zweiten oder dritten Mann geheirathet, denn Scheidungen sind sehr leicht, und kommen häufig vor. Und eben weil sie sich so leicht bewerkstelligen lassen, hat der Perser keine Neigung sich mehrere Frauen anzuschaffen; bei ihm ist die Polygamie nur eine Ausnahme. In der Stadt Demawend, mit etwa viertausend Einwohnern, fand Graf Gobineau nur zwei Männer, welche jeder zwei Frauen hatten, und die übrigen Leute flantalisirten sich darüber. Die zahlreichen Nossairi's (Ahl Allah's, Sektirer) halten streng auf Einweiberei. Die Mehrweiberei ist also nicht schuld an der Entvölkerung Persiens, weil sie thatsächlich nur als Ausnahme vorkommt. Manchmal hat ein Perser in jeder von zwei oder drei Städten, wo er seiner Geschäfte wegen längere Zeit verweilen muß, eine Frau, aber auch das nur selten.

Man hält übrigens die Frauen im Enderun insoweit streng, daß in den Gemächern derselben nur Angehörige der Familie Zulaß finden. Andererseits können sie von früh bis spät ganz nach Belieben ausgehen, in manchen Fällen

Digitized by Google

auch vom Abend bis zum Morgen fortbleiben. Die Frau eines wohlhabenden Mannes geht früh zuerst ins Bad und läßt sich von einer Magd begleiten; diese trägt einen Kasten mit allerlei Schmuck- und Putzsachen. Nach ein paar Stunden kommt sie heim, macht dann Besuche und geht später in irgend eine Gesellschaft. Manchmal wird auch zum Grabe eines Heiligen gepilgert, zuweilen dreißig bis vierzig Stunden weit. Uebrigens herrscht immer noch der Brauch, daß eine Frau, welche nach Kerbela oder Mekka pilgert, im Fall ihr Mann die Reise nicht mitmacht, sich für die Zeit der Wallfahrt einen andern wählt, der später abgethan wird und dann nichts mehr gilt. So liegen gerade auch im Orient schroffe Gegensätze dicht neben einander, und die Weiber erfreuen sich in Persien thatsächlich einer großen Zwanglosigkeit. Im Hause gebieten sie allein, obgleich sie andererseits, eben weil sie Weiber sind, bei den Männern für unzurechnungsfähige Wesen gelten; denn der Prophet von Mekka will ja wissen, daß in ihrem Verstand eine Lücke sei, und deßhalb verlangt er für sie große Nachsicht, welcher dann auch die Perserinnen in gewisser Beziehung sehr bedürfen. Man schildert sie als zornig und heftig, und der Pantoffel mit den eisenbeschlagenen Hacken ist in ihren Händen eine gefährliche Waffe. Graf Gobineau kannte einen Mann, dem seine dreizehnjährige Ehehälfte damit das Gesicht ganz weiblich zugerichtet hatte.

Häusliches Leben in unserm Sinne kennen die Perser nicht. Frauen und Männer sind draußen, wenn es irgend angeht. Der Mann schlendert auf den Bazar und macht allerlei Besuche, bei welchen die Förmlichkeiten und schöne Redensarten eine große Rolle spielen. Wer einen Anstandsbesuch machen will, schickt seinen Diener und läßt fragen, an welchem Tage er nicht lästig fallen werde. Die Antwort fällt nach Wunsch aus; man macht sich also etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang auf den Weg, weil es dann noch nicht zu heiß ist, oder auch um die Zeit des Asr, dritten Gebetes, das von vielen Persern unbeachtet bleibt. Es verschlägt übrigens gar nichts, wenn man später kommt, denn, wie schon gesagt, bei diesen Leuten hat die Zeit keinerlei Werth. Der vornehme Mann nimmt so viele Diener als irgend möglich mit; vor dem Pferde schreitet der Tschelodar einher, mit einer gestickten Decke, die ihm auf der Schulter hängt, hinter dem Herrn der Kalianschi mit der Wasserpfeife. So geht es im Schritt durch Bazare und Straßen; man grüßt die Bekannten und verbreitet Anmuth. Einst trat eine sehr wohlgekleidete Frau zu einem Manne, der auf Besuch ausritt, nahe heran und bat mit weinerlicher Stimme um ein kleines Almosen. Sie lebte offenbar im Wohlstand, und antwortete auf die Frage, weshalb sie bettele, Folgendes: „Ich bin reich, aber mein Kind ist krank; ich habe gelobt, mich heute von Almosen zu ernähren, um durch diese Erniedrigung Allah's Mitleid zu erflehen.“ Andere Bettler sind aus weniger rührender Veranlassung zudringlich. Sie schreien uns entsetzlich laut an: „Mögen die heiligen Märtyrer von Kerbela und Seine Hoheit der Prophet, und der Fürst der Gläubigen (Ali) deine Hoheit zum Gipfel des Ruhmes und Glückes emporheben!“ Diese „Hoheit“ ist oft ein sehr schlichter Bürgersmann, der aber doch seine kleine Münze spendet und dafür in die Wolken erhoben wird. Dem Christen sagt der Bettler nichts vom Propheten, wohl aber schreit er auf den Ungläubigen allen Segen Seiner Hoheit Issa (Jesus) und Ihrer Hoheit Meriam (Maria) herab; sie sollen Heil ergießen über den prächtigen Herrn, der ein Glanz unter den Christen sei.

Man kommt an die Thür, steigt ab, läßt die Diener voraus gehen, schreitet durch einige schmale finstere Gänge und ein paar Höfe und gelangt an die eigentliche Wohnung. Der Mann, welcher den Besuch empfängt, tritt bis an die vorderste Thür, falls er einen Mann von hohem Rang erwartet; bei gleichem Range schickt er einen Sohn oder jungen Verwandten. Dann wechselt man höfliche Redensarten aus. „Wie kam Deine Herrlichkeit auf den Gedanken, diese bescheidene Wohnung zu besuchen?“ Der Andere preist die allzuviele Ehre, welche man ihm anthue und spricht: „Was veranlaßt Dich, Deinem Sklaven so entgegen zu kommen? Ich bin darüber in unaussprechlicher Verlegenheit; dieses Uebermaß von Güte beschämt mich.“ So kommen beide bis an die Thür des Empfangsaales, wo wieder die Complimente über den Vortritt kein Ende nehmen wollen. Der Hausherr sagt: „Du bist ja in Deiner Wohnung und Alles hat Dir zu gehorchen.“ Dagegen werden alle möglichen Einsprüche erhoben, bis am Ende der Besuchende seine Pantoffeln auszieht, der Hausherr ein Gleiches thut und Beide eintreten.

Gewöhnlich sind die zur Familie gehörenden Männer versammelt, stehen an der Wand umher und verneigen sich vor dem Eintretenden, welchen der Wirth in einen Winkel auf einen erhöheten Sitz geleitet. Wieder neue Complimente und Ablehnungen, während die übrigen Anwesenden sich eines höflichen Lächelns befleißigen. Auf ein solches muß ein Mann von Erziehung sich gründlich verstehen. Endlich nehmen Beide Platz. Der Besuchende fragt den Hausherrn, ob, unter Gottes Gnade, seine Nase fett sei? — „Sie ist es, Gott sei gelobt, durch Deine Güte.“ — „Gott sei gepriesen dafür!“ lautet die Antwort. Dann wendet man sich zu dem Manne, welcher zunächst steht und fragt ihn, wie er sich befinde? Die Antwort lautet allemal günstig: „Dank sei Gott, durch Deine Güte.“ So muß man alle Anwesenden ansreden, aber jedesmal einige Abwechselung in die Frage bringen, je nach dem Range dessen, an welchen sie gerichtet wird. Nächer wendet man sich wieder zum Hausherrn und stellt sich, als ob man ihn lange Zeit gar nicht gesehen habe. Deshalb kann abermals die Frage, ob, so es Gott gefällt, seine Nase fett sei? Antwort: „Sie ist es, Gott sei gedankt, durch Dein Erbarmen.“ Graf Gobineau sagte, daß er von ausgesucht höflichen Leuten diese Frage wohl viermal hintereinander gehört habe. In Teheran wird noch jetzt in der guten Gesellschaft ein heiliger Mann, Imam Tschume, hoch gepriesen. Bei vornehmen Leuten fragte er immer zuerst nach dem Wohlbefinden der Nase; das war freilich in der Ordnung; aber der herabsassende Heilige erkundigte sich auch bei Dienstboten und gemeinen Soldaten, was ihre Nase mache. Dadurch ist der große Heilige so volksbeliebt geworden.

Nachdem die Fragen wegen der Nase erledigt sind, wird eine kleine Pause gemacht; nachher wirft der Hausherr ein paar Worte über das Wetter hin. Gestern sei es nicht besonders gut, heute aber wunderschön geworden, und das habe man auf Rechnung Seiner Excellenz zu setzen. Die Richtigkeit dieser Wendung wird von den Anwesenden bestätigt, und einer fügt hinzu: was selber excellent sei, mache die ganze Umgebung, und Alles, womit es in Berührung komme, prächtig. Ausgezeichnete Vollkommenheit wirke Wunder. „Wie könnte es auffallend sein, daß da, wo Deine Excellenz erscheint, Gleichgewicht und Ebenmaß in allen Dingen herrscht, und alles Schöne sich in seiner ganzen Vollkommenheit zeigt?“ Auch diese Bemerkung findet großen Beifall und wird durch Verse aus mehr als einem Dichter bekräftigt.

Der Besuchende muß natürlich auch seinerseits in derartigen Complimenten wetteifern. Er sagt also, das Wetter sei erst schön geworden, seitdem man so gütig gewesen sei, den Besuch zu genehmigen und man verdanke das Glück aus-

Digitized by Google

ſchließlich dem vortrefflichen Herrn des Hauſes. Dann macht er eine geſchickte Wendung im Geſpräch, um eine Anekdote erzählen zu können, über welche alle Anweſenden hoch erfreut ſind. Der Hausherr drückt ihm dankbar die Hand, dieſer Druck wird mit Lächeln und Zärtlichkeit erwiedert und dann Pfeife, Kaffee, Thee und Sorbet umhergereicht. Uebrigens wiſſen die Perſer allen dieſen übertriebenen Höflichkeiten eine ſcherzhafte Beimiſchung zu geben, durch welche ſie das Steife verlieren. Der bloße Schwulſt der Complimente würde lächerlich ſein, da begreift man recht gut. Wer wirkliche Geſchäfte mit einem Andern abzumachen hat, faßt ſich mit ſolchen Förmlichkeiten kürzer, aber die Vorſchriften der äußern Höflichkeit werden von allen Klaſſen beobachtet, ſelbſt von den Laſtträgern; nur die Nomaden kehren ſich nicht daran.

hocken. Im Hintergrunde befindet ſich ein Gerüſt, auf welchem der Erzähler ſteht. Von früh bis ſpät folgt einer dem andern. Er giebt allerlei aus Tauſend und eine Nacht zum Beſten, weit mehr aber aus den Geheimniſſen Hame's, einer ſiebenbändigen Sammlung von ſehr buntem Inhalt. Auch ſcherzhafte Anekdoten fehlen nicht und ſolche, welche Ausfälle gegen die Frauen und die Mullah's enthalten, gefallen dem Publikum vorzugsweiſe. Für theatraliſche Darſtellungen hat dasſelbe eine wahre Leidenſchaft. Sie werden auf offenen Plätzen und unter freiem Himmel aufgeführt. Die Frauen ſtehen auf der einen, die Männer auf der andern Seite des Zuſchauerplatzes. Am beliebteſten ſind die Vorſtellungen im Monat Moharrem; ihren Inhalt bildet der Tod der Söhne Ali's und ihrer Angehörigen in der Ebene von Kerbela, und

Perſerin. Katſchariſcher Krieger. Krieger. Bauer. Bürgersfrau. Ein Maler. Ein Mullah. Wahhabi-Häuptling.

Perſiſche Phyſiognomien.

Sie werden deshalb von den eigentlichen Perſern als plumpe, ungeſchlachte Leute gering geachtet.

Der Perſer liebt Geſänge und Erzählungen; aber die erſteren müſſen neu ſein und wo möglich einen ſatiriſchen oder politiſchen Inhalt haben. Manche Liebes- und Trinklieder kommen aus dem königlichen Palaſte, in welchem ſelbſt die Frauen dichten. In Tonweiſen iſt man aber nicht ſehr erfinderiſch und legt deshalb alten, allgemein bekannten Melodien neue Worte unter. Wandernde Erzähler trifft man auf allen Gaſſen; früher fand man ſie auch in den Kaffeehäuſern, die aber nun geſchloſſen ſind, weil ſie Mittelpunkte für eine dem Hof abgeneigte Oppoſition bilden. In der Nähe des Grünmarktes hat man einen großen Schuppen gebaut, zu welchem Stufen hinaufführen; auf dieſen können ein paar hundert Zuhörer Platz finden, wenn ſie zuſammen-

das Stück nimmt zehn Tage in Anſpruch; jeder einzelne Abſchnitt dauert drei bis vier Stunden. Und das iſt den Perſern kaum genug, denn es handelt ſich ja um die Leiden und das Unglück ihrer religiöſen Lieblinge. Die ganze Verſammlung heult und wehklagt und ſchreit verzweiflungsvoll. Damit meinen es die meiſten Leute ganz aufrichtig, ſelbſt Europäer werden davon ergriffen. Ein Mullah hat auf einem erhöheten Sitze Platz genommen und nimmt zuweilen das Wort, um der Menge recht eindringlich zu ſchildern, wie viel die Imams gelitten haben. Er erzählt, wie ſie gemartert wurden, erläutert das Drama, verflucht die Chatiſen als grauſame Unterdrücker und ſtimmt ein Gebet an. Dann ſchlagen ſich die Anweſenden, beſonders heftig die Frauen, auf die Bruſt, gleichſam nach dem Takte, ſingen und wiederholen oftmals in Wuthgeſchrei die Namen Huſſein, Haſſan

Digitized by Google

Ein Ferrasch. Ein Kaliandschi. Soldat. Page.

Globus für 1861. Nr. 2. Perser. 6

Digitized by Google

Nach einem solchen Zwischenspiel geht die Darstellung des Stückes weiter. Der Text ist seit vielen Jahren wesentlich derselbe, aber man ändert allemal etwas ab und schiebt rührende Auftritte ein. Jene Schauspieler, welche die Rollen der Bösewichter spielen, brechen, gleich den Zuschauern, in Thränen über ihre eigene Niederträchtigkeit aus. Gobineau sah einen Darsteller des abscheulichen Chalifen Yesid; als er grimmige Drohungen gegen die Heiligen Hassan und Hossein ausstoßen hatte, war er selber so ergriffen, daß er vor Wuth kaum sprechen konnte und entsetzlich weinte. Das Publikum wurde dadurch auf's Aeußerste erregt.

Die Kaufleute bilden in Persien den achtbarsten Theil der Gesellschaft. Viele haben das Geschäft von den Vätern ererbt, sind wohlhabend und halten sorgfältig auf guten Ruf. Sie bedürfen für ihr Geschäft des öffentlichen Vertrauens und man vertraut ihnen willig Gelder an.' Der größte Theil der Kapitalien, über welche die Perser verfügen, befindet sich in ihren Händen und deshalb spielen sie auch der Regierung gegenüber eine wichtige Rolle. Der Minister ist oft in Bedrängniß und muß bei den Kaufleuten borgen. Diese arbeiten mit fremden Kapitalien, müssen den Eigenthümern Rechenschaft geben und borgen natürlich auch der Regierung nur gegen völlige Sicherstellung. Sie erhalten also zu diesem Zweck irgend ein Monopol, Anweisungen auf gewisse Einkünfte oder auch Juwelen als Versatzstücke. Einige Male ist der Hof in so großer Noth gewesen, daß er daran dachte, sich für bankerott zu erklären; nach reiflicher Ueberlegung hat er es aber nicht gewagt, denn Niemand würde ihm ferner etwas geborgt haben. Der Kaufmann wird sehr geschont, er bezahlt keinen Heller Abgaben. Er ist Bankier, Commissionär und handelt mit allen möglichen Waaren. Mit seinen eigenen Zahlungen nimmt er es nicht besonders pünktlich, hält Tag und Stunde nicht immer ein, bezahlt aber gern Verzugszinsen. Gobineau erzählt, er wisse aus eigener Erfahrung einen Fall, daß ein Mann eine Summe im Werth von 18,000 Francs, um welche man ihn mündlich ersuchte, in einem versiegelten seidenen Beutel bezahlt und den Empfangschein zerriß, weil dieser eine Art Beleidigung sei; das Wort sei genügend. „In Teheran erhielt ich aus der fünf Tagereisen entfernten Stadt Hamadan durch einen Maulthiertreiber ein Gepäckstück, das für etwa 3000 Francs alte Münzen enthielt. Ich kannte den Mann, welcher mir dieselben schickte, nicht einmal dem Namen nach. Er legte demnach über die Rechtschaffenheit eines Maulthiertreibers und eines ihm unbekannten Europäers nicht

Perserinnen im Frauengemach.

den mindesten Zweifel, und war gewiß selber ein redlicher Mann.

Auch die Handwerker sind in recht guten Verhältnissen. Sie bilden Genossenschaften, Gilden, Esnaf's, welche, gleich jenen der Kaufleute, ihre besonderen Beamten und Vorsteher haben und aus der Mitte der Berufsgenossen von diesen gewählt werden. Die Körperschaft hält ihre Auflagen, wie die europäischen Innungen, hat ihre eigenen Kassen und ihren Säckelmeister. Die Handwerker zahlen der Regierung keine Abgaben, halten zu den Kaufleuten, für welche sie arbeiten und stehen auf gutem Fuße mit den Mullah's, den Geistlichen, welche sich ihrerseits bei diesen Leuten beliebt machen, um an ihnen eine Stütze zu haben. Der persische Handwerker lebt in gewöhnlichen Zeiten ganz ungestört, das Gesetz schützt ihn und die Regierung will ihm wohl. Er ist

gewandt, sinnreich, betriebsam und fleißig. Das Letztere natürlich auf seine Art. Denn nach europäischer Weise täglich zwölf Stunden zu arbeiten und regelmäßig am Werke zu bleiben, das kommt ihm gar nicht in den Sinn, auch würde ihm Niemand dergleichen zumuthen. Auch kennt er unsere Art der Arbeitstheilung nicht, sondern macht Alles selber. Für den Mann als solchem ist das gewiß kein Nachtheil, denn er wird nicht zur Maschine, wie so viele unserer Fabrikarbeiter. Er freut sich, wenn er Auftrag zu einer ihm ganz neuen Art von Arbeit erhält, welche seinen Geist beschäftigt, geht mit Feuer an's Werk, begreift rasch, was man von ihm will, und schafft die Sache ganz ausgezeichnet. Ich habe, sagt der französische Graf, gesehen, daß Leute, die sich erst einübten, meisterhafte Tische, Lehnsessel, Stühle, Schränke und Fenster herstellten. In Schiras und Ispahan verfertigt man Messer nach englischem Muster ungemein billig und so täuschend, daß auch das London auf der Klinge nicht fehlt und man die Nachahmung nicht erkennt. Ich gab einem Schlosser, der nie zuvor Sporen verfertigt hatte, ein englisches Muster und er arbeitete mir ein Paar, welche, vom Eisen abgesehen, mindestens so gut waren wie jenes, und obendrein waren sie um ein Drittel wohlfeiler. Was sind dagegen unsere pariser Handwerker, die doch für Ausbunde von Gewandtheit und Geschicklichkeit gelten wollen! Sie sind aber, was man auch dagegen sagen möge, ungeschickt; man hat seine liebe Noth, wenn man ihnen eine Arbeit zumuthete, an welche sie nicht gewöhnt sind; sie werden gleich verdrießlich und erklären die Sache für unmöglich. Ganz anders der persische Handwerker, der freilich in anderer Weise arbeitet. Was in kurzer Zeit fertig gemacht werden muß, das schafft er in einem Zuge; was länger dauert, erfährt häufig Unterbrechungen; die Arbeit soll ihm Vergnügen machen, und wer ihm etwa für ein Stück im Voraus bezahlt, kann lange warten."

Vor anderthalb hundert Jahren war die persische Gewerbsamkeit in hoher Blüthe und ihre Erzeugnisse hatten einen Weltruf, besonders die Seidenwaaren, Brokate und Sammete von Kaschan, Ispahan, Räscht und Yezd, die Waffen von Kerman und Schiras, sodann die Baumwollengewebe und Metallgeschirre. Von alle dem giebt es noch jetzt nicht unerhebliche Reste, aber die frische Blüthe ist nicht mehr vorhanden.

Eine zahlreiche Klasse bilden die Mäkler und Unterhändler. Ihr Beruf erfordert einen feinen Kopf, verschlagene List, Gewandtheit, Ueberredungsgabe und ist also für Leute, wie die Perser sind, recht eigentlich geschaffen. Man kann sagen, daß jeder Perser, insbesondere aber jener von Ispahan oder Schiras, ein geborener Deläl ist. Jedermann verkauft oder versetzt Etwas; der König seine Diamanten und Juwelen, seine Frauen versetzen ihren Schmuck, der Mullah borgt auf seine Bücher, der Grundbesitzer auf seine Felder. Jedermann hat Schulden und Forderungen. Wer irgend etwas kauft, sei es ein Kleid, ein Kessel, ein Schmuck ꝛc., erkundigt sich genau, ob nicht etwas darauf geborgt sei. Besonders zur Zeit der großen Festlichkeiten, also am Nurus, Neujahr, und während des Moharrem, haben die Dellals keine Ruhe bei Tag und Nacht, weil Jeder versetzt. Es ist einmal herkömmlich, daß Jeder borgt und ausleiht.

Beim Perser gehört übrigens das Ränkespielen zum Lebensgenuß. Jeder thut, was er nicht thun sollte. Der Herr bezahlt seine Leute nicht, also bestehlen sie ihn. Die Regierung bezahlt ihre Beamten nicht, oder nur in schlechtem Papier, und deshalb verunreinen sie. Von oben bis unten, durch alle Klassen hindurch, mit wenigen Ausnahmen, ist alles eine Schmierei ohne Maß, ohne Grenze und leider auch ohne die Möglichkeit einer Abhülfe. Jedermann gefällt sich in dieser Rolle. Als ein hoher Beamter, der Emir Nisam, anfing, den Beamten regelmäßig ihren Gehalt zu zahlen, aber zugleich bei strenger Ahndung ihnen jede Erpressung verbot, war das Mißvergnügen allgemein. Eine solche Neuerung war unerhört und schien unerträglich!

Paul du Chaillu's Forschungsreisen und Abenteuer in Westafrika.

Das Delta des Ogobaï. — Der Fernando Vaz. — Die Aquateriate Gebirgskette. — Die Völkerschaften. Bakalaï. Aberglauben und Bezauberungen. Urtheilsspruch eines Zauberers. Gifttrank. — Teufelsdoctoren. — Die Fan und ihr Kannibalenthum. — Bei den Aschira und Apingi. — Der Gorilla Affe. — Allerlei Jagdabenteuer.

Durch den kühnen Reisenden aus Philadelphia ist wieder ein Stück von dem Schleier gelüftet worden, welcher auf dem Festlande Afrika's liegt. Es handelt sich um die Strecke, welche zu beiden Seiten des Erdgleichers, etwa vom 1.° nördlicher bis zum 2.° südlicher Breite sich ausdehnt, um das Küstenland vom Kap Lohp im Norden bis zum Kap S. Catherine im Süden, von der Mündung des Flusses Muniz, der auch Danger heißt, bis zum Kamma. In's Innere hinein drang Du Chaillu vom Kap Lopez, zwischen dem 8. und 9.° bis über den 14.° östlicher Länge hinaus.

Von dieser Region kannten wir bisher nur die Flußmündungen und das Gestade, aber beide nur mangelhaft. Die Franzosen haben sich vor etwa zehn Jahren an der Mündung des Gabunflusses festgesetzt und verdanken fanische Sendboten dort eine Station errichtet. Durch einen dieser Missionare, Leighton Wilson, erhielten wir einige werthvolle Nachrichten über die in der Küstengegend wohnenden Völker, insbesondere über die Mpongue, die Bakalaï (Bakeles) und Schekiani, aber das Innere war vor Du Chaillu von keinem weißen Manne betreten worden. Jetzt schildert er uns dasselbe in ungemein lebendiger und anschaulicher Weise, und die Länder- und Völkerkunde hat er in dankenswerther Weise bereichert.*)

In England, wo man oft mit einem absprechenden Urtheil rasch bei der Hand ist, sind manche Angaben der Reisenden bezweifelt worden, ja, man ist so weit gegangen, ihn mit dem durchaus lügenhaften Franzosen Douville, welcher so viel Fabelhaftes über Congo mittheilte, auf eine Linie zu stellen. Wer aber Wilsons Buch kennt und Du Chaillu's Werk aufmerksam gelesen hat, wird zu einer ganz andern Ansicht kommen. In dem letztern kommen einzelne Irrthümer und Ausschmückungen, je weit persönliche Abenteuer in Frage stehen, allerdings vor, denn Jäger tragen bekanntlich etwas stark auf; gewiß bleibt aber, daß seine Schilderungen der Völker, des Pflanzenwuchses und der klimatischen

*) Explorations and adventures in Equatorial Afrika; with accounts of the manners and customs of the people and of the chase of the Gorilla, Crocodile, Leopard, Elephant, Hippopotamus and other animals, by Paul B. Du Chaillu. London 1861.

Digitized by Google

Verhältnisse richtig sind. Unbestreitbar bleibt ferner, daß er schon 1856 einige Zeit als Handelsgehülfe seines Vaters an verschiedenen Punkten der Küste lebte und mehr als eine Negersprache erlernte; daß er dann seit jener Zeit vier Jahre lang in der obenbezeichneten Region verweilte und Gegenden durchforschte, über welche wir seither gar keine Kunde hatten; daß endlich die Beweise seiner Thätigkeit, die Ergebnisse seiner Jagdzüge in verschiedenen Museen Nordamerika's und Europa's aufgestellt sind. Du Chaillu ist Jäger und Zoolog; ihm lag vor Allem daran, der Naturwissenschaft neue Ausbeute zu gewinnen, und diesen Zweck hat er erreicht. Auch lebte er mit den Schwarzen ununterbrochen in so inniger Verbindung, wie nur selten ein Reisender vor ihm. Auf jeden Fall ist seine Darstellung fesselnd, sein Buch enthält viel Neues und Wichtiges und verdient die volle Beachtung aller Freunde der Völkerkunde. Auf den Streit, welcher Ungefähr fünfzig Mal habe ich Anfälle vom afrikanischen Fieber gehabt und dagegen mehr als vierzehn Unzen Chinin genommen. Von dem Hunger, welchen ich erduldete, von den tropischen Regen, von den Angriffen wilder Ameisen und giftigen Fliegen zu reden, verlohnt sich nicht der Mühe."

Die von dem Reisenden durchwanderte Region unterscheidet sich wesentlich von den dürren oder dünn bewaldeten Ebenen in den anderen Theilen Afrika's, denn sie ist zumeist gebirgig, reich bewässert und so dicht mit Holz bestanden, daß Du Chaillu sie als einen fast undurchdringlichen Wald mit dichtem Gestrüpp fand, manchmal mußte er sich einen Weg mit der Axt bahnen. Bisher hielt man den Nazareth, den Mexias und Fernando Vaz für drei besondere Ströme; es hat sich jedoch ergeben, daß sie unter einander zusammenhängen. Der Mexias und Nazareth sind, dem Reisenden zufolge, nur Ausmündungen des Ogobai, der einen

Du Chaillu bei den Fan's.

über dasselbe in England geführt wird, lassen wir uns jetzt nicht ein.

Du Chaillu selber sagt: „Ich habe acht Jahre in jenen Gegenden gelebt und zwar die ersten vier Jahre gemeinschaftlich mit meinem Vater als Kaufmann. Als ich dann 1856 als Reisender auftrat, hatte ich den nicht geringen Vortheil, leidlich an das Klima gewöhnt zu sein, die Sprachen und Gewohnheiten der Stämme an der Küste zu verstehen, und mit jenen im Innern durch Dolmetscher verkehren zu können. Ich bin, immer zu Fuß und nie von einem weißen Menschen begleitet, etwa 8000 englische Meilen weit gewandert. Mehr als 2000 Vögel habe ich geschossen, ausgestopft und heimgebracht; mehr als 60 davon sind neue Arten. Ich erlegte etwa 1000 vierfüßige Thiere, von denen 200 ausgestopft sich in den Museen befinden; auch brachte ich mehr als 80 Skelette mit. Von jenen Vierfüßern sind 20 bisher der Wissenschaft durchaus unbekannt gewesen.

Theil seines Wassers vermittelst des Npulunay in den Fernando Vaz sendet, so daß eigentlich alle diese Deltagewässer als Mündungen des Ogobai erscheinen und mit einem sehr verwickelten Netzwerk einer Menge von Gießen, vielen Sümpfen und dichten Wäldern das Delta des Ogobai bilden. Dieses reicht vom Nazareth, welcher unter 0° 41' s. Br. und 9° 3' ö. L. mündet, im Norden, bis zum Fernando Vaz, 1° 17' s. Br. 5° 58' ö. L. im Süden. Mitten inne liegt die Mündung des Mexias. Für den Aufenthalt von Menschen ist dieses weite Delta ganz ungeeignet, weil es in der Regenzeit überschwemmt wird. Der Fernando Vaz und der Mexias ergießen in der Regenzeit eine so große Masse süßen Wassers in so starker Strömung durch ihre nur etwa eine halbe englische Meile breiten Mündungen in den Ocean, daß man dasselbe noch stundenweit verfolgen kann. Dreißig Meilen aufwärts, wo der Fernando Vaz schon den Namen Rembo führt, fließt er noch durch ein

Digitized by Google

Flachland, welches in der Regenzeit weit und breit unter Waſſer ſteht; mehr landein wird das Land hügelig, und im obern Lauf ſtrömen der Rembo und der Ovenga zwiſchen ſteilen Ufern in eine Gebirgsregion, deren Ebenen und breite Thäler während der Regenzeit gleichfalls überſchwemmt werden.

Der Fernando Vaz erhält zwar einen Theil ſeines Waſſers vom Ogobai, muß aber doch als ein ſelbſtſtändiger Fluß betrachtet werden und hat ſeine Quelle in den Aſchankolo-Bergen. Der Ogobai iſt wahrſcheinlich einer der größten Ströme im weſtlichen äquatorialen Afrika. Er entſteht aus der Vereinigung zweier beträchtlicher Flüſſe, des Rembo Nguyai und des Rembo Okanda; den erſtern kennt Du Chaillu theilweiſe, den zweiten ſchilderten die Eingebornen als ein bedeutendes Waſſer, das größer ſei als der Nguyai, welchen der Reiſende als den prächtigſten Fluß ſchildert, den er in Afrika jemals geſehen. Er ſtrömt durch ein reichbewaldetes Gebirgsland, aber die Schifffahrt wird durch den großen Eugenie- oder Samba Nagoſchi-Waſſerfall unterbrochen. Bis zu dieſem könnten die Dampfer von der See her fahren, und oberhalb der Kataraktes iſt er gleichfalls für große Dampfer ſchiffbar. Er zieht dort durch eine herrliche Tropengegend, die reich iſt an Ebenholz, Barholz (das roth färbt), Kautſchuk, Palmöl, Wachs und Elfenbein.

Du Chaillu bezeichnet auf ſeiner Karte eine von Weſten nach Oſten oder umgekehrt laufende Bergkette, welche er bis über den 14. Grad S. L. ſelbſt verfolgt hat. Er hält dieſelbe für einen Theil des großen Gebirgszuges, der quer durch das ganze Feſtland hinzieht und ſich nirgends über zwei Grade vom Aequator entfernt. Aus ſeinen eigenen Wahrnehmungen und den Mittheilungen von Eingeborenen, die weiter aus dem Innern bis in die Gegend gekommen waren, wo Du Chaillu umkehrte, zieht er den Schluß, daß eine bedeutende Gebirgskette den Aequator entlang durch Afrika gehe; ſie zweige im Weſten von der Kette ab, welche der Küſte entlang von Norden nach Süden laufe und endige im Oſten wahrſcheinlich in dem Gebirgsland im Süden Abeſſiniens, vielleicht falle ſie auch im Norden des von Burton und Speke entdeckten Tanganyika-See's ſchroff ab. Am nördlichen Abhange lägen wahrſcheinlich die Quellen mancher Zuflüſſe des Nigers, Tſchadſee's und Nils; von den am Südabhange entſpringenden Flüſſen ſtrömten wohl einige zum Rembo Okanda, Rembo Nguyai und Congo, andere zum Sambeſi und in die verſchiedenen Seen Oſt- und Centralafrika's.

Ndjabi, König der Fan-Kannibalen.

Der Reiſende ſchlägt für dieſe große Aequatorialkette den Namen Nkumu-nabuali vor, nach einem etwa 12,000 Fuß hohen Spitzberge, der den weſtlichen Anfangspunkt derſelben bilde.

Auf den Völkern, welche die von Du Chaillu durchwanderte Gegend inne haben, liegt die Nacht dicker, geradezu troſtloſer Barbarei, von welcher wir ergreifende Bilder vor uns ſehen. Einige Stämme ſterben rettungslos ab und aus, andere ſind Menſchenfreſſer, Alle ſind die Beute eines gräßlichen Aberglaubens, der ſie nie zu Ruhe kommen läßt. Wir übergehen die Mpongue oder Pongos, welche ſchon durch Bilſon bekannt geworden ſind, und greifen einige Schilderungen über die Bakalai und die Fan's heraus. Die erſteren wohnen überall im Lande in Dörfern zerſtreut, oft inmitten anderer Stämme. Alle dieſe Völker trachten dahin, ſich die Herrſchaft über die Flüſſe anzueignen, weil es ſeine anderen Verkehrswege im Lande giebt. Sie treiben die ſchwächeren Stämme fort und machen allen Handel von ſich abhängig. Feſten Beſitz von Grund und Boden, Anrecht und Eigenthum an ſolchen, ſind unbekannt, und deshalb wechſeln die Wohnorte ſo oft. Die Bakalai bauen heute ein Dorf, und verlaſſen daſſelbe ſchon nach wenigen Wochen oder Monaten aus einem für uns ganz unbegreiflichen Grunde, noch ehe die Ernte eingethan werden kann.

Digitized by Google

Diese Menschen haben eine entsetzliche Furcht vor dem Tode und wollen keine Leiche sehen; Kranke werden fortgejagt und sterben im Walde. Das Gefühl der menschlichen Theilnahme oder des Mitleids bleibt ihnen völlig fremd. Ein Dorf ist eben aufgebaut, das Feld bestellt worden. Aber dann trifft Jemand und das macht die Uebrigen bedenklich. Bald nachher stirbt wieder einer und nun sind die Leute nicht mehr zu halten, denn das Dorf ist ja, wie sie fest glauben, behext, und ein Beschwörungsdoctor wird herbeigeholt. Er bestätigt die Behexung, nennt die angeblich Schuldigen und diese müssen den Mbundu, Gifttrank, verschlucken. Das Dorf wird dann abgebrochen und in der Nähe oder in weiter Ferne wieder aufgeschlagen. Ihr ganzes Leben besteht in einem Fliehen vor dem Tode, von dem sie gar nichts hören wollen, denn mit ihm ist Alles vorbei; und doch wird das Menschenleben für Nichts geachtet. Nach Sonnenuntergang wittern sie in jedem Baum oder Busch einen Geist; oft werden sie von unbeschreiblicher Furcht gepackt und wagen sich schon im Zwielicht nicht mehr aus ihrer Hütte hervor. Dabei leben sie immer im Streit mit dem einen oder andern Nachbarstamme. Das Eigenthum besteht in Frauen und Sklaven, und das Ansehen, welches der Mann genießt, richtet sich nach der Anzahl der ersteren. Für den Erlös des Elfenbeins und Ebenholzes kauft der Bakalai so viele Weiber als möglich, denn der freie Neger arbeitet nie; jene bestellen ihm den Acker und sind seine Lastthiere, denn gezähmtes Rindvieh hat er nicht. Die Stämme im Innern waschen sich selten oder niemals; statt dessen reiben sie sich täglich mit Palmöl ein!

Wer mit dem seltsamen Aberglauben und dessen Einwirkungen auf den Geist der Neger nicht näher vertraut ist, wird nachstehende Erzählung kaum glauben wollen. Wir unsererseits zweifeln keinen Augenblick daran, daß sie vollkommen richtig sei und keine wesentliche Uebertreibung enthalte.

Im Oktober 1859 fuhr Du Chaillu, der an der Mündung des Fernando Vaz seit einigen Jahren die Niederlassung Biagano oder Washington hatte, den Rembo hinauf bis nach Gumby; in dieser Gegend hört der Stamm der Kamma auf und jenseits wohnen Bakalai. Der Reisende war schon früher dort gewesen und wurde freundlich empfangen. Gerade damals lag ein angesehener Mann, Namens Mpomo, schwer krank und die Neger hatten allnächtlich vor seiner Hütte getrommelt, um den bösen Geist zu vertreiben. Doch der Tod stand ihm schon im Gesichte geschrieben und er starb am andern Tage gegen Morgen. Der Reisende erzählt:

Ich wurde durch Klageruf und Geschrei aufgeweckt, und solch ein Wehgeheul afrikanischer Leidtragenden ist schrecklich anzuhören. Man rief: Alles ist hin. Wir haben keine Hoffnung mehr. Wir hatten ihn gern. Wir sehen ihn nicht wieder! — Beim Tod eines Kamma kommt dessen Hauptfrau und wirft sich auf sein Lager, umfaßt ihn, singt, ruft ihm eine Menge Liebesworte zu und viele Dorfbewohner stehen vor der Hütte und weinen. Solche Auftritte haben stets einen rührenden Eindruck auf mich gemacht. Als ich Mpomo's Wohnung betrat, saßen seine Weiber auf der Erde, warfen feuchte Asche und Staub über ihren Leib, hatten ihre Bekleidungsstücke zerrissen und schoren das Haupthaar ab.

Aber schon am Nachmittage hörte ich allerlei von Behexungen munkeln.

Die Trauer währte zwei Tage. Dann wurde der schon in Verwesung übergegangene Leib in einen Kahn gelegt und zur Begräbnißstätte gebracht, welche etwa fünfzig englische Meilen stromabwärts liegt. Die Frauen waren wirklich betrübt; bald nach seinem Ableben sah ich, daß jede ihn umarmte und mit Thränen benetzte. Wer den afrikanischen Charakter kennt und weiß, welche Rolle die Verstellung spielt, wird freilich nicht sagen können, wie viel bei diesen Liebesbeweisen auf wirkliche Trauer kommt. Jede Frau mußte die äußerste Betrübniß zur Schau tragen, sonst hätte sie den Verdacht auf sich gezogen, daß der Verstorbene von ihr behext worden sei und wäre angeklagt worden. Ich weiß Fälle, daß Mütter getödtet worden sind, weil sie ihre Kinder behext haben sollten.

Am Begräbnißtage begann man nachzuforschen, wer wohl an dem Tode schuld sei. Hexerei mußte im Spiele sein, denn diese Neger haben keinen Begriff davon, daß ein Mensch natürlichen Todes sterben könne; Mpomo war ohnehin noch vor wenigen Wochen gesund gewesen. Man ließ nun einen berühmten Doctor von auswärts holen, und bis er eintraf, war das Volk in einer Aufregung, die sich immer mehr steigerte. Als er kam, herrschte bei Jung und Alt eine wahre Wuth, Rache an vermeintlichen Missethätern zu üben. Der Doctor versammelte das Volk und begann mit seinen Beschwörungen, durch welche er die Mörder entdecken wollte. Männer und Knaben waren mit Speeren oder Beilen, Flinten oder Messern bewaffnet, denn Blut sollte fließen, Alles dürstete danach. Zum ersten Mal verhallte in Gumbiy meine Stimme; meine Einsprache und Mahnungen blieben unbeachtet und man hörte gar nicht auf mich. Zuletzt erklärte ich, von mir würde dafür gesorgt werden, daß mein Freund Quenqueza, ihr Oberhäuptling, sie für jeden Mord bestrafen solle, aber sie waren mir zuvorgekommen und hatten von ihm Erlaubniß ausgewirkt, die Hexen zu bestrafen. So konnte ich denn nichts ausrichten, das blutige Werk nahm seinen Fortgang, und ich war Zeuge gräßlicher Auftritte.

Der Doctor gebot Schweigen; nach einigen Minuten sprach er: — da ist eine sehr schwarze Frau, die in den und dem Hause wohnt, —'er beschrieb die Hütte und deren Lage ganz genau, — von ihr ist Mpomo behext worden.

Als er so gesprochen, rannte die Menge mit scheußlichem Geheul, wilden Bestien vergleichbar, nach dem bezeichneten Hause und packte ein junges Mädchen Namens Otantaga. Sie war die Schwester eines meiner Führer, wurde nach dem Wasser hin geschleppt und gebunden. Dann liefen Alle wieder zum Doctor. Die Arme rief mir zu, ich möge sie retten, und ich hatte einen Augenblick die Wallung, dieser ganzen Scheußlichkeit ein Ende zu machen. Aber sogleich wurde mir auch wieder klar, daß ich gar nichts ausrichten könne. Ich trat hinter einen Baum und weinte über meine Ohnmacht.

Abermals wurde Ruhe geboten. Der Teufelsdoctor erhob wieder seine Stimme und rief: — Da ist eine alte Frau in dem und dem Hause; von ihr ist Mpomo behext worden! — Die Menge stürzte fort, und holte eine Verwandte des Oberhäuptlings, eine wackere alte Frau herbei. Sie erhob sich stolz von ihrem Sitze, blickte der wilden Horde dreist in's Gesicht und sprach: Ich will den Mbundu trinken, aber wehe meinen Anklägern, wenn ich nicht sterbe! — Man brachte auch sie an's Wasser, sie wurde aber nicht gebunden und unterwarf sich Allem ohne Murren.

Zum dritten Male gebot der Teufelsdoctor Schweigen und sprach: Da ist eine Frau mit sechs Kindern; sie lebt da und da, wo die Sonne aufgeht. Auch sie hat Hexerei gegen Mpomo getrieben.

Nach einiger Zeit wurde eine Sklavin Quenqueza's herbeigeschleppt und an den Fluß gebracht. Dann kam der Doctor, welchem die Menge folgte und stellte seine Anklage. Okandaga habe vor einigen Wochen von ihrem Verwandten Mpomo etwas Salz verlangt, das gerade selten war, er

Digitized by Google

hatte ihr diese Bitte abgeschlagen und sie ihm deshalb einige unfreundliche Worte gesagt. Durch Zauberei nahm sie ihm das Leben. Was die alte Frau anbelange, so habe sie keine Kinder gezeugt, Mpome aber hatte viele Kinder. Darüber war sie neidisch und behexte ihn. Drittens: die Sklavin: Sie verlangte von Mpome einen Spiegel, den er ihr nicht gab. Deshalb behexte sie ihn und machte ihn todt! —

Bei jeder neuen Anklage brach das Volk in gesteigerte Wuth aus, selbst die Angehörigen der auserkorenen Opfer schrieen mit. Man brachte alle drei in einen großen Rachen, der Doctor stieg auch hinein, viele Bewaffnete folgten, die Trommelpauken wurden geschlagen und Mpome's ältester Bruder, Onabi, brachte den Zaubertrank herbei. Okanda schrie, selbst die alte Frau wurde bleich, denn auch auf dem Antlitze des Negers kann man Blässe bemerken. Um den großen Rachen herum lagen drei kleinere Rachen, in denen bewaffnete Männer standen. Zuerst reichte man den Giftbecher der Sklavin, dann der alten Frau, zuletzt dem jungen Mädchen. Aus der Menge heraus rief man: Der Mbundu soll sie tödten, wenn sie Hexen sind; er soll sie leben lassen, wenn sie keine Schuld haben!

Ich befand mich in fürchterlicher Aufregung, und doch konnte ich meinen Blick nicht wegwenden. Alles war in gespannter Erwartung und man hörte keinen Laut. Plötzlich sauste die Sklavin um und sofort wurde ihr das Haupt vom Rumpfe gehauen. Genau dasselbe geschah mit der alten Frau; Okandaga schrie entsetzlich, sank aber auch nieder, und ihr Haupt fiel. Jetzt war Alles in wilder Verwirrung und Alle hackten auf die drei Leichen ein, die in wenigen Minuten in kleine Stücke getheilt waren; diese warf man in den Fluß.

Dann zerstreute sich die Menge und im ganzen Dorfe herrschte die äußerste Stille. Die Furcht vor den Todten schreckte sie. Am Abend schlich sich mein Führer Amuna, Okandaga's Bruder, zu mir.

Ich habe mir viel mit den Teufelsdoctoren zu schaffen gemacht, um ihre eigentliche Meinung zu erforschen. Sie lenken den Volksaberglauben derart, daß man kaum annehmen kann, daß sie sich selber betrügen, und doch steht auch wieder außer allem Zweifel, daß sie an das ganze Teufelswerk glauben. Sie sind zugleich Betrüger und Betrogene; behängen sich mit allerlei Zauber, dem sie große Wichtigkeit beilegen, und erzählen von seltsamen Gesichten und Träumen. So viel kann ich aus eigener Anschauung bekräftigen, daß sie im Stande sind, große Quantitäten des Mbundu zu trinken, ohne daß er ihnen schade, und darin hauptsächlich liegt eine Ursache von der Gewalt, welche sie über das Volk ausüben. —

Solcher Nachtbilder sah Du Chaillu viele; wir finden in seinem Werke kaum eine einzige Schilderung, die uns in erquicklicher Weise berühren könnte. Alles zeugt von Blut, Wildheit, Barbarei. Landeinwärts vom Muni, jenseit der dritten Reihe der Sierra del Crystal, östlich vom 11. Längengrade, wohnt das Volk der Fan's. Bis dorthin hatte Du Chaillu einen Häuptling des Mbondemostammes zum Führer, er hieß Mbene. Mitten im Walde traf er mit einem Fan-Krieger und dessen zwei Frauen zusammen. Sie hatten nie zuvor einen weißen Menschen gesehen, hielten ihn für einen Geist und waren äußerst erschrocken. In ihren Dörfern gewann er die Ueberzeugung, daß sie Kannibalen seien. Er schildert sie als das merkwürdigste Volk, welches er in Afrika angetroffen; sie haben eine weniger dunkle Haut als ihre Nachbarn, sind kräftig und schlank gewachsen, und ihr Blick zeugt von einer gewissen Intelligenz. Sie gehen unbekleidet, bis auf Baumbast und Thierfelle, welche sie über den Hüften befestigen, und feilen ihre Vorderzähne die außerdem schwarz gefärbt sind, spitz. Ihre Kopfwolle flechten sie in möglichst lange steife Zöpfe und verzieren diese mit Glaskorallen. Ueber der Schulter hängt ein großes Messer, am linken Arm ein Schild aus Elephantenhaut, die getrocknet und im Rauche gehärtet wird, in der rechten Hand tragen sie einen Speer. Als Fetische verehrt der Fan Finger und Schwänze von Affen, Haut, Haar, Zähne und Knochen von Menschen, Thon, alte Nägel, kupferne Kessel und Muscheln, Federn, Krallen und Schädel von Vögeln, Metallstücke, Holz, Pflanzensaamen, Asche und noch verschiedene andere Dinge. Die Frauen sind häßlich, feilen sich auch die Zähne und bestreichen den Körper mit rother Farbe. Ueber die ganze Erscheinung des Fremden waren sie in hohem Grad erstaunt, vor Allem über sein Haar und seine Hautfarbe; und sie konnten sich nicht erklären, daß die letztere an den Händen weiß, an den Füßen dagegen schwarz sei. Sie hielten nämlich die Stiefel für einen Theil des Körpers!

Wir haben schon gesagt, daß diese Fan's Kannibalen der abscheulichsten Art sind. Als Du Chaillu in ihr Hauptdorf einzog, begegnete ihm eine Frau, welche einen Mannsschenkel trug. Vor den Hütten lagen da und dort Menschenknochen. Im Versammlungshause wurde eben das Fleisch einer Menschenleiche vertheilt, und der Kopf für den König zurückgelegt, denn dieser hat ein Anrecht auf alle Köpfe!

Diesem Könige Ndiavai stellte der Reisende sich vor. Grimmig genug sah der Mann aus. Seinen Leib hatte er bis auf einen aus Baumbast verfertigten Schurz unbedeckt gelassen und roth bemalt; Gesicht, Brust, Unterleib und Rücken waren stark tätowirt. Seine Majestät trug Waffen und erschien über und über mit allerlei Gegenständen behängt, welche den Zauber abwehren sollten. Krieger hatten sich in beträchtlicher Anzahl eingefunden; sie trugen einen Haarschwanz. Jener des Königs war der längste, und lief unten in zwei Stränge aus, deren jeder mit Messingringen und weiter aufwärts mit Glasperlen verziert war. Ueber den Fußknöcheln hatte dieser Monarch der Menschenfresser dicke Messingringe, über dem Bastschurze eine Leopardenhaut. Sein Bart war in mehrere steif vom Gesicht abstehende Stränge geflochten und auch diese waren mit Perlen verziert; die Zähne hatte er spitz gefeilt und schwarz gefärbt. Seine Hauptfrau, Königin Maschumba, ein urhäßliches Weib, war gleichfalls tätowirt, roth bemalt, trug eiserne Ringe an den Beinen und hatte spitzgefeilte Zähne.

Der König ließ dem Fremden eine Hütte anweisen. Das Dorf war erst vor Kurzem angelegt worden und bildete eine lange Straße. Die Wohnungen sind etwa fünf Schritte lang, sechs Fuß breit, von Mannshöhe, und werden aus Baumrinde gemacht, über welche man ein Mattendach legt. Auf Stangen hängt Menschenfleisch, das geräuchert wird. Man hält die Dörfer ganz sauber, denn die abgenagten Menschenknochen, welche man zur Hütte hinauswirft, gelten nicht für unrein. Der König erhielt vom weißen Mann ein Geschenk, und war über Glasperlen, Spiegel, Feile, Feuerstahl und einige Flinten hoch erfreut. Am andern Tag erschien er in vollem Kriegerschmuck von einem großen Gefolge begleitet. Er hatte einen Schild von Elephantenhaut, drei Speere und einen kleinen Beutel mit vergifteten Pfeilen, auf dem Kopfe trug er die rothen Federn vom Vogel Turako (Helmkuckuck, Corythaix), und am ganzen Leibe noch mehr Zauber als am Tage vorher. Die Fan's haben außer den angegebenen Waffen noch Bogen, große Messer, die eine furchtbare Wehr bilden, Streitkolben und Aexte. Das Messer steckt in einer Scheide aus Schlangen- oder Menschenhaut.

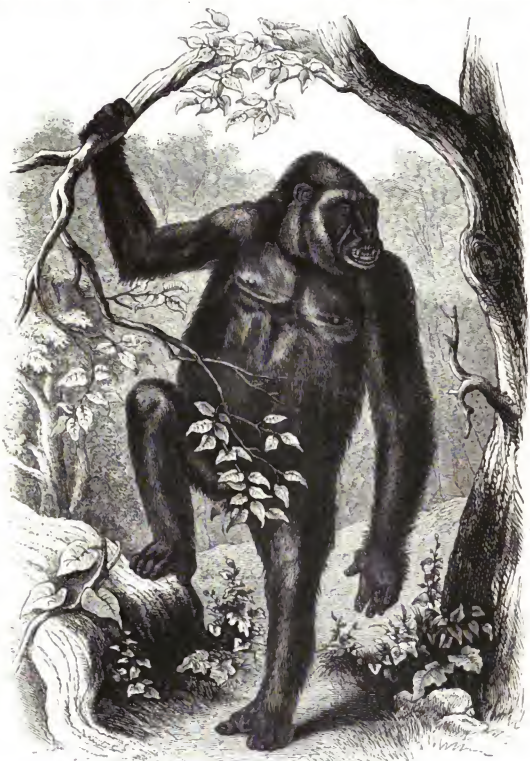
Du Chaillu versichert, daß er in ganz Afrika keine kräftigeren Neger gesehen habe als diese Fan's; sie kamen

Digitized by Google

auch aus den umliegenden Dörfern herbei, um den Fremden zu ſehen; ſpielten auf einer Art Holzharmonika, Handſcha, und ſchlugen eine Paukentrommel, die ſehr einfach iſt, denn man ſpannt ein Fell über einen ausgehöhlten länglichen

phanten getödtet worden, und man verkaufte ſeine Leiche, die dann verzehrt wurde.

Wir können nicht umhin, dem Reiſenden noch einige Mittheilungen zu entlehnen, welche das Kannibalenthum der



Der Gorilla.

Block und das Werkzeug iſt fertig. Nach und nach verſammelten ſich mehrere hunderte von Kriegern, welche auf eine große Elephantenjagd auszogen und an einem Tage vier ſolcher Thiere erlegten. Ein Jäger war von einem Ele-

Fan's in das rechte Licht ſetzen. In ſo gräßlicher Weiſe kommt die Menſchenfreſſerei bei keinem andern Volke vor. Du Chaillu berichtet, daß einſt an der Küſte einige dorthin gekommene Fan's Hyänen gleich einen begrabenen Menſchen

Digitized by Google

ausgeschartt und gegessen haben. Ein andermal schleppten sie eine Leiche in die Wälder, zerschnitten sie, räucherten die einzelnen Stücke und nahmen diese mit sich fort. Beide Thatsachen werden vom Missionar Walker, der auf der Station am Gabunflusse lebt, ausdrücklich bekräftigt. Die Fan's machen aus dem Menschenfressen gar kein Hehl, weil sie dasselbe ganz in der Ordnung finden. Leichen sind ein Haupthandelsartikel zwischen den Bewohnern verschiedener Dörfer, es findet damit ein regelmäßiger Austausch statt, weil man lieber Fremde als die eigenen Angehörigen verzehrt. Alle Gefallenen werden verspeist, mit Ausnahme der Könige und Häuptlinge, denen man ein Grab in der Erde gönnt.

Dieses Volk der Fan's oder Pauen dringt seit längerer Zeit immer weiter aus dem Innern nach der Küste hin, gründet neue Dörfer am Mundi und Gabun und verdrängt andere Stämme. Es liegt eine Art von Energie in jenen Leuten; sie sind weit und breit die besten Schmiede und Töpfer, aber vor Allem Jäger und Krieger. Das Leben des Menschen gilt dem Fan nichts, weil jede Leiche einen Handelswerth hat. Menschenopfer für ihre Fetische kennen sie nicht; in jedem Dorfe befindet sich ein großes Gögenbild in einer Hütte, die mit Schädeln von wilden Thieren, namentlich des Gorilla, umgeben ist. Du Chaillu kann nicht umhin, zu erklären, daß gerade diese wilden Kannibalen „das bildungsfähigste Volk in ganz Afrika" seien. Sie behandelten mich, sagt er, mit unwandelbarer Güte und Gastfreundschaft und sie haben mehr Mark und Anlage zur Aufnahme fremder Gesittungselemente als irgend ein anderer Stamm. Sie sind energisch, kriegerisch, voll Muth und als Feinde höchst gefährlich. —

Von den Kamma und Bakalai ging Du Chaillu zu den Aschira, welche zwischen dem 1. und 2.° s. Br. ein schönes, von Gebirgen umsäumtes Prairieland bewohnen, und weiter nach Osten hin zu den Apingi, deren Herrscher, König Remanschi, in einem Dorf am Rembo Apingi, etwas nördlich vom 1.° s. Br. und zwischen 12 und 13° ö. L. wohnt. Dieser Strom war mindestens 400 Schritte breit. Einen weißen Mann hatte man in jener Gegend noch nicht gesehen, aber Du Chaillu wurde von Häuptling sehr freundlich aufgenommen. Nachdem dieser ihm Bananen, Hühner und Kastanien gegeben, sprach er: „Ich sehe nun, was von meinen Vorfahren keiner gesehen hat. Sei willkommen weißer Mann, Geist! Sei froh und genieße was ich Dir gebe."

Gleich nachher wurde zu meiner nicht geringen Verwunderung mir ein Sklav gebunden überliefert und Remanschi sagte: „Schlachte ihn Dir zum Abendessen, er ist fett und weich, und Du bist wohl hungrig!" — Da spie ich aus und ließ durch meinen Führer und Dolmetscher ihm sagen, daß ich die Leute, welche Menschenfleisch essen, verabscheue. Remanschi entgegnete etwa Folgendes: — „Wir haben immer gehört, daß ihr Weißen auch Menschen verzehrt. Zu was denn sonst kauft ihr unsere Leute? Ihr kommt, wir wissen nicht von wannen und führt Männer, Weiber und Kinder hinweg. Macht ihr sie nicht in eurem Lande fett, um sie zu essen? Deshalb gebe ich Dir diesen Sklaven, damit Du ihn schlachtest und Dein Herz sich erfreue." Es kostete einige Mühe, ihm klar zu machen, daß die Weißen keine Kannibalen seien.

Bei diesen Schwarzen ist Alles Barbarei, es fehlt unter ihnen der Zusammenhang, sie sind in zahllose kleine Dorfgemeinden zersplittert, kennen, wie schon bemerkt, kein festes Grundeigenthum, sind ewig in Furcht vor Zauber und Hexerei und hatten zu allen Zeiten, längst bevor Europäer den Negerhandel begannen, Sklaven. Sklaverei ist auf's Engste mit allen ihren Einrichtungen verwachsen, und der Gebieter hat das Recht über Leben und Tod. Wer der Hexerei verdächtig erscheint und nicht zum Gifttrinken verurtheilt ist, wird verkauft. Der Sklavenhandel rettet Vielen das Leben, welche aus der Hand des einen Stammes in jene des andern gehen, bis sie an der Küste zum Verkauf an die Weißen gelangen. So erhält das Menschenleben Werth; sobald die Nachfrage nach Sklaven an der Küste aufhörte, würden gewiß alle der Hexerei beschuldigten Menschen getödtet werden. Jetzt ist der Werthmesser für alle Güter und Sachen der Sklav. Wo wir nach Thalern schätzen, rechnet der Afrikaner nach Sklaven. Ein Mann, dem man Strafe auferlegt, wird um so und so viele Sklaven gebüßt; wer sich eine Frau anschafft, zahlt dafür so und so viele Sklaven oder deren Werth etwa in Eisenbein und Färbehölzern. Die Annahme, daß der auswärtige Sklavenhandel Anlaß und Ursache für die Kriege der afrikanischen Völker untereinander sei, ist irrig. Er trägt wohl dazu bei, das Uebel zu verschlimmern, aber der wahre Grund zu den Kriegen liegt darin, daß überhaupt nur das Recht des Stärkern gilt, daß man gar kein Eigenthumsrecht kennt, der allen Dingen aber muß man eine Hauptursache in dem abscheulichen Glauben an Hexerei suchen.

Von großem Interesse sind Du Chaillu's Mittheilungen über den Troglodytes Gorilla. Vor dem Jahre 1846 war dieses merkwürdige und gewaltige Thier der Wissenschaft völlig unbekannt, erregte aber sofort große Aufmerksamkeit als ein Missionar am Gabunflusse, Dr. Leighton Wilson, einige Schädel desselben fand und an die naturwissenschaftliche Gesellschaft von Boston sandte. Aber der erste Europäer, welcher den Gorilla gesehen und erlegt hat, ist unser Reisender, aus dessen Schilderungen sich unbestreitbar ergiebt, daß die „wilden behaarten Menschen", welche der Karthager Hanno auf seiner berühmten Fahrt an der Westküste von Afrika gefangen nahm, Schimpanse-Affen gewesen sind. Er nannte sie, nach den Angaben seiner Dolmetscher, Gorilla's, später bezeichnete man sie als Gorgonen; der erstere Name ist aber nun auf das merkwürdige Thier übergegangen, welches wir näher beschreiben.

Der Reisende hatte von den Negern eine große Menge von Fabeln, Sagen und Jagdgeschichten gehört, und war entschlossen, das Ungeheuer in den düsteren Wäldern aufzusuchen. Es hieß, der Gorilla laure auf Bäumen, um sich auf friedliche Wanderer herabzustürzen und sie mit seinen Krallen zu erwürgen, er greife den Elephanten an und schlage ihn mit Knütteln todt; er raube Frauen aus den Dörfern, baue sich aus Laub und Zweigen eine Hütte, auf deren Dach er sitze und ziehe in ganzen Schaaren umher.

Die Wahrheit ist, daß der Gorilla in den einsamsten Wäldern, am liebsten in recht dunkeln Thalschluchten oder ranhen wilden Höhen lebt; auch findet man ihn auf solchen Hochebenen, die mit großen Fels- und Steinblöcken bedeckt sind. Er ist ein nomadisches Thier, das nicht lange an ein und derselben Stelle bleibt und gewöhnlich schon nach zwei Tagen von einer Stelle wegzieht. Er ist dazu gezwungen, um seine Nahrung zu finden. Er lebt nur von Pflanzen, namentlich Beeren, wildem Zuckerrohr und Ananasblättern, frißt aber gewaltig viel und weitet eine Gegend sehr rasch ab. Auf Bäumen verweilt er nicht, klettert aber hinauf, um Früchte, insbesondere Nüsse herabzuholen, dann geht er aber sogleich wieder zur Erde. Er hat nicht einmal nöthig, seiner Nahrung wegen zu klettern; aber die Jungen schlafen auf Bäumen, weil sie dort gegen Angriffe wilder Thiere besser geschert sind. Das alte Männchen hält seine Nachtrast so, daß es sich unter einen Baum setzt und mit dem Rücken am Stamme ruhet. In größern Gesellschaften findet man den Gorilla nicht; gewöhnlich ist ein Paar beisammen, doch trifft

Digitized by Google

man hin und wieder ein altes Männchen ohne Frau, welches dann ganz besonders bösartig ist. Das letztere gilt bekanntlich auch von solchen Elephantenmännchen, die von der Heerde aus irgend einem Grunde sich entfernt haben und einsam leben. Jüngere Gorilla's hat man bis zu fünf Stück beisammen gesehen, nie in größerer Zahl; sie laufen, wenn Gefahr ist, auf allen Vieren weg und man kann ihrer nur selten habhaft werden. Auch das alte Männchen weicht dem Menschen gern aus, flieht aber niemals, sobald es sich dann doch dem Jäger gegenüber sieht. Wenn es dem Reisenden gelang, ein Paar zu überraschen, saß der Mann gewöhnlich unter einem Felsen oder an einem Baume im dichtesten Waldgebüsch, wo selbst bei Tage nur eine Art von Zwielicht herrscht; das Weibchen suchte ganz in der Nähe sein Futter und freischte auf, wenn es witterte, daß nicht Alles geheuer sei. Der Mann blieb noch eine kleine Weile sitzen, sein Gesicht wurde wild und grimmig, er stand langsam auf, spähete mit den Augen umher, schlug an seine Brust, warf den Kopf in die Höhe und begann so furchtbar-gräßlich zu brüllen, daß der Wald erdröhnte. Anfangs stößt er einige kurze bellende Töne aus, nachher folgt ein langes, tief aus der Kehle dringendes rollendes Gebrüll, das wohl über eine Minute dauert und wie Gelöse herannahenden Donners in's Ohr dringt. Dann ist der Gorilla in der That schrecklich.

Ein kluger Jäger spart seinen Schuß bis zum allerletzten Augenblick auf, denn er weiß, daß Alles verloren ist, wenn er den Feind nicht auf einen Schuß niederstreckt. Falls er ihn nur verwundet oder gar gefehlt hat, stürzt der Gorilla auf ihn zu und seinem Anprall kann Niemand widerstehen. Ein Schlag mit den scharfen Nägeln an der gewaltigen Hand reicht hin, um einem Menschen die Eingeweide herauszureißen oder den Brustknochen oder den Schädel zu zerschmettern. Es ist vorgekommen, daß ein Jäger, welcher gefehlt hatte, mit dem Gewehr nach dem Gorilla schlug, aber in demselben Augenblicke war der Mann eine Leiche. Kein anderes Thier ist im Kampfe mit dem Menschen so gefährlich als der Gorilla, weil er uns Gesicht gegen Gesicht entgegen tritt und dann seine langen Arme als Angriffswaffe benutzt.

Sobald er seinen Feind gesehen hat und den Kampf bestehen muß, rückt er in kurzen Sätzen vor, bleibt stehen, um sein gräßliches Gebrüll zu erheben, und schlägt mit den Händen so gewaltig auf seinen Brustkasten, daß man ein Dröhnen wie von einer großen Pauke vernimmt. Manchmal setzt er sich auch und starrt den Jäger an, während er unablässig gegen seine Brust schlägt. Dann steht er auf und kommt mit wackelndem Gange näher; seine kurzen Hinterbeine tragen nur mit Mühe den gewaltigen Leib. Während dieses wiegenden Ganges schlenkert er mit den Armen, etwa wie ein Matrose beim sogenannten Seegange, und er sieht mit seinem dicken Wanste, seinem runden dicken Kopfe, der keinen Nacken hat, sondern auf dem Rumpfe sitzt, den muskelkräftigen Armen und der hohlen Brust, in der That fürchterlich aus. Seine tiefliegenden grauen Augen sprühen vor Bosheit und Ingrimm; er verzerrt sein Gesicht, verzieht die scharfgeschnittenen Lippen und zeigt sein entsetzliches Gebiß.

Der Jäger verhält sich inzwischen ganz ruhig und muß manchmal fünf peinliche Minuten lang dastehen, bis er nur anschlagen kann. Du Chaillu ließ ein Männchen immer bis auf mindestens 24 Fuß herankommen; gewöhnlich feuert man erst, wenn der Gorilla nur 14 oder 18 Fuß entfernt steht. Nach einem Schuß auf ein Flußpferd läuft der Neger fort; dem Gorilla gegenüber bleibt er stehen, weil die Flucht ihm unter allen Umständen doch nichts nützen kann. Hat er nicht gut getroffen, so muß er Mann gegen Mann um sein Leben kämpfen und sehen, ob er dem verhängnißvollen Handschlag ausweichen könne. Ausnahmsweise gelingt es ihm wohl, mit einigen Verstümmelungen davon zu kommen, wenn gerade ein anderer Jäger zur Hand ist und gut trifft. Zum Glück stirbt der Gorilla eben so leicht wie ein Mensch, sein Leben ist nicht zäher als das unsrige, und ein Schuß in die Brust streckt ihn nieder. Er stürzt vornüber auf's Gesicht, streckt seine langen Arme aus und stößt einen Todtenschrei aus, in welchem Gekreisch und Gebrüll sich mischen. Dann ist der Jäger sicher.

Gewöhnlich geht der Gorilla auf allen Vieren und zwar so, daß er Arm und Fuß derselben Seite gleichzeitig bewegt. Die Arme sind so lang, daß Kopf und Brust beträchtlich hervorragen. Er kann sehr schnell laufen. Ein erwachsener Gorilla ist nicht zu zähmen, auch die jungen bleiben wild und boshaft, sterben auch sehr bald in der Gefangenschaft. Das Thier hat ungeheure Kraft. Ein Junges von etwas über zwei Jahren konnte von vier Männern kaum festgehalten werden. Der Gorilla knickt Baumstämme von sechs Zoll Durchmesser und man sieht die Spuren, wenn er auf einen Flintenlauf gebissen hat. Die Neger griffen diesen Gebieter des Waldes erst an, als sie Schießwaffen hatten, und noch jetzt wird der Ruhm des Mannes gepriesen, welcher ein solches Ungeheuer erlegt.

Die Schwarzen im Innern essen Affenfleisch sehr gern; das vom Gorilla ist dunkelroth und zäh. Von den Völkern im Küstenlande wird es verschmäht, weil sie zwischen sich und diesem Affen eine ursprüngliche Stammverwandtschaft annehmen. Auch im Innern rühren einzelne Familien denselben nicht an, weil ein Aberglaube es ihnen verbietet; sie sind nämlich überzeugt, daß vor Zeiten einmal einer ihrer weiblichen Vorfahren einen Gorilla zur Welt gebracht habe. Die Haut ist dick und fest wie die vom Ochsen, bricht aber leicht.

An Höhe des Wuchses findet man beim Gorilla eben solche Verschiedenheit wie bei den Menschen. Du Chaillu hat eine Anzahl Exemplare nach Philadelphia gebracht; sie sind zwischen 5 Fuß 2 Zoll und 8 Zoll hoch; ein Gerippe in Boston mißt 6 Fuß 2 Zoll englisch. Das Weibchen ist viel kleiner, bei weitem nicht so stark und auch nicht so massig gebaut. Ein von dem Reisenden erlegtes war 4 Fuß 6 Zoll hoch. Die Hautfarbe ist bei Alten und Jungen tief schwarz; man sieht sie aber nur im Gesicht, auf der Brust und in der innern Haut. Das Haar wird bei den Ausgewachsenen eisengrau; jedes einzelne hat abwechselnd graue und weiße Ringstreifen; auf den Armen ist es dunkler und länger als am übrigen Körper, wohl bis zu zwei Zoll lang. Die Neger behaupten, daß sehr alte Gorilla's ganz grau werden. Der Kopf ist mit kurzem, rothbraunem Haar bedeckt; die Brust beim Männchen kahl, bei den Jungen dünn mit Haar bewachsen; das Haar des Weibchens hat keine Ringstreifen und spielt in's Röthliche, auch das am Arme ist nicht so lang wie beim Manne. Die Augen liegen tief, der Mund ist groß, die Lippen sind, wie schon bemerkt, scharf geschnitten und haben kein Roth. Die Kinnbacken erscheinen geradezu gewaltig, die Hundszähne, welche das Männchen dem Feinde zeigt, geben dem wilden Gesichte ein noch gräßlicheres Ansehen. Der Nacken fehlt beinahe gänzlich, der Hirnkasten ist niedrig und zusammengedrängt; die sehr schwach angedeuteten Augenbrauen verlieren sich in's Kopfhaar. Augenlider dünn; die Ohren gleichen genau denen der Menschen, sind aber kleiner und liegen fast parallel mit den Augen. Wenn man die Nase von vorne betrachtet, scheint sie flach zu sein, von der Seite gesehen bemerkt man aber, daß sie etwas hervorsteht. Der Gorilla ist der einzige Affe, bei welchem man eine solche Projection findet. Die Arme erscheinen im

Digitized by Google

Vergleich zum Rumpfe nicht übermäßig lang, wohl aber im Verhältniß zu den kurzen Beinen, die keine Wade haben. Die Länge des obern Armes ist beträchtlicher als die des Vorderarmes, die Hand sehr mastig, stark, kurz und dick; die Finger sind so kräftig, daß der mittlere manchmal sechs Zoll im Umfange hat. Der Daumen ist kürzer wie beim Menschen und nicht halb so dick als der Vorderfinger; bis dahin, wo die Finger beginnen, ist die Hand behaart, in der inneren Fläche aber nackt. Die Nägel gleichen denen der Menschen, sind aber im Verhältniß kleiner und stehen etwas über die Fingerspitzen hervor. Ueberhaupt ist die Hand fast so breit als lang, der Fuß dagegen viel breiter als beim Menschen; die mittlere Zehe ist länger als die zweite und vierte, die fünfte verhältnißmäßig kürzer als beim Menschen. Diese Zehen zerfallen gleichsam in drei Gruppen; nach innen hin die große, nach außen hin die kleine Zehe, während die drei anderen durch eine Spannhaut verbunden werden. Im Allgemeinen gleicht der Fuß des Gorilla dem unsern weit mehr als der irgend eines anderen Affen und ist vortrefflich für den aufrechten Gang geeignet; auch klimmt dieses Thier seltener auf Bäume wie irgend einer seiner Stammverwandten *).

So war das merkwürdige Thier beschaffen, welches Du Chaillu in den westafrikanischen Wäldern unter dem Aequator auffuchte. Er traf den Gorilla zuerst in der Sierra del Crystal, etwa unter 1° nördl. Breite und 11° östl. Länge. Die Neger hatten Spuren desselben gefunden und diesen folgte die Jäger. Ich wußte, schreibt der Reisende, daß ich gegen ein Ungeheuer auszog, welches selbst der Leopard fürchtet, und das vielleicht den Löwen aus dieser Region vertrieben hat, denn er fehlt überall, wo man Gorilla's findet. Wir stiegen an einem Hügel hinab, überschritten einen Bach auf einem Baumstamme und hatten dann eine mächtige Anzahl von Granitblöcken vor uns liegen. Die Schwarzen behaupteten, daß Gorilla's in der Nähe sein müßten und wir gingen sehr behutsam weiter, indem wir in zwei Abtheilungen um jene Felsenmassen zu schreiten begannen. Es war Mittagszeit, aber selbst bei Sonnenschein herrschte in diesem Wald ein Halbdunkel. Mein Begleiter Makinda, der zum Stamme der Mbondeme gehörte, ging rechts herum, und ein Gorilla sah ihn. Plötzlich wurde ich von einem seltsamen und gräßlichen Gekreisch aufgeschreckt. Vier junge Gorilla's liefen rasch davon. Wir schossen, trafen aber nicht. Sie sahen wirklich aus wie behaarte Menschen.

Diesmal war unsere Mühe vergeblich gewesen und wir gingen mißvergnügt nach unserem Lagerplatze zurück. Während wir um das Feuer herum saßen, erzählten sich die Neger allerlei Geschichten, bei denen ich ans Absicht ein stiller Zuhörer war und jede Frage vermied, um zu erfahren, was sie eigentlich glauben. Der eine hatte gehört, daß einst zwei Mbondeme-Frauen im Walde gingen; da trat ihnen ein Gorilla in den Weg und schleppte das eine Weib fort; das andere entfloh und erzählte im Dorfe den Vorfall. Man gab die Unglückliche verloren, aber sie kam nach einigen Tagen unverletzt heim. Der Gorilla habe sie mit Liebkosungen überhäuft und dann wieder entlassen. — Das war einer, in welchem ein Geist wohnt, warf ein Neger hin, und die andern nurmelten beifällig. Es herrscht nämlich bei ihnen allgemein der Glaube, daß die Geister gewisser Verstorbener in Gorilla's übergehen, welche man an geheimnißvollen Zeichen erkennt. Diese Affen, meinen sie, könne man weder fangen noch tödten, und sie seien noch viel klüger als gewöhnliche Gorilla's. Ein anderer erzählte Folgendes: Man fand Gorilla's in einem Zuckerfelde und wollte sie vertreiben. Aber sie setzten sich zur Wehr, schleppten einige Männer fort, und diese kamen zwar nach Verlauf einiger Tage wieder, aber die Nägel an Fingern und Zehen waren ihnen abgerissen worden.

Noch manche Fabeln wurden zum Besten gegeben, unter andern folgende. Einst verschwand ein Mann plötzlich aus dem Dorfe. Wahrscheinlich hatte ein Leopard ihn getödtet; die Neger glaubten jedoch steif und fest, er sei im Walde plötzlich in einen Gorilla verwandelt worden und gehe als solcher in dem Dickicht beim Dorfe um.

Spätechin war Du Chaillu so glücklich, den ersten jungen Gorilla zu bekommen; seine Jäger brachten ihn lebendig ein. „Ich kann die Aufregung nicht beschreiben, welche mich packte, als ich sah, wie meine Leute das kleine Ungeheuer herbei schleppten. Er mochte zwischen zwei bis drei Jahre alt sein und war dritthalb Fuß hoch. Meine Jäger hatten ihn zwischen dem Rembofluß und dem Kap S. Catherine (südlich von der Mündung des Fernando Vaz) eingefangen. Sie hörten, daß ein Junges nach der Mutter rief, und bemerkten bald nachher, daß sich im Gebüsch etwas bewegte. Einige krochen näher und sahen, wie der kleine Gorilla Beeren suchte; ein paar Schritte von ihm saß die Mutter. Diese wurde geschossen und fiel, aber sogleich sprang das Junge herzu und umklammerte die Alte. Als die Jäger mit lautem Freudengeschrei näher kamen, kletterte es an einem Baume hinauf und brüllte. Nun blieb nichts weiter übrig, als das Thier zu schießen oder den Baum zu fällen, und das letztere geschah. Als er sank, warf ein Neger dem Gorilla ein Stück Zeug über den Kopf, so daß er nicht sehen konnte, und dann wurde er gebunden. Unterwegs hatten sie ihm eine gabelförmige Stange am Halse befestigt, und er konnte nicht mehr beißen. Ich fand ihn ganz ungemein bösartig; er brüllte und bellte, und blickte wild und grimmig umher. Ich ließ einen sehr starken Bambuskäfig für ihn bauen, um ihn mit Muße zu beobachten. Zuerst kroch er in den Winkel. Als ich ihm freundlich zurebete und nahe an das Gitter kam, sprang er gegen mich ein und bellte. Er blieb sehr scheu und wollte von Beeren und Wasser nichts genießen, wenn wir nicht weit vom Käfig zurücktraten. Am folgenden Tage war er wo möglich noch grimmiger, sprang gegen Jeden ein, der nur irgend nahe kam, fraß aber die weißen Theile von Ananasblättern und einigen Beeren; alles andere Futter ließ er unberührt. Am dritten Tage wollte das Brüllen und Bellen kein Ende nehmen, und beinahe wäre ihm die Flucht gelungen, er wurde aber mit einem Netze wieder eingefangen. Bei einem zweiten Versuche erging es ihm nicht besser, und nach einigen Wochen starb er." Du Chaillu hatte ihm ein mit Heu gefülltes Faß hinstellen lassen, und er kroch sogleich hinein, schüttelte auch Abends sein Bett auf und machte es locker. Bei einigen anderen Jungen machte man ähnliche Erfahrungen; gekochte Speisen rührten sie nicht an, auch wenn man sie hungern ließ. Alle machten ein seltsames Manöver. Sobald man ihnen nahe kam, kennten sie zwar wegen der Kette mit den Armen keinen Schaden anrichten, sahen aber dem Menschen gerade in's Gesicht; um die Aufmerksamkeit auf ihren Oberkörper hinzulenken, warfen sich dann plötzlich so zu Boden, daß sie auf

*) Das Gorilla ist von verschiedenen Reisenden unter folgenden Benennungen erwähnt worden, als: Pongo von Battel im Jahre 1629, Jngena von Bowdich 1819, Enge ena von Savage 1847, Jnge ena von Gautier Labouläne 1849, Ngena von Fort 1852, Ngina oder Gina von Admiral Penaud, Dschina von Aubry Lecomte 1851—1857. Abgesehen von dem Worte Pongo sind alle diese Benennungen nichts als verschiedene Schreibungen des Namens Ngina, mit welchem die Mpongue diese Affen belegen. Auf die anatomische Beschreibung einzugehen ist hier nicht der Ort.

Digitized by Google

einem Arme und einem Beine lagen und versuchten mit dem letztern einen Schlag zu führen.

Als Du Chaillu im Lande der Bakalai umherzog, begegnete ihm Folgendes. Er hatte vier von seinen Jägern nach verschiedenen Richtungen ausgesandt, und war mit einem erprobten Schwarzen, Namens Gambo, allein geblieben. Von jenen Vieren hatte sich einer abgesondert, um Gorilla's aufzuspüren. Nun erzählt der Reisende: Ich mochte etwa eine Stunde lang mit Gambo allein gewesen sein, als wir plötzlich zwei Schüsse nach einander fallen hörten. Im Nu machten wir uns nach jener Richtung hin auf den Weg und hofften einen todten Gorilla zu finden; aber nun erdröhnte der Wald von fürchterlichem Gebrüll. Als wir näher kamen, gewahrten wir ein klägliches Schauspiel. Mein wackerer Jäger lag am Boden in einer Blutlache, und seine Eingeweide quollen aus dem aufgerissenen Unterleibe hervor. Neben ihm fanden wir sein Gewehr; der Kolben war abgeschlagen, der Lauf gebogen, und wir bemerkten im Eisen die Spur von Zähnen. Der Gorilla hatte sich entfernt; dem Verwundeten legten wir, so gut es ging, einen Verband an. Er konnte uns noch sein Abenteuer berichten und erzählte, daß er ganz plötzlich einem großen Gorillamann sich gegenüber gesehen habe. Sein erster Schuß habe ihn an der Seite verwundet; das Thier sei dann stehen geblieben und habe angefangen zu brüllen. Der Jäger lud wieder und wollte eben feuern, als der Gorilla zusprang, ihm das Gewehr aus der Hand riß und ihm einen Schlag auf den Unterleib gab. Es soll bei ihm Branch sein, daß er absieht, nachdem er seinem Feinde einige Streiche versetzt hat.

In den Wäldern am Rembo vernahm eines Tages der Jäger das Gebrüll eines männlichen Gorilla, der sein Weibchen rief, und nach und nach eine Anzahl junger Bäume abbrach, um das Mark herauszupressen. Ein anderes Mal traf er ein Paar dicht beisammen. Das Weibchen stieß einen Schrei aus und lief weg, das Männchen dagegen blieb stehen, blickte seine Feinde an und begann zu brüllen. Dann kam er, ganz in der weiter oben von uns geschilderten Weise in Sprungsätzen näher, schlug auf seine Brust und war zuletzt nur noch etwa zehn Schritte von den beiden Jägern entfernt. Als er dann noch einmal springen wollte, jagten sie ihm zwei Kugeln in den Leib und im Augenblicke stürzte er nieder. Er ist der größte in dem naturwissenschaftlichen Museum zu Philadelphia, denn er mißt vom Scheitel bis zur Zehe 5 Fuß 9 Zoll hoch, seine Brust hat einen Umfang von 62 Zoll; er hatte seine Hände krallenartig gebogen.

Wir haben schon bemerkt, daß in den von Du Chaillu durchstreiften Gegenden sich der Löwe nicht findet, der doch sonst in Afrika so oft vorkommt. Eben so fehlen Zebra, Gnu, Giraffe, Rhinoceros, Strauß und viele Antilopenarten. Die Neger haben weder Rindvieh noch Pferde oder Esel, wohl aber Hühner, Ziegen und eine Art von Schaf. Der wilde Stier jener Gegend, Bos brachicheros, der am Rembo vorkommt, aber namentlich in der Küstengegend am Kap Lopez in großen Heerden umherstreift, läßt sich nicht zähmen. Die Eingeborenen nennen ihn Niare. Er ist wild, scheu und nur gefährlich, wenn man ihn verwundet hat; dann stürzt er wüthend auf den Jäger ein. Bei Tage verweilt er in den Wäldern, Nachts kommt er in Heerden von etwa zwanzig Stücken auf die Wiesen. Die Größe und Schwere gleicht jenen unseres kleinen Rindviehs, aber die Klauen sind länger und schärfer. Das Haar ist röthlich, beim Bullen etwas dunkler als bei der Kuh; der kahle Schweif hat am Ende einen Haarbüschel. Der Kopf ist leicht und erinnert einigermaßen an den eines Hirsches, das Maul schwarz, die Ohren sind lang, spitz und mit langen seidenartigen Haaren besetzt. Die Hörner sind nach hinten anmuthig gebogen, schwarz, zehn bis zwölf Zoll lang, an der Basis flach und unten rund, und mit runzeligen Ringen versehen. Das Thier sieht aus, als ob es eine Art von Mittelglied zwischen Kuh und Antilope bilde. Sehr hübsch ist auch die Bongo-Antilope, Trogelaphus albo-virgatus, und einige Tigerkatzen gehören zu den schönsten ihrer Art.

Wie steht es mit dem Suez-Kanal?

Durch Pariser Blätter wurde jüngst wieder die Nachricht verbreitet, daß am Suez-Kanal die Arbeiten einen rüstigen Fortgang nähmen. Man habe, heißt es, in der Nähe treffliche Steinbrüche eröffnet, beschäftige gegenwärtig etwa achttausend Arbeiter, werde noch im Laufe des Jahres 1861 die Süßwasserstrecke befahren und die Hälfte des maritimen Kanales bis December vollenden! Im Jahre 1862 könne die Verbindung beider Oceane bewerkstelligt werden. Der Unternehmer, Ferdinand von Lesseps, macht bekannt, daß die Ausgaben sehr beträchtlich unter dem Voranschlage zurückbleiben würden.

Diese Angaben lauten, gut deutsch geredet, auf Schwindel hinaus, welcher in dieser Suezangelegenheit von Anfang an eine so große Rolle spielt. Der Unternehmer ist nicht im Stande, auch nur annähernd die Kosten zu berechnen, welche die Hafenbauten bei Pelusium-Sabopolis und bei Suez verursachen werden, oder zu sagen, ob er praktikable Häfen zu schaffen überhaupt im Stande sei. Darin liegt aber, was die Bauarbeiten anbelangt, der Schwerpunkt.

Ueber den Grad der Handelsbedeutung, welche der projektirte Kanal möglicherweise zu gewinnen im Stande sei, hat sich bei uns in Deutschland gleich damals, als 1856 das Projekt von Paris her durch alle Welt ausposaunt wurde, Karl Andree in einer Athantlung ausgesprochen, die wir in dessen „Geographischen Wanderungen", Dresden 1859, Bd. II, S. 121 ff. wieder abgedruckt finden. Er widerlegte als Geograph und als ein mit den Handelsstraßen und den Verflechtungen der Verkehrsverhältnisse genau bekannter Beobachter die irrigen Angaben der Franzosen und führte ihre Uebertreibungen auf das gebührende Maß zurück. Im Wesentlichen lassen sich die von Andree aufgestellten Ansichten folgendermaßen zusammenfassen.

Man hat beim Kanalbau eine gewaltige Summe technischer Schwierigkeiten zu überwinden, ist aber völlig außer Stande, einen irgend sichern Kostenanschlag zu entwerfen.

Man wird weder am retheu, noch am mittelländischen Meere große und bequeme Häfen, wie sie für eine dem Weltschiffahrtsverkehr angemessene Wasserstraße nöthig sind, herstellen können.

Die Kanalfahrt wird so theuer werden, daß die überwiegende Mehrzahl der Schiffe auf dieselbe verzichten muß. Der Kanal hat Zinsen für das Anlagekapital aufzubringen, die Unterhaltungskosten zu decken und 15 Procent Durchgangsabgabe vertragsmäßig an die ägyptische Regierung abzugeben.

Digitized by Google

Der Kanal soll angeblich der großen Schifffahrt zwischen Europa und dem fernen Osten, bis Japan und Australien hin, Raum, Zeit und Geld ersparen. Bezahlt könnte er sich nur machen, wenn er Jahr ein, Jahr aus von Tausenden großer Schiffe benutzt würde, wenn er mit den anderen oceanischen Fahrbahnen im großen Weltverkehr nicht nur in Wettbewerb treten, sondern dieselben auch überflügeln könnte, wenn er im Stande wäre, die große Schifffahrt von den atlantischen Fahrbahnen abzulenken. Der Entwurf sagte, daß der Kanal den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum wo nicht ganz lahm legen, doch zu beträchtlichem Theil überflüssig machen wolle, um dem Verkehr „Milliarden“ zu ersparen.

Dagegen wies Andree darauf hin, daß der Suez-Kanal, auch wenn er in Bezug auf die technische Ausführung allen Anforderungen entspreche, die atlantische Achse, um welche seit nun länger als drei Jahrhunderten der Welthandel sich bewege, nicht verrücken könne. Die Völker am Becken des mittelländischen Meeres stehen weit hinter jenen am atlantischen Ocean zurück. Der Suez-Kanal gewährt keine kürzere Straße nach Australien ꝛc. und der Weg ist weniger sicher. Schon 1856 hat man die Strecke von England nach Melbourne in Australien über Panama in 57 Tagen, über das Kap der guten Hoffnung in 78 Tagen zurückgelegt, über Suez und Singapore in 64 Tagen.

Auf See ist bekanntlich nicht die scheinbar kürzeste, nach der Schnur gemessene Linie die wirklich kürzeste; der Schiffer schlägt vielmehr häufig die scheinbar längsten Bahnen ein, weil Winde und Meeresströmungen ihm die Wahl vorzeichnen; die Hydrographie der Oceane giebt den Ausschlag. Nautisch betrachtet ist von den atlantischen Häfen aus und dorthin zurück der Weg über Suez weder kürzer, noch wohlfeiler, noch sicherer als die atlantische Fahrbahn; die letztere ist vielmehr leichter und weniger gefährlich als jene im mittelländischen und rothen Meere; auf ihr lasten geringere Versicherungsprämien, sie ist nicht mit Kanalabgaben beschwert und braucht keine Schleppdampfer. Wind kostet kein Geld. Auch für Schraubendampfer ist der atlantische Weg billiger als über Suez, weil bei diesem die hohe Assekuranz und die Kanalabgabe bleibt, und Kohlen dort genommen werden müssen, wo sie am theuersten sind, also in Pelusium oder Aden. Die schweren Güter aus dem Osten werden wir stets vorzugsweise durch Segelschiffe erhalten, die obendrein theilweise Hülfsschrauben an Bord haben.

Ein Schiff, das z. B. von Stettin über Suez nach Batavia fahren wollte, hätte sechs gefährliche Meerengen zu passiren: Sund, Aermelkanal, Straße von Gibraltar, Kanal, rothes Meer mit der Bab el Mandeb und die Straße von Singapore. Gute Segelschiffe fahren von Bremen nach

Der Marktplatz in Suez.

Batavia in durchschnittlich einhundert Tagen; sie sind schon auf dem Wege um das Kap in den indischen Ocean nach der Zuckerinsel Mauritius in 79 Tagen gekommen. Die Fahrten von Hamburg und Bremen nach Alexandria, also bis in die Nähe des Einganges zum Suez-Kanal, nehmen, wenn sie besonders kurz sind, mindestens 73 Tage in Anspruch! Man gelangt also aus allen atlantischen Häfen Europa's auf der Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung eben so schnell in den indischen Ocean, als — nach Alexandria und Pelusium, also an den Eingang zum Kanal! Dagegen ist die Fahrt durch den letztern für viele Häfen am mittelländischen Meere kürzer, aber die atlantische Handelszone wird auch nach Eröffnung des Kanals im Wesentlichen weder Umgestaltung noch Abbruch erfahren.

Der Suez-Kanal wird, indem er zwei Meere verbindet, im Fortgange der Zeit einen sehr anregenden und belebenden Einfluß üben und wesentlich beitragen, Gesittung

Digitized by Google

in die Länder am Rothen Meere zu bringen, welche dann nicht blos von Einer Seite her zugängig sind. Der arabische Golf wird zu einer belebten Handelsstraße, in allen Küstenplätzen werden neben arabischen und indischen Kaufleuten auch europäische Geschäftsmänner ihre Häuser haben, wie schon jetzt in Aden. Und wenn auch das Innere Arabiens den christlichen Europäern nicht zugängig wird, so kann es doch nicht fehlen, daß sie in Abessinien festen Fuß gewinnen und auf die Umgestaltung der Verhältnisse in diesem zumeist von Christen bewohnten Lande einwirken. Das innere Ostafrika ist produktenreich, kann werthvolle Erzeugnisse für den Handel liefern und seinen Verbrauch an europäischen Waaren beträchtlich steigern. Dieser Verkehr muß vorzugsweise in die Hände der mediterranischen Europäer gelangen; diese werden sehr wesentliche Vortheile von dem Kanale haben, weil er hier einen kürzern Weg nach Süden und Osten eröffnet. Im Welthandel greift Alles in einander; er bildet eine über die ganze Erde verschlungene Kette mit tausend Gliedern, die allesammt, mittelbar oder unmittelbar, in Berührung stehen, und durch welche eine elektrische Strömung geht, der kein Theil fremd bleibt. So wird ein Gedeihen der großen Handelsdomaine am Mittelmeer, der levantinischen Verkehrszone und des commerciellen Bereichs am arabischen Golf, auch auf die atlantischen Regionen fördernd und gedeihlich einwirken.

Auf einen Umstand legte Karl Andree schon 1856 ganz besonders Gewicht. „Man wird, sagte er, die Häfen im Meere selbst, mindestens eine halbe Meile weit vom Gestade entfernt bauen, für jenen von Pelusium sogar Bauste ine aus dem griechischen Archipelagus holen müssen und ihn trotzdem nie zu einem bequemen Hafen machen. Die Beventen für die Segelschifffahrt bleiben in jener südöstlichen Ecke zwischen Syrien und Aegypten nach wie vor, weil bei der vorherrschenden Richtung der Winde die Dünen von El Arisch ihre Gefahren behalten. In jener ganzen Region zeigt das Meer, vermöge seiner Strömung der Küste entlang, bei seichtem Wasser und der Masse von Sand, welchen die Wüstenwinde ihm zuführen, eine entschiedene Neigung, Bänke und Untiefen zu bilden. Der Bericht der internationalen Untersuchungskommission hat diesen wichtigen Punkt, auf den so viel ankommt, nicht genügend erörtert. Jene Meeresgegend steht seit den ältesten Zeiten bei den Schiffern in bösem Rufe, mit bis jetzt wenigstens ist derselbe durch die Erfahrung vollkommen gerechtfertigt. Wind und Wogen sind aber dort auch heute noch dieselben wie vor dreitausend Jahren."

In ähnlicher Weise äußerte sich einige Zeit nachher der berühmte Ingenieur Stephenson, und neuerdings haben wir den Ausspruch eines Sachverständigen erhalten, dessen Zuständigkeit von Niemandem bezweifelt werden kann. In der Jahresversammlung der Londoner geographischen Gesellschaft von 1860 lenkte der Geolog Murchison die Aufmerksamkeit auf einen Bericht des Kapitän Spratt, welcher die Südküsten des Mittelmeeres, insbesondere jene Aegyptens, untersucht und aufgenommen hat. Auch der Meeresboden ist von ihm einer genauen Prüfung unterzogen worden. Folgendes sind die wichtigen Ergebnisse.

Wegen der vorwaltenden Nordwestwinde geht der Wellenschlag und Drang vorzugsweise nach Osten, und deshalb können die ertigen Bestandtheile, welche der Nil in's Meer führt, nicht nach Westen hin oder nach Norden hin in die tieferen Theile des Mittelmeeres getrieben werden, um sich dort abzulagern; sie werden unablässig nach Osten hin geführt. Durch diesen unwandelbaren Naturprozeß ist Alexandria, weit dasselbe westlich von den Nilmündungen liegt, frei von Schlick und Sand geblieben, während in Folge der Erdanhäufungen im Delta selbst während der historischen Zeiten die Häfen von Rosetta und Damietta sich ausgefüllt haben und völlig unbrauchbar geworden sind. In der noch weiter nach Osten liegenden Bucht von Pelusium sind diese Schlammablagerungen viel mächtiger als an irgend einer andern Stelle der ägyptischen Küsten. Genau dieselbe Wirkung hat jener vorherrschende Nordwestwind auf die Dünen und den Flugsand der Küstenstrecken; er hat Wohnorte und einst fruchtbare Felder überschüttet und Bodenvertiefungen ausgefüllt. Diese Dünen sind gebildet aus dem Sande, welchen der Nil aus dem Innern Afrika's herbeigetrieben hat; er ist dann an die Küste geschwemmt und vom Nordostwinde getrieben worden.

Diese Thatsachen stehen fest. Dazu kommen Spratt's Lothungen im Meere und genaue Beobachtungen über die Bodenverhältnisse an der Küste, welche dieser Hydrograph durch Karten und Durchschnitte veranschaulicht hat. Er zieht den Schluß, daß die Angaben des Herrn von Lesseps über die Anlage des Kanals zwischen Suez und der Bucht von Pelusium auf durchaus unsicheren und falschen Annahmen beruhen. Denn:

1. Jene Bucht des mittelländischen Meeres, in welche der Kanal münden soll, wird so unablässig und so regelmäßig mit Schlamm gefüllt (is so continuously and regularly silting up), daß gegen ein so mächtiges lokalgesetz der Natur auch ein fortwährendes Baggern nichts helfen kann. Es ist unmöglich, dort einen permanenten Hafen zu bilden.

2. Der Flugsand, welcher von Westen nach Osten getrieben wird, muß ununterbrochen den Kanal verschütten.

3. Der Boden, in welchem ein Theil des Kanals gegraben werden soll, besteht aus Nilsand, der sich in früheren Zeiten angehäuft hat. Er kann das Wasser nicht halten, sondern wird eine große Masse durchsickern lassen und einsaugen.

Lesseps hat sich zu Gunsten seines Planes auf die Deltaablagerungen der Donau und anderer in Theile des mittelländischen Meeres fallender Flüsse berufen und diese als Analogien geltend gemacht. Kapitän Spratt weist aber nach, daß die von Lesseps als Beweise angeführten Verhältnisse geradezu gegen seine Projekte sprechen. Denn die Malameco-Einfahrt bei Venedig liegt windwärts vom Po und leidet also nicht durch Deltaablagerungen dieses Stromes, eben so wenig wie Alexandria durch jene des Nils. Im schwarzen Meere liegen die Deltaablagerungen an der Donaumündung leewärts von der letztern, und sowohl beim Po wie bei der Donau werden durch die heftigen und mächtigen Strömungen des Flußwassers offene Fahrtstraßen erhalten, was bei dem träg fließenden Wasser in der Bucht von Pelusium durchaus nicht der Fall ist.

Im Museum der praktischen Geologie zu London hat Kapitän Spratt zahlreiche Proben von Sand und Schlamm niedergelegt, um sichtbare Beweise für seine Aufstellungen zu liefern. Ueber das Kanalprojekt schreibt er unter Anderm: „Es handelt sich um ein wahrhaft gigantisches Werk für die Ingenieurkunst, um ganz ungeheure Geldsummen sowohl für den Bau wie für die Unterhaltung; der Handelsstand, welcher diese Summen hergeben soll, möge sich wohl fragen, ob sie nicht unnützerweise in die See geworfen werden. Ich bin fest überzeugt, daß das letztere der Fall sei. Man sollte doch die Erfahrungen nicht unbeachtet lassen, welche überall unter ähnlichen hydraulischen und physischen Verhältnissen gemacht worden sind. Man würde beim Suez-Kanal ununterbrochen und unaufhörlich gegen eine gewaltige Menge in der Natur selbst liegender Hindernisse ankämpfen müssen."

Digitized by Google

Andere Fachmänner sind zu derselben Ansicht gelangt, und es leuchtet ein, wie lustig die Behauptung ist, daß man im Jahre 1862 die Fahrten von einem Meere bis zum andern eröffnen wolle. Aber wenn das auch der Fall wäre, so könnte nicht etwa die Schifffahrt selbst beginnen, dann es käme dann erst auf das Wichtigste an, den Bau der Häfen an beiden Seiten, die man bei Suez wie bei Pelusium weit in's Meer hinausbauen müßte, vermittelst gewaltiger doppelter Hafendämme, welche da wie dort eine Wegstunde weit von der Küste aus in's Wasser hinaus zu führen wären.

Berichte in verschiedenen Blättern haben gemeldet, daß bis Ende 1860 eigentlich noch gar nichts gethan war. In einem derselben heißt es: „Mit allem bisherigen Geldaufwand ist noch nicht einmal die leichte Operation, einen Kanal durch den Sand zu graben, ausgeführt worden. Es ist noch nicht gewiß, daß Herr v. Lesseps mit allen seinen Millionen bis zu dieser Stunde (December 1860) so viel Sand hinweggeräumt hat, wie Herr Davis mit einigen Arabern und einigen hundert Pfund Sterling binnen wenigen Monaten von den Hügeln Karthago's wegfegte. Nun hält es aber gar nicht schwer, den Kanal zu graben, die Schwierigkeit besteht nur darin, ihn mit Wasser zu füllen und voll zu erhalten. Zur Anlage einer Mündung ist kaum das Geringste vorbereitet. Zwei kleine Dämme sind in's Meer hinausgebaut und zwar in der Nähe der Stellen, wo der Stein liegt, aus dem das Becken für jenen Theil des Mittelmeeres gebauen werden soll, in welchen der allzu freigebige Nil fortwährend seinen Schlammüberfluß ausschüttet. Aber diese Vorarbeit hat mit dem Kanal selbst nichts zu thun, sondern soll nur einen Hafen für die Transportschiffe bilden, welche den beim Kanalbau zu verwendenden Stein herbeischaffen sollen."

Jedenfalls hat man hinlänglichen Grund, Alles, was über den Suez-Kanal von Paris her veröffentlicht wird, nicht blos mit Vorsicht, sondern auch mit großem Mißtrauen aufzunehmen.

* * *

Uns ist soeben eine Nummer der New-Yorker Zeitung „The World" vom 19. Juni dieses Jahres zugegangen, in welcher sich ein Amerikaner, J. B. Scoutter, der eben aus Aegypten zurückgekommen war, über die Kanalangelegenheit ausspricht. Er nimmt Bezug auf die Mittheilungen des turiner Professors Baruffi, in welcher eine Unterredung des letztern mit Herrn von Lesseps wiedergegeben wurde. L. hatte versichert, daß im Maimonat 1861 der schiffbare Kanal zwischen beiden Meeren fertig sein werde. „Ich habe im December 1860 in Aegypten über den Kanal der Franzosen ganz besondere Nachforschungen angestellt, konnte aber nur wenig erfahren. Meine Freunde in Alexandria und Kairo, die seit Jahren im Lande wohnen und mit dessen Angelegenheiten bekannt sind, erklärten, daß auf dem Isthmus noch wenig oder gar nichts geschehen sei. Die englischen Ingenieure in Suez, welche mit der Küstenaufnahme des Rothen Meeres beschäftigt sind, scheinen auch nichts von dem Kanalunternehmen zu wissen. Dagegen sagten mir einige Leute am Rothen Meere, man habe einige Arbeiten verrichtet, dann sei aber dem Franzosen das Geld ausgegangen und man habe die Leute verabschiedet. Bestimmtes schien Niemand zu wissen, gleichviel ob Ausländer oder Eingeborener; die ganze Angelegenheit betrachtete man als eine Vision, und nachdem ich mir die Gegend am Rothen Meere näher betrachtet habe, bin ich sehr geneigt, dem völlig beizupflichten. — Ich vermuthe, daß Herr von Lesseps nach Europa zurückgegangen ist, um durch Anleihen Geld zu erheben oder mehr Actien auszugeben. Es liegt ihm daran, leichtgläubige Gelehrte von der Art des Professors Barruffi zu gewinnen, damit sie sein Unternehmen anpreisen und er eine reiche Gehverute hatte. Denken Sie aber ja nicht daran, in den nächsten zehn Jahren eine Fahrt auf dem Suez-Kanal machen zu wollen, denn Sie würden sich bitter getäuscht sehen." So spricht jener Amerikaner. Neuerdings hat Hr. v. L. den Versuch gemacht, Zwangsarbeiter zu erhalten. Dagegen hat aber England Einsprache gethan, weil dergleichen gegen sein Uebereinkommen mit dem türkischen Suttan, den Oberlehnsherrn des Vicekönigs von Aegypten, verstößt.

Ein Zahltag bei den Indianern in Wisconsin.

Die Bundesregierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika kauft den Indianern ihre Ländereien ab und zahlt dafür Jahrgelder an die verschiedenen Stämme. So kommt sie für eine geringe Summe und auf friedliche Weise in den Besitz von Grund und Boden, läßt denselben vermessen und bietet ihn an die Ansiedler feil, welche sich in den neuen Gebieten niederlassen. In den nordwestlichen Staaten ist die Anzahl der Indianer noch heute nicht ganz unbeträchtlich. Ihre Beziehungen zu der Bundesregierung werden durch besondere Beamten, die Aufseher, Superintendents, vermittelt und diese sollen auch dafür sorgen, daß die Rothhäute nicht beeinträchtigt werden.

Alljährlich läßt der Aufseher die in seinem Amtsbereich lebenden Indianer nach einem beliebigen Punkt entbieten, damit sie dort ihre „Annuitäten" in Empfang nehmen. Das geschah jüngst auch zu Odanah, La Pointe County, Staat Wisconsin. Dort erschienen die Torch Lake- (Fake du Flambeau-), St. Croix-Bad River- und La Pointe-Sippen, sämmtlich dem großen Volksstamme der Odschibwä angehörig. Ihre Zahl belief sich auf etwa dreitausend. Man hat 1854 mit ihnen ein Uebereinkommen getroffen, demgemäß sie bis 1874 Jahrgelder erhalten. Außerdem sind jedem ledigen oder verheiratheten Manne 80 Acker Landes vorbehalten worden, welches sie nicht verkaufen dürfen. Ohne diese Bedingung würden sie binnen kurzer Zeit Alles für ein paar Flaschen Branntwein (Skitwabu, d. h. Whiskey) verkauft haben.

Ein Augenzeuge schildert den Zahltag in Odanah in folgender Weise. Ein Häuptling nach dem andern erscheint vor dem vom Aufseher bevollmächtigten Agenten. Die Häuptlinge niedern Ranges bringen Holzstäbchen mit, um so die Zahl ihrer Angehörigen nachweisen zu können; jedes Stäbchen bedeutet eine Person und die Zählung ist rasch vollendet. Alsdann werden der Reihe nach die Beutel und Päckchen geöffnet, welche für jede einzelne Familie bereit liegen. Jede enthält eine wollene Decke oder mehrere Stücke von Wollituch, Kattun und Musselin, fertige Kleider für Männer, Hacken, Aexte, Messer, Pulver und Pulverhörner, eiserne Fallen, Flinten, Schrot, Zündhütchen, Blei, Oefen, Küchengeräthschaften und dergleichen mehr. Auch Geld wird ausgezahlt; der Agent hat die mit Silbermünze gefüllten Säcke vor sich stehen; er sitzt vor dem Lagerhause und läßt durch seine Ausrufer jeden Einzelnen vorladen. Der Indianer erscheint, nimmt sein Geld in Empfang und berührt dann das obere Ende der Feder oder des Bleistiftes, welchen der Agent in der Hand hält. Auf solche Weise wird der Empfang des Geldes bestätigt und der Indianer entfernt sich mit Geld und Waaren, um für einen Andern Platz zu

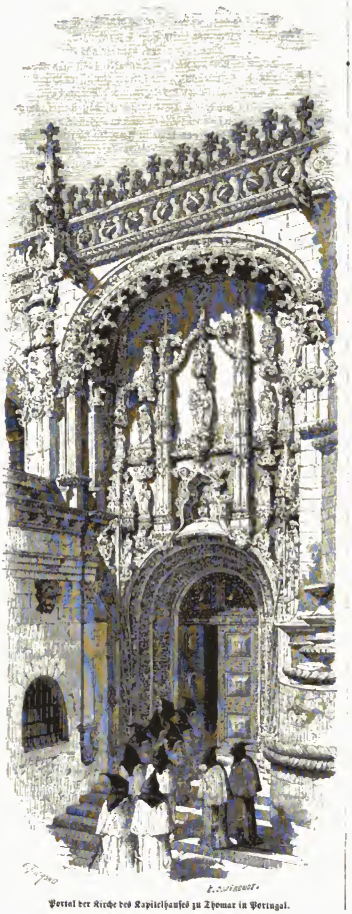
Digitized by Google

machen. Ein Häuptling überwacht die ſeiner Sippe geleiſteten Zahlungen und quittirt für die Geſammtheit in der Weiſe, daß auch er die Feder des Agenten berührt. Alle Anweſenden erhalten von Letzterm Mehl und Schweinefleiſch als Geſchenk.

Der ganze Auftritt hat etwas Maleriſches. Zwiſchen den Indianern treiben ſich Händler und Hauſirer umher, welche zuvor einen Erlaubnißſchein gelöſt haben, und manche gehen beim Verkaufe rechtſchaffen zu Werke. Andere ſchmuggeln freilich, trotz aller Verbote, Branntwein ein, und dieſer namentlich iſt des Indianers Verderben. Für Whisky zahlt er jeden Preis, giebt er Alles hin, was er hat. Ueberhaupt kommen die Jahrgelder raſch in die Hände der Hauſirer.

Der Zahltag iſt für die Indianer ein Feſt, zu welchem ſie aus weiten Entfernungen herbeikommen. Zu Odanah ſah man ſie mit Bogen und Pfeilen, mit allen Schaugehängen und Zierrathen, auch ihre ledernen Zelthütten, die Wigwams, führten ſie mit ſich. Alle haben ihre Geſichter zum Theil in abſtoßender, abſcheulicher Weiſe bemalt. Jeder trägt eine Decke und verkriecht ſich in dieſelbe wie die Schnecke in ihr Haus; er iſt aufgeputzt mit Federn, mit Fellen vom Stinkthier, mit Schellen und Glaskorallen, Ohren- und Naſenringen, Bändern und allerlei ſolchen Dingen mehr. Federn vom Adler darf nur ein Krieger tragen, der bereits mit dem Feinde gekämpft hat; ſo viele Federn er trägt, ſo viele Schädelhäute, Scalps, hat er ſchon gewonnen. Die Adlerfeder iſt des Kriegers höchſter Stolz. Nur der Tapfere darf ein Stück vom Felle des Stinkthieres am Knöchel tragen; ohne ein ſolches zöge er nicht in den Kampf. Einige haben Bärenkatzen um den Nacken hängen. Uebrigens benehmen ſich alle ſehr friedlich und Unordnungen kommen an dem Zahltage nicht vor.

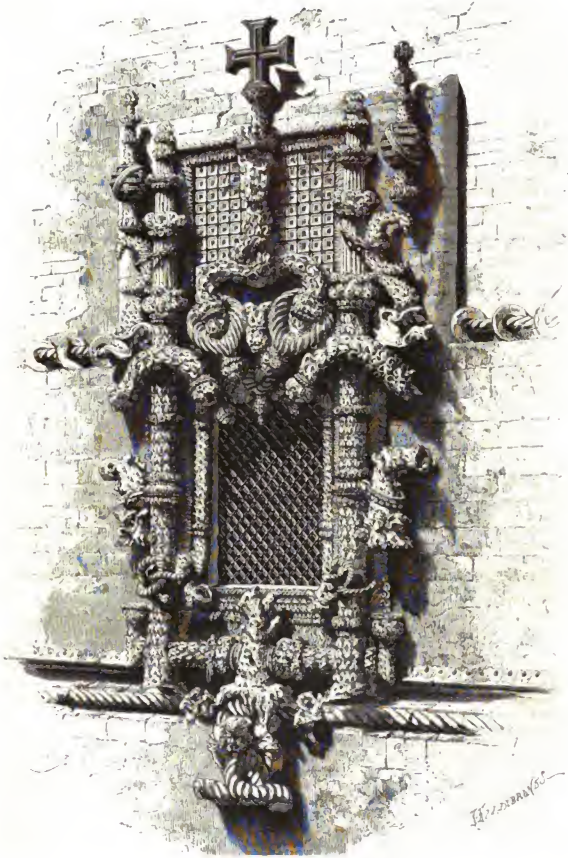
Der Otſchibwä verachtet alle Arbeit, ſie iſt für ſeinen hochfahrenden Sinn zu erniedrigend; mit Geringſchätzung blickt er auf die Arbeiten, welche der weiße Mann verrichtet, und gerade dadurch geht er zu Grunde.



Portal der Kirche des Kapitelhauſes zu Thomar in Portugal.

Das Kapitelhaus der Chriſtusritter in Thomar.

Wir haben in unſerer vorigen Nummer ein Bild vom obern Theile im Kapitelhauſe der Chriſtusritter in Thomar mitgetheilt. Wir geben jetzt zwei andere Bilder, welche gleichfalls die ungemein reiche, volle und üppige Architektur dieſes großen Gebäudes verſinnlichen. Das eine iſt das Portal, ein wunderſchönes, mit Recht viel geprieſenes Werk der Baukunſt; das zweite ein Fenſter, welches in der That einen prachtvollen Eindruck macht. Wir verlangen nicht, daß man in unſeren Tagen bauen ſolle wie im Mittelalter, aber wie nüchtern und kahl, wie arm an Gedanken und wie farblos nehmen ſich die meiſten „monumentalen“ Bauwerke unſerer Zeit aus! Wie ſticht der „berliniſche Pappkaſten und Kaſernenſtyl“ ab, gegen jene bunte Fülle! Freilich entſpricht er auch dem modernen Frack, dem Cylinderhut oder den Soldatenuniformen und iſt inſofern „zeitgemäß.“ Aber ſchön, poetiſch, ergreifend und erhebend iſt er nicht.



Fenſter im Kapitelhauſe zu Thomar in Portugal.

Digitized by Google

Die Schlangen in Südost-Australien.

Der „Jäger im Busch“ hat in ganz Australien kein reißenderes Thier zu fürchten oder zu erlegen, denn Löwen und Tiger mangeln diesem in so vieler Beziehung seltsamen Inselkontinente. Aber er ist unablässig von nicht minder gefährlichen Feinden umringt und hat sie auf Tritt und Schritt zu fürchten. Ein Waidmann, welcher volle sechs Jahre lang das Gebiet der Kolonie Victoria, das sogenannte Australia felix, und ganz besonders die Umgebungen der Hauptstadt Melbourne durchkreuzte, giebt darüber umfassende Berichte, denen wir Einiges entlehnen. Er meint, kein anderes Land in der Welt sei in der Sommerzeit von Schlangen so arg heimgesucht, wie jene Gegend. Der Jäger möge gehen wohin er wolle, in den tiefen Wald, über dichte Haide, über freie Ebenen, an Sümpfe, Bäche oder Wasserlöcher, überall könne er darauf rechnen, daß er seinen gefährlichsten Feind erblicke. Ich meine, sagte er, vorzugsweise die schwarze Schlange. Sie kommt in kein Zelt, in keine Hütte, in keine Decken; er ist nirgends sicher vor ihr, und entschlüge er sich nicht ein- für allemal der Furcht, so hätte er keine ruhige Minute. Denn alle Augenblicke muß man gefaßt sein, auf eine giftige Schlange zu treten; sie liegt oft zusammengerollt grade im Wege, kriecht nicht etwa stets sogleich fort, sondern schießt Basilisksenblicke auf ihn und ist wohl gar bereit, gegen ihn einzuspringen. Häufig gewahrt man sie erst, wenn die Gefahr schon vorüber ist. Ich gewöhnte mich an ihren Anblick, habe Hunderte geräbtet und doch hat es mich immer kalt durchrieselt, wenn ich eine solche Schlange sah. Noch jetzt denke ich mit Schaudern daran, wie oft mein Leben auf dem Spiele stand, und ich begreife gar nicht, wie es möglich war, daß ich ohne Bisse davon kam. Einst warf ich mich in Hemdsärmeln zu einem heißen windigen Tage sehr ermüdet auf meine Decke, und als ich da lag, bemerkte ich, daß kaum drei Zoll von meinem Arm entfernt eine sogenannte Teppich-Schlange mich anstarrte. Zweimal habe ich die kleine Peitschen-Schlange in einem Bündel Heu mit aufgenommen und zweimal hat eine größere Art sich um mein Bein geschlungen. Meine lebernen Ueberziehhosen retteten mich, denn der Biß unter dem Knie drang nicht bis in die Haut. Hundert und aber hundert mal habe ich in dichtem Grase Schlangen getreten, aber sie trug entweder jene lebernen Ueberzieher oder hohe Wasserstiefeln. Es ist allemal gefährlich, einen umgefallenen Baumstamm oder einen Klotz anzurühren, denn gewöhnlich liegen Schlangen darunter und Tausendfüße stehen auch nicht. Zum Glück übt sich das Auge bald und man beobachtet instinktmäßig große Vorsicht.

In Victoria traf unser Jäger nur drei verschiedene Schlangenarten: die schwarze, die Diamant- oder Teppich-Schlange und die kleine Peitschen-Schlange; aber alle drei sind gleichsehr giftig. Weiter landeinwärts soll eine Art von Boa leben, die unschädlich ist; beste gefährlicher erscheint aber dort eine giftige Natter, von welcher die Eingeborenen allerlei fabeln.

Die schwarze Schlange sieht sehr hübsch aus; manche Exemplare sind am Bauche funkelrot. Sie wird höchstens sechs Fuß und einige Zoll lang, durchschnittlich nur fünf Fuß; gewöhnlich findet man sie an Holzstämmen und in dichtem Gebüsch; im Sommer geht sie, gleich der Teppich-Schlange, gern an's Wasser. Diese australischen Schlangen haben einen starken, eigenthümlichen Geruch, der sich oft in nicht unbeträchtlicher Entfernung bemerkbar macht. Die Teppich-Schlange ist dünner als die schwarze, hält sich zumeist an offenen Stellen auf und liegt bei trockenem Wetter gern in einem Krabbenloche oder im Hufstritte der Ochsen; die gelblich braune Farbe geht am Bauch in's Helle über und wechselt nach Jahreszeit und Alter. Kein vorsichtiger Ansiedler wird neben Zelt oder Hütte Glasflaschen liegen lassen, weil bei heißem Wetter die Schlange dergleichen gern aufsucht. Die Peitschen-Schlange ist nur fingersdick und selten über einen Fuß lang, sieht aus wie unsere Blindschleiche, hat aber einen spitzern Schwanz. Sie liebt kahle Flächen und liegt häufig unter trockenem Kuhdünger.

Während der kühlern Jahreszeit, die man als Winter bezeichnet, verkriechen sich alle diese Schlangen in alte Baumstämme, Zäune oder Erdlöcher und bleiben dort von Ende März bis September. Die Paarungszeit soll im Februar sein; auch behauptet man, daß sie bei Nacht wandern, doch das bleibt zweifelhaft; denn sobald die Sonne sich neigt, kriechen sie in ihre Schlupfwinkel. Sie beißen nicht, wenn man sie nicht tritt oder nicht so sehr bedrängt, daß ihnen kein Ausweg bleibt; man sieht es ihnen oft an, daß sie gern entschlüpfen, und sie können sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit fortbewegen. Ich habe gewöhnlich zwei oder drei an jedem Sommertage geschossen, denn das ist sicherer als ein Angriff mit dem Stecken; man muß wo möglich der Schlange von der Seite her beizukommen suchen. Ich habe einmal gesehen, daß sie gegen einen Hund einsprang. Sie hatte sich zur Hälfte aufgerichtet und schoß dann wie ein Blitz. Manche Hunde verstehen sich trefflich auf den Fang der Schlange; sie packen vielelbe und schütteln sie, als ob sie eine Ratte hätten; gewöhnlich werden sie aber doch einmal gebissen und sind dann verloren. Ein guter Bulldhund bleibt in einiger Entfernung stehen, schlägt an und wartet bis der Jäger kommt. Die Stumpf-Eidechse kämpft sich mit den Schlangen in einem Kampf ein und bleibt Sieger, weil sie nach dem Biß ein Kraut frißt, welches die gefährlichen Wirkungen des Giftes aufhebt. Ein gewisser Underwood, welcher einem Kampfe zusah, lernte jenes Kraut kennen und bereitete eine Mixtur, welche die Probe bestanden haben soll. Gewiß ist, daß manche Leute gebissen wurden und doch nicht gestorben sind. Ein Holzhauer wurde von einer Peitschenschlange gebissen, hieb sich aber sofort den Finger ab und blieb gesund; andere Leute schnitten die Wunde auf, ließen sie stark bluten und brannten Pulver ab; nachher vertrauten sie sich einem Arzt an. Sehr wirksam soll es sein, wenn man gleich nach dem Stiche eine starke Blutung hervorbringt und dann gelaute Ipecacuanha auf die Wunde legt.

Die Schlangen in Südost-Australien leben nicht auf Bäumen, können aber klettern und legen sich gern in Begelnester. Ich stand einmal, sagt der Buschjäger, ruhig am Wasser und lauerte auf Enten. Es war ein heißer Sommerabend. Plötzlich hörte ich im Gebüsch etwas rascheln und sah wie eine große Teppichschlange an einem hohen glatten Baumstamm emporkletterte. Gleich nachher folgten andere und bald krochen ein Dutzend und mehr in verschiedener Höhe am Stamm umher. Man kann sich leicht denken, daß ich so rasch als möglich fortging, denn es war in jener Schlangenniederlassung nicht geheuer. In langem Grase und dichtem Gebüsch giebt es Stellen, wo sie zu Hunderten beisammen liegen. Ochsen, die in solche Gegenden kommen, sind verloren; Schafe springen oft mit allen Vieren auf eine Schlange mit tödten sie. —

Die schwarzen Eingeborenen fürchten sich sehr vor den bösen Kriechthieren und weichen ihnen sorgfältig aus; auch ist ihr Blick adlerschaft und sie sehen jede Kleinigkeit am Boden. Man ist die schwarze Schlange, vorausgesetzt, daß sie in der Wuth sich nicht selber gebissen habe, was manchmal vorkommt; sie schmeckt wie Aal, ist aber nicht so fett.

Diese Schlangen nähren sich von kleinen Thieren, Eiern und Fröschen. Unser Jäger erzählt, daß er Zeuge gewesen, wie eine Teppich-Schlange eine Anzahl kleiner Vögel herabholt habe. „Sie zwitscherten und flatterten im Gezweig eines umgefallenen Baumes. Die Bewegungen der Schlange waren ungemein anmuthig, sie stand halb aufgerichtet, bewegte den Kopf rückwärts und nach vorne und züngelte lebhaft. Offenbar suchte sie Beute anzulocken, schlüpfte aber rasch hinweg, als sie mich erblickte.“ Wasserschlangen giebt es in der Kolonie Victoria nicht, aber alle können schwimmen und während der Sommerszeit trifft man sie an jedem Wasser. „Ich habe oft gesehen, daß sie tranken. Ich schoß einmal ein Paar Enten, welche auf der andern Seite des Baches in das Röhricht niederfielen. Einen Hund hatte ich nicht bei mir, schwamm also selbst

Digitized by Google

hinüber. Mitten im Wasser sah ich einen schwarzen Stock ruhig auf dem Wasser liegen. Als ich aber näher kam, zeigte es sich, daß es eine schwarze Schlange war. Ich kam einen Fuß breit an ihr vorüber, aber sie rührte sich nicht.“ Der australische Buschjäger versichert die Wahrhaftigkeit seines Berichtes, aber der Leser wird vielleicht den Kopf schütteln und sagen: Eine Jagdgeschichte! Durch die Buschfeuer werden alljährlich unzählige Schlangen getödtet, aber ausrotten wird man sie niemals, weil die vielen Sümpfe, Haiden und Gebüsche, überhaupt die Strecken, welche sich nicht zum Urbarmachen eignen, ihnen Schutz gewähren.

Die angebliche Wasserverbindung zwischen dem schwarzen Meer und dem kaspischen See.

Vor einigen Jahren wurde dieser Gegenstand vom Staatsrath Bergsträßer in Astrachan eingehend erörtert. Er wies darauf hin, daß schon Peter der Große den Plan zu einer künstlichen Verbindung beider Gewässer gehabt habe; die Arbeiten wurden 1697 begonnen, aber 1701 wieder eingestellt. In späteren Zeiten ist die wichtige Frage oftmals berührt worden; man wußte, daß die ausgedehnte Niederungssteppe vom Liman Manytsch bis zum kaspischen See im Frühjahr sehr wasserreich sei, aber man hatte keine genauen Karten. Im Jahre 1837 stellten die Herren Fuß, Sadler und Sawitsch fest, daß der Spiegel des kaspischen Meeres 84 Fuß tiefer liege als jener des schwarzen Meeres. Eichwald wies nach, daß die Trennung zwischen beiden Meeren nicht in die historischen Zeiten gefallen sei; Bergsträßer war anderer Ansicht, und meinte: daß in Andetracht der örtlichen Verhältnisse eine Wiederherstellung des ehemaligen Wasserweges (denn einen solchen nahm er an) nicht allzuschwierig und allzukostspielig sein könne. Er wies darauf hin, daß im Norden jener Niederung schiffbare Seitenarme zur Wolga führen. Parrot hatte von einem Armenier gehört, daß der östliche Manytsch sein Wasser, so lange er welches habe, nach Osten fließen lasse, manche kleine Steppenflüsse aufnehme und unweit des kaspischen Meeres ende. Ein alter Kalmücke wollte in seiner Jugend von alten Leuten gehört haben, daß der Manytsch ehemals in den kaspischen See geflossen sei. Herr von Baer erhob, gleichfalls von alten Leuten, daß noch jetzt von Zeit zu Zeit im ersten Frühlinge das Manytschwasser sich in die Niederung des Kumathales ergieße, und mit diesem gemeinschaftlich dem Meere zufließe. Es war alle vollkommen gerechtfertigt, daß man auf nähere Untersuchungen einging. Auf Bergsträßers Veranlassung unternahm N. und J. Iwanew und Nasaroff 1858 einen Reisezug zur Aufnahme der Kuma-Manytsch-Niederung. Bergsträßer hielt die Ergebnisse für vielversprechend, und meinte: „es könne nicht schwierig sein, im ersten Frühjahre, trotz der weithin ausströmenden Wassermenge auf einem der alten Flußbetten, von der Nähe des kaspischen See's aus zum See Chara chul aufzuwärts, dem Flusse Kala us, dem Liman Manytsch in den Don und das asowsche Meer ganz zu Wasser zu gelangen.“ Man müsse die ganze in der Steppe verbandene Wassermasse in ein einziges tiefes, nicht allzu breites Bett lenken und das übrige Wasser in Sammelbecken aufhalten. Das russische Ministerium bewilligte Gelder für die Ausrüstung einiger Boote. Im Jahre 1859 fand eine zweite Expedition statt, welche ermittelte, daß die sogenannte wasserarme Gegend im Frühjahr eine große Wassermenge habe, die weite Niederung dadurch überschwemmt werde, „daß also bei den nöthigen Wasserbauten hinlängliche Sammelbecken zur Speisung eines großen Kanals angelegt und unterhalten werden könnten, besonders wenn der östliche Manytsch, die Kuma und der Kala us die nöthigen Richtungen und Strömungen erhalte.“ Er meinte ferner, die ganze Gegend sei wegen ihrer Bodenbeschaffenheit und Lage zu viel versprechenden Ansiedelungen geeignet, Weizen, Oelfrüchte und Senf würden trefflich gedeihen. Hornvieh und Pferde seien dort in ihrem wahren Elemente, eben so Kammwollschafe. Der Wasserweg müsse noch bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts selbst für größere Fahrzeuge offen gewesen sein.

Die russische Regierung ließ abermals eine durchgreifende Untersuchung anstellen, deren Ergebniß von der Geographischen-Gesellschaft zu St. Petersburg veröffentlicht worden ist.

Die neue Expedition wurde von Kostenkoff unternommen; in seine Begleitung waren Baebel de Marny und Kryschin. Ihr Bericht wurde in der Petersburger Geographischen Gesellschaft verlesen, in deren Bulletin der berühmte Akademiker von Baer einen Bericht mittheilt, dessen wesentlicher Inhalt folgender ist.

Die Reisenden haben den Manytsch trockenen Fußes erforscht, und zwar von dem Salzhapelplatz Mokschar, der 80 Werst, also etwa 11 deutsche Meilen, vom kaspischen Meer entfernt ist, bis an den Don. Dieser Ausflug auf einer Strecke von 500 Werst beschäftigte die Reisenden vom 17. September bis 10. October 1860. Die erste Hälfte vermochte starke Mühsal und Beschwerde. Als Ergebniß der Forschung stellt sich heraus, daß der angebliche Manytschfluß nichts anderes ist, als eine Vertiefung, welche die Gewässer im Frühjahr sich ausgegraben haben. Sie füllen dieses Bett nur während einer sehr kurzen Zeit und lassen es dann, einige wenigen Seen abgerechnet, trocken liegen. Die Reisenden erörtern, wie es sich mit den Benennungen: Niederland des Manytsch, Thal und Bett des Flusses eigentlich verhalte, und bemerken, daß man unter der ersten den niedrigen Landstrich begreifen müsse, welcher sich vom untern Laufe des Don (der bekanntlich ins asowsche Meer mündet) bis zum kaspischen See erstreckt und den Lauf der Manytsch anzeigt. Als Thal könne man nur die Gegend bezeichnen, welche den Norden durch die Abhänge der kleinen Ozegenberge, im Süden durch die hohen Züge begrenzt werden, welche sich an die Ketten des Kaukasus anschließen. Den Rest dieser Gegend bilden offene Steppen. Das sogenannte Bett des Manytsch ist eine ununterbrochene Reihenfolge von Schlünchen, verschiedenen Stellen, Wasserläufen, salzigen Moräften, salzigen Seen und Ablagerungen; alle zusammen dienen während der Schneeschmelze den dahnrch anschwellenden Wassern zum Abzugswege. Der höchste Punkt der Manytschniederung liegt beinahe in der Mitte zwischen dem Don und kaspischen Meere, und daraus folgt, daß die Frühjahrsgewässer nach beiden Seiten hin ablaufen. Was dem Don zufließt, bildet den westlichen, was dem kaspischen Meere zu, den östlichen Manytsch. Das Bett kreuzen oft in der Steppe wie im Thale, und mit allen seinen Windungen von Sandhügeln eingeschlossen, welche parallel ihm entlang laufen und welche überhaupt die Steppen zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere kennzeichnen. Der Boden dieser Steppen ist fast überall mehr oder weniger salzhaltig; im Frühjahr wird dieses Salz durch die zufließenden Gewässer in die Niederungen des Manytsch geführt, wo sie an vielen Stellen verdunsten, in anderen sehr stark salzhaltige Seen zurücklassen, wie denn überhaupt der Boden stark mit Salz geschwängert ist. Diese ganze „todte Wüstenei“ kann platterdings keine Menschen ernähren.

Von einem Kanal kann gar keine Rede sein. Der Manytsch hat, wie bemerkt, Wasser nur im Frühjahr; die Anlage künstlicher Sammelbecken würde eben so schwierig sein, wie das Halten des Wassers; manmüßte den Unterschied des Wasserstandes zwischen beiden Meeren benützen und den Boden tief ausgraben. Es ist aber ganz unmöglich, eine Arbeiterbevölkerung am Manytsch anzusiedeln

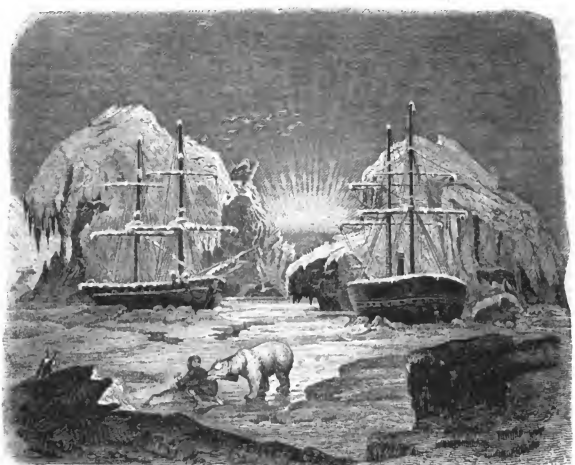
Digitized by Google

und zu unterhalten. Der Gedanke, einen vom Don auslaufenden Kanal zu graben, der auch nur einen Theil der Manytschniederung mit Waſſer verſorgen ſolle, erſcheine unthunlich; das Waſſer würde ſofort ſalzig werden. Barbot de Marny's geologiſche Unterſuchungen haben ergeben, daß die Waſſerſtraße, welche einſt das kaſpiſche Meer mit dem ſchwarzen oder aſow'ſchen Meere verband, über die hiſtoriſchen Zeiten hinausreicht. Sie verſchwand in Folge einer durch vulkaniſche Kräfte verurſachten Erhebung des Bodens, welche nicht nur die Manytſchniederung, ſondern auch das Land der tſchernomoriſchen Koſaken und die Steppen an der Kuma und Wolga trocken legte. Wer alſo dort einen Kanal graben wollte, würde der Natur ſelber Gewalt anthun.

Ein Schiff im Eiſe des ſüdlichen Polarmeeres.

Den Bericht Mac Clintocks über die Fahrt zur Aufſuchung Sir John Franklins ließt man mit geſpannter Aufmerkſamkeit und nicht ohne Rührung. Bei der Victoriaſpitze, an der Nordweſtküſte der King-Williamsinſel, da wo die Badday liegt, wurde der erſte ſchriftliche Bericht der vermißten Seefahrer gefunden; er war vom 28. Mai 1847, und damals war noch Alles wohl. Aber am Rande ſtand eine Nachſchrift, der zufolge die Schiffe Erebus und Terror am 22. April 1848 verlaſſen wurden, nachdem ſie ſeit dem 12. September 1846 von Eis eingeſchloſſen geweſen. Franklin war ſchon am 11. Juni 1847 geſtorben, und der Geſammtverluſt an Todten belief ſich ſchon auf 9 Officiere und 15 Leute von der übrigen Bemannung. Am 26. April wollten die Ueberlebenden nach Back's Fiſchfluß aufbrechen.

Am 30. Mai 1859 fand Mac Clintock an der Weſtküſte der King-Williamsinſel unweit vom Kap Crozier (69° 8' nördl. Breite 100° 8' weſtl. Länge) an einer Stelle, wo die Küſte eine Einbiegung nach Oſten macht, ein großes Boot, das von ſeinem Gefährten Hobſon ſchon einige Tage früher unterſucht worden war. Es hatte 28 Fuß Länge, war flach gebaut, und offenbar für eine Fahrt auf dem großen Fiſchfluſſe ſorgfältig hergerichtet und ſtand auf einem ſehr ſtarken Schlitten. In dieſem Boote lagen zwei menſchliche



Ein Schiff im Polareiſe.

Gerippe; das eine war von Wölfen heimgeſucht worden, das andere noch mit Kleidern und Pelzen umhüllt. Neben dieſen Unglücklichen lagen fünf Taſchenuhren, an die Seite gelehnt ſtanden zwei Doppelflinten, von denen jeder ein Lauf geladen war. Neben verſchiedenen Andachtsbüchern lag ein Exemplar des Landpredigers von Wakefield. Mac Clintock fand ferner eine erſtaunliche Menge von Kleidungsſtücken, Nägeln, Feilen, allerlei Geräthſchaften, etwas Thee, vierzig Pfund Chocolade, etwas Tabak und Brennholz. Schon vorher hatten die Eskimos erzählt, daß viele weiße Männer auf dem Wege nach dem großen Fiſchfluß niedergeſtürzt ſeien; man hatte am Kap Herrſchel ein theilweiſe mit Schnee bedecktes Gerippe gefunden. Eine alte Eskimofrau ſagte: „Sie fielen nieder, und ſtarben während ſie gingen.“

Digitized by Google

Uns erinnerte der Bericht Mac Clintocks an einen andern, den wir einst über ein Todtenschiff im südlichen Eismeere gelesen haben.

Es muß ein schreckliches Loos sein, bei grauser Polarkälte von Eisbergen eingeschlossen, festgehalten und durch Kälte, Hunger, Entsetzen und Verzweiflung aufgerieben zu werden, und sich zu sagen, daß man spurlos verschwinde.

Im September des Jahres 1840 kreuzte der Walfischfahrer Hope, Capitain Brighton, jenseit des Kap Horn im südlichen Eismeere. An einem Septembertage trieb ihn der Sturm an Eisfelder und Berge, welche eine weite Rhede bildeten. Etwa eine halbe Seemeile entfernt, gewahrte man eine unabsehbare Kette von hohen, schneebedeckten Spitzbergen; Alles starrte von Eis und nach jener Richtung hin war der Ocean offenbar geschlossen. In dem weiten Becken war indessen das Meer ruhig und die Hope war jetzt nicht in Gefahr, gegen die Eisklüfte geschleudert zu werden; auch schwammen keine Eisberge umher, da alle eine zusammenhängende Masse bildeten. Indessen war der Capitain doch immer wachsam und die Bemannung stand bereit, den ersten günstigen Wind zu benutzen, welcher sich im September in jene breiten gewöhnlich um Mitternacht erhebt. Bei längerm Verweilen in diesem Eisbassin konnte der Schreckensfall eintreten, daß die Eisberge bewegtich würden, sich zusammendrängten und den Walfischfahrer bis zum Eintritt milder Witterung oder für die Ewigkeit einkeilten.

Der Wind erhob sich wirklich um Mitternacht und zugleich trat ein heftiges Schneegestöber ein. Bald nachher erscholl ein donnergleiches Rollen und das furchtbare Krachen der Eisberge erfüllte die Mannschaft mit Grauen und Entsetzen. Die bisher starren Eismassen geriethen in Bewegung. Auch die Schellen fingen an heftig zu treiben und gegen das Schiff anzuprallen, und kaum hoffte Brighton noch auf einen Ausweg aus dem wogenden Eislabyrinthe.

Unter Gefühlen, die sich nicht schildern lassen, verging die grauenvolle Nacht. Der Sturm ließ nach als der Tag erschien, und die Mannschaft athmete wieder auf, als sie sah, daß das Schiff nicht wesentlich beschädigt war. Die Eismassen, welche am Abend ein undurchdringliches, gebirgiges Festland bildeten, hatten sich jetzt in zahllose schwimmende Eilande aufgelöst und bildeten gleichsam einen beweglichen Archipelagus.

Ein Schiff in Sicht! So rief etwa um Mittag der wachthabende Matrose vom Mastkorbe herab. Der auf Deck befindliche Capitain konnte wegen der zwischen der Hope und dem angezeigten Schiff befindlichen Eisberge nur die Mastspitzen wahrnehmen, aber bald kam auch der Rumpf zum Vorschein. Die Bemannung wunderte sich über den sonderbaren Zustand des Takelwerks. Das Schiff trieb vor dem Winde gegen einen Eisberg und stand dann fest.

Nun war kein Zweifel mehr, daß es von der Mannschaft verlassen sei. Der Capitain ließ ein Boot in See und fuhr nach dem Wrack. Bald zeigte sich, wie sehr es gelitten hatte. Auf dem Verdeck lag hoher Schnee und kein lebendes Wesen war zu sehen; auf wiederholten Ruf erfolgte keine Antwort. Brighton legte an und trieg mit drei Matrosen an Bord. Keine Seele regte sich. Als er in die Kajüte trat, was gewahrte er? Ein Mann saß auf einem Stuhle vor einem Tisch, auf welchem ein Logbuch lag. Allen standen die Haare zu Berge, denn der Mann blieb unbeweglich und der Gruß, welchen man ihm zurief, blieb ohne Antwort. Der Mann war eine erfrorene Leiche; in der Hand hielt er noch eine Schreibfeder und im Logbuche lautete der letzte Satz: „17. Januar 1823. Wir haben heute den einundsiebzigsten Tag, seit wir vom Eis eingeschlossen sind. Trotz aller unsrer Bemühungen ging das Feuer gestern aus. Des Capitains Versuche, es wieder anzumachen, schlugen fehl. Seine Frau ist heute früh vor Hunger und Kälte gestorben; fünf Matrosen sind gestorben. Keine Hoffnung mehr!“ —

So war es in der Steuermannskajüte. In jenen des Capitains lag die Leiche einer Frau auf dem Bette; ihr Gesicht trug fast noch Lebensfrische, nur die krampfhaft zusammengezogenen Gliedmaßen ließen auf den Kampf schließen, welchen sie mit dem Tode gekämpft. Neben ihr saß ein Mann; am Boden neben ihm lagen Feuerstahl, Stein und ein mit eingebrannter Leinwand gefülltes Feuerzeug. In den Hängematten fand man mehrere erfrorene Matrosen, vor der Treppe lag ein todter Hund und nirgends war eine Spur von Lebensmitteln zu finden.

Schrecken und Aberglauben der Matrosen erlaubten keine genauere Untersuchung, aber das Logbuch nahm Capitain Brighton mit, um es den Rhedern beimzubringen. Das Schiff war die Jenny und auf der Insel Wight zu Hause; es war zuletzt im Hafen von Callao bei Lima gewesen und hatte volle siebzehn Jahre im antarktischen Eise gelegen. Capitain Brighton ist mit der Hope glücklich nach Europa zurückgekommen.

Die deutsche Sprache in Nordamerika.

Es macht unseren Landsleuten, welche nach Nordamerika auswandert sind, nicht im Mindesten Ehre, daß sie sich so arg an unserer edeln Muttersprache versündigen. Man lese nur die sogenannten deutschen Zeitungen. Welch ein abscheuliches Gemisch, bei dem das Englisch-Amerikanische wie das Deutsche gleich sehr mißhandelt wird! Es ist, als ob diese halbgebildeten Michel sich kopfüber in ein erbärmliches Zwitterthum zu stürzen mit einander wetteiferten.

Solch ein „Provinzialmichel“, der in New-York oder Philadelphia landet, kaum Alles Neue als seltsam an und hat nichts eiliger zu thun, als seinen ehrlichen Namen zu travestiren. Im alten Schwabenlande, zu Hopfingen oder Sindelfingen, steht er im Kirchenbuche als Johann Jakob Bäuchle; sobald er aber nicht mehr Bauer ist, sondern „Farmer“ geworden und irgendwo in Illinois oder Ohio wohnt, nennt er sich John James Bäuchle und hält sich nun erst für den rechten Jakob. Oder seine Wiege hat an der Elbe gestanden; er ist Kaufmannsdiener hüben gewesen und wird drüben „Clerk“, aus Karl Heinrich Adolf Meyer wird er zu einem Charles Henry Adolphus Myer, und stellt, wie er meint, nun etwas Rechtes vor. Auch in der Umgangssprache verpankeet sich John James, denn er will zeigen, daß er fähig sei, die Massen von oft sehr rohen Ausdrücken zu behalten, an welchen die Rede des gewöhnlichen Amerikaners so reich ist.

Da er selber seine Muttersprache nicht werth hält, bedienenhaft den Yankees nachäfft und ohne wahre Selbstachtung ist, so versteht es sich von selbst, daß er auch seine Kinder sprachlich verwildern läßt. „Du mußt fertig Englisch lerne,“ sagt er zu seinem Knaben, der inmitten der Yankeejugend kaum auch überraschend leicht Yankeesprache und die Unsitten von Jung-Amerika sich aneignet. Ein guter Beobachter hat einmal behauptet, daß kein deutsches Kind, welches ein Paar Jahre mit Yankees verkehrt hat, mehr deutsch reden wird, als es eben muß. Und das Deutsch, welches es dann spricht, ist immer höchst elend. Nichts von Endungen, von Abwandlungen der Zeitwörter, ein geringer Wortvorrath, und lauter undeutsche Wendungen bilden die Regel. Selbst in den deutschen Schulen schwätzen sie Yankee-Englisch mit einander. Sprachlich genommen kann man sie als sprachliche Mauleselbezeichnen; auch dann, wenn sie etwa in guten englischen Schulen unterrichtet werden, sprechen sie kein reines Englisch, während sie im Straßenjungen-Yankee-Slang eine große Geläufigkeit zeigen.

Digitized by Google

Den richtigen Gebrauch der höheren Redewendungen und beleuchtete das lateinischen Elementes in der Sprache eignen sie sich selten und immer nur langsam an. Tausende von gebildeten deutschen Eltern sehen mit dem größten Schmerz, daß ihre Kinder, trotz aller Gegenbemühungen, keine von beiden Sprachen vollkommen beherrschen lernen.

Diese letzteren Bemerkungen stellt ein zu St. Louis erscheinendes Blatt an; es fügt hinzu, daß im Allgemeinen das Englische viel leichter für die Kinder zu erlernen sei als das Deutsche; jenes spricht sich bequemer aus. Die Grammatik ist viel einfacher und sehr arm an Formen, die Redewendungen sind weit weniger ausgebildet und weit einförmiger als jene unserer herrlichen, unermeßlich reichen und bildungsfähigen deutschen Sprache. Im Englischen hat jeder Gedanke seine bestimmte Ausdrucksform, welche sich dem Gedächtnisse leicht einprägt, und in den meisten Fällen sind diese Formen kürzer und deutlicher, fallen leichter in den Mund als im Deutschen. Beim Englischreden braucht man nicht lange darüber nachzudenken, wie man sich richtig oder wenigstens angemessen ausdrücken solle, dafür hat schon die Sprache von selbst gesorgt. Wenn nun der Durchschnittsmischel seine Muttersprache verunreinigt, so macht sein Kind ihm diese Unart nach, und gute deutsche Bücher giebt er ihm nicht oft in die Hand.

„Deutsche Schulen sind bei weitem nicht in hinlänglicher Menge vorhanden; die meisten werden von Geistlichen gehalten, welche entweder unfähig sind, Sprachunterricht zu ertheilen, oder absichtlich der Jugend nur ein dürftiges Maß deutscher Sprachkenntniß gönnen; es scheint ihnen genug, wenn man ihre Predigten verstehen oder den Katechismus auswendig lernen kann, und gerade diese Seitenschulen sind es, welche den Kindern vollends ihre Lust am Deutschen verleiden. Die Kinder müssen am Ende selbst einsehen, daß sie in denselben nicht halb so viel lernen als in den englischen Volksschulen, und sie messen dann die Schuld ihrer schweren Muttersprache um so mehr bei, da das Englische wie spielend auffliegt. Auch die Kinder gebildeter Aeltern nehmen gewöhnlich rasch die Unlust zum Deutschen an, da beim Spiel und im täglichen Verkehr das Englische ihnen viel leichter und mundgerechter vorkommt. Die englische Volksschule, für welche Jedermann Schulsteuer zahlen muß, kostet weiter nichts. Der Deutsche in Nordamerika hat, durchschnittlich genommen, nicht den rechten Nationalstolz; nur im Handwerk, im Ackerbau und in den Volksfesten hält er zäh am Heimathlichen. Aber die deutsche Sprache wird darum doch nicht etwa in Amerika aussterben. Es sind glücklicherweise sehr viele höher gebildete Deutsche da, welche wissen, wie viel mehr werth unsere Sprache und Literatur ist, als die englische, und wie doch unsere Wissenschaft und Kunst über jener der Engländer oder gar der Nordamerikaner steht. Sie wissen ferner, daß eine völlige Beherrschung zweier Culturssprachen ein unschätzbarer Gewinn für sie und für das neue Vaterland ist."

Das Betragen der Russen und Engländer in Japan.

Nicht ohne Vergnügen haben wir ein Werk über Japan, den Amur und das Stille Weltmeer, von dem Engländer Henry Arthur Tilley, London 1861, durchgesehen, und behalten uns vor, unseren Lesern einige Auszüge aus demselben mitzutheilen. Das Buch ist anspruchslos geschrieben und enthält manche interessante Nachrichten. Tilley machte am Bord der russischen Kriegscorvette Rynda im Jahre 1858 bis 1860 eine Erdumsegelung mit und traf im Hafen von Nagasaki die russische Fregatte Askold, welche im September 1858 von einem gewaltigen Wirbelsturme, einem Taifung, schwer beschädigt worden und nach Japan zurückgesahren war. Dort wurde sie ausgebessert.

Bekanntlich sind die Engländer als Gesammtmenge betrachtet, außerhalb ihrer Insel nirgends beliebt, weil sie in allen fünf Erdtheilen sehr häufig ein abstoßendes Wesen zeigen. Sie stellen sich überall sonverain hin, verletzen die Gebräuche und Eigenthümlichkeiten anderer Völker, geben da, wo sie die Macht haben, ohne jede Schonung und Rücksicht zu Werke und haben in ihrem Benehmen sehr wenig Gewinnendes. Es sind die Leute, welche in Japan auf den heiligen Berg des Landes, den Fusio yama, hinauf gallopiren, um dort Thee zu kochen und Cigarren zu rauchen, welche den indischen Sipahis Patronen mit Fett von geheiligten Kühen geben und in Japan mit bewußter Rohheit die Landesgesetze übertreten. Auch anglo-chinesische Blätter haben sich, wie wir in der vorigen Nummer zeigten, auf das Schärfste über das Treiben der Engländer auch in China ausgesprochen.

Tilley bemerkte während seiner Reise, daß in den fremden Erdtheilen alle anderen europäischen Völker beliebter seien als die Engländer, die es auch in Japan verstanden haben, die Abneigung der Regierung wie des Volkes zu erwerben, während man dort die Russen gern hat. Die Behörde hatte den Offizieren der Askold bereitwillig einen buddhistischen Tempel eingeräumt und für die Mannschaft eine sehr bequeme Bretterkaserne bauen lassen. Tilley verkehrte täglich mit den Offizieren und hatte Muße und Gelegenheit zu manchen Beobachtungen. Der Tempel war ein altes Gebäude und reichlich mit geschnitzten Götterbildern versehen. Am Eingang stand ein Russe Schildwacht und ihm gegenüber saßen in einer Art von Schilderhäuschen ein paar japanische Polizeidiener, um Alles zu überwachen.

Die Russen führten ein angenehmes Leben und wurden von Schanghai aus mit allen nothwendigen Bedürfnissen und Luxusgegenständen versorgt. Mit den Japanern und den Japanerinnen standen sie in bestem Einvernehmen; sie hatten sich Manches von der Landessprache angeeignet und konnten sich verständlich machen. Ein richtiger Takt sagte ihnen, daß es wohl auch klug gethan sei, die japanischen Vorurtheile, oder was ein Europäer als solche betrachtet, zu schonen und nicht gegen die Landessitte sich auszulehnen. „Ich sah ein paar Mal, daß Männer, welche die englische Sprache redeten, mit beschuhten Stiefeln in japanische Zimmer eindrangen, und gegen die Bitten und Vorstellungen des Hausbesitzers taub waren. Es ist ein im höchsten Grad unangemessenes Verfahren von Seite der Fremden, höflichen Menschen in solcher Weise vor den Kopf zu stoßen und dann noch obendrein über sie zu schimpfen; ich bemerkte aber während meines Aufenthaltes in Nagasaki sehr oft solche groben Rohheiten. Ich wünsche, meine englischen Landsleute und die Amerikaner möchten nicht vergessen, daß es völlig unpassend sei, die Japaner wie indische Diener oder chinesische Kuli's zu behandeln. Höfliches Betragen und eine gewisse Sorgfalt, gegen die landesüblichen Bräuche nicht zu verstoßen, und dabei mit ihnen gesellschaftlichen Verkehr unterhalten, führt viel besser zum Ziele. Nach dieser letzten Maxime verfuhren die Russen während ihres neunmonatlichen Verweilens in Nagasaki, und deshalb waren sie bei Voll und Behörden ungemein beliebt. Sie brauchten nur leise einen Wunsch anzudeuten, und konnten versichert sein, daß derselbe unverweilt erfüllt wurde; Kapitän Unkofsky's Name war weit und breit bekannt, und die Japaner riefen denselben in allen Straßen. Bei den Spaziergängen der Offiziere drängten sich die Kinder froh und freundlich an sie heran, Männer und Frauen nickten ihnen zu."

So viel unterliegt wohl keinem Zweifel, daß an allen Irrungen zwischen den Fremden und Japanern nicht die letzteren Schuld gewesen sind. Was würden wir sagen, wenn plötzlich mit Gewalt Japaner bei uns landeten, und Vorschriften machen, unsere Gesetze, Sitten und Gebräuche verletzen und uns mit schnöder Verachtung behandeln wollten, als seien wir nicht mehr Herren im eigenen Hause, sondern nur vorhanden, um von den Fremden mißhandelt werden?

Digitized by Google

Kleine Nachrichten.

Die Franzosen in Obasien. Die Franzosen suchen in China festen Fuß zu behalten. Sie kaufen in den Hafenstädten Bauplätze, um katholische Kirchen zu errichten, wo den Engländern wenig ihnen vorgeworfen, daß ihre Soldaten auf dem Zuge gegen Peking abscheulich gewirthschaftet hätten; es sei nicht weit her mit der „großmüthigen Nation". Die Russische Biene, ein in St. Petersburg erscheinendes Blatt, sagte, Frankreich habe im Orient einen großen Vorsprung gewonnen und alle Völker, welche an der großen Südsee wohnen, blicken jetzt weit mehr auf Frankreich als auf die „geizigen und selbstsüchtigen" Engländer. Die Franzosen führen bekanntlich, um ihres Kaisers Namen zu erhöhen, seit zwei Jahren einen Krieg gegen Cochinchina und haben dort Saigong in Besitz genommen. Dann und wann liefern sie den Eingeborenen Tempten ein Treffen, man hat aber immer noch keinen Angriff gegen die Hauptstadt Hué unternommen. Im April 1861 wütheten unter ihnen, in Saigong zumal, Cholera, Blattern und Klimafieber; etwa 600 kranke Soldaten lagen in den Spitälern, täglich starben durchschnittlich sünfzehn Menschen. Alle eingeborenen Dirnen waren geflüchtet; der Thermometer zeigte unter einem dreifachen Zeltüberhange 100 bis 120° F. Die Luiteriuegierie des Bonapartismus, für welche das französische Volk die Figuranten herzugeben hat und die man als „Ruhm" in alle Welt ausposaunt, kostet viele Menschenleben, von den vergeudeten Millarden und aber Millarden ganz abgesehen.

Die Volksmenge in England. Nach der Zählung am Ende des Jahres 1860 beträgt dieselbe, Wales und die zu England gehörenden Inseln mit eingeschlossen, 29,061,725 Seelen, was eine Zunahme von 2,131,116 binnen zehn Jahren ausmacht. Männlichen Geschlechts sind 9,758,852, weiblichen 10,502,873. Diese Bevölkerung wohnt in 3,745,463 Häusern. London ist einer von Häusern bedeckten Provinz vergleichbar. Es zählt 2,803,034 Köpfe, demnach etwa so viele wie das Königreich Württemberg und Karlsruhe zusammengenommen, und für die letztverflossenen 10 Jahre ergab sich eine Zunahme von 440,758 Seelen. Die Bevölkerung von London stellt sich gleich mit jener von zwanzig der bedeutendsten Provinzialstädte, von welchen keine weniger als 70,000 Seelen hat: Boston, Birmingham, Bradford, Brighton, Bristol, Hull, Leeds, Liverpool, Manchester, Newcastle, Nottingham, Oldham, Preston, Salford, Portsmouth, Sheffield, Stockton upon Trent, Sunderland und Wolverhampton haben, alle zusammengenommen, 2,963,945 Seelen. In diesen Städten wächst übrigens die Bevölkerung noch rascher an, als in der Hauptstadt, denn die Zunahme betrug bei jenen in 10 Jahren 591,638 Seelen und somit um 25 Perceut, in London nur um 18 Preceut. Im abgelaufenen Jahrzehnt hatten 2,249,355 Auswanderer die Häfen des vereinigten Königreichs verlassen. Davon waren 1,230,986 Britänder, 640,210 Engländer, 183,627 Schotten, und etwa 195,000 Fremde aus andern Ländern.

Seltene Thiere aus Siam. Mongkut, Oberkönig von Siam, ist ein gebildeter Monarch, der mit den Europäern auf friedlichem und freundlichen Fuße verkehrt, Handelsverträge abgeschlossen, sein Land dem Verkehr eröffnet hat und Ideenbahne für unsere wissenschaftlichen Bestrebungen legt. Insbesondere nimmt er ein Interesse an unseren zoologischen Gärten, und hoffentlich läßt die deutsche Gesandtschaft, welche unter Graf Eulenburg aus Preußen von Japan und China auch nach Siam geht, die günstige Gelegenheit nicht vorüber, um für den Berliner zoologischen Garten werthvolle Exemplare zu erwerben. Nach Frankreich ist im Juni 1861 als Geschenk König Mongkuts eine werthvolle Sammlung lebender Thiere aus der siamesischen Hauptstadt Bangkok verschifft worden. Sie besteht aus einem Paar junger weißer Elephanten, zwei weißen Stieren mit Höcker und langem Haar, bisher in Europa noch unbekannt; zwei Ziegen, angeblich tibetanisch, zwei Bären aus dem nördlichen Siam, zwei Babuins, zwei Orangutans und einem prächtigen Tapir. Dazu kommen noch ein paar siebenjährige Elephanten, ein großer Affe, mehrere Ziegen, ein 6½ Fuß hoher Kasuar, zwei bisher bei uns noch nicht gesehene Hirsche und verschiedene andere Thiere, namentlich auch seltene Vögel.

Unterseeische Telegraphen. — Das englische Handelsministerium hat durch einen Ausschuß von Sachverständigen untersuchen lassen, weshalb so manche unterirdische Telegraphenleitungen fehlgeschlagen sein. Bisher sind 11,346 englische Meilen solcher Drähte gelegt worden, von denen nur etwa 3000 sich praktisch bewährt haben. Verloren gingen 2000 Meilen von dem großen atlantischen Kabel, 3499 von dem, welches im rothen Meer und im indischen Ocean versenkt ward, 700 von jenem, das zwischen Sardinien, Malta und Korfu gelegt war, und 550 von dem zur Verbindung Singapore's mit Batavia bestimmten Kabel. Die Schwerstsündigen meinen, daß in allen diesen Fällen die mangelhafte Bereitstellung der Taue und eine ungenügende Versenkungsart am Mißlingen Schuld gewesen sei.

Karawanen aus der Sahara in Algier. Mit großem Eifer trachten die Franzosen dahin, von dem Handel der Sahara so viel als möglich von Marocco und Tunis abzuleiten und die Karawanen aus dem Innern nach Algerien zu ziehen. Auch in den letzten Jahren haben mehrere Reisende die Wüste durchzogen, die Oasen besucht, um besonders mit den Tuaregstämmen, welche in der westlichen Hälfte der Sahara herrschen sind, freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Im vorigen Jahre besuchte Duveyrier zunächst Rhadames, die schöne Oase, welche etwa 250 Lieuen in südöstlicher Richtung von Algier etwa unter dem 30° nördl. Breite liegt. Von dort ging er weiter gen Süden nach der Oase Rhat. Die Erfolge dieser Bemühungen werden nun sichtbar. Wir lesen nämlich, daß am 26. Mai eine Karawane aus Rhadames in die Stadt Algier einzog; sie ist überhaupt die erste, welche von dort kommt. Ihr Anführer, Si Sunisi den Ahmed, hatte von Duveyrier vernommen, daß für alle aus dem Süden kommenden Waaren in Algerien die Eingangszölle abgeschafft worden seien, und folgte der Aufforderung, zum Versuch eine Reise zu unternehmen. Die Karawane ist aus leicht begreiflichen Gründen mit großer Aufmerksamkeit empfangen worden. Sie brachte Elephantenzähne, gegerbtes Leder, gelb und roth gefärbtes Leder, lange und runde Lederstücken, Pantherfelle, Sandarin, Bohgerärbe, Alaun, Bohnen und manche medicinische Kräuter und zum Schmuck bestimmte Gegenstände. Besondere Aufmerksamkeit erregte ein Widder, welcher aus dem Negerlande stammt; er hat ziegenartiges Haar mit vereinzelten Wollbüschchen. Si Sunisi hat allerlei europäische Waaren eingetauscht, welche er bis weit nach Süden hin, auch unter den Schwarzen, zu vertreiben gedenkt.

Eine Kreuzfahrt nach der Behringsstraße. Der Handelsstand von San Francisco in Californien veranlaßt den nördlichen Gegenden des Stillen Weltmeers und namentlich dem Amurlande große Aufmerksamkeit. Im vorigen Sommer rüstete ein Mieder einen Schooner (Sprich Schuner), die San Diego, aus, ein kleines Schiff von nur 150 Tonnen Gehalt. Er fuhr zuerst nach einer Guano-Insel in der Nähe des Aequators und von dort in die nördliche Eismeeren. Während er die Küsten und Kurilen anlief, welche gleichfalls als Tragplätze für den elektrischen Telegraphen benutzt werden sollen, tauschte er Pelze, Thran und Elfenbein und besonders Walroßzähne ein, deren manche 30 Zoll lang und unten 4½ bis 4 Zoll dick sind. Das Walroß wechselt die Stoßzähne oft, und die San Diego fand bei Eskimos und Kamtschadalen nicht unbeträchtliche Vorräthe. Diese Völker haben Langenharpunen, welche sie an Riemen befestigen. Diese versetzigen sie aus Walroßhaut und die Harpunenspitze aus Walroßzähnen. Der Schooner begegnete im Behringsmeere vielen Walfischfängern, von denen nur wenige eine gute Ernte gehalten hatten. Es scheint, als ob der widersinnige Gebrauch, die jungen Wallfische gar nicht zu schonen, wesentlich zur Verminderung dieser Thiere beitrage. Uebrigens bemerkte der Kapitän der San Diego, daß die englischen Admiralitätskarten über jene nordlichen Meeresstriche manche hinrichtigkeiten enthalten; die Karten von Bunt in Neu-York seien viel besser. Am 4. Juni gerieth das Schiff unter 61° 18' n. Br. zwischen Eisfelter, von welchen es 30 Tage lang umschlossen war. Es drang bis 68°30' vor und hatte oft stürmisches Wetter. Man fand in diesen hohen Breiten manche Spuren früherer Seefahrer, z. B. einen Signalposten mit dem Namen eines russischen Schiffes aus dem Jahre 1716. Zu Nikolajefsk am Amur lagen sieben russische Regierungsschiffe, lauter Dampfer, von denen manche nach Japan steuerten. Am Amur sind große Schiffswerften angelegt, und aus Nordamerika waren Geräthschaften, Maschinen und Werkzeuge aller Art in großer Menge angekommen. Bereits sind einige vort gebauete Dampfer von Stapel gelassen worden. Rußland würdigt die hohe Bedeutung des Amurlandes vollkommen und erkannte die Einwanderung von Handwerkern und Techukern in jeder Weise.

Zu den wichtigsten Reisen, welche jemals in Australien unternommen worden sind, gehört die Wanderung J. Mac Donall Stuart's im Jahre 1860. Er ging von nur zwei weißen Männern begleitet im März vom Chambers Creek, einem Zuflusse des Gregory-Sees, zwischen dem 133sten und 135sten Grad östlicher Länge in nordwestlicher und nördlicher Richtung, um das ganze Festland bis an die Nordküste zu durchziehen. Es gelang ihm wenigstens, bis zum 19ten Grade südlicher Breite vorzudringen, dann aber

Digitized by Google

mußte er wegen Feindseligkeit der Eingeborenen umkehren, als er nur noch etwa 50 deutsche Meilen von der Tarentaratakette, also der Nordküste, entfernt war. Die geographische Gesellschaft in London hat ihm nun ihre große Jahresmedaille zuerkannt.

Eine zweite Denkmünze hat Speke für seine Entdeckung des Nyanza-See's erhalten. In derselben Sitzung, vom 27. Mai, nahm Sir Roderick Murchison den Reisenden Du Chaillu gegen manche Angriffe und Verdächtigungen in Schutz, mit welchen die englische Presse so freigebig gegen diesen kühnen Entdecker und Naturforscher gewesen.

Die nordamerikanische Steinregion. Dieses ausgedehnte Revier wird durch den Mississippi in zwei Hälften geschieden. Die kleinere, westliche, umfaßt die Counties Alamali, Clayton und Dubuque im Staat Jowa; die größere, östlich vom Strome, begreift die Counties Grant und Lafayette, Jowa, Green und Sauk in Wisconsin und Davis in Illinois. Schon 1814 wurde in der Gegend, wo jetzt Galena steht, auf Blei gegraben, 1820 Gruben bei Mineral Point eröffnet; einige Jahre später wurden in dem heutigen Stadtgebiet von Dubuque die „Digger" von den Indianern vertrieben; erst 1833 wurde die Gegend sicher. Die Bleilager östlich und westlich vom Mississippi stehen im Zusammenhange. Hauptort für die Verschiffung des Bleies ist die Stadt Galena; in Mineral Point ist durch einen Hüttenmann aus Schlesien eine Zinkschmelze errichtet worden. Galmei liegt nämlich in jenen Gegenden in großer Menge; die Bergleute bezeichnen ihn als Dry Bone, weil seine äußere Gestalt einige Aehnlichkeit mit der porösen Fläche eines durchgefaulten trockenen Knochens hat. Auch der Südwesten des Staates Wisconsin, der überhaupt einen ausgezeichneten Reichthum an Metallen besitzt, hat eine Bleiregion, in der man das in größter Menge vorkommende Bleierz ohne große Mühe zu Tage fördert. Die Aexte liegen waagrecht da in einer Tiefe von 12 bis 60 Fuß. Reulich nahm in den Grandy-Minen ein armer Arbeiter einen „Claim" von dreißig Acker Landes, grub mit seinem Sohn einen zehn Lachter tiefen Schacht und fand einen Gang von zwei Fuß Dicke, für welchen ihm sofort 4000 Thaler geboten wurden.

Neuseeland ist eine der jüngsten unter den englischen Kolonien, trat aber schon 1853, dreizehn Jahre nach ihrer Gründung, in den Besitz der Selbstverwaltung und Selbstregierung. Auch ein Theil der vollziehenden Gewalt ist in die Hände des Volkes gegeben, welches die sogenannten Superintendenten wählt. Für die Einwanderung der handarbeitenden Klassen ist Neuseeland recht günstig, und man hat daselbst wohl als eine „Gegend für arme Leute" bezeichnet. Freilich kostet die Ueberfahrt aus Europa bis zum Lande der Antipoden viel Geld, und in der Kolonie haben Landerspeculanten den Werth des Grundes und Bodens ungemein in die Höhe geschraubt. Als Ludwig Edwards vor einigen Jahren (1854) sich in der etwa 5000 Seelen zählenden Hauptstadt Auckland aufhielt, wurde ein Fuß Vorderseite in der Hauptstraße mit zehn bis zwanzig Pfund Sterling bezahlt. Man führt Gemüse, Hafer, Heu und Kartoffeln nach Australien aus. — Im Jahr 1860 wurde eine Zählung der auf dem neuseeländischen Archipelagus lebenden Europäer veranstaltet und sie ergab für die acht Provinzen folgende Ziffern: Auckland 23,159, Taranaki 2,312, Wellington 13,470, Hawkes Bay 2,307, Nelson und Marlborough 10,941, Canterbury 14,017, Otago 10,456. Die Stewart 52, zusammen 76,714 Seelen gegen 59,328 am Ende des Jahres 1858. Zu den besten Verhältnissen befinden sich jene Landwirthe, welche neben dem Ackerbau auch Viehzucht treiben, einen Theil ihres Bodens als Grasland benutzen und auf dem übrigen Wechselwirthschaft einführen. Pferde, Rindvieh und Schafe vermehren sich stark und setzen bei dem nahrhaften Futter mehr Fleisch an als in Australien. Bei den Schafen wächst das Vließ reicher und schwerer, da die Wolle länger ist, sie wird aber weniger fein als in Australien. Alle Futtergräser gedeihen vortrefflich und einen saftigen Graswuchs giebt es kaum irgendwo. Die Missionäre sind zuerst 1814 auf Neuseeland erschienen; um 1820 begann der Verkehr. Bevölkerung sich in kleinen Gruppen ansiedelten, aber der 1831 ist kein Versuch zu regelmäßigen Ansiedelungen gemacht worden; doch hatten Walfischfänger und entlaufene Matrosen einzelne Stationen an den Küsten. Im Jahre 1837 bildeten sich in England eine Colonisationsgesellschaft, durch welche die Pläne zur Einführung einer theokratischen Verfassung unter der Leitung von 30 Missionären durchkreuzt wurden. Nach langen Kriegen mit den Eingeborenen, in welchen, wie gewöhnlich, alle Schuld auf die Weißen fiel, begann 1846 die Ansiedelung in größerem Maßstabe; 1857 übergab die Compagnie ihre Besitzungen der britischen Krone.

Tibet. — Die jüngsten Nachrichten aus Asien melden, daß nun auch Tibet dem Handel der Ausländer, insbesondere der Russen, erschlossen worden sei. Die bekanntlich unter Oberherrschaft des Kaisers von China stehende Regierung der Dalai lama hat einen darauf bezüglichen Erlaß veröffentlicht; den Fremden sollen ferner keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt werden. Es ist merkwürdig, wie rasch die Engländer, in Hinblick auf den Wettbewerb im Handel, welchen die Moskowiter in Centralasien üben machen, darüber her sind. Die innern Gegenden zu erforschen. Gleich als der Yang tse kiang der Schifffahrt eröffnet wurde, schlossen sich Einige der bekannten Expeditionen des Admirals Hope an, um sich durch die chinesischen Binnenprovinzen einen Weg durch Tibet nach Indien zu bahnen. Ihre ersten, in Schlangbai eingelaufenen Berichte waren vom Anfang des Maimonates; die Reisenden befanden sich schon oberhalb der Stadt Itschang, welche 364 englische Meilen stromaufwärts von dem großen Stapelplatz Hau kiu liegt und waren voll der besten Hoffnung auf das Gelingen ihres allerdings sehr schwierigen Unternehmens. Späteren chinesischen Nachrichten (vom 15. Juni) zufolge waren sie schon in Kuei schou zu, 1203 englische Meilen von Schang hai, und brachen nach Sching hu in der westlichen Provinz Sze tschuen auf.

Sklavenschiffe. Am Mai hat ein Dampfer der Vereinigten Staaten, die Saratoga, an der westafrikanischen Küste vor der Mündung des Congo, ein mit 960 Sklaven beladenes Schiff aufgebracht. Es war die Nightingale und aus Liverpool gekommen. In England eifert man stets gegen den Sklavenhandel, betreibt ihn aber daran, weil die „schwarze Waare" einige hundert Procent Profit abwirft. Liverpool ist im vorigen Jahrhundert durch den Sklavenhandel groß geworden; daher das bekannte Sprüchwort: „Liverpool ist mit Negerschädeln gepflastert worden." Auch in Nordamerika werden alle Schiffe, welche auf den Sklavenhandel fahren, in den sogenannten freien Staaten, besonders in Neuyork und Massachusetts ausgerüstet. Gleichfalls im Mai nahm der englische Dampfer Torch einen mit Sklaven beladenen Schooner auf der Höhe von Dedrika.

Welches ist der höchste, vom Menschen bewohnte Punkt auf der Erde? Bisher hat man, mit Alexander von Humboldt, angenommen, es sei die Meierei am Berg Antisana in Ecuador. Aber ein Franzose, der viel in den Andes von Peru reiste, Paul de Carnow, erklärt für den am höchst gelegenen Ort den Pueblo de Cocorne in der Sierra Nevada auf dem Wege von Arequipa nach Cuzco. Er maß die Höhe, fand sie 17,315 Pariser Fuß über der Meeresfläche und bemerkt: „Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Lungen der Menschen eine noch weit mehr verdünnte Luft als jene bei dem Gletscher am Antisana ertragen können, und die Indianer in dem 2800 Fuß höher liegenden Cocorne diesen dafür den Beweis." Wir können hinzufügen, daß im Himalaya und im Karakorumgebirge Pässe, deren Höhe nicht minder bedeutend ist, von Schaf- und Ziegenkaravanen und deren tibetanischen Treibern überstiegen werden. Die Gebräder Schlagintweit begegneten öfters solchen Karawanen.

Das Amurland, über welches wir durch Deutsche und Russen in den letzten Jahren so viele werthvolle Beiträge erhielten, nimmt fortwährend die Aufmerksamkeit in Anspruch. Neuerdings sind die Herren von Eichthal und Meynier in Sibirien, um an den Amur zu gehen, denselben bis zur Mündung durchzufahren und naturwissenschaftliche, namentlich geologische, Forschungen anzustellen. Herr Schmidt befand sich zu Anfange dieses Jahres auf der großen Insel Sachalin, welche der Küste des von den Russen eroberten Landes, im Süden des Amur, gegenüberliegt. Er ist Geolog, die Insel reich an Kohlen. Sein Assistent Bryklin hielt sich während des Winters im Dorf Dnbun Gomo auf, um die Sprache der Ainos zu studiren.

Im Frühlinge dieses Jahres hat Hauptmann Pelly von der Bombayarmee das Wagestück ausgeführt, in seiner Uniform, nur von wenigen Dienern begleitet und angeblich unbewaffnet, von Teheran, der persischen Hauptstadt, aus über Herat und Kandahar bis nach Beloahwar zu reiten. Das ist allerdings ein kecker Unternehmen gewesen, weil sowohl in Persien wie in Afghanistan die Wege für einzelne Reisende unsicher sind.

St. Etienne, die durch ihre Schmiedewaaren und Seidenbänder belannte französische Fabrikstadt im Lyonnais, welche jährlich im Durchschnitte für 80 Millionen Francs liefert, hat nach der Zählung von 1861 nur noch 84,000 Einwohner. Vor fünf Jahren gab man die Ziffer auf 115,000 an, wahrscheinlich mit Hinzurechnung der nächsten Umgebung. Seit 1852 hat bekanntlich die Volkszenge in Frankreich eher ab- als zugenommen. Nur jene in Paris wächst in künstlicher Weise an, mehr und mehr zum Nachtheil des Landes.

Verantwortl. Redakteur: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. —
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Digitized by Google

Ein Ausflug nach Norwegen.

Das Reisen in Norwegen — Kragerée, Christiania und der Christianiafjord. — Die Umgebungen der Hauptstadt. — Der Kronprinz. — Fahrt nach Aregdal. — In Christianland. — Das norwegische Karriol. — Fahrt durch das Land nach Stavanger. — Der Hardanger-Fjord. — Der Lachsfang. — Ullensvang. — Bergen, Fischhandel und Fischmarkt. — Nordlandsyachten. — Das norwegische Pferd. — Im Sognefjord. — Framnäs. — Die Frithjofssaga. — Die Kirche von Vangsnäs. — Der Feigum-Foß im Dystrefjord. — Gefährliches Reisen. —

Skandinavien ist bei den Reisenden in die Mode gekommen. Was früher für eine weite und beschwerliche Reise galt, ist heute nur noch ein kleiner „Ausflug"; von Hamburg aus macht man „Spritzpartien" bis über jenes Nordcap hinaus, wo zwei bekannten Reisenden des vorigen Jahrhundert „die Welt ausging". Sie sagten mit einer gewissen Selbstgefälligkeit:

Hic tandem stetimus, nobis ubi defuit orbis.

man zur Verzweiflung gebracht, wenn die Schalmei der Hirten, das Glockengeläut der Heerde übertäubt wird von einem langweiligen Choral, auf welchen dann sofort ein Dudler aus „Orpheus in der Unterwelt" folgt! Mehr als ein ruhebedürftiger Mensch ist vor solcher Entweihung des Berges und Waldes durch eine „Badcapelle", zum Molkenhause und an den Fuß des Blocksberges geflohen; aber ach, sein Leiden war auch dort nicht zu Ende, denn überall stieß

Norwegische Bauerntrachten am Hardangerfjord.

Für einen Mann, der sich während der Sommermonate gründlich erholen will, ist der größte Theil des civilisirten Europa's längst auch gründlich verdorben, bis in die tiefen Alpenschluchten hinein. In den Bädern kann man es ohnehin nicht aushalten; es giebt kaum noch einen abgelegenen, ruhigen Fleck, wo man sich der Waldeinsamkeit erfreuen dürfte. Selbst im Harze, auf der Harzburg, dem heiligen Artisberga unserer altsächsischen Vorfahren, wird

er auf modische Reifröcke, selbst noch in Schiecke und Elend „Gebildete" Damen wollen doch einen klassischen Boden kennen lernen, dessen Goethe im Faust erwähnt! Wie lange wird die lüneburger Haide noch sicher vor solchen Qualen sein? Sie hat in der That manche reizende, wirklich idyllische Flecke mit herrlichen Wäldern, grünen Wiesen, klaren Bächen und auch frischer, reiner gesunder Luft; es träumt sich dort so sanft beim Gesumme der emsigen Bienen neben

duftigem Haidekraut. Wehe, wenn man diese schönen Daſen in Berlin entdecken ſollte, dann wäre auch die lüneburger Haide verdorben!

Bis auf Weiteres hat man übrigens noch in Skandinavien einige Sicherheit vor dem Schwarme jener Groß- und Kleinſtädter, dem man ſo gern aus dem Wege geht. Die Reiſe iſt nicht immer bequem, und in den einſamen Dörfern an den norwegiſchen Föhrden oder auf den Gletſchern wäre es kaum angebracht, die neueſte Kleidermode zur Schau zu ſtellen. Wer alſo Naturgenuß und friſche Luft ohne Patſchuli ſucht, wer neue Eindrücke in ſich aufnehmen und in einer „andern Welt“ einige Monate leben will, macht einen Ausflug nach Norwegen. —

Am angenehmſten reiſet man an der wilden Küſte dieſes an Naturſchönheiten ſo reichen Landes, wenn man über einen kleinen Dampfer verfügt; dann iſt man unabhängig, und kann nach Belieben die Punkte wählen, von welchen aus man die verſchiedenen Gegenden des Geſtades oder das Innere beſuchen will. Ich traf in Sommer 1856 in Kopenhagen eine ſolche Dampfyacht. Wir fuhren den Sund hinab, der von Schiffen jeder Größe belebt war, kamen mit Punſch bewirthet. Die Hauptſtadt Norwegens iſt auch noch durch einen wahren Archipelagus kleiner Felſeneilande geſchützt, die uns bei Sonnenuntergang ihre phantaſtiſchen Geſtalten in herrlicher Beleuchtung zeigten. Unſer kleiner Dampfer wurde von einem erfahrenen Pooſen mit großer Sicherheit gelenkt und wand ſich wie eine Schlange durch die Maſſe von Inſeln; die ſich wie Bühnenwände vereinander ſchieben und Chriſtiania vor unſerem Blicke verbergen, bis wir dicht vor der Stadt ankommen.

Plötzlich ſind wir im Hafen und erfreuen uns eines herrlichen Anblickes. Die Stadt erhebt ſich vom Meer amphitheatraliſch und wird von den hinter ihr anſteigenden Bergen überragt. Ich war erſtaunt über dieſe ruhige, ſanfte Landſchaft mit den runden, geſchwungenen Linien, den lebhaften Farben und der ungemeinen Friſche. Bei dem Worte Norwegen denkt man ſich wohl rauhe Felſen mit ſcharfen Formen, finſtere und wilde Gegenden, womöglich noch Eis und Schnee; aber der Charakter von Chriſtiania's Umgebungen hat eher etwas Südliches und gemahnt an den Jura oder die Gebirge in Oberdeutſchland. Erſt nördlich vom Segnefjord tritt der Alpencharakter auf. Dieſes ſüd-

Kragerö.

günſtigem Winde durch das Kattegat und waren raſch an den bewaldeten Küſten der Grafſchaft Laurvig. Kragerö, ein Eiland am Eingange zum Chriſtianiafjord, kam auf der öſtlichen Seite in Sicht.

Bei Horten ſtiegen wir an's Land. Dort iſt der neuangelegte Kriegshafen für die norwegiſche Flotte, und der Ort macht einen ſaubern Eindruck. Auf grünen Hügeln ſtehen kleine Holzhäuſer, gelb, roth oder grün angeſtrichen, als ob ſie eben aus einer nürnberger Schachtel gekommen wären; auf dem Werft liegen Corvetten und Kanonenboote, und das Axtgeton der Zimmerleute klingt wie Muſik.

Nachdem wir an der kleinen Stadt Drobak vorübergefahren ſind, kommen wir unter die Kanonen von Oscarsborg; es ſchützt den Eingang zum Hafen von Chriſtiania. Das Feſtungswerk hat einen Thurm mit Zinnen, bildet einen Halbmond, und ſeine 63 Kanonen beſtreichen das Fahrwaſſer, welches eine Breite von nur 1500 Fuß hat. Die Werke ſind von Granit und ſehr ſtark. Man macht keine Schwierigkeiten, wenn ein Fremder ſie näher betrachten will. Wir wurden vom Kommandanten freundlich aufgenommen, nahmen ein Seebad und wurden mit ſtarkem

liche Element iſt auch von Alexander Ziegler, in deſſen „Reiſen im Norden“ hervorgehoben worden. Er beſtieg, gleich uns, den etwa 500 Fuß hohen Egeberg, von welchem einſt Karl der Zwölfte die gegenüberliegende Feſtung beſchoß. Von dort aus erblickt man die Stadt auf der, in den Fjord ſich als Dreieck hinausſtreckenden, Landzunge. Zur Rechten zieht der Bergkreis ſanft hernieder in das Thal von Opslo, dem uralten Königsſitz der Normannen; nach Süden hin liegt der herrliche Golf. Dieſer gliternde, viele Meilen weit in's Land hineinziehende Waſſerſpiegel gewährt mit den zahlreichen Schiffen im Hafen, den vielen bewaldeten Inſeln, den ſchroffen Felsbildungen und den dunklen Kiefernwäldern zwar nicht gerade eine neapolitaniſche Landſchaft, aber doch, bei der reinen Luft und der Intenſivität der Farben, ein hübſches und eigenthümliches Bild.

Chriſtiania hat einen ſchlichten, bürgerlichen Charakter, die Bauart iſt ohne Eigenthümlichkeit; das königliche Schloß, im Kaſernenſtyl aufgeführt, wirkt nur durch ſeine Maſſe, Das Univerſitätsgebäude iſt ſeiner Beſtimmung würdig. Reizend erſcheinen manche Landhäuſer in der Umgegend, und Oscarshall, ein dem jetzigen Könige gehörendes

gothisches Schlößchen mit schönen Bildern von Gude, Dahl und Tidemand.

In ganz Norwegen ist man gastfrei in hohem Grad, auch in Christiania. Aber dem Fremden fällt es auf, daß bei diesen wackeren und ehrenwerthen Skandinaviern der gesellschaftliche Verkehr zwischen beiden Geschlechtern so viel Abgeschlossenes hat. Indessen die Leute wollen es einmal so und befinden sich wohl dabei.

Es traf sich sehr günstig, daß der damalige Kronprinz, jetzt König Karl der Fünfzehnte, in Christiania war, um von dort aus das Land zu bereisen. Er ist ein großer, kräftig gewachsener Mann, mit hübschem Gesicht, hat ein offenes Wesen und einen etwas abenteuerlichen Geist, der ihn vielleicht weiter führt als für sein Land gut ist. Ein Eingehen auf napoleonische Pläne, ein Hang zum Französischen, wäre für den Enkel des weiland Advokaten Bernadotte, welchen das blinde Glück auf einen nordischen Thron hob, eine verfehlte Speculation; die wahren Interessen Skandinaviens verlangen ein freundschaftliches Verhältniß zu Deutschland. Die aufgeklärten und verständigen Männer im Norden der Ostsee begreifen das auch vollkommen, wollen sich mit den dänischen Anmaßungen nicht befassen und verlangen eine Föderation, einen unter dem Könige Karl vereinigten Norden bis zur Königsau. Sie wissen, daß Skandinavien gar kein Anrecht auf Schleswig hat, und wollen nicht in ewige Händel mit dem mächtigen Deutschland verwickelt sein.

Ob der König das begreift, ob er Einsicht und Klugheit genug besitzt, sich zum völligen Verständniß der Lage und des wahren Bedürfnisses zu erheben, wird die Folge lehren. Gegenwärtig setzen die Pan-Skandinavisten auf ihn große Hoffnungen, und er hat auch nichts versäumt, um als Freund ihrer Ideen aufzutreten.

Karl der Fünfzehnte als Kronprinz.

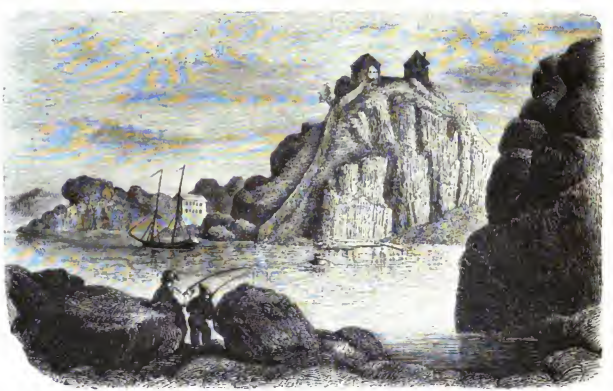
Als er in Christiania war, feierten die skandinavischen Studenten ein Verbrüderungsfest. Jene aus Kopenhagen und Upsala wurden festlich empfangen und im Garten der Universität wurde großer Commers gehalten. Der Kronprinz kam in vollem Galopp herangesprengt und man nahm ihn mit Jubel auf.

Wir folgten ihm auf seiner Reise, weil wir so die beste Gelegenheit fanden, das Volk, welches ihn in Masse festlich begrüßte, in Feiertagslaune und Schmuck zu beobachten. Am 14. Juli fuhr er ab, und eine Stunde später ging auch

unſer Dampfer in See. Schon am andern Morgen befanden wir uns in dem engen Langaarfund, mit ſeinen grauen, einförmigen Felſeneilanden; doch tritt dann und wann eine grüne Oaſe auf und dann auch immer eine hölzerne

Zu Chriſtianſand.

Bauernhütte. Auf Kragerö iſt ein kleines Fiſcherdorf, deſſen Bewohner uns mit Hummer und trefflichen Auſtern verſahen. Dann wurde die See wilder und ſchlug nun hohe Wellen. Wir fuhren von Oſten nach Weſten quer



Das Krankenhaus in Chriſtianſand.

durch das Skagerrack nach Arendal an der Südküſte, wo wir noch vor dem Kronprinzen eintrafen. Es iſt eine niedliche Stadt; manche Häuſer ſind auf Pfähle gebaut, und man nennt deshalb dieſen beſcheidenen Ort etwas unpaſſend

das Nordiſche Venedig. Die etwas mehr als viertauſend Einwohner gaben ſich alle Mühe, den hohen Gaſt würdig zu bewirthen. Der Vorſitzende des Feſtmahls war ein würdiger Greis; er brachte alle Trinkſprüche aus und nach jedem wurde dreimal Hurrah gerufen. Damit war es aber noch nicht vorbei, denn ſtets klatſchten alle Anweſenden zwölfmal taktmäßig in die Hände, ſtimmten wieder ein dreimaliges Hurrah an, ſchlugen abermals zwölfmal in die Hände, und ſo ging das ſechsmal fort! Man hat derbe Hände in Norwegen.

Noch an demſelben Abend ſteuerten wir nach Chriſtianſand, der Hauptſtadt eines Stiftes (Provinz). Der

Digitized by Google

Hafen ist vortrefflich. In ihm lag eine holländische Dampffregatte, an deren Bord sich der Prinz von Oranien befand; ihre Bemannung bestand zum größten Theil aus farbigen Leuten aus dem indischen Archipelagus. Wir hatten einen Photographen am Bord, welcher die alte Kirche und eine neben derselben stehende gewaltige Fichte abnehmen wollte. In einem gegenüberliegenden Bürgerhause empfing uns die Frau recht freundlich; sie trug freilich nur Jacke und Unterrock, aber eine Stunde später erschien die Dame in rauschendem Seidengewande und Spitzenhaube. Sie wollte es sich nicht nehmen lassen, uns Chokolade zu reichen, und der Herr Gemahl stellte sich gleichfalls vor; er rauchte seinen Hamburger Siegeltabak von Friedrich Justus in Hamburg aus einem gewaltigen Meerschaumkopfe.

Hoch oben auf einem steilen Felsen liegt das Lazareth; es macht einen trüben Eindruck.

eine Art Postillon, hat einen ängstlichen Mann zu fahren, nimmt das Fahrgeld ein und bringt das Roß zurück. Wer schnell reisen will, sendet einen Vorbotenzettel, und findet dann auf den Stationen Alles zu raschem Weiterkommen bereit. Das Pferd läuft, wie schon bemerkt, immer im Trott; im Winter nimmt man statt des Karriols einen Schlitten.

Wir fuhren im Gefolge des Kronprinzen in einer aus vierzehn oder fünfzehn Karriolen bestehenden Karawane. Auch ritten dreißig bis vierzig Bauern neben und hinter dem Karriol des Fürsten. Auf engen Stellen des Wegs geriethen sie manchmal in Noth und Bedrängniß und mehr als einer stürzte in einen Graben oder glitt am Abhange hinunter. Aber dadurch wurde die gute Laune nicht im Geringsten getrübt.

Das Land war sehr bergig. Im Hintergrunde des

Norwegisches Karriol.

Wir schickten unsere Dampfyacht um die Südspitze Norwegens, Kap Lindesnäs, herum nach Stavanger, wohin wir zu Lande gehen wollten. Die eigenthümliche Art, in welcher man hier reisen muß, ist bekannt. Sie ist nicht bequem, hat aber einen eigenen Reiz. Man fliegt auf einem offenen zweirädrigen Karriol, das von nur einem Pferde gezogen wird, pfeilschnell dergauf und bergab, stets im Trabe. Die Gemeinden haben wirkliche Straßen, oder was man so nennt, in Ordnung zu halten und die Pferde zu stellen. Das Karriol ist meist einsitzig; das Pferd geht in einer Gabel von biegsamen Holze, und dieses vertritt die Stelle der Federn. Vorne wird das Pferd eingespannt, zwischen den Rädern befindet sich der einer Nußschale gleichende Sitz der Reisenden, und hinten befestigt man den kleinen Koffer, auf welchem der Skydsjunge sitzt. Er ist

Holmenthales dehnt sich ein Meeresarm bis zur Breite von einer Stunde aus, und in dieser Gegend wird das Getreide früher reif als auf irgend einem andern Punkte Norwegens. In Mandal speisten wir vortreffliche Fisch, und fuhren noch an demselben Tage durch eine sehr malerische Gegend bis Lygkal, wo wir über Nacht blieben. Wir fanden im Gasthofe eine bildhübsche blonde Aufwartemagd, der ein rothes Mieder sehr schön stand.

Am andern Morgen kamen wir durch ein breites aber nur dürftig angebautes Thal, das vom Lyngdalself durchströmt wird. Bei Figde verbreitert er sich und verschwindet hinter blauen Bergen. Wir gelangten nun in ein rechtes Gebirgsland bis an den tiefen Fjord von Fede, der von kerzengeraden Steilwänden eingeschlossen ist. Mittags waren wir in Flekkefjord, wo der Gasthof von Landleuten aus

der Umgegend dermaßen überfüllt war, daß wir dort kein Unterkommen fanden. Aber ein gastfreundlicher Bürger nahm uns gern auf. Der Kronprinz mußte tafeln und die Frauen und Töchter der angesehensten Leute hatten die Bedienung bei Tisch übernommen. Sie nahmen sich in ihren hübschen Küchenschürzen allerliebst aus; junge Leute, zumeist Gymnasiasten, besorgten das Wechseln der Teller. Nach der Tafel wurde ein Umzug durch die Stadt gehalten; ein schlanker Adjutant hatte einen wohlgenährten Pastor, ein anderer eine sehr hübsche Dame am Arme. Diese war aus Bergen und nach Flekkefjord geschickt worden, um ihre leidenschaftliche Liebhaberei für die Bühne zu vergessen. Aber die Musik, die Fahnen und das lebendige Treiben in den Straßen einer gewöhnlich so ruhigen Stadt schienen die alte Neigung wieder wach gerufen zu haben; das hübsche Mädchen warf flammende Blicke umher und jubelte hellauf.

Stadtwehr in Stavanger.

Von Flekkefjord kamen wir nach Ekersund am Lundesvand-See vorüber, wo das Gebirg an die Alpen gemahnt; der Wald ist hübsch und dann und wann vernimmt man das Rauschen eines Wasserfalles. In der Nähe von Eide und manchen anderen Stellen führt der Weg hart am

hinter einem Bergvorsprunge das ruhige blaue Meer und wir athmen freier auf, da wir nun am saudigen Gestade entlang fahren. Aber auch in der Nähe von Stavanger sieht man noch keine Wälder, nicht einmal Bäume.

In dieser Stadt des Fischhandels, welche etwa zehntausend Einwohner zählt, hielt die Bürgergarde einen großen Umzug. Ein gewiß sehr respectabler aber auch ungewöhnlich beleibter Bankier marschirte als Trommelschläger voran. Kriegerisch sahen die biederen Männer nicht gerade aus, ich zweifle aber keineswegs, daß sie bei der Landesvertheidigung ihre Schuldigkeit eben so gut thun würden, wie ein Handwerksoldat. — Stavanger hat viel mit dem Häringsfange zu schaffen und die Häuser der Kaufleute sind zweckmäßig für das Geschäft gebaut; die eine Seite, am Wasser, gehört den Fischen, die andere, nach den Straße, den Menschen. Der alte Dom hat schöne Glasfenster in der Einfahrtrose; Kanzel und Bänke von Eichenholz sind sehr hübsch geschnitzt, leider aber mit weißer Oelfarbe angestrichen. Die engen und krummen Straßen waren am Abend glänzend beleuchtet, das Volk rief Hurrah, und sang; die Militärmusik spielte. Wir vernahmen noch die Klänge derselben, als wir

Ein Abkömmling der altnordischen Seekönige.

Frauen von Aasendal.

Fuße eines prächtigen Wasserfalles vorüber; bald nachher jedoch wird die Landschaft öde und bleibt so bis in die Nähe von Stavanger. Es ist als ob man sich mitten in einem Steinmeer befände; die Felsen sind ohne jeden Pflanzenwuchs und liegen über eine unabsehbare Strecke zerstreut. Höchst angenehm überrascht uns endlich beim Umbiegen uns an Bord unseres bereit liegenden Dampfers begaben, der noch in derselben Nacht abfuhr. Ich will hier erwähnen, daß man uns in Stavanger einen ehrsamen friedlichen Bürger zeigte, der in gerader Linie von den einst so gewaltigen normannischen Seekönigen abstammt.

Schon am andern Morgen befanden wir uns in dem

Digitized by Google

mit Recht weit und breit berühmten Hardangerfjord. Die Landschaften sind in der That wunderschön, aber leider trat Regenwetter ein und wir sahen damals von den Folgefonden, diesen gewaltigen Gletschern, welche 5300 Fuß über der Meeresfläche liegen, nur die runden mit Schnee bedeckten Gipfel. Später sind sie uns jedoch in ihrer ganzen Pracht entgegengetreten. Dann warfen wir einen Blick auf die Baronie Rosendal. Am Strande bemerkten wir viele Bäuerinnen, die alle gleichmäßig gekleidet waren. Sie trugen eine hohe Mütze mit schmalem Rande, ein rothes Halstuch um weißen Stehkragen geschlungen, Jacke und Rock von schwarzer Farbe und ein rothes Mieder. Sie standen da wie ein Bataillon in Reihe und Glied.

Im rosendaler Schloßgarten fanden wir Beweise für die Milde des Klimas, welcher sich der Hardangerfjord erfreut, denn Walnüsse und Aprikosen werden unter freiem Himmel reif, und doch liegt diese Gegend unter dem sechszigsten Grade nördlicher Breite. Das Wetter hatte sich aufgeklärt und wir konnten uns an der Pracht dieser herrlichen Landschaft erfreuen, welche immer neue Reize entwickelte. Nach jedem Felsenvorsprung, den wir umschifften, zeigte sich ein überraschender Wechsel, und oft glaubten wir auf einem Schweizersee zu fahren. Ganz prachtvoll nahm sich die Menge der über hohe Steilwände herunterstürzenden Wasserfälle aus; an den Hügeln standen auf grünen Matten schmucke Holzgebäude in malerischer Lage, und das Ganze machte den Eindruck friedlicher Behäbigkeit. Ohnehin hatten wir gerade Sonntag. Auf den blauen Wogen schwammen Kähne, in denen die Bauern zur Kirche gefahren waren, und so gewann die Landschaft auch Leben. Um Mittag landeten wir bei Utne, einem Weiler auf grüner Berghalde am Sörfjorden. Dort war man eben mit dem Auswaschen der Netze zum Lachsfange beschäftigt. Der Fischer wählt zur geeigneten Zeit eine kleine Bucht mit engem Eingang aus, welchen er vermittelst der Netze abschließen kann. Er steht auf einem Felsenvorsprunge, gegenüber befindet sich

Zu Ueberfahrt, am Bord des Vidar.

Digitized by Google

ein Genosse, und beide warten dann bis ein Zug Fische in die Bucht hineingeschwommen ist. Im passenden Augenblicke ziehen sie das durch Schwergewichte am Grunde haftende Netz empor und schneiden dem Lachs den Rückzug in's freie Wasser ab. Darauf geht es an's Harpuniren.

Bei der Kirche von Ulensvang, wo der Pastor den Kronprinzen bewirthete, waren drei- bis viertausend Menschen zusammengeströmt; wir fanden also treffliche Gelegenheit, uns das Landvolk jener Gegend und die Trachten mit Muße zu besehen. Wir zeichneten und photographirten und die Leute waren dabei nicht im Mindesten schüchtern, vielmehr drängten sich die hübschesten Mädchen herbei, um ihr Conterfei nehmen zu lassen. Bejahrte Männer trugen scharlachrothe Röcke und nahmen sich darin aus wie Leute aus den Tagen des tapfern Ritters Eugenius oder Karls des Zwölften. Zum Entsetzen der in unserer Gesellschaft reisenden Engländer hielten diese norwegischen Bauern, schlichte Menschen mit gesundem Verstande, den „Sabbath" nicht in der langweiligen, abgeschmackten Art der britischen Hochkirche oder der schottischen Puritaner, sondern waren heiter und lustig am Tage des Herrn. Auf dem Rasen vor dem Pfarrhause zeigten die Spielleute tüchtig darauf los, die muntere Jugend tanzte aus Leibeskräften und dann und wann trat auch ein städtisch gekleidetes Mädchen mit in die Reihen und ließ sich im Wirbel drehen. Ja, sogar die Töchter verschiedener Pastoren nahmen an dieser, nach beschränkten englischen Begriffen, gotteslästerlichen Sabbathschändung Theil, und sahen gar nicht aus, als ob sie darüber Gewissensbisse verspürten oder einst in der Hölle zu braten befürchteten!

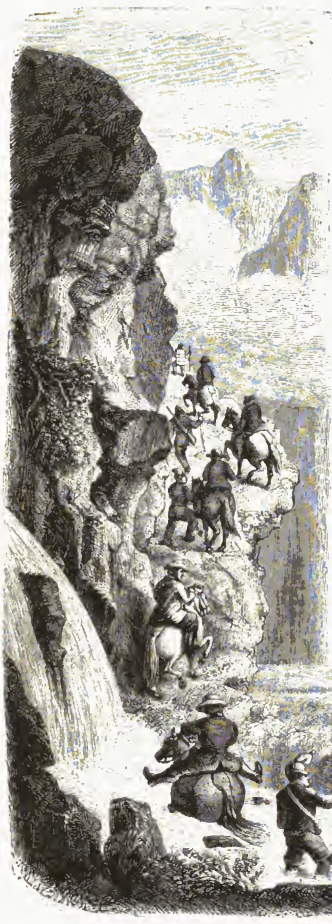
Fischmarkt in Bergen.

Der Prinz, welchen das ganze Leben und Treiben und der herzliche Empfang in sehr heitere Stimmung versetzt hatte, wollte der Lustbarkeit die Krone aufsetzen. Am Strande lag sein Dampfer Vidar. Der Name ist passend für ein Norwegerschiff, denn die alte Mythologie sagt:

Das ist Vidar, der auf Wogen geht,
Odin's Sohn, in ernster Majestät.

Er lud die Pastoren nebst Frauen und Töchter und einer Anzahl anderer Gäste, darunter die einflußreichsten

Digitized by Google



Bauern und deren Töchter und Frauen, zu einer Abendlustbarkeit auf dem Bidar ein. Noch nie war ein Dampfer mit einem Königssohne nach Ullensvang gekommen; viele Leute aus den entferntern Gegenden hatten solch ein Rauchschiff überhaupt noch nicht gesehen; deshalb war die Freude doppelt groß. Rasch nahmen Frauen und Mädchen Tücher und Mäntel und eilten an Bord. Die Musik begann zu spielen, die Schaffnerärer peitschten in die Wagen hinein und der Bidar rauschte weit in den Fjord, zu freudigem Erstaunen der am Ufer stehenden Menge. Der Abend ward etwas frisch; um so lieber tranken die Männer Punsch und die Mädchen tanzten mit löblichem Eifer. Das ganze Schauspiel war in der That eigenthümlich und interessant. Die Musik hallte an den Felsen wieder und mischte sich mit dem Geräusch und dem Gemurmel der Kaskaden; dazu kam das Lachen und Jubeln und Händeklatschen. Der Prinz hatte noch aus Christiania, Arendal und Christiansand eine ganze Ladung Blumensträuße an Bord und verschenkte sie nun an die Schönen von Ullensvang, welche auch ihrerseits ihn mit Kindern der Flora reichlich bedacht hatten. Drei Stunden lang dauerte diese Lustfahrt auf dem Bidar; dann kam Nacht herauf und wir wurden durch ein Feuerwerk überrascht. Ein solches hatten die guten norwegischen Bauern zuvor nicht gesehen; nun hörten sie Kanonenschläge, sahen Raketen aufsteigen, Töpfe voll Mäuse wild und wirr durcheinander sausen und bengalisches Feuer leuchten. Das gab einen prächtigen Abschluß mit Knallwirkung für den schönen Tag, von welchem man im Kirchspiel Ullensvang gewiß noch unter Kindern und Kindeskindern sprechen wird.

Als die rosenfingerige Morgenröthe emporstieg, ging unser Dampfer in See nach Bergen, wo wir am Abend, etwa eine Stunde vor Mitternacht, ankamen, und am Tyskebrygge landeten. Schon Theodor Mügge hat mit Recht darauf hingewiesen, daß unter allen norwegischen Städten keine einen so deutschen Charakter trage als Bergen. Es hat Giebelhäuser mit Erkern, reinliche, schmale und belebte Straßen, und mit Bäumen bepflanzte Plätze. Die Mehrzahl der etwa 25 bis 30,000 Einwohner versteht das Deutsche. Der Platz ist in Bezug auf den Handel von unserem großen Welthafenplatze an der Unterelbe abhängig und wird auch oft als Klein-Hamburg bezeichnet. Zu Bergen war in den großen Tagen der Hansa eine Kolonie jener meerbeherrschenden stolzen Kaufleute Deutschlands, welche einst Königen Gesetze vorschrieben und Könige demüthigten. Die Stadt liegt mitten zwischen sieben hohen Fjellen; nackte Gebirgsmassen steigen wohl zweitausend Fuß hoch empor und fallen in den Waagfjord ab, der seine Arme zwischen felsige Landzungen in die Stadt schiebt

Norwegische Gebirgspfade.

und den sichern Hafen bildet. Aber rund umher liegt ein grünes Thal mit Wiesen und Gärten und schönen Landhäusern, und von den Abhängen des Gebirges ist die Aussicht über Stadt und Meeresarm von großer Schönheit.

Bergen ist ein Hauptort für den nordischen Stockfischhandel, und an der „deutschen Brücke“ spielt die Stockfischflotte eine bedeutende Rolle. Schwarzhärtige Spanier holen den „Segen“ ab, welcher jenseits des Polarkreises aus den Meeresfluthen geerntet wird; ebenso Italiener und Portugiesen und Franzosen. Der nordische Seefahrer bringt seine Ausbeute am liebsten nach Bergen und empfängt für seine Fische solche Waaren, welche er in seiner kalten Heimath nöthig hat. Alles geräth in Bewegung, wenn die Nordlandsflotte kommt, und gerade im Juli andern Hunderte seltsam und altmodig gebauter Schiffe an der deutschen Brücke, den Häusern der Kaufleute gegenüber, und werden als alte, vielgetreue Freunde mit Jubel empfangen. Dann beginnt ein lebhafter Verkehr und man stellt die Preise fest für Rundfisch und gerissenen Fisch, die alle nach dem Waag, das heißt 48 Pfund, gewogen werden. Eine Nordlandsjacht ist plump wie die „Seerosse“ der alten Wikinger; sie sieht schwarz und nordisch aus, hat einen hohen Mast in der Mitte, der ein ungeheures viereckiges Segel trägt; sie eignet sich gut für die Fahrt durch die zahllosen Labyrinthe der Sunde und Fjorden, und ist mit nur sechs bis acht Seeleuten bemannt. Der Boxdersteven ragt beinahe bis zum halben Mast empor. Die Haussen trockener Fische werden zu Hügeln aufgethürmt und die einst so raschen Kinder der Fluth liegen am Ufer hart und verkrümmt wie Baumäste. Stockfische und Häringe bilden die Grundlagen des norwegischen Ausfuhrhandels neben dem Holze, welches man aus den großen Wäldern schlägt.

Ein Weg im Gebirge.

Ein lebendiges Bild gewährt der örtliche Fischmarkt. Der Schiffer bringt seine Waare, bleibt am Bord und befestigt sein Fahrzeug an den ziemlich hohen Ufergestaden. Oben finden sich in Menge Frauen und Töchtinnen ein, welche kaufen wollen. Da giebt es immer ein lautes Hin- und Herrufen und Schreien, und man glaubt sich einen Augenblick nach dem Quai Santa Lucia in Neapel versetzt.

Ich will die Festlichkeiten zu Ehren des Kronprinzen nicht näher beschreiben, wohl aber bemerken, daß es an jenem Tage wie in Strömen vom Himmel herabgeß. Man sagt scherzweise, Bergen habe im Jahre nur dreihundert und fünfundsechzig Regentage; gewiß ist, daß man durchschnittlich deren zweihundert rechnen muß und der Guß oft wochenlang anhält. Ein Holländer war sieben Jahre lang hintereinander nach Bergen gefahren, hatte nie einen trockenen Tag gehabt und glaubte in einen falschen Hafen eingelaufen zu sein, als er im achten Jahre an einem heitern, sonnenhellen Tage einlief. Die Einwohner sagen, daß so viel feuchter Niederschlag für den Pflanzenwuchs, der nur eine dünne Lage Dammerde hat, nöthig sei, damit er nicht verdorre.

Der Hafen gefriert nicht, Dank den Einwirkungen des bekannten Golfstroms, der aus dem Antillenmeere durch den mexicanischen Meerbusen und den atlantischen Ocean wärmeres Wasser und mildere Luft bis in diese Gegenden bringt. So bleibt die Verbindung nach der See hin offen, aber die Landwege sind im Winter um so beschwerlicher und manche wären gar nicht zu passiren, wenn nicht das norwegische Pferd ein in seiner Art vortreffliches Thier wäre. Auch Alexander Ziegler, der es genugsam erprobt, läßt ihm die gebührende Gerechtigkeit angedeihen. Das von ächtem Landesschlage wird durch einen über die ganze Körperlänge von den Ohren bis zum Schweif sich hinziehenden dunkeln Streifen gekennzeichnet. Es ist gewöhnlich hell, meist weißgrau, gelblich weiß oder fuchsroth, mittelgroß, von kräftigem gedrungenem Bau mit kurzem Hals und breiter Brust. Seine Eigenschaften bestehen in Folgsamkeit, Treue, Kraft, Ausdauer und Klugheit; zu Gebirgsreisen eignet es sich trefflich. Die „Bauernpost“ liegt ohne besondern Kraftaufwand eines solchen Pferdes täglich 16 Meilen zurück und die Zuverlässigkeit des raschen, nie störrigen oder bösartigen Thieres — kenn Beißer und Schmeißer oder Kurzathmige kommen kaum vor — macht die Reisen durch das Gefühl der Sicherheit, welches man hat, angenehm. Das Thier läßt sich von jedem Kinde lenken; es ist eben so gewandt als kühn, trabt über schmale Brücken und geht auf Leitern hinab, die man an manchen Orten bei steilen Abfällen angebracht hat.

Am 25. Juli steuerten wir in den Sognefjord, einen gewaltigen Busen, der etwa fünfzig Stunden weit in's Innere der skandinavischen Halbinsel dringt. Seine Landschaften sind nicht so anmuthig wie jene des Hardangerfjord, aber eben so malerisch. Sie erscheinen rauher und strenger, weit weniger bewaldet, auch ist der Anbau viel spärlicher und der Wohlstand geringer. Der Eindruck ist oft geradezu melancholisch. Aber bei jeder Biegung, welche der langhingestreckte und vielfach gewundene Busen macht, gewinnt man neue überraschende Ansichten. Die Föhrde selbst ist eng, die mächtigen Steilwände der Berge spiegeln sich im Meer und über alle ragt der Jostedalsbreen mit seinem ewigen Schnee empor. Hier, im Sognefjord, ist poetisch geweiheter Boden, die Heimath Frithjofs und der Ingeborg; hier liegt Framnäs, das aus der Frithjofssage berühmt ist.

Noch nie war auf der Flur des Nordens
Ein schön'res Paar gesehen worden.

In seinem Schiff Elida ruderte er mit ihr froh in's blaue Meer hinein und

Wie herrlich bei des Segels Wenden
Klatischt sie ihm zu mit weißen Händen.

Da war kein Vogelnest zu hoch,
Für sie wußt er's zu holen doch;
Der Adler selbst, in Wolkenhöhen,
Mußt oft der Brut beraubt sich sehen.

Da war kein Bergpaß trotzend g'nug
Darüber er nicht Ingeborg trug.
Das war so schön, wo Strudel sprangen,
Und weiße Aermchen ihn umschlangen.

Digitized by Google

Am Sognefjord zog Frithjof auch zur Jagd aus; der starke Knabe bezwang ohne Speer oder Schwert den gewaltigen Bären, denn er war ein ächter Nordlandsrecke.

Brust gegen Brust ward da getrieben,
Bis der zerfetzte Jäger liegt,
Und heimschleppt seine rauhe Beute.
Was Wunder, daß die Maid sich freute!

Denn Mannesmuth das Weib verehrt,
Der Starke ist des Schönen werth.

Berühmt geworden ist die Kirche von Vangsnäs, ein kleines wurmstichiges Holzgebäude mit vielem Schnitzwerk, ohne Orgel; aber der Quinde Foß (Foß heißt Wasserfall) macht eine erhabene und gewaltige Musik. Unsere Abbildung zeigt das eigenthümliche Gebäude und daneben

Drapa ist ein Gedicht, welches der Skalde zu Ehren eines abgeschiedenen Helden sang. Bei Framnäs, wo Frithjof seines Vaters Erbe antrat

Waren zu Ruhe gelegt nun Bele und Thorsten der alte.
Die sie es selber gewollt; auf jeglicher Seite der Meerbucht
Wölbten die Gräber ihr Rund, zwei Brüste, welche der Tod schied.

Diese Kirche von Vangsnäs ist übrigens nicht zu verwechseln mit der alten Hauptkirche von Vang, am Vanger-See bei Mjöse in Balders, welche dort etwa siebenthalbhundert Jahr gestanden haben mag und dann ein eigenthümliches Schicksal erlitt. Sie ist ein merkwürdiges Holzgebäude, Säulen, Thüreinfassung und Dach waren mit Schnitzwerk reich verziert. Der Landschaftsmaler Dahl in Dresden machte den romantischen König Friedrich Wilhelm

Im Fjord von Framnäs.

die alten Grabhügel, in welchen Gebeine skandinavischer Helden der Vorzeit ruhen.

Auch auf diese Grabhügel spielt Tegnér, der Dichter der Frithjofssage, an. Als König Bele spürte, daß „seine Tage hingingen", gab er seinen Söhnen weisen Rath, und dasselbe that auch Thorsten Wikingsson „der Bonde werth", der zu Bele sprach:

Nicht, König, sollst du einsam zu Odin zieh'n.
Wir theilten, König Bele, stets Leid und Freuden,
So soll uns auch zum Ende der Tod nicht scheiden. —
— Ihr aber, meine Söhne, gradt auf'rer Treu
Eins rechts, eins links vom Fjorde, der Gräber zwei.
Dem Wogensang ist lieblich im Schlaf zu lauschen
Und wie ein Drapa klingt uns das Meeresrauschen

von Preußen auf dieses merkwürdige Bauwerk aufmerksam. Dieser kaufte 1844 die Kirche, ließ sie in Stücken nach Bergen bringen und über Hamburg nach Brückenberg in Schlesien schaffen. Dort hat man im Riesengebirge aus dem alten norwegischen Holz eine neue Kirche gebaut. Das Schnitzwerk am Haupteingang, die Kanzel, die verschiedenen schuppenartigen Verzierungen sind Bestandtheile des alten norwegischen Gotteshauses. So wurde ein Denkmal, welches man in Skandinavien unbeachtet ließ, wenigstens theilweise vor dem Untergange bewahrt; seitdem achtet man aber in Norwegen besser auf solche Werke der Vorzeit.

Die Anwohner des Sognefjord unterhalten nur geringen Verkehr mit der Außenwelt und haben ihre alten ein-

fachen Sitten treu bewahrt. Wir sahen das auch in dem armen Fischerdorfe Nornäs, das in einer Bucht wie verloren liegt. Auf dem Hügel über diesem Weiler erheben sich drei gewaltige „Druidensteine“ (wie die Touristen sich sehr uneigentlich ausdrücken), eigenthümliche Massen, von welchen die eine etliche dreißig Fuß hoch, aber nur etwa drei Fuß breit ist. Bei heftigem Sturme wird dieser Bautastein hin und her bewegt wie eine Fichte, und man fragt sich, wie es möglich gewesen sei, demselben seinen Schwerpunkt im Boden zu geben. Wir sahen ihn um neun Uhr Abends bei Mondenschein, der sein weißliches Licht über diese geheimnißvollen Denkmäler ausgoß.

Die Fischer betrachteten unsern kleinen Dampfer mit nicht geringem Erstaunen; er war doch ein Riese ihrem kleinen Schiffe gegenüber und spie Dampf aus. Wir gaben ihnen Schiffsbrot und Cigarren; sie kannten das erstere, aber die letzteren offenbar nicht, weil sie uns fragten: „Schmeckt das auch gut?“ Ueberhaupt wurden wir durch die Unwissenheit dieser Leute überrascht; manche im übrigen Europa ganz gewöhnliche Sachen hatten sie zuvor nie gesehen. Auch nahmen sie sich mit ihrer sehr dürftigen Kleidung und dem struppigen langen Haar etwas wild aus, aber ihre Erscheinung stand doch gewissermaßen im Einklange mit der wilden Landschaft.

Kirche von Vangsnäs.

Wir fuhren bei Nacht weiter und erreichten am andern Morgen Laupanger im Dystrefjord, dessen Ufer bewaldet sind. Dort sieht man wieder Gehöfte, die auf wohlhabende Besitzer deuten und die Menschen sind ganz anders als in dem armen Nornäs. Sie waren höflich und gesprächig, und empfingen uns mit Willkommen und Gott segne Euch. Dabei drücken sie Einem die Hand und küssen zugleich die Außenseite ihrer eigenen Hand. Das Bier von Laupanger schmeckt recht gut, ist aber so stark, daß man es nur aus kleinen Stuigläsern trinkt. Weiter landeinwärts kamen wir in demselben Dystrefjord am Fuße des Feigum-Foß vorüber, dessen Wasserfälle von jedem Winde hin und her bewegt wird; der nasse Staub derselben fiel in Wolken auf unser Deck. Der schöne Wasserfall theilt sich in zwei Kaskaden, die etwa achthundert Fuß tief herabstürzen; aber im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt, bilden sie nur eine gewaltige Masse, die tosend in's Meer herabstürzt.

Ganz im Hintergrunde des Dystrefjord stiegen wir aus und rüsteten uns zur Reise über die Gletscher. Aber nur mit großer Mühe konnten wir in Eide Pferde bekommen, weil Reisende vor uns die besten für sich erhalten hatten. Aber wir schlugen uns munter hinein in die eisigen Einöden des Sognefjeldes, verachteten die zuweilen nicht geringen Gefahren des Weges und fanden uns reichlich belohnt. In der Ferne stiegen die gewaltigen Spitzen des Stjodlen empor, wir aber gingen in das weite Thal von Forthun. Der Pfad läuft auf weiten Strecken über einen steilen Bergrand an fürchterlichen Abgründen hin, wo ein Fehltritt des Pferdes unrettbaren Untergang zur Folge hätte, oder er geht auf kahlen, schlüpferigen Felsen bergab und durch reißende Gießbäche; aber das Alles hat nichts zu bedeuten, weil das treue und kräftige norwegische Pferd uns wohlbehalten au's Ziel bringt.

Neu-Caledonien im Großen Ocean.

Die Besitznahme durch die Franzosen. — Die Missionäre und die Wilden. — Häuptlinge. — Die Erzeugnisse der Insel. — Hafen und Niederlassungen. — Gesundheitsverhältnisse. — Anthropophagie und deren Ursachen. —

Die Franzosen wollen wieder eine Kolonialmacht werden. Ihre Politik strebt dahin, immer mehr wichtige Punkte an oder in der See zu erwerben, und sich für frühere Verluste zu entschädigen. Sie besitzen Algerien und bemühen sich, einen Theil des Handels aus dem Sudan dorthin zu lenken; in Senegambien sind sie bis über Bambuk hinausgekommen und haben die maurischen Völker in der südwestlichen Sahara auf's Haupt geschlagen. Sie haben Einfluß an der Küste von Abessinien gewonnen, wo sie einen Thronprätendenten gegen den äthiopischen Kaiser Theodoros unterstützen. Der Kriegszug gegen China bot eine günstige Gelegenheit, eine Abrechnung mit dem Kaiser von Annam zu halten; sie nahmen ihm das südliche Kambodscha, haben sich in Saigong festgesetzt, und damit eine sichere Stellung am chinesischen Südmeere gewonnen. Im stillen Ocean besetzten sie erst die Gesellschaftsinseln, deren Königin Pomare ihr Vasall wurde; dann nahmen sie die Markesas und zuletzt erklärten sie Neu-Caledonien für eine französische Besitzung.

Dieses Neu-Caledonien ist offenbar dazu bestimmt, einen Mittelpunkt für ihre Niederlassungen im großen Weltmeere zu bilden, und man muß zugestehen, daß sie eine gute Wahl getroffen haben. Die Insel, welche wir näher schildern wollen, liegt zwischen dem 20. Grade südlicher Breite und dem Wendekreise des Steinbocks, der 165ste Australiens gegenüber, mitten in einer großen oceanischen Fahrbahn, und von ihr aus kann das Korallenmeer unter Aufsicht gehalten werden. Die Besitznahme war daher den Australiern in hohem Grade unangenehm; sie machten bei der englischen Regierung geltend, daß die Insel von Cook entdeckt worden sei und deßhalb Großbritannien Anspruch auf sie erheben könne. Aber diese Vorstellungen blieben unbeachtet, und am 24. September 1853 nahm der Befehlshaber der französischen Flotte im großen Ocean, Fevrier des Pointes, Neu-

Digitized by Google

Caledonien und die vor der Südostküste desselben liegende Fichteninsel (Isle des Pins, Pinos) in Besitz.

Zu dieser Eroberung oder Aneignung haben die Missionäre den Weg gebahnt, und wir wollen den Verlauf erzählen.

Im Anfange des Jahres 1853 fuhr die Kriegscorvette Constantine, unter Tardy de Montravels Befehl, aus dem Hafen von Rochefort nach Shanghai in China. Dort eröffnete er versiegelte Befehle, denen zufolge er sofort nach Neu-Caledonien segeln und diese Insel für Frankreich in Besitz nehmen sollte. Im Januar 1854 langte er hier an, und sah zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß bereits die französische Flagge wehte. Fevrier des Pointes, der eine Besetzung von Seiten Englands befürchtete, wollte dem letztern zuvorkommen und war auf eigene Verantwortung von Tahiti angelangt. Es ereignet keinen Zweifel, daß die schon seit etwa zehn Jahren auf der Insel wirksamen Missionäre ihm Eröffnungen gemacht hatten, und sie vermittelten auch den Verkehr zwischen dem genannten Gegenadmiral und einem der einflußreichen Häuptlinge. Dann hatte er ein kleines Fort gebaut, dasselbe mit Besatzung versehen und war bald wieder abgesegelt.

Als Tardy de Montravel ankam, hatte eben wieder ein Schiffbruch stattgefunden. Ein Dreimaster, „das südliche Kreuz“ aus Bordeaux, der von Melbourne in Australien nach den Molukken fuhr, wollte auf Neu-Caledonien anlegen, wurde durch ungenaue Seekarten irre geleitet und scheiterte an der Südwestspitze auf einem Korallenriffe. Der Kapitän warf sich mit seiner Frau und zwölf Mann Schiffsvolk in zwei kleine Boote und fuhr der Küste entlang in sieben Tagen nach dem Hafen Baladea; dabei war er fortwährend von den Wilden bedroht. Tardy de Montravel nahm die Schiffbrüchigen an Bord der Constantine.

Für diesen Offizier handelte es sich darum, die Missionäre wieder nach Caledonien zu bringen, feste Burgen und Kasernen zu bauen, und den Eingeborenen das französische „Protektorat“ (man weiß was das Wort bedeutet) annehmbar zu machen. Am Hafen Baladea, wo die Missionäre unter den Stämmen Puma und Pompo Freunde hatten, ergaben sich keine Schwierigkeiten. Der Häuptling Buhene, dem man einige Geschenke gab, ließ sich dafür

Eine Ansiedelung auf Neu-Caledonien.

Die ersten Missionäre waren 1843 nach Neu-Caledonien gekommen und hatten sich am Hafen Baladea auf der Westküste angesiedelt. Schiffbrüchige fanden bei ihnen günstige Aufnahme, aber 1850 geriethen sie in Zwist mit den Eingeborenen und waren in großer Bedrängniß, als ein glücklicher Zufall das Schiff Brillante nach Baladea führte. Der Kapitän lieferte den Eingeborenen ein Treffen, befreite die Missionäre und brachte sie auf die Fichteninsel, von welcher aus sie neue Verbindungen mit den Neu-Caledoniern anknüpften und die französische Besitznahme wirksam vorbereiteten. Für diese war allerlei Anlaß oder Vorwand gegeben. Im Jahre 1851 stellte ein französisches Kriegsschiff, die Alcmene, im Korallenmeer Untersuchungen an, und zwei Offiziere mit fünfzehn Mann waren in einer Schaluppe ausgesandt worden, um einen Theil der Küste aufzunehmen. Als sie auf einer kleinen Insel in einer Bucht friedlich um ein Feuer lagen, wurden sie von den Eingeborenen überfallen, abgeschlachtet und aufgefressen. Der Kapitän der Alcmene übte Vergeltung, indem er die Hütten der Wilden niederbrannte und alle Schwarzen, deren er habhaft werden konnte, niederschoß. Aber bald nachher scheiterte die Alcmene auf einem Felsenriffe.

Die Eingeborenen sind Papuas, und zwar von einer Rasse, welche sich durch Kraft und Schönheit auszeichnet. Sie sind groß, stark, wohlgebaut, haben eine dunkelbraune Farbe, schwarzes, wolliges Haar, und ihre Gesichtszüge sind regelmäßig. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, Lanzen und Keulen. Sie sind Kannibalen, und ihre Gefangenen werden gemästet, bis sie fett genug sind, um verspeist zu werden. Ihre Kleidung ist sehr einfach, und besteht bei Männern in einem Gürtel, bei Frauen in einem Schurz. Sie sind sehr geschickt in Flechtarbeiten, und ihre Hütten sind mit Geschmack gebaut. Ihre Religion ist Fetischdienst, und sie haben Priester, welche Zauberei treiben. Ihre Regierungsform ist die patriarchalische, und jeder Stamm hat seinen Häuptling, welcher Buhene heißt. Sie sind sehr kriegerisch, und ihre Kriege werden mit großer Erbitterung geführt. Ihre Sprache ist sehr reich, und hat viele Aehnlichkeit mit der Sprache der Neuseeländer.

Wasser über den Kopf sprengen, galt damit für getauft und hieß fortan Philipp. Als er abermals Geschenke bekam, trat er eine Strecke Landes ab und verzichtete auf das Hauptvorrecht seiner königlichen Würde. Es bestand darin, daß er die Rechtspflege in althergebrachter Weise ausübte. Wie verhielt es sich damit? Der König schlug den Missethätern den Schädel mit einer Keule entzwei. Dieses schönen Privilegiums entäußerte sich der getaufte Buhone-Philipp; sodann willigte er ein, bei Bestrafung von Verbrechern die Franzosen ein Wort mitreden zu lassen. Der Kommandant richtete auch eine aus Eingeborenen zusammengesetzte Polizeimannschaft ein, welche eine dreifarbige Binde um den Arm tragen, und denen der Sold in Tabak ausgezahlt wird. Diese Leute erweisen sich sehr brauchbar, und sind stolz auf ihr hohes Amt und ihr Abzeichen. Sie machen sich so wichtig wie die weißen Polizeidiener in Europa. Philipp, bisher ein leidenschaftlicher Menschenfresser, mußte ausdrücklich versprechen, seines Gleichen fortan nicht mehr zu verspeisen, und erhielt einen prächtigen knallrothen Rock, in welchem er gern einherstolzirte.

Auf solche Weise beginnt man bei den Wilden mit dem Anbahnen der „Civilisation", von welcher sie dann nach und nach aufgefressen werden. Mit der „Civilisation" kommen nämlich Braunwein, Blattern, noch andere Krankheiten, es kommen neue Bedürfnisse und Angewöhnungen, und die Folge ist, daß nach ein paar Menschenaltern die wilden Stämme bis auf einige schwache Ueberbleibsel verschwinden. Sie gehen an der „Civilisation", zu deren Aufnahme und Bewältigung ihnen die Naturbegabung fehlt, rettungslos zu Grunde.

Von Baladea fuhr Montravel nach Süden hin bis Puebo, das im Gebiete des Stammes Menelibe liegt, in einer anmuthigen, fruchtbaren Gegend. Dort hatten die Missionäre dasselbe Schicksal erlitten wie in Baladea, waren aber von den Wilden selber zurückgeholt worden. Der eine Häuptling hatte sich tausen lassen, wohl aus Eifersucht gegen einen andern, Namens Tarebate, der vom Christenthum nichts wissen wollte, weil die Missionäre ihm zumutheten, von seinen vier Frauen drei abzuschaffen und nur eine zu behalten. Jener getaufte Häuptling, Hippolyt, war ein brauchbares Werkzeug in den Händen der Missionäre, auf deren Antrieb er um eine französische Niederlassung bat. Wie hätte man ihm die Erfüllung eines solchen Wunsches versagen können? Ein solcher Mann verdiente von Seiten der „großen Nation" eine Anerkennung. Der Kommandant ließ also zwei große Schaluppen ausrüsten, nahm seinen Generalstab und ein paar Haubitzen an Bord, und landete in der Nähe des großen Dorfes. Der ganze Stamm war versammelt und erhob ein Freudengeschrei, als die Franzosen sich in Schlachtordnung vor dem Missionshause aufstellten. Montravel hielt eine Anrede, welche Hippolyt übersetzen mußte, so gut er eben konnte; und dann wurde die französische Flagge aufgezogen und mit Kanonendonner begrüßt. Die Abtretungsurkunde hatte der Kommandant sür und fertig mitgebracht; Hippolyt und Tarebate setzten ihre Zeichen darunter, und erkannten nicht etwa die „Protektion", sondern die „Souveränetät" Frankreichs an; sie waren fortan Unterthanen oder Bürger der „großen Nation", welche diese neuen Mitbürger und Brüder mit Tabak und Schiffsbrot erquickte, und den Häuptlingen einige Kessel, Waffen und mit Flittergold besetzte Kleider schenkte. Während die Offiziere in der Mission speisten, jubelten die neuen Franzosen draußen und führten ihre Tänze auf. Dabei wurde der Takt mit einem Bambusstabe geschlagen, und die Musik machte sich jeder Tänzer selbst, indem er pfiff. Statt des Gesanges haben diese Caledonier das Pfeifen, und das ist eine ihrer Eigenthümlichkeiten.

Uebrigens ging die Besitznahme nicht überall so leicht von statten wie in Baladea oder Puebo; Tardy de Montravel schiffte auch der Ostküste entlang, um dort mit den Stämmen eine Verbindung anzuknüpfen und einen zur Niederlassung geeigneten Punkt auszusuchen. Aber wo der Einfluß der Missionäre aufhörte, zeigten die Wilden sich widerspenstig und wurden in ihrer Feindseligkeit gegen die Franzosen durch einige englische und amerikanische Matrosen bestärkt. Es kommt nämlich in der Südsee oft vor, daß Seeleute heimlich ihr Schiff verlassen, bei den Wilden bleiben und unter diesen Einfluß gewinnen. Solchen Leuten muß die Herrschaft gleichviel welcher europäischen Macht zuwider sein, denn sie verdirbt ihnen das Handwerk; man begreift also leicht, daß sie auch den Franzosen abhold sein mußten.

An der Ostküste, in der Ortschaft Hienguene, wohnte ein mächtiger Stamm unter dem Häuptlinge Yuarate. Dieser kräftige Mann war früher einmal in Sydney, der Hauptstadt von Neusüdwales, von der Regierung sehr freundlich empfangen und gleichsam als König von ganz Neu-Caledonien behandelt worden. Seitdem war er seinen englischen Freunden, den „Sydney Men", wie er sich ausdrückte, völlig ergeben; ohnehin hatte er von ihnen Schießgewehre bekommen und seine Leute damit bewaffnet. Die benachbarten Stämme waren darüber neidisch geworden, und nun kam es für die Franzosen darauf an, einen solchen Feind unschädlich zu machen.

Im Mai 1854 ankerten die beiden Kriegsschiffe Constantine und Prony vor Hienguene; sofort kamen sehr viele Wilde an Bord der Fahrzeuge und benahmen sich freundlich, aber der Häuptling ließ sich nicht sehen. Man forderte ihn auf, sich den Franzosen zu unterwerfen. Als er sich dessen weigerte, ging ein Offizier mit einer Anzahl Seesoldaten an's Land und verkündete ihm, daß er bis zum andern Morgen um zehn Uhr der an ihn ergangenen Einladung, sich dem Kommandanten vorzustellen, Folge leisten müsse, widrigenfalls der letztere landen, die französische Flagge aufziehen und die Souveränetät des Kaisers über den Stamm verkünden werde. Jede Einsprache des Häuptlings solle dessen Absetzung zur Folge haben, und man werde ihn seiner Ländereien verlustig erklären.

Se werden französische „Annexationen" in der Südsee gemacht; und man braucht dabei nicht einmal die größte Absgeschmacktheit und Lüge des neunzehnten Jahrhunderts, „das allgemeine Stimmrecht" in Scene zu setzen.

Der Offizier, welcher dem Häuptling Yurate jenes Ultimatum zu überbringen hatte, fand ihn vor seiner Hütte sitzen, und bewog ihn nicht ohne Mühe, mit an Bord der Korvette zu gehen, wo man ihn sehr freundlich behandelte. Man überredete ihn, am andern Tage mit seinen Kriegern zu erscheinen und Zeuge bei der Besitzergreifung zu sein. Diese fand auch wirklich unter großem Pomp und Prahl statt. Acht Schaluppen mit dritthalbhundert Seesoldaten und fünf Kanonen wurden an's Land gerudert, wo die schwarzen Krieger sich aufgestellt hatten. Sie trugen theils Flinten, theils Wurfspeere oder eiserne Beile, welche bei manchen Stämmen an die Stelle der aus Grünstein verfertigten Keulen getreten sind; dann verlas Tardy de Montravel die Urkunde der Besitznahme, welche ein schwarzer Missionsschüler seinen Landsleuten verdolmetschte; gleich nachher wurde die französische Flagge aufgezogen und mit dreimaligem Musketenfeuer begrüßt, während die Constantine einundzwanzig Kanonen löste. Die Soldaten schwenkten nun die Fahne und Yurate mußte, wohl oder übel, die Urkunde unterzeichnen. So ging Alles friedlich ab.

Am nächsten Tage machten die Schaluppen dem mediatisirten Häuptling einen Besuch. Sie fuhren den Fluß von Hienguene hinan, und die Eingeborenen liefen aus allen grünen Thalschluchten herbei, um das neue wunderbare Schauspiel anzustaunen. Nach einer zweistündigen Fahrt kam man an das Dorf, wo der von etwa dreihundert Kriegern umgebene Burnate seine Gäste in einem Hain von Kokospalmen empfing. Auf einem Hügel erhob sich eine große neucaledonische Hütte; auf einem walzenförmigen Untergebäude stand ein hoher Kegel als Dach und auf diesem eine Gestalt, welche einen Menschen vorstellen sollte. Zur Rechten und Linken waren kleinere Hütten zerstreut. Auf einem länglich runden Erdhügel standen sieben Pfähle, die gewöhnlich mit Menschenschädeln verziert sind; die Europäer hatten sich aber einen solchen Anblick höflich verbeten, und so war der anstößige Schmuck für den Augenblick beseitigt worden. Die Häuptlinge des Stammes, mehr als hundert an der Zahl, standen in Gruppen vor dem Hauptgebäude, alle ganz unbekleidet, aber völlig bewaffnet; Burnate trug ein blauwollenes Hemd. Etwas weiter rückwärts, theilweise

Digitized by Google

hinter den Bäumen, sah man die Krieger, Weiber und Kinder. Auch hier wurde die französische Flagge entfaltet und mit Schüssen begrüßt; nachher ermahnte der Kommandant die Schwarzen, die abscheuliche Menschenfresserei einzustellen; Buruate erhielt „zum Zeichen seiner neuen Nationalität", also als Mitglied der „großen Nation", deren Angehöriger er von nun an war, eine Kanone zum Geschenk; dabei wurde ihm bedeutet, daß er keinem Verbrecher mehr den Schädel mit der Keule zertrümmern dürfe. Nachher wurden Geschenke vertheilt und einige unzerstückelt gebratene Schöpse gemeinschaftlich verzehrt.

Von nun an verhielten die Häuptlinge sich ruhig, und die Schiffe segelten nach der prächtigen Kanalabucht, wo der Häuptling Kal sofort an Bord stieg, um sich bewundern zu lassen. Er trug nämlich Beinkleider, Hemd, Mütze und einen alten Reiterſäbel. Der Hafen von Kanala ist geräumig, hat vortrefflichen Ankergrund und nimmt einen kleinen schiffbaren Fluß auf. Auch wächst dort Sandelholz, und die Lage ist überhaupt ganz vortrefflich. Die Franzosen zogen es aber wohl mit Recht vor, zunächst an der westlichen Küste Niederlassungen anzulegen, weil von dort die Verbindung mit Sydney und mit Australien überhaupt leichter ist. Ohnehin liegen dort Steinkohlen, namentlich in der Bucht von Morare, zu welcher man gelangt, wenn man die Südspitze umschifft hat. Dort fallen manche kleine Gebirge in's Meer, und die Schiffe können treffliches Wasser einnehmen, das vom Gebirge herabkommt. Dieser Mont d'Or ist ein einsam stehender Spitzberg, in welchem man früher Goldlager zu finden glaubte. Von ihm fällt eine Kaskade etwa sechzig Fuß hoch herab; der Boden in der Umgegend ist fruchtbar und schöne Wälder sind in unmittelbarer Nähe; dazu kommen üppige Wiesen, die sich zu Viehweiden eignen, und das ganze Hafenbecken ist von Kohlenlagern umsäumt. Der kleine Dampfer Prony ergänzte seine Vorräthe; binnen fünf Stunden hatten zwanzig Schiffslente etwa fünfzig Centner Kohlen gefördert. Morare hat jedoch keinen guten Ankergrund, und deshalb haben die Franzosen ihre Hauptniederlassung an der benachbarten Bucht von Numea gegründet. Sie nennen dieselbe Port de France und hoffen, daß sie zur Hauptstadt ihrer Besitzungen im Stillen Weltmeere heranwachsen werde.

Unser Bild giebt eine Ansicht von diesem Port de France nach einem Lichtbilde, das 1859 aufgenommen wurde. An der Einfahrt zu einer tiefen, wohlgeschützten, von Bergland umsäumten Bucht, gleich neben einer schmalen Halbinsel, öffnet sich ein sicherer, leicht zugänglicher Hafen, der ohne Schwierigkeit vertheidigt werden kann. Die Landschaft bildet einen Halbkreis, dessen Berge amphitheatralisch emporsteigen. Aber die Niederlassung hat einen empfindlichen Mangel, weil sie anderthalb Wegstunden von dem nächsten süßen Wasser entfernt liegt; man will später den Bach bis zur Stadt hin ableiten, muß sich aber vorerst mit dem Graben tiefer Brunnen begnügen. Zunächst hat man, recht nach französischer Art, eine Kaserne gebaut, daneben steht der Flaggenstock, dann ein Regierungsgebäude und einige andere Wohnhäuser. Man hat also militärisch und bureaukratisch angefangen, während deutsche und englische Ansiedler mit Wohnhäusern, Schulgebäuden und Urbarmachen des Feldes begonnen haben würden. Uebrigens hat man einen Garten angelegt, um dort mit „Acclimatisation und Culturen" Versuche anzustellen. Es zeigt sich auch in Neu-Caledonien wieder, daß die Franzosen das Colonisiren nicht verstehen; sie zäumen den Gaul beim Schwanz auf, und hätten doch in der Nähe, in dem gegenüberliegenden Australien oder in Neuseeland ein Vorbild, wie man beim Ansiedeln zu Werke gehen muß. Noch ist, nach neun Jahren, Alles öde und einsam auf Neu-Caledonien, es fehlt jene rege Thätigkeit, welche man in den Ansiedelungen germanischer Völker findet. Uebrigens sind seit 1855 die französischen Missionäre wieder in voller Wirksamkeit, und haben ihre Stationen bei Port de France und auf der östlichen Küste zu Pueko. Auf jeder Station haben sie ein paar hundert Eingeborene um sich versammelt, und einige derselben haben ihre Hütten mit Schiefer gedeckt und mit Kalk geweißt. Da sie zu regelmäßigen Bestellen der Felder angehalten werden und Vieh bekommen haben, so fehlt es hier nicht an Lebensmitteln, und das Menschenfressen ist dadurch von selbst in Abgang gekommen. Die Seuvboten haben einige Kirchen gebaut, und wenn die Glocke ertönt, verläßt der Schwarze die Arbeit und kommt zur Kirche. Freilich geht es mit dem Singen nicht besonders gut, und Kirchenlieder kann man doch nicht pfeifen! Uebrigens sind unbefangene Beobachter der Meinung, daß sie von Allem, was die Missionäre ihnen sagen, wenig oder nichts verstehen, weil vermöge ihrer Naturanlage ihr Geist unfähig ist, eine abstracte Idee zu fassen, sich ein unsichtbares höchstes Wesen auch nur zu denken. Interessen sind manche gutwillig und folgsam gegen die Missionäre, welchen die Schwarzen immerhin vieles Gute verdanken. Bei Pueko haben dieselben auch den Reis- und Maisbau eingeführt. Eine wahre Wohlthat sind auch die Haustiere: Kühe, Schweine und Ziegen, welche die Insel früher nicht hatte. Auf der fruchtbaren Fichteninsel herrscht, infolge der Fürsorge, mit welcher die Seuvboten zu Werke gehen, Ueberfluß; die Eingeborenen haben vollauf Kokosnüsse, Zuckerrohr und Bananen; auch gedeihen Wein, Feigen und einige europäische Getreidearten. An der Bienenzucht finden die Schwarzen viel Vergnügen.

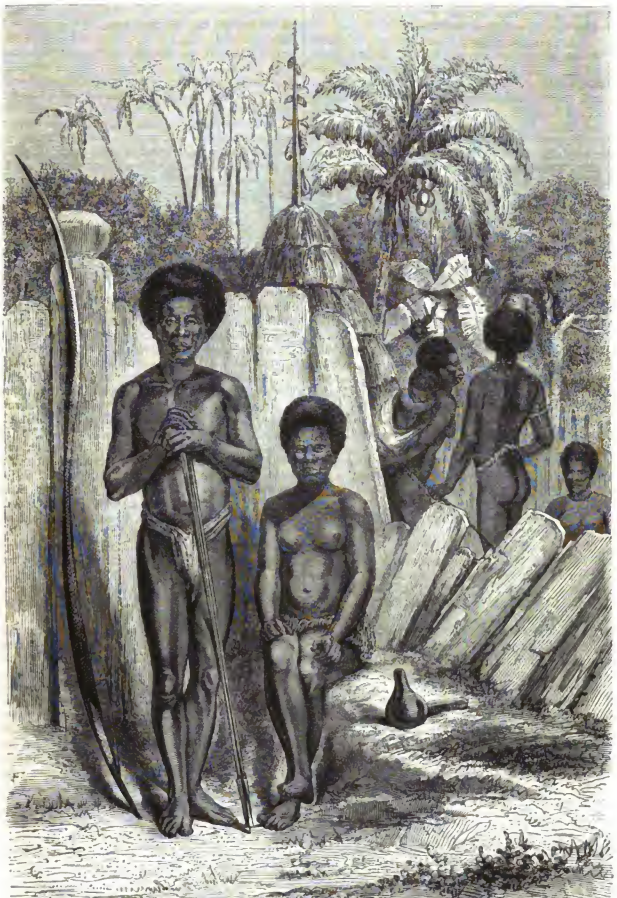
Das Alles sind löbliche, aber freilich noch sehr schwache Anfänge, denn die Zahl der Eingeborenen, welche von dem Einflusse der weißen Männer einigermaßen berührt werden, beträgt kaum zweitausend Köpfe, und die überwiegende Mehrzahl der Uebrigen benimmt sich ungemein gleichgültig oder widerborstig. Diese wollen das Menschenfressen noch nicht aufgeben. Einst machte ein Pater dagegen Vorstellungen, aber der Wilde antwortete: „Was willst du denn, wenn ich einen im Kampf getödteten Feind esse?" — „Aber er ist ja Deinesgleichen, ein Mensch wie du selber, vielleicht gar mit dir blutverwandt." — „Einerlei; sein Fleisch füllt den Magen eben so gut wie das von einem Andern, und der zehrt du nicht das Schaf und das Huhn, welches du selber gestützt hast?" Das ist unkaledonische Logik der schwarzen Kannibalen. Bei den von Missionären etwas Gezähmten findet man, wie schon gesagt, oft Oberfaul, ja sogar eine Art von Fleiß, aber aus sich selber heraus bringen sie Nichts zu Wege; sie sind ohne selbstständige Intelligenz, haben weder moralisches Bewußtsein, noch einen Begriff von Menschenwürde; sie sind so ganz und gar passiv, daß man zweifeln muß, ob sie überhaupt fähig sein, auch unter allen nur denkbaren günstigen Verhältnissen auf eine etwas höhere Stufe zu gelangen.

Die Franzosen stellen jetzt diesen Wilden einen Heilsatz entgegen und sagen: „Ihr müßt euch entweder zu uns emporschwingen oder zu Grunde gehen." Das ist allerdings unbarmherzig, aber zu umgehen ist die Antwort nicht: „Es handelt sich nun darum, zu erproben, ob Anleitung und Erziehung diese Schwarzen auf eine solche Stufe innerer Ausbildung zu erheben vermögen, welche ihnen ein Anrecht giebt, in den neuen Verhältnissen überhaupt zu existiren; ob überhaupt die geistige Fähigkeit ihnen innewohnt, die Begriffe: Arbeit, Pflicht, Gesellschaft überhaupt zu begreifen." In Australien sind diese Versuche fehlgeschlagen, der Squatter hat die Wilden nicht geschont, und auf Tasmanien sind die-

Digitized by Google

Port de France auf Neu-Caledonien.

Digitized by Google



Eingeborne auf Neu-Caledonien.

Digitized by Google

selben völlig ausgerottet worden. Die Zukunft muß lehren, was die Franzosen aus Neu-Caledonien machen.

Jedenfalls ist die Insel ein werthvolles Besitzthum. Sie liegt zwischen 20° 10′ und 22° 26′ südlicher Breite und 161° 35′ bis 164° 35′ östlicher Länge von Paris; die Breite beträgt durchschnittlich 10, die Länge 66 Lieues. Sie ist gebirgig, die Höhenzüge folgen der schrägen Richtung der Insel selbst, und sind nirgends höher als 1200 Meter, also noch nicht 4000 Fuß. Von ihnen kommen viele kleine Gewässer herab, welche dann im Flachlande Moräste bilden; Wald und Weideland wechseln miteinander ab. Victor de Rochas, welcher sich 1859 in Neu-Caledonien aufhielt, bemerkte, daß die Aecker bei den Dörfern gut bestellt werden, zumeist mit Taro, Ignamen, Zuckerrohr, Bananen und Bataten. Was die Thierwelt anbelangt, so fehlen Batrachier völlig, und von Reptilien kommen nur einige wenige Eidechsenarten vor; auch schwimmt dann und wann eine Seeschlange an's Ufer. Zuweilen lassen sich Heuschrecken in ungeheuern Schwärmen nieder, fressen dann weit und breit die Gegend kahl, und ihre verwesenden Leichen verpesten die Luft. Uebrigens erscheint diese Plage nur in langen Zwischenräumen.

Die Regen- oder Winterzeit beginnt im Anfange Januars und dauert bis April, dann folgt die trockene Zeit in allmäligen Uebergängen. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt zwischen 22. und 23. Grad Celsius. Vom Mai bis November ist das Wetter mild und angenehm bei Tage und frisch bei Nacht; Januar und Februar sind die heißesten Monate. Der Thaufall ist für eine tropische Gegend verhältnißmäßig schwach, Stürme sind selten und kommen nur vor, wenn der Winter einsetzt und der erste Regen auf den heißen Boden fällt und Dämpfe sich entwickeln. Der Ostfürdstpassat ist vorherrschend. Die Regenzeit ist auch die Zeit der Stillten (Calmen), die aber nicht lange dauern und sich meist bei Sonnenuntergang einstellen. Im Januar toben dann und wann Orkane, die aber bei weitem nicht so heftig sind als in Westindien. Das Klima läßt in Bezug auf die Gesundheit nur wenig zu wünschen übrig. Allerdings ist während der Regenzeit die Hitze manchmal sehr lästig, aber dalo folgt dann eine angenehme Kühle. Merkwürdig erscheint der Umstand, daß trotz der vielen Sümpfe und Moräste und der Bewässerung der Tarofelder das Sumpffieber fast gar nicht auftritt, und die Aerzte nur selten Chinin anzuwenden brauchen. Die Europäer haben des Acker- und Straßenbaues halber vielfach Urboden aufgebrochen, bei Port de France einen Sumpf trocken gelegt, und trotzdem hat sich auch nicht ein einziges Mal intermittirendes Fieber gezeigt. Bei jener Ortschaft liegen Moräste von süßem und brakigem Wasser, über welche der Wind streicht, und doch ist weder bei den Soldaten noch bei den Ansiedlern jemals das Fieber zum Vorschein gekommen. Auch die Eingeborenen bleiben davon verschont. Sie wohnen am liebsten dicht am Meere oder an den Flüssen, bauen ihre Hütten gern an feuchten, ja sogar sumpfigen Plätzen, schlafen fast unbekleidet auf der Erde und bleiben doch gesund.

Die Neu-Caledonier sind oceanische Neger, haben eine rußig-schwarze, in's Chokoladenbraune übergehende Hautfarbe, schwarzes wolliges Haar, ziemlich viel wolligen Bart, breite, gequetschte, tief zwischen den Augenhöhlen liegende Nase, dicke Lippen, die aber nicht so wulstig sind wie bei den Afrikanern; die Jochbeine stehen vor, die Schneidezähne sind prognath, die Stirn ist hoch, schmal und convex, der Kopf in der Quere sehr abgeplattet, besonders an den Schläfen. Die mittlere Größe dieser Leute kommt etwa jener der Franzosen gleich; Rumpf und Glieder haben gute Verhältnisse, auch sind Brust- und Muskelentwickelung gut. Im Allgemeinen haben sie manches Uebereinstimmende mit den Bewohnern des Fitschi-Archipels, die jedoch besser gebaut sind und eine hübschere Hautfarbe haben. Als häßlich kann man den neucaledonischen Mann nicht geradezu bezeichnen; Manche haben sogar regelmäßige Züge, namentlich an der Ostküste, wo wahrscheinlich mit braunen Polynesiern Vermischung stattgefunden hat. Man weiß z. B. ganz bestimmt, daß vor nicht gar langer Zeit von Uvea (der Insel Wallis) Auswanderer nach den östlich, ganz in der Nähe von Neu-Caledonien liegenden Loyalty-Inseln kamen und dorthin den Namen ihrer Heimathinsel und ihre Sprache verpflanzten. Sie vermischten sich mit den alten Einwohnern, und die Mischlinge sind ein hübscherer Menschenschlag geworden als jene. Die caledonischen Frauen sind äußerst häßlich; sie scheeren das Kopfhaar ab, durchbohren das Ohrläppchen, müssen angestrengt arbeiten und altern frühzeitig. Sie sind kleiner als die Männer, werden im zwölften oder dreizehnten Jahre mannbar, nehmen oft erst im Alter von vierundzwanzig Jahren einen Mann, und gebären nicht viele Kinder. Diese werden mindestens drei, oft fünf bis sechs Jahre lang gesäugt. Die Männer altern weniger rasch, doch kommen nur wenige zu hohen Jahren. Sie können die Jahre nicht zählen, und wissen also nicht, wie alt sie sind. In Balabea kannten die Missionäre 1847 einen Mann, welcher bei Cooks Anwesenheit auf der Insel geboren wurde. Das Erscheinen des ersten Europäers auf Neu-Caledonien war ein Ereigniß, das man nicht vergessen hat. Mancher Greis war angewiesen hinfällig und sah aus, als wäre er uemzig Jahre alt; er war aber nur dreiundsechzig, denn Cook landete im Jahre 1774.

Die Caledonier haben, als echte Wilde, ein ungemein scharfes Auge und feines Gehör, sind gewandt, lansen gut, können augenblicklich eine bedeutende Kraft entwickeln, aber diese hat keine Dauer. Wahrscheinlich rührt das von ihrer Nahrungsweise her. Ehemals hatten sie kein anderes Fleisch als ihr eigenes, denn Thiere fehlten der Insel; aber es gelüstete sie sehr nach Fleisch. Bogen und Pfeile, um Vögel zu schießen, besaßen sie nicht. So verfielen sie aus physiologischem Drange auf die Anthropophagie. „Wir müssen fleisch essen, und deshalb Krieg führen", entgegneten sie den Missionären. Das Menschenfressen war nicht etwa ein unnatürliches Laster bei Wilden, die auf einer Insel vereinsamt wohnten, auf der ihnen die Fleischnahrung fehlte. Seitdem sie Schafe, Kühe, Ziegen und Schweine haben, gelüstet es sie nicht mehr nach Menschenfleisch.

Aus den Erinnerungen eines australischen Waidmannes.

Jagd auf Kängeru's und Fasanen.

Als wir neulich im Thiergarten zu Dresden zwei muntere Kängeru's lustig umherhüpfen sahen, erfreuten wir uns daran, wie diese Kinder der australischen Wildniß so zahm geworden und dabei doch so unbefangen geblieben sind, als wären sie in ihrem heimathlichen „Busch." Sie ersetzen in Neu-Holland unsern Hirsch, welcher jenem Inselconti-

Digitized by Google

nente fehlt. Den Naturforschern sind schon zwanzig bis dreißig Species bekannt, von denen manche auf Neu-Guinea vorkommen.

Die Gestalt des Thieres kennt jetzt bei uns jedes Kind, und wir brauchen sie nicht näher zu schildern. Aber wir wollen Einiges aus den Aufzeichnungen eines australischen Jägers mittheilen, welcher, landeinwärts von Port Philipp, Jahrelang dem edlen Waidwerk oblag, vorzugsweise dem Kängeru nachstellte und dasselbe in allen seinen Eigenthümlichkeiten beobachtete. Die langen Hinterbeine, sagt er, scheinen auf den ersten Blick in keinem Verhältniß mit der Größe des Thieres zu stehen, eignen sich aber vortrefflich für den Zweck, für welchen sie da sind. Sie sind dreifach gegliedert und der Schenkel ist gestaltet wie bei andern Thieren das Schulterblatt. Alles ist auf nachhaltige Sprungfertigkeit eingerichtet; der Fuß, welcher das dritte Glied bildet, je nach dem Alter des Thieres 12 bis 18 Zoll lang und mit einem 2 bis 3 Zoll langen, sehr scharfen Nagel bewehrt: die Vorderbeine, oder wenn man so sagen will, Arme sind sehr kurz, aber die Krallen bestehen aus fünf langen Fingern mit scharfen Nägeln. In aufrechter Stellung sitzt das Thier wie ein Eichhörnchen, aber den Schweif streckt es der Länge nach am Boden aus, denn biegen und winden kann es ihn nicht. Beim Laufe springt es in gerader Stellung, schwingt sich vermittelst der Hinterbeine empor, benutzt dabei den Schweif und hält oft die Vorderbeine dicht an die Brust wie ein erfahrener Schnellläufer. So kommt es ungemein rasch vorwärts und man hat Beispiele, daß Kängeru's auf einer Strecke von mehr als vier deutschen Meilen verfolgt wurden, theilweise durch Ströme schwammen und doch nicht eingeholt wurden. In Südostaustralien erreicht die derbe große Kängernart, im Sitzen, eine Höhe von 5 Fuß; das größte, welches ich jemals erlegte, hatte von der Nasenspitze bis zum Schweifende eine Länge von 9 Fuß 6 Zoll. Der Schweif ist an der Wurzel sehr dick und wird nach dem Ende hin immer dünner; bei vielen alten Männchen wird er 3 bis 4 Fuß lang und hat ein Gewicht bis zu 15 Pfr., unter Umständen auch 20 Pfr. Ein altes Männchen macht Sprünge bis zu dreißig (?) Fuß. Der Ausdruck des Gesichts ist mild und sanft, aber die Physiognomie ebenso mannigfaltig und verschieden wie bei den Schafen. Der Kopf hat Aehnlichkeit mit dem einer Damhirschkuh, die Nasenlöcher sind nicht weit, die Ohren groß, und manche Männchen haben eine römische Nase, gerade wie manche Schafböcke auch. Ein ausgewachsenes Weibchen oder ein junger Bock wiegt bis zu 120 Pfr., ein alter Männchen wohl bis zu 200 Pfr. Zum Verkauf kommen nur Hintertheile und Schwanz; der letztere giebt eine kräftige und schmackhafte Fleischbrühe.

Die Farbe ist nach Alter und Geschlecht verschieden, gewöhnlich aber auf dem Rücken dunkel mäusegrau, an den Seiten und am Bauche heller; das Haar ist weich, fein und steht dicht; die Haut kann man gut zu Spritzledern an Wägen verwenden. Hin und wieder, aber selten, kommen Böcke vor, die weiß sind. In den Wäldern, welche ich durchstreifte, fand ich zwei Arten Kängern's; eine größere, die auch auf freien Ebenen häufig vorkam und gewöhnlich in starken Rudeln auftrat, und eine kleinere, welche dunkler und unter dem Bauche röthlich war. Diese liebt einsame Gegenden, buschige Schluchten und kommt in Rudeln von höchstens einem Dutzend vor. Das Fleisch beider Arten ist sehr mager, sieht an Wohlgeschmack hinter unserm Wildpret oder Schöpsenfleisch zurück, selbst die Hunde werden nicht fett davon. Das Thier hat übrigens eine ganz ungemeine Menge Blut.

Das Kängeru hat in seinem ganzen Auftreten viel vom Schaf und vom Damhirsch; es ist schüchtern, aber Auge, Gehör und Geruch sind ungemein scharf. Beim Laufen kann es die gerade vor ihm befindlichen Gegenstände nicht sehen, und läuft nicht selten dem Jäger gerade in den Schuß. Es ist kein Wiederkäuer, lebt gesellig und Rudel von sechzig bis anderthalbhundert Stück sind keine Seltenheit. Nach der Brunstzeit ziehen sich viele alte Böcke in die Einsamkeit der Wälder zurück und verlassen die Heerde, und jedes Rudel hat eine besondere Weidegegend. Es scheint, als ob die verschiedenen Rudel sich nicht unter einander mischen. Am liebsten halten sie sich in offenen Waldungen auf, und äsen Morgens, in der Abenddämmerung und wohl auch bei Nacht. An heißen Sommertagen ruhen sie am liebsten in feuchten Schluchten im Gebüsch, Winters dagegen auf trockenen sandigen Plätzen, gewöhnlich auf Anhöhen, wo sie stundenlang an derselben Stelle bleiben. Es gewährt einen anmuthigen Anblick, sich ein Rudel zu beobachten; einige spielen munter mit einander, während manche am Grase und an jungen Büschen herumnibbeln (— dieser Ausdruck ist zugleich englisch und niederdeutsch, und bezeichnet die Sache vortrefflich —), oder auf der Seite liegen, um sich von der Sonne bescheinen zu lassen.

Etwa um die Weihnachtszeit trennen sich die Jungen von den Müttern und bilden eigene Rudel, manchmal von fünfzig Stück, und sie sehen dann gar niedlich aus; ebenhin ist das Kängern ein sehr reinliches Thier. Nur während der Brunstzeit kommen unter den Männchen harte Kämpfe vor, im Uebrigen leben alle friedlich mit einander. Man kann ein Rudel wie Schafe nach jeder Richtung hin treiben, aber nicht zum Umkehren bewegen. Sie folgen einem Leitbocke. Sie fressen außer dem Grase gern die zarten Sprossen kleiner Sträucher und Haidekräuter und das sogenannte Kängeugras; in angebauten Gegenden richten sie, wie unser europäisches Wild, an den Getreidefeldern Schaden an. In der Gefangenschaft essen sie gern Brot, das sie, gleich den Eichhörnchen, in die Vorderpfoten nehmen. Im Busche leiden sie viel vom Bandwurm; sie können sich lange Zeit ohne Wasser behelfen und haben keine bestimmten Tränkestellen, von denen ihre gewöhnlichen Lagerplätze oft meilenweit entfernt liegen. Sehr gern halten sie sich in der Nähe von Rindviehheerden auf.

Das Kängern gehört bekanntlich zu den Beutelthieren, Marsupialien. Diese tragen ihre Jungen nicht bis zur vollkommenen Reife aus, sondern gebären dieselben in kaum halb entwickeltem Zustande. Die Einwirkung des Mutterkörpers auf die weitere Ausbildung des Jungen geschieht in einer Hautfalte am Unterleibe des Weibchens, die oft einen weiten Beutel oder Sack bildet; das oft ganz formlose, meist noch der Glieder ermangelnde, im Verhältniß ungemein kleine Junge gelangt auf eine noch nicht genau erforschte Art in jenen Behälter, der sich an den Säugern zusammenzieht, einen warmen Schutzort bildet und, weil er zugleich die Zitzen enthält, den Jungen Nahrung darbietet. Diese bleiben lange Zeit in ihrem Schutzorte, zu welchem sie auch dann noch oft zurückkehren, wenn sie sich schon im Freien bewegen können. So auch beim Kängern, das etwa sechzig Tage an den Zitzen der Mutter hängt, dann völlig ausgebildet erscheint und vom Zitzen, an dem es zeither festsaß, abfällt. Aber nun giebt ihm dieser Milch. Das Junge lebt dann so lange im Beutel der Mutter, bis es so weit ausgewachsen ist, daß es denselben verlassen kann. Aber bei jeder Gefahr sucht es in denselben eine Zuflucht. Die Alte packt mitten im schnellsten Springlaufe das Kleine und steckt es mit dem Kopf in den Beutel, aus welchem dann der kleine niedliche Kopf hervorschaut. Sie trägt es so lange mit, bis sie selbst in die äußerste Gefahr geräth; nur dann erst wirft sie das Junge weg, um sich selbst zu retten. Ich war einst Zeuge, als ein Adler ein Kängeru jagte, das ein schon ziemlich

Digitized by Google

Jagd auf Kangurus.

Digitized by Google

Jagd auf den Felsenschwein.

Digitized by Google

erwachsenes Kalb im Beutel hatte. Der schlaue Vogel wagte keinen unmittelbaren Angriff, ängstigte aber ununterbrochen die Mutter, weil er wußte, daß sie das Kalb wegwerfen würde, wenn sie sich völlig erschöpft hätte. Ich schoß den Arbor und auch das Kängeru konnte ich haben. Aber ich konnte es nicht über das Herz bringen, eine Mutter zu tödten, welche so große Anstrengungen gemacht hatte, ihrem Jungen das Leben zu erhalten.

Der Schweizer Caſſella, deſſen wir ſchon früher erwähnten (Globus S. 11) bemerkt, daß die von Jägern verfolgten Kängeru's gern hinter einander in einer Linie laufen und zwar ſo, daß die alten Männchen zuletzt kommen. Wir verfolgten, ſagt er, ein hübſches Rudel mit unſern Hunden. Anfangs ſchien es, als ob wir weit hinter ihm zurückbleiben ſollten, aber wir ſprengten vorwärts, und kamen immer näher und unſere Beute war uns ſicher. Da lief eine der mit uns reitenden Frauen um Gnade für ein Kängeru. Es war ein Weibchen, das ſein Junges aus dem Beutel herausgeworfen hatte, und das Kleine lief nun hinter der Mutter her. Die Hunde waren eben daran, es zu packen, aber wir konnten es retten und mit nach Hauſe nehmen, wo es bald zahm und Aller Liebling wurde.

Die Annahme, daß die pflanzlichen Fähigkeiten der Beutelthiere ſehr ſchwach ſeien, paßt auf das Kängeru nicht im Mindeſten. Der auſtraliſche Jäger, welcher jahrelang beobachtet hat, ſpricht ganz entſchieden aus, daß wenigſtens das Kängeru, Opoſſum und auſtraliſche Katze in dieſer Beziehung mit unſerm Hirſch, Haſen und Fretchen zum allermindeſten auf gleicher Linie ſtehen.

Die jungen Kängeru's ſind ſchon im October völlig ausgewachſen, und werden um die Weihnachtszeit, in der man ſie an Freunde oder an Kinder als anmuthige Hausthiere zu verſchenken pflegt, mit einem Pfund Sterling bezahlt. Sie lieben die Wärme ſehr; man ſteckt ſie deshalb gewöhnlich in einem aus Opoſſumfell verfertigten Beutel und legt ſie in der Mittagsſtunde in die Sonne. Die Mutter hat drei Zitzen im Beutel, wirft aber im Jahre nur ein Junges. Die Paarungszeit fällt in den Januar oder Februar; es wäre gut, wenn man die Kängeru's vom October bis in den März ſchonen wollte. Aber der auſtraliſche Anſiedler betrachtet ſie als ſchädliche Thiere und thut Alles, um ſie in ſeiner Gegend auszurotten; er fängt ſie in Schlingen, ſchießt ſie, macht mit Hunden Jagd auf ſie, blos um ſie zu tödten, und läßt ſie häufig liegen, weil er auf das Fleiſch keinen Werth legt. Es darf alſo nicht befremden, daß ihre Zahl ſich ſchon beträchtlich vermindert hat. Allerdings richten ſie weit mehr Schaden an, als unſere Haſen und Kaninchen, aber doch nur in den angebauten Gegenden, und Auſtralien hat noch ungeheure Steppen und Wüſten, wo man ſie doch nicht zwecklos vernichten ſollte. Das Thier hat auch ſeinen Werth; das aus der Haut bereitete Leder iſt ſeiner als Kalbfell und ebenſo groß, und eine Haut koſtet nur etwa einen halben Thaler.

Der Leierſchwanz.

Das Kängeru iſt, wie ſchon bemerkt, ein harmloſes Thier, aber zugleich ein gefährlicher Feind! Die Krallen des Hinterfußes ſind eine gefährliche Waffe und es kann damit einem Hunde den ganzen Leib aufreißen, wie der Eber mit ſeinen Hauzähnen. Ich habe geſehen, daß es einen Hund mit den Vorderbeinen aufhob, ihn, wie die Bären pflegen, an ſich drückte und nach ihm biß. Ein alter Bock, den ich erlegt hatte, ſprang auf mich zu, fiel aber glücklicherweiſe erſchöpft nieder. Das verwundete Thier ſucht, wie der Hirſch, gern Waſſer auf, und ſucht den Hund, welchen es etwa gepackt, zu ertränken. Sein Leben iſt ſehr zäh; es läuft auch nach einem tödtlichen Schuſſe ſehr weit, bis es dann innerlich verblutet und niederſtürzt. Man muß ihm aber auch dann ſehr vorſichtig nahe gehen, und ſich wohl hüten, in das Bereich der Hinterfüße zu kommen, weil es mit denſelben bis zum letzten Augenblicke gegen ſeinen Feind ausſchlägt. Das iſt mir zweimal begegnet, aber ich war zum Glück ſo nahe an dem Thiere, daß es mir das Fleiſch von den Beinen nicht herabreißen konnte.

Ein ausgezeichneter Jagdbezirk beginnt etwa 35 engliſche Meilen ſüdweſtlich von Melbourne, von wo ſich bis zu den Heads ein theils bewaldetes, theils offenes Vorgebirge erſtreckt. Dort haben wir binnen zwei Jahren mindeſtens zweitauſend Kängeru's geſchoſſen. Wer die Jagd zum Vergnügen treibt, verfolgt das Thier in offenen Gegenden und Waldlichtungen zu Pferde mit guten Hunden. Dies iſt die ariſtokratiſche Art und Weiſe zu „kängeruen," wie man ſich in Auſtralien ausdrückt. Gute, zu dieſer Jagd ſorgfältig abgerichtete Hunde von ſchottiſcher Zucht ſtehen hoch im Preiſe, weil ſie ſelten ſind; die meiſten Kängeruhunde ſind nicht von reinem Schlage. Ein Hund, welcher mit dem verfolgten Kängeru Schritt halten, daſſelbe nieder-

bringen und sich doch vor dessen Hinterkrallen sichern will, muß sehr vorsichtig sein und darf ihm nur auf den Nacken springen. Junge Hunde sind meist unvorsichtig und müssen lebhaft bezahlen; wenn sie aber erst ein paar Krallenhiebe bekommen haben, werden sie klüger. Ich schieß an jedem Tage, an welchem ich auf den Anstand ging, mit leichter Mühe ein Paar Känguru's. Manchmal kamen Freunde aus Melbourne und wir hielten dann ein großes Treiben. Wenn ich allein war, also die gehörige Ruhe hatte, zielte ich immer nach dem Nacken.

Selbst Jägern von Handwerk wird das ununterbrochene Jagen auf Känguru's langweilig und sie bringen Abwechselung in ihr Geschäft, indem sie den Wasservögeln nachstellen, die an den geigneten Oertlichkeiten in unzähliger Menge vorhanden sind, oder sich nach dem australischen Fasan umsehen, einer Menura superba, welchen die Eingebornen, nach dem ihm eigenthümlichen Rufe, den Bulla Bulla nennen. Er ist in abgelegenen Schluchten der Bergketten sehr häufig, namentlich in den Dandenongbergen, an den Plentyketten, in der Quellgegend des Yarra, am Baßflusse ꝛc. An sich ist das braune Gefieder dieses Vogels nicht hübsch; er erreicht die Größe unsers Fasans. Aber der Schweif des Männchens ist wunderschön und sehr lang; die Federn sind mit Fasern bekleidet wie beim Paradiesvogel, haben die Gestalt einer Lyra und beide äußerste Federn sind nach auswärts gekrümmt. Dieser „australische Fasan" gehört zu den schönsten Vögeln in der Welt, hält sich meist an der Erde im dichesten Gesträuch oder neben umgefürzten Baumstämmen auf und man sieht ihn selten fliegen. Der Jäger muß still liegen und seinen Ruf nachahmen; auch thut er wohl, wenn er einen schwarzen Mann zum Begleiter nimmt. Die Eingebornen kennen seine Eigenthümlichkeiten; sie gehen im September, wenn der Schweif am schönsten ist, in die Schluchten und kommen gewöhnlich mit reicher Beute zurück. Ich habe Nest und Eier gesehen. Das erstere war breit und gewölbt, die letzteren hatten eine dunkelschokoladenbraune Farbe.

Die neuen Entdeckungsreisen in Afrika.

I. In Centralafrika und im Westen.

Während die Engländer nur mit Widerstreben anerkennen mögen, daß Deutschland auch in der Wissenschaft der Erd- und Völkerkunde unstreitbar den ersten Rang einnimmt, und unsere Forschungsreisenden durch Kühnheit, Ausdauer, Vielseitigkeit und Gediegenheit der Kenntnisse in vorderster Reihe stehen, wird dieser Vorrang in Frankreich gern und willig zugegeben. Alfred Maury sagte 1860 in seinem Jahresberichte an die geographische Gesellschaft zu Paris: „Deutschland liefert auch seine Beiträge zu den Entdeckungsreisenden, und ihren Forschungen ist eben so wohl das Gepräge des Scharfsinns und der Gründlichkeit aufgedrückt, wie ihren gelehrten Arbeiten. Man wendet sich an die Deutschen, wenn es darauf ankommt, irgend ein großes geographisches Problem zu lösen und dasselbe mit allen übrigen Zweigen der Wissenschaft in Verbindung zu bringen."

Für diesen Ausspruch des französischen Geographen liefern auch unsere Reisenden in Afrika den Beleg, schon seit den Tagen des alten Kolbe, welcher hundert Jahre vor Lichtenstein das Kapland gründlich erforschte und beschrieb. Hornemann war ein Pionier für Erforschung der Sahara. Und wenn der Leser einen Blick auf die Karte wirft, so wird er sehen, auf wie weiten Strecken der Schleier, welcher auch jetzt noch über einem großen Theile von Afrika liegt, durch Deutsche gelüftet worden ist. Wir sind weit entfernt, die Verdienste ausländischer Reisenden nicht nach Gebühr anerkennen zu wollen, die Gerechtigkeit erfordert indeß, daß wir jene unserer Landsleute nach Verdienst in den Vordergrund stellen. Auch wir haben in Afrika Märtyrer der Wissenschaft zu betrauern, aber das unglückliche Geschick derselben entmuthigt unsere Reisenden nicht. Overweg, Vogel, Schönlein und Roscher erlagen dem bösen Klima oder dem Pfeil der Barbaren; doch Karl von der Decken ist in Sansibar und Theodor von Heuglin unterwegs, um das Innere des östlichen Sudan zu erforschen und wo möglich zuverlässige Nachrichten über Eduard Vogels Schicksal zu erhalten.

Heinrich Barths große Reise von Tripolis am mittelländischen Meere nach Süden hin bis an den Binue und von Kuka am Tsad gen Westen bis nach Timbuktu, macht für die Forschungen im Norden des Aequators Epoche, in wissenschaftlicher Beziehung weit mehr, als des nicht minder zähen und unerschrockenen Livingstone's Wanderung von den Mündungen des Sambesi quer durch das Festland nach Loanda. Barth kennzeichnet uns, wenn nicht in lebhafter, spannender Schilderung, doch anschaulich und mit musterhafter Gründlichkeit, die Wüste, das Herz des innern Sudan, das Reich Bornu und die von den Fellata eroberten Landschaften. Wir folgen ihm an den mittlern Niger, welchen, wie den Binue, vor ihm keines Europäers Auge gesehen, und leben mit ihm in Timbuktu, wo viele Monate lang sein Leben täglich bedroht war. Durch ihn wissen wir Näheres über die Bodenverhältnisse der Sahara, und daß im Sudan die eigentlichen Gebirge nicht zusammenhängende Ketten, sondern vereinzelte Bergmassen bilden, z. B. der Atantika in Adamaua, der Mendif in Mándara, der Hómbori in Talla. Durch ihn kennen wir die Region zwischen der Oase Rhat und Kátsena, 12. Breitengrade; zwischen Kuka und Yola, 6. Breitengrade; Másena und das Land der Musgos, Bagbirmi, Aramaua, Kótelo; den Binue, den Faro, den mittlern Niger, die Fellatalande, Asben und Aghades. Er wirft helle Lichtstrahlen in das Dunkel der Geschichte dieses innern Sudan und malt uns das Leben und Treiben der Tuareks, dieser Zmoschahr, welche mit den Berbern im Atlas einem und demselben Volksstamm angehören, die Wüste bis zum atlantischen Ocean beherrschen und, immer weiter nach Süden vordringend, schon auf das rechte Ufer des Nigers hinüber gegangen sind. Dort stoßen sie mit den Fellata zusammen, die ihrerseits sich immer weiter nigeraufwärts vorgeschoben haben, während ihre drei Reiche in Verfall gerathen. Barth gelangte glücklich heim; seine Gefährten ruhen unter afrikanischem Sande, Richardson in Unguruttua, Overweg nahe dem Tsad-See, dessen Inseln er erforscht hatte. Vogel war später gekommen. Als er am 1. December 1854 auf dem Wege nach Kano durch den dichten Wald von Bundi ritt, traf er mit Heinrich Barth zusammen, der von Timbuktu zurückkehrte, nachdem man ihn längst für todt gehalten hatte!

Barth ging von Norden her mitten durch die große Wüste; vor ihm hatte 1850 ein Franzose, Leopold Panet,

Digitized by Google

den westlichen Theil derselben von St. Louis am Senegal aus nach Norden hin bis Mogador, dem bekannten marokkanischen Handelsplatz am atlantischen Ocean, durchzogen. Durch ihn sind mehrere Oasen zwischen dem 17. und 28. Grade nördl. Breite bekannt geworden, insbesondere Aderer oder Ardrar, mit der Hauptstadt Wadan. Weiter westlich liegt Schinghit, das beträchtlichen Salzhandel treibt, und zwei Tagereisen südöstlich die Stadt Atar. Der Verkehr auch in dieser westlichen Sahara ist weit lebhafter, als man

früher allgemein annahm. Auch Nun oder Glimim, eine Stadt der Aït-Hassan-Araber, ist ein wichtiger Marktplatz, auf welchem die aus Marokko kommenden europäischen Waaren gegen Gummi, Ziegenhäute, Kameelhaar, Wolle und Straußfedern ausgetauscht werden. Von Nun nach Mogador zog Panet fast immer der Küste entlang über mehrere geleisig laufende Gebirgsketten.

Die Franzosen sind fortwährend sehr eifrig, das Land im Süden Algeriens näher zu erforschen, weil ihnen daran liegt, den Handel aus dem Innern so viel als möglich nach ihren Besitzungen zu lenken. Wir wollen von den neueren Reisenden nur Buderba's und Duveyriers erwähnen. Der erstere unternahm 1858 einen Ausflug nach der schon von Barth besuchten Oase Rhat oder Ghat, aber von Nordwesten her, über Laguat durch das Dünenland, El Udsche, welches eine Breite von ungefähr hundert Stunden einnimmt. Er kam durch das Land der Aseguer-Tuareks und nach Aïn Hadschadse, wo die von Timbuktu und Tuat nach Mekka bestimmten Pilgerkarawanen Halt machen. Buderba ist ein Dolmetscher und seine Nachrichten über das Land sind von Interesse. Auch er machte eine ähnliche Bemerkung wie Panet, daß nämlich die Sahara bei weitem nicht so dürr und unfruchtbar ist, als man bisher glaubte; fast überall kann man durch Brunnengraben Trinkwasser erhalten.

Kabylien ist vielfach von dem Major Aucapitaine durchzogen worden; die algerische Sahara hat während der letztverflossenen dritthalb Jahre Heinrich Duveyrier

Digitized by Google

nach verschiedenen Richtungen hin durchforscht; auch er wollte nach Rhat. Zu Anfange des Jahres 1860 ging er von Biskra nach El Uëd, um dort mit der von Suf kommenden Karawane zusammenzutreffen. Mit dieser zog er in's Belad el Dscherid, einer Provinz von Tunis, die noch wenig bekannt war. Dort besuchte er, nachdem er das große Schott, dieses zur Süden ausgetrocknete Meer, durchzogen, die zwischen Palmenhainen sich weit hindehnende Stadt Nafta, welche etwa 8000 Einwohner zählt, und ging dann nach Tofer, der Hauptstadt des Dscherid, und weiter nach Nefsawa, einem Archipel von Oasen, in welchem mehr als hundert Dörfer liegen sollen; bis dorthin drangen, wie sich aus allerlei Gertrümmer ergiebt, einst die Römer vor. Noch jetzt sind die Ruinen der alten Stadt Tacape vorhanden. Während Duveyrier das südliche Tunesien durchstreifte, entdeckte einer seiner Landsleute, Victor Guerin, mehr als fünfhundert alte Inschriften und die Namen von zehn bisher unbekannten Städten aus der Römerzeit. Darauf trat Duveyrier, der nach Biskra zurückgekehrt war, einen Zug in die Gebiete der Tuareks an; denn den Franzosen liegt viel daran, mit diesen Beherrschern der Wüste in freundschaftliche Beziehungen zu kommen; sie bieten, wie bemerkt, Alles auf, um die Karawanen von Tripolis und Tunis ab- und nach Algerien zu ziehen. Mit Lebensgefahr durchwanderte er die etwa siebenzig deutsche Meilen breite, völlig wasserlose Wüste bis nach Ghadames, einer Oase, die man als den Verpesten der großen Sahara bezeichnet. Dort blieb er vom August bis September und ging dann nach Tripolis zurück, um gleich nachher auf einem neuen Wege durch Tibel Nefusa wieder nach Ghadames und von dort nach Rhat vorzudringen.

Um die Erforschung der Senegalländer hat sich Faidherbe große Verdienste erworben. Die Franzosen haben dort ihre Herrschaft nach dem Innern hin bis Bako am Faleme und bis Dakkar ausgebreitet; Pascal wurde 1859 in das goldreiche Bambuk, namentlich in die Provinz Tamba Ura gesandt, von dessen Gebirge Gold herabgeschwemmt wird. Das Volk, die Malinke, erhält Feuerwaffen vom Gambia her. In ihrem Gebiete liegt der Wasserfall von Guina; der Senegal ist dort etwa 1200 Fuß breit und stürzt 150 Fuß hinab. Der Pascal hatte kein Europäer diese großartigen Kataraften gesehen.

Vom Senegal aus drang der Schiffsfähndrich Mage unter großen Gefahren, und nachdem die Mauren ihn zweimal ausgeplündert, bis nach Tagant vor, einem Gebirgsland, das etwa vierzig Meilen nördlich von Bakel liegt; Vincent ging von St. Louis nach Norden durch das Gebiet der Trarza in das Land Tiris und nach Adrar. Tiris liegt nordöstlich vom Kap Blanco zwischen 21. und 23.° nördl. Br.; in seinem östlichen Theile findet man die große Sebcha von Ischil, eine ungeheure und unerschöpfliche Masse von Steinsalz, ungefähr 8 Meilen lang und 3 Meilen breit. Dort werden jährlich etwa 20,000 Kamele mit Salz beladen.

Von großem Interesse ist auch die Reise, welche der französische Seelieutenant Lambert im Februar nach Futa Djalon unternahm, jener höchst interessanten Berglandschaft in Westafrika, welche vom 11. und 12.° nördl. Br. durchschnitten wird. Von der centralen Hochebene derselben strömen der Senegal, Gambia und Faleme, der Niger, der Rio Nuñez und eine große Anzahl anderer Wasserläufe nach verschiedenen Richtungen hin. In dieser Region lebt eine dichte Bevölkerung; durch sie wird bald der europäische Handel an der Küste auf direkte und sichere Weise die Märkte am oberen Niger erreichen. Dort ist auch ein Stammsitz der Fellata (Peuls, Fulbe), mit deren Häuptlingen die Franzosen freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen bemüht sind. Das war auch der Zweck Lamberts, dessen höchst anziehende Reise wir in einer der nächsten Nummern des „Globus" mittheilen werden.

Wir wenden uns weiter nach Süden an den untern Niger oder Quorra. Im Jahre 1857 war in England ein Dampfer ausgerüstet worden, welcher den Strom so weit als möglich hinaufahren sollte. An der Spitze der Expedition stand Dr. Baikie, ein tüchtiger Mann; das Schiff, die Pleiade, wurde aber so nachlässig geführt, daß es bei Rabba scheiterte; man hatte die Flußkarte Beecroft, der 1845 in der Etiope über Rabba hinaufgekommen war, an Bord, ließ aber dieselbe unbeachtet. Die Mannschaft rettete sich und blieb zunächst ein ganzes Jahr in Rabba, von wo aus sie durch das Land Yoruba eine Verbindung mit der Seekküste bei Lagos herstellte. Glover machte von Rabba aus Reisen am Niger landein, fand, daß der Strom bei Waru einen Wasserfall bilde, und kam bis Bawa und Busta, also bis dahin, wo Munge Park seinen Tod fand. Durch May wurde das Innere von Yoruba näher bekannt, und Baikie unterhielt freundschaftlichen Verkehr mit dem Könige von Nufi. Im Oktober 1858, ein Jahr nach dem Schiffbruch der Pleiade, kam der Dampfer Sundeam und holte die Expeditionen nach Fernando Po ab, wo sie neu eingerichtet wurde. Mit dem Dampfer Rainbow fuhr sie wieder streman; das Schiff hatte jedoch 4 Fuß Tiefgang und fand im Monat Januar 1859 zu wenig Wasser; der Quorra steigt erst im Monat Juni. Baikie mußte also umkehren, schiffte nach Lagos und zog auf dem von May eröffneten Wege durch Yoruba wieder nach Rabba. Von dort aus hat er seitdem seine Forschungen an beiden Ufern des Niger fortgesetzt, bis über die Mündung des Binue hinaus, und ist bis Bida im Lande Nupi oder Nuffi gelangt, wohin noch kein Europäer vor ihm gekommen war.

Von nicht geringem Interesse sind die Reisen du Chaillu's, welcher im Auftrage der Akademie der Naturwissenschaften zu Philadelphia das westafrikanische Küstenland im Süden des Gabunflusses zu beiden Seiten des Aequators, bis etwa hundert deutsche Meilen weit in's Innere, erforschte. Er setzte sich vier Jahre lang, bis 1858, unablässig großen Gefahren aus, trotzte aber doch etwa fünfzig Fieberanfällen und war glücklich genug, eine Anzahl von Gorilla-Affen zu erlegen, dieser wildesten und furchtbarsten Affen, die bisher nur wenig bekannt gewesen sind. Du Chaillu fand, daß etwa 25 Meilen von der Küste landeinwärts eine dreifache Gebirgsreihe zieht, deren Hauptketten er für eine Fortsetzung des Kongogebirges hält. Jene, welche von der Küste, Fernando Po gegenüber, bis zum Flusse Muni läuft und weiter landein sich mit dem Kongogebirge vereinigt, ist als Sierra del Cristal bekannt. Der Reisende kennt in der vor ihm nicht erforschten Gegend im Norden des Aequators drei schiffbare Flüsse, nämlich den Muni oder Deutscher, den Munda und Gabun, und hat über das Wassersystem im Innern eine Menge werthvoller Nachrichten gesammelt. Manche Ströme beschiffte er, fand das Land sehr ungesund, gewann aber reiche Ausbeute an Vögeln. Auch über die Sitten und Gebräuche der schwarzen Bewohner erhalten wir von ihm werthvolle Mittheilungen. Er zeigt, wie tiefe Nacht der Barbarei auf ihnen liegt, und daß alljährlich Tausende von Menschen getödtet werden, weil man sie im Verdachte der Zauberei hat. Als vor einigen Jahren der Negerkönig am Kap Lopez starb, wurden sechszig Leute abgeschlachtet, welche man für betheiligt bei böser Hexerei hielt; man glaubte, der König sei durch Zauber aus dem Wege geräumt worden. Es ist kennzeichnend für die Zustände, daß der König der Apingi zu Ehren des weißen Mannes und um demselben ein schmackhaftes Abendessen zu

Digitized by Google

geben, einen Mann abschlachten lassen wollte. Wir haben über du Chaillu schon in der vorigen Nummer berichtet.

Das einst viel genannte Königreich Congo, welches seit langer Zeit in Verfall gerathen ist, wurde 1857 von dem Weltfahrer Adolf Bastian aus Bremen besucht. Er fand in der Hauptstadt San Salvador, wohin seit langer Zeit kein Europäer gekommen war, Alles in Trümmern und in der Regentin eine ganz gewöhnliche Negerfrau. Von dem frühern Pomp eines barbarischen Hofes ist nichts übrig geblieben als ein hohles Titelwesen; zertrumpte Schwarze führen die Titel Herzöge, Marquis, Graf, und tragen ein Kreuz, das sie als Christusorden bezeichnen. In demselben Jahre 1857 fuhr Kapitän Hunt mit der Alecto den Congofluß aufwärts, welcher durch die Expedition Tuckey's 1816 eine so traurige Berühmtheit erlangt hatte; denn fast die gesammte Mannschaft war gestorben. Der Strom hat einen ungemein gewundenen Lauf und viele Wasserfälle, unter welchen die von Gallala am beträchtlichsten sind.

Von großer Wichtigkeit erscheinen die Reisen des Ladislaus Magyar im Innern Südwestafrika's, weil sie eine bisher sehr mangelhafte oder gar nicht bekannte Region erschließen. Magyar war im Januar 1849 von San Felipe de Benguela aufgebrochen und mit der großen Jahreskarawane landeinwärts nach Bihé gezogen, wo er sich dauernd ansiedelte und mit der Tochter eines Königs vermählte. Von dort aus unternahm er weite Reisen, auf welchen er auch, von Süden hin nach Norden, den Weg, welchen Livingstone von Osten nach Westen her gemacht, durchkreuzte. Er giebt eine Menge werthvoller Nachrichten über die Kimbunda-Stämme, über den Zaire, Kalunda und den Kabsabi, über Kamba und das Land am Kunene. Seine Wanderungen umfassen den Landstrich zwischen dem 8. und 15.° südl. Br. in den Kimbunda-Ländern, zwischen dem 9. und 11.° im Mun-Ganguella-Lande, beide zwischen 19. und 27.° östl. L. von Greenwich. Im Jahre 1853 hatte er von der portugiesischen Regierung zu Mossamedes den Auftrag erhalten, den Fluß Kunene zu erforschen; auch sollte eine Expedition ausgerüstet werden, um die Schiffbarkeit des Stromes näher zu untersuchen. Man wußte, daß derselbe durch eine fruchtbare, an edlen Metallen reiche Gegend fließe, hatte aber keine genauere Kunde über die Mündung. Er entspringt in Kano, einem Gebirgslande, und mündet unter etwa 16½° südl. Br. Dem Schweden Anderssen, welcher schon früher die Lande der Damaras, der Ovampo und Ovaherero durchzogen hatte, war es 1860 gelungen, von Süden her bis an den Fluß Okavango vorzurücken, den wir früher nicht kannten. Die Missionäre Hahn und Rath haben viele neue Nachrichten über das Leben und die weite Verbreitung der sogenannten Buschmänner gegeben, die viel höher nach Norden hinaufreichen, als man gewöhnlich annahm. Beide zogen an den Flüssen Omuramba und Ovampo hin, in welchen sie Krokodile fanden, und kamen im August 1857 an einen See, der etwa 15 Wegstunden im Umfang hat und aus welchem der Omuramba abfließt. Die weite Gegend von der Walfischbai nach Norden hin bis zum Kunene ist stärker bevölkert, als man früher glaubte; die Ovampo haben in den Otjoherukatukergen Kupfergruben und die Missionäre fanden Riesenbäume, deren Stamm 20 Fuß Durchmesser hatte.

England und die indische Baumwolle.

Die Civilisation hängt in der That an einem Baumwollenfaden. Man denke sich, daß die vier bis fünf Millionen Ballen, welche seither jährlich aus den südlichen Staaten Nordamerika's in den Handel kommen, auch nur zwei Jahre ausbleiben! Das Unglück wäre unermeßlich, weil Millionen Arbeiter dann ohne Beschäftigung wären und alle Lebensverhältnisse in Europa eine völlige Umwälzung erführen. Wie gehen heute nur Andeutungen, weil wir diese Lebensfrage gelegentlich im Globus eingehender erörtern wollen, bemerken aber, daß seither alle Bemühungen, einen Erfolg für die nordamerikanische Baumwolle zu finden, den Erwartungen nicht entsprechen haben. Wir begreifen die ängstliche Spannung, mit welcher man namentlich in England auf die von einer fanatischen und gewissenlosen Partei des Nordens, der sogenannten republikanischen, heraufbeschworene Krisis Nordamerika's, betrachtet. Man muß nordamerikanische Baumwolle haben, denn was sollte aus Manchester und ganz Lancashire werden, wo man schon im August die Arbeitszeit auf die Hälfte eingeschränkt hat?

Man setzt in England große Hoffnungen auf Afrika; aber auch dort würde die Baumwolle ein Erzeugniß der Zwangsarbeit sein, wenn man die Waare regelmäßig und in großer Menge, also dem Bedarf und der Nachfrage gemäß, erhalten wollte. Der freie Neger arbeitet in tropischen Gegenden entweder gar nicht oder doch äußerst unregelmäßig. Aber im besten Falle müßten immerhin wenigstens zehn Jahre vergehen, ehe eine Lücke, welche Amerika ließe, von Afrika her ausgefüllt würde. Nun hofft man von Ostindien Rettung. Wir haben gute Gründe zu der Annahme, daß dieses Land in Betreff der Baumwolle nur substdiarisch einspringen, nicht aber das nordamerikanische Erzeugniß ersetzen und daßselbe überflüssig machen kann. Auch ist und bleibt Ostindien ein unsicherer Besitz, wo wenigstens zeitweilig Gefahr eintreten und der Baumwollenbau unterbrochen werden kann. Indessen sind die Anstrengungen der Engländer, diesen Anbau in Indien zu heben, nicht ganz mißlungen und aus liegen darüber interessante Berichte vor.

Die „Manchester Cotton Company" hielt am 27. August eine Sitzung, um Mittheilungen ihres Vorstehenden anzuhören. Sie beschloß, einen Sachverständigen, Herrn Haywood, nach Indien zu schicken. Angenehm waren ihr die Eröffnungen, daß die Regierung besonders mit Rücksicht auf die Verschiffungsplätze der Baumwolle, die Anlagen und Besserung von Verkehrswegen nachdrücklich betreiben lassen werde. Die Straßen am Khyg Ghat von Darwar (an einem obern Zufluße des Krischna, also im Westen, landeinwärts von Goa), nach dem neuen Hafen Sedaschegar, wird man rasch vollenden, am Hafen eine Anlände und Dämme bauen, der Manchester-Company bequem gelegene Stellen zur Anlage von Preßhäusern, Austörnungsmaschinen und Vorrathsspeichern verabreigen. Sämmtliche Behörden in den Präsidentschaften Bombay und Madras sollen angewiesen werden, Herrn Haywood und seinem Begleiter Forbes hülfreich an die Hand zu geben. Beide werden in Bombay landen, sich unverweilt nach Darwar begeben, Agenten bestellen, Baumwolle kaufen, sie reinigen lassen und verschicken. In Sedaschegar sollen sie den Hafen untersuchen, und sich überzeugen, ob er sich zur Baumwollenverschiffung besser eigne als Kumtah und andere benachbarte Seeplätze, und die im Bau begriffene Straße von Sedaschegar durch die Ghats (das Küstengebirge) nach Buntakpur bereisen und sich in die Baumwollendezirke von Darwar begeben, um dort eine Centralstation zu errichten und Cotton Gins (Entkörnungsmaschinen) und Pressen aufzustellen. Auch sollen sie Agenten für den Ankauf der Baumwolle ernennen. Haywood wird dann besuchen die Baumwollendezirke Lingsur, Bellary, Bangalore, Nasschur Dsud und Maissur, Coimbatur, Palghat, Tinnevelly,

Digitized by Google

Madura, Salem, Madras, Koringa, Schandab, Nadjpur, Umrauti und Randebich; dann soll er gehen von Bombay nach Surat, Broatsch, Baroda, Ahmedabad, Raitot, Dhellera und Gogo. Die Direktoren der Manchester-Company senden eine Menge von Maschinen nach jenen Gegenden, die im Februar 1862, wenn die Baumwollenernte in jenen Gegenden beginnt, aufgestellt sein werden, und giebt außerdem 20,000 Pfund Sterling aus, um den Anbau aufzumuntern und zu regeln; außerdem verwendet sie im laufenden Jahre zu demselben Zweck in Westafrika 1500 Pfund Sterling.

Im Unterhause kam die indische Baumwolle am 25. Juli zur Sprache und der Colonialminister Sir Charles Wood ging näher auf dieselbe ein. Die Zufuhr werde im Laufe des Jahres jedenfalles beträchtlicher sein als je zuvor. Bereits seien 620,000 Ballen aus Indien nach England verschifft worden und etwa 300,000 dürfe man noch erwarten: das seien 320,000 Ballen mehr als früher. Die jetzigen hohen Preise würden, wie er hoffe, den Anbau der Baumwolle in Indien aufmuntern, und man werde sie dort wohl endlich fortgältiger pflücken und reinigen. Die indische Regierung hat beträchtliche Summen verausgabt, um zu ermitteln, welche Arten sich am besten für das Land eignen; aus dem südlichen Bengalen seien beträchtliche Massen nach Calcutta gebracht worden. Es sei Pflicht der Regierung, die Wege bis in die Baumwollendistrikte in guten Stand zu bringen, namentlich nach den beiden Hauptgegenden Darwar und Berar. Aus dem letzteren könne man sie auf der Eisk Indian Peninsular-Bahn befördern, die so rasch als möglich vollendet werden solle, oder auf dem Godavery, für dessen Schifffbarmachung an schwierige Stellen man eben jetzt mit großem Eifer arbeitet. —

Der Vorsitzende der Company äußerte, daß England seit 14 Jahren für das Pfund Baumwolle zwei Pence mehr über den „natürlichen" Preis bezahlt habe. Es verbraucht jährlich 1000 Millionen Pfund, und habe seither 1 Million Pfund Sterling rein weggeworfen für — amerikanische Baumwolle, die man zu theuer gekauft habe! Im laufenden Jahre habe England für dieselbe Quantität Baumwolle, wegen der theuren Preise, 9 Millionen Pfund Sterling mehr zu zahlen als 1860. Man möge aus Indien kaufen.

Wir wollen hier noch hinzufügen, daß man in Bombay selbst keine großen Hoffnungen in Betreff einer gesteigerten Baumwollenerzeugung hegt. Ein Kaufmann, welcher in jener indischen Hafenstadt ansässig ist, schrieb neylich der Times, daß man die Ausfuhr nur noch um höchstens 200,000 Ballen steigern können. Wer, so bemerkt er, einigermaßen mit den Baumwollenverhältnissen bekannt ist, weiß auch, in welcher kritischen Lage sie sich befindet, und wie gefährlich es unter allen Umständen wäre, sich auf irgend welche Operationen für die Zukunft einzulassen. Die Reiots, Baneen, pflanzen lieber Hanf, Flachs und Indigo, weil die Preise dafür besser lohnen als jene der Baumwolle. —

Die Engländer hantieren viel mit Zahlen, weil Zahlen beweisen. Aber in ihrem Bestreben, die Baumwolle aus Indien zu beziehen, vergessen sie, daß dieselbe vorzugsweise mit Silber bezahlt werden muß, während man die amerikanische zumeist oder ganz mit englischen Fabrikaten bezahlt. Das macht einen wesentlichen Unterschied. Als Absatzmarkt für europäische Manufakturwaaren wird Indien niemals einen Ersatz für Nordamerika bilden können, weil es eben Indien, ein orientalisches Land, ist; es wird immer vorzugsweise Silber verlangen und an sich ziehen. England ist in Bezug auf Bevölkerungsdichtheit, seitdem es die westindischen Neger durch die Emancipation der Trägheit und der Verwilderung preisgegeben und eine abolitionistische Politik befolgt hat, von welcher es empfindliche Rückschläge empfängt. Jene Emancipation und diese Politik haben sich in wirthschaftlicher wie in menschenfreundlicher Hinsicht als durchaus verfehlt und verhängnißvoll ausgewiesen; aber man schämt sich, das einzugestehen, und täuscht sich selbst wie Andere mit unlogischen Sophistereien.

Reisen in Japan.

Rutherford Alcock's Besteigung des Fusi yama und Wanderung von Nagasaki nach Kanagawa.

Der Weg, welchen die holländische Gesandtschaft von der Faktorei Dessima bei Nagasaki nach Yeddo nehmen mußte, wenn sie allemal nach Ablauf von vier Jahren dem japanischen Kaiser Huldigungen und Geschenke darbrachte, ist uns längst bekannt. Vom innern Lande wissen wir dagegen noch wenig, doch wird nun allmälig der Schleier gelüftet.

Im Herbste des Jahres 1860 unternahm der englische Ministerresident in Japan, Rutherford Alcock, von Kanagawa bei Yeddo aus, eine Wanderung nach dem heiligen Berge der Japaner, dem Fusi yama und nach den heißen Schwefelquellen von Atami. Am 9. September wurde in der Versammlung der British Association zu Manchester ein Bericht erstattet, welchem wir das Nachstehende entlehnen. Alcock gelangte bis auf den Gipfel des Berges, dessen Höhe 11,000 englische Fuß übersteigt und konnte gemächlich die ganze Hakoni-Gebirgskette erforschen. Anfangs machten die japanischen Minister einige Einwendungen, denn offenbar hätten sie die Reise gern hintertrieben. Sie erklärten, daß im Juli und August die zur Besteigung geeignete Zeit sei, weil dann am wenigsten Schnee liege; in jenen beiden Monaten wallen viele Pilger auf den heiligen Berg. Aber sie gehören nur den niederen Klassen an und Edelleute oder Beamten von einigem Range halten es unter ihrer Würde, die Wallfahrt zu machen. Die japanischen Minister nahmen davon Anlaß, dem englischen Gesandten vorzustellen, daß es seinem Stande nicht angemessen sei, den Fusi yama zu besuchen.

Alcock ließ sich indessen nicht abschrecken und trat am 4. September von Kanagawa aus seine Wanderung an. Unter sieben anderen Männern, welche die Reise mit ihm machten, waren Robinson, Lieutenant von der indischen Flotte, der mit physikalischen Werkzeugen zu Beobachtungen versehen war, und der Botaniker Weirsch. Vor dem englischen Consulatsgebäude standen in langen Reihen Pferde und Packthiere, deren Besitzer sich dem Zug anschließen wollten. Auch gab die Regierung den Fremden eine Bedeckung mit, unter dem Vorwande, auf gefährlichen Wegen für die Sicherheit derselben zu sorgen, in Wahrheit aber, um ihr Thun und Treiben beobachten zu lassen.

Der Weg von Yedbo zum Berge (Yama) Fusi läuft etwa fünfzehn englische Meilen weit an der Küste hin und führt einige Male über Halbinseln. Die große Reichsstraße von Nagasaki nach der Hauptstadt läuft gleichfalls am Gestade hin und war für die Reisenden bis Hostwara offen. Alle Daymios, Lehnsfürsten, deren Besitzungen nach jener Richtung liegen, ziehen alljährlich zweimal hin und zurück, mit ihrem großen und stattlichen Gefolge auf dieser Straße zu Hofe, wo sie bekanntlich alle Mal sechs Monate verweilen müssen. Der Weg führt durch die Pässe des Hakoni-Gebirges und diese werden von Regierungsbeamten streng überwacht, damit keine Waffen, Frauen oder Töchter der Daymios durchgeschmuggelt werden; bis zur Rückkehr der Magnaten behält man sie als Geiseln.

Der weitberühmte heilige Berg war an einem schönen Sommerabend von Yedbo aus, in einer Entfernung von achtzig englischen Meilen, sichtbar; sein Haupt hatte er freilich in Wolken gehüllt,

Digitized by Google

doch die Abendsonne goß um die purpurne Masse des Fuß einen goldenen Schein. Er gehört zu den schönsten Bergen der Welt; von einer breiten Unterlage steigt er süd empor, bildet einen vollkommenen Kegel, der nur ganz oben etwas abgestumpft ist, und überragt alle umliegenden Berge. Die Hauptstraße, welche zu ihm führt, wird vom Kafikawa (Kawa, Fluß) durchschnitten, der beinahe so berühmt ist, wie der heilige Berg selbst. Eine große Menge von Trägern stand bereit, um die Reisenden hinüber zu bringen; manche wurden auf den Schultern getragen, andere auf kleinen Gerüsten. Die Nachricht vom Anzuge der Fremden hatte sich rasch verbreitet und aus Städten und Dörfern strömten Leute in großer Menge herbei, um die Europäer zu sehen; bei Obawara war ein so dichtes Gedränge, daß Alcock nicht absah, wie man hindurch kommen solle. Aber Alles ging in der besten Ordnung vor sich. Die Führer traten auf die Menge zu, winkten mit einem Fächer, riefen Oh tanirio, d. h. kniet nieder! und sogleich sötzte sich, wie durch Zauber, eine breite Gasse. Jeder senkte das Haupt und der Leib verschwand in wunderbarer Weise hinter den Beinen und Knieen. Die Japaner haben nämlich eine große Gewandtheit in einer eigenthümlichen Art sich niederzukauern. Nach zwei Tagereisen befand sich der Zug am Fuße der etwa 7000 Fuß hohen Hakoni-Gebirge. Der Weg war herrlich; er führt von Odawara nach Missima durch die Hakonipäße und sehr rauhes Gebirgsland. Das Besteigen des Fuß yama war sehr beschwerlich. Oben liegt ein gewaltiger Krater von 1100 Yards Länge und 600 Yards Breite; die Tiefe beträgt ungefähr 350 Yards. Das Unterland war durch Gewölke verdeckt. Der letzte Ausbruch des Vulkans fällt in das Jahr 1707. Das Hinaufsteigen erforderte acht Stunden Zeit, zum Hinabgehen brauchte man nicht einmal vier Stunden.

Im Laufe des Sommers 1861 machte Alcock eine Wanderung von Nagasaki nach Kanagawa, über welche wir einen kurzen Bericht in der Overland China Mail (vom 27. Juli, aus dem North China Herald) finden; das Datum der Reise ist nicht näher angegeben. Der niederländische Generalconsul de Witt, der englische Consul Morrison, Wirgmann, Correspondent der Londoner Illustrated News, und Gower, von der englischen Gesandtschaft, hatten sich Herrn Alcock angeschlossen. Ueberall benahm sich das Volk mit musterhafter Höflichkeit. Auch diese Wanderung scheint der kaiserliche Hof nicht gern gesehen zu haben, denn die Beamten schilderten die Sache als sehr gefährlich. Aber Alles lief ganz vortrefflich ab; sämmtliche Magnaten, durch deren Gebiet der Weg führte, ließen die Fremden höflich begrüßen und gaben ihnen Ehrengeleit.

Die Landschaft wird als über jede Beschreibung herrlich dargestellt, als geradezu wunderbar. In allen Städten und Dörfern war Zufriedenheit und großer Wohlstand offenbar; aber nichts geht über Osaka und dessen Hafen Hiege, welcher 1863 dem auswärtigen Handel eröffnet wird. „Osaka ist zugleich das Paris und London von Japan, Hauptsitz des Handels und des Luxus, eine ungeheure, überall von Kanälen durchschnittene Stadt, mit prächtigen Waarenhäusern und unzähligen Brücken. Aller Orten tritt Einem der Fortschritt entgegen, Alles ist in lebendiger Thätigkeit, im besten Gedeihen, in musterhafter Ordnung. Osaka steht in hoher Blüthe und das ganze Land bildet entschieden einen Gegensatz zu China, denn in Japan geht Alles vorwärts."

Hiege, zwanzig englische Meilen von Osaka, ist ein schöner Hafen. An den wohlgebauten Meeresufern werden Magazine für den auswärtigen Handel gebaut; in der Umgegend stehen reizende Landhäuser. Nagasaki und Yokuhama sind noch nicht Japan, sondern wie Vorhöfe und Außenwerke. Mit Land und Volk wird Europa erst dann näher bekannt werden, wenn Osaka und Hiege dem Verkehr erschlossen sind. Aber so viel ist schon jetzt vollkommen ausgemacht, daß Japan in mancher Beziehung die europäischen Länder weit übertroffen hat, und daß seine eigenartige Civilisation sich vollkommen mit der unsrigen messen kann. Das Insetreich des Sonnenaufgangs steht mindestens ebenbürtig neben unserem Abendlande, und wir Europäer, die wir uns so gern als allein „civilisirt" privilegiren, werden von den Unterthanen des Taikun Manches lernen können.

Lafargue's Bemerkungen über die Länder am obern Nil.

Gerade jetzt, wo es sich mehr als je darum handelt, ein wichtiges geographisches Problem zu lösen, gewähren alle Mittheilungen von Reisenden über die Regionen am obern Nil ein erhöhtes Interesse. Die Frage nach den Nilquellen ist mit ihren scharfen Ecke in den Vordergrund gerückt und wird auf Jahre hinaus die öffentliche Theilnahme fesseln.

Inzwischen drängen sich die Berichte über jene Gegenden und Ferdinand Lafargue giebt in einem Briefe an den pariser Akademiker Jomard werthvolle Beiträge. Jener Arzt lebt seit 1835 in den Ländern, welche der ägyptischen Herrschaft unterworfen sind, und während eines Zeitraums von siebenzehn Jahren hat er weite Reisen im Sudan gemacht. Nun macht er in einem aus Chartum vom 15. September 1860 datirten Briefe darauf aufmerksam, wie wichtig die Dampfschiffahrt für die Kunde der Gegenden am obern Nil werden könne. Mit Hülfe derselben lasse sich die ganze Region binnen drei oder vier Jahren gründlich erforschen.

Seine Ansicht ist, daß alle Reisezüge zur Erforschung der noch unbekannten Gegenden vom Bahr el Abiad ausgehen müssen. Vermittelst der Segelschiffahrt kann man aber vermöge der meteorologischen Verhältnisse des Sudan nicht über eine bestimmte Gränze hinaus. Die ägyptische Regierung erlaubt die Dampfschiffahrt auf dem Nil nur vermittelst solcher Fahrzeuge, welche ihr selber gehören. Lafargue erhielt nun vom Prinzen Halim Pascha einen kleinen Dampfer von etwa 25 Pferdekraft, um die drei großen Flüsse zu erforschen, welche das System des Bahr el Abiad bilden, und späteren Entdeckern den Weg bahnen zu helfen.

Am 22. September 1857 verließ er Schubra bei Kairo, und war am 25. December zu Merawed in Obernubien, wo er des niedrigen Wasserstandes wegen bis zum 1. August 1858 liegen blieb. Am 21. August war er in Berber; über alle Kataraken kam er ohne Gefährde, wiewohl nicht ohne erhebliche Anstrengungen. Auf der Strecke von Berber nach Chartum, im September, bemuhte er Holz als Brennstoff; es bewährte sich trefflich, weil es hart und schwer ist. In Chartum blieb er vom 21. September bis 22. October, um Vorbereitungen für die Reise auf dem obern Nil zu treffen.

Der Dampfer schleppte zwei große sudanesische Boote, deren jedes mit Lebensmitteln und Glasperlen im Gewicht von 200 Ardeb beladen war; man legte deshalb in der Stunde nur etwa eine Lieue zurück, während der Dampfer ohne diese Boote recht gut vier machen könnte. Am 29. November erreichte er Gondekoro, etwas südlich vom 5.° N. Br. und war am 25. December wieder in Chartum. Auf der ganzen Reise hatte er nie Mangel an Holz; zuweilen wurde die Röhre zum Dampfkessel durch Wasserpflanzen verstopft, aber diesem Uebelstande läßt sich leicht abhelfen, wenn man vor der Röhre ein Gitter anbringt. Krankheit und Ränke verhinderten ihn, eine zweite Reise zu machen.

Die Segelschiffahrt, sagt er, kann nur während einer beschränkten Zeit des Jahres ersprießlich sein. Der Nordwind tritt in Chartum nicht vor Ende Octobers auf und wird erst im November stark und regelmäßig; dann ist aber der Nil schon um einige Meter gefallen und wird immer niedriger bis der Regen eintritt. Mit diesem stellt sich aber auch der Südwind ein. Wäre es

Digitized by Google

umgekehrt, so hätte man das große Problem wohl längst lösen können.

Trotz dieser Hindernisse hat aber der Handel schon große Schwierigkeiten überwunden, namentlich auf dem Bahr el Gasal, von wo eine große Menge Elephantenzähne in den Verkehr kommen. Die Chartumer Kaufleute haben sogar schon Factoreien in Fertit, bei den Namnam; sie machen den arabischen Kaufleuten, den Dschellabs, aus Dar Fur, einen für diese sehr nachtheiligen Wettbewerb, weil sie auf dem Strom wege, welchen sie auf einer weiten Strecke benutzen, viel bequemer nach Fertit gelangen, als die Dschellabs auf dem Karawanenwege. Der Elfenbeinhandel wird schon in den nächsten Jahren von Dar Fur abgelenkt sein und künftig die Nilstraße benutzen. Ein Kaufmann aus Chartum, Ali Umuri, der eine Factorei in Fertit hat, gab folgende Auskunft: Er fahre mit gutem Winde ob und gelange binnen dreißehn Tagen nach Rek, wo die Handelsfahrzeuge zusammentreffen. Dort ist ein großer tiefer See, dessen westlichen Theil Rohrsümpfe bilden. In diesem verschwinden die Flußläufe, deren Vorhandensein bis jetzt ermittelt worden ist. Es giebt deren fünf und drei sind bedeutend.

Der erste kommt von Westen und die Kaufleute bezeichnen ihn als den Krokodilfluß, weil die Nesegataraber an ihm wohnen. Der zweite berührt Fertit und wird wegen des an ihm hausenden Stammes der Dschurs, Bahr el Dschiur genannt. Er hat reines klares Wasser und fließt das ganze Jahr hindurch. In der Regenzeit hat er viel Wasser, aber im „Winter" ist er so seicht, daß Boote ihn nicht befahren können. Ein dritter Fluß kommt von Süden her, und ist, gleich den beiden vorgenannten, nur in der Regenzeit schiffbar. Man erzählt, daß einige Kaufleute an diesem Flusse zu Fuß bis in die Breite, in welcher Gondokoro am weißen Nil liegt, gekommen seien, und dort war er noch nicht zu Ende. (— Es wird wohl der Fluß gemeint sein, an welchem Mabunga liegt, und welchen Petherick bei Gutu überschritt. —)

Als die Kaufleute im Rek-See versammelt waren, verließen sie ihre Boote und setzten ihre Reise zu Fuß fort. Nach sechs Tagen gelangten sie zu den Dschiur-Djur, Giour-Negern, und von diesen in sieben Tagen nach Fertit. (— Die Djur hat Petherick auf seiner Karte eingetragen, etwa unter dem 6.° N. Br. —) Das Gebiet der Namnam gränzt an jenes von Fertit, und die beiden Völker, welche verschiedenen Stammes sind, leben unablässig in Krieg mit einander. Die Namnam sind Menschenfresser und Menschenfüße gelten bei ihnen für eine große Delicatesse. Ihre Haut ist nicht so dunkelfarbig wie jene der Bonobver von Fertit.

Lafargue räth jedem künftigen Entdecker, dem Dampfboot eine lwanesische Barke, ein Tandal, als Vorrathsschiff anzuhängen; er könne dann, der Zeitaufwand für Holzfällen ꝛc. mit eingerechnet, binnen dreißig Tagen eine Strecke von 580 Lieues zurücklegen. An Brennstoff sei nirgends Mangel. Der Dampfer müsse am 15. October von Chartum abfahren und man müsse darauf rechnen, zwölf bis vierzehn Monate auszubleiben. Gondokoro könne man in der ersten Hälfte des Novembers erreichen und dort bis zum April verweilen. In dieser Zwischenzeit müsse man das Segeldoot zu den Nuers schicken, um neue Vorräthe an Durrah einzunehmen. Von diesen lege man einen Theil in Gondokoro nieder, und fahre von dort am 1. Mai bei steigendem Wasser stromauf, so weit es möglich ist. Der angebliche Katarakt oberhalb der Insel Tschankeher (Zangaer) ist kein Hinderniß. „Ich habe ihn besucht und bin mit meiner Barke viermal über denselben hinweggefahren, ohne einen Felsen zu berühren." In der Mitte Septembers kann der Dampfer wieder in Gondokoro, und im October wieder in Chartum zurück sein.

Auf dem Bahr el Gasal ist noch Alles zu thun übrig, aber gerade auf diesem Wasser kann ein Dampfer vom größten Nutzen sein. Die Expedition müßte in ähnlicher Weise ausgerüstet werden, wie jene für den weißen Nil, auf sechs Monate Lebensmittel an Bord nehmen, am 20. Juni von Chartum abfahren und nach dem Rek-See gehen. Dort muß sie den Zeitpunkt wahrnehmen, der ihr erlaubt, durch Rohr und Wasserpflanzen zu fahren, welche den Eingang zu den Wasserläufen erschweren, und sie kann es zur Zeit der Plagregen und der Anschwellungen des Wassers. Sie kann dann bis etwa zum 10. October ungehindert ihre Forschungen anstellen und in jedem Monate 580 Lieues zurücklegen.

Eine nach dem Sobat bestimmte Expedition würde gleichfalls am 20. Juni Chartum verlassen und könnte im October zurück sein. Dieser Fluß ist von großer Wichtigkeit. Kaufleute wollen auf demselben bis in die Nähe der Berge Abessiniens gekommen sein; sie haben von den Negern an jenem Flusse blaugestreifte Baumwollenzeuge gekauft, die aus Gondar gekommen waren; außerdem Kupfer und Glasperlen, welche gleichfalls von Osten her zu ihnen gelangten.

Die Reisekosten für alle diese Expeditionen veranschlagt Lafargue auf höchstens 150,000 Francs.

Kleine Nachrichten.

Der französische Reisende Lejean, welcher seit dem vorigen Jahre die Gegenden am Rothen Meere und die Länder am obern Nil besuchte, meldet unter dem 14. Juni 1861 aus Chartum, daß er nach Europa zurückkehren müsse; seit sieben Monaten habe ihn das Fieber gepeinigt und beide Beine seien ihm geschwollen. Er muß also auf den Plan verzichten, seinerseits die Nilquellen zu entdecken, doch wird seine Reise nicht ohne Ausbeute für die Wissenschaft sein. Es gelang ihm, den Bahr el Abiad (Weißen Strom) bis nach Gondokoro, der österreichischen Mission, welche Pater Knoblecher gründete, aber später des bösen Klimas wegen wieder aufgeben mußte, stromauf zu fahren. Dort traf er im Januar den Doctor Percy, welcher eben den Fluß Atiey erforscht hatte. Lejean beschränkt als Ergebnisse seiner Forschungen Folgendes: Eine Karte des ägyptischen Sudan, auf welcher die Flußgebiete des Mareb und Atbara zum ersten Male richtig eingetragen worden; sie füllt Lücken in Kordofan und in Sennaar aus, und enthält die zwischen Aegypten und Abessinien streitigen Landschaften. Ferner verspricht er eine genaue Aufnahme des Keilal und zweier Nebenflüsse desselben, eine Karte des gesammten östlichen Sudan mit Angabe einiger neuen Handelswege, über welche er von den Dschellabs, arabischen Karawanenkaufleuten, Kunde erhielt. Weiter eine ethnographische Karte des ganzen Nillandes. Diese wird von ganz besondern Interesse sein. Lejean sagt, sie beruhe auf unbedingt zuverlässigen Grundlagen, nämlich auf Vocabularien und den verschiedenen Gesichtstypen, von den Köpfen bis zu den Niam Niam. Den Stamm oder die Familie der Bidscha, welche vermittelst der Araber bis nach Aegypten hinaufreicht, ist abessinisch; die nubische Familie habe platterdings mit den Abessiniern nichts gemein. Die Galladölker nennen sich nicht, wie noch Krapf annahm, Orma oder Ormo, was in ihrer Sprache Menschen bedeutet. Die Denka am weißen Nil seien von den Schilluk verschieden; abgesehen von Nale und Lippen, habe er, nur die Denka's ausgenommen, in jener Region überall, recht hübsche Gesichtstypen gefunden; bei den Schirs zum Beispiel solche, welche an die Köpfe römischer Cäsaren erinnern. Was die Sprachen anbelangt, so seien jene der Bari, der Nuer, der Schelluks und das Koudschara sehr wohllautend, während das Denka dem Geschnatter der Vögel gleiche. Der Reisende bringt auch viele Waffen, Hausgeräthe, Schmuckſachen und dergleichen mehr vom obern Nil und vom Keilal mit. Von den 21 libyschen Figuren von Rasia (dem Kap Bellut Pallme's) hat er 17 copirt. Am 14. Juli wollte er von Chartum abreisen, und die Gule-Berge in Sennaar besuchen. In denselben leben die Nachkommen der frühern Sultane von Sennar, schwarze Männer, welche auch über weiße herrschten, deren Macht aber durch Mehemed Ali von Aegypten gebrochen wurde. Er bemerkt, daß die drei nubischen Dialekte: das Dongolawi, Mahasi und Kenst, weit von einander abwichen und vielleicht drei verschiedene Sprachen bilden.

Digitized by Google

Duveyrier, ein anderer französischer Reisender, welcher seit dem vorigen Jahre von Algier aus die Sahara nach verschiedenen Richtungen hin durchstreift hatte, beabsichtigte von der Oase Rhat (Ghat) aus nach Westen bis Insalah vorzudringen, er hat aber in Folge der Streitigkeiten unter den verschiedenen Tuarek-Stämmen seinen Plan aufgeben müssen. Im Mai dieses Jahres war er in Serdeles auf der Straße von Tripoli nach Bornu, und nur allein der Weg nach Murkut in der Oase Fezzan war ihm offen. Er wollte dorthin, um von seinen Anstrengungen einige Zeit auszuruhen.

Richard Burton, der berühmte Reisende, welchem wir die in hohem Grad anziehenden Werke über Arabien, Harrär, die ostafrikanische Seenregion, Smith und die Nilgherris verdanken, ist Ende des Augustmonats nach Fernando Po in der Bucht von Biafra gegangen. Er ist zum britischen Consul auf jener Insel ernannt worden, und tritt an die Stelle Hutchinsons, der einige treffliche Bücher über das Sanatorium westafrikanische Küstenland und die Negerexpeditionen veröffentlicht hat. An Burton erhält er einen würdigen Nachfolger, und wir dürfen von dem letztern mit Bestimmtheit werthvolle Nachrichten über jene Gegenden erwarten. Die ostafrikanischen Forschungsreisen Burtons und Speke's sind zunächst in einer Bearbeitung von Karl Andree, zu Leipzig bei Lesienedie, erschienen; sie zeichnen sich durch spannendes Interesse und geben einen tiefen Einblick in die Verhältnisse von Ländern und Völkern, die bisher völlig unbekannt waren

Der amerikanische Missionär Gert ist im Anfange dieses Jahres bis zu dem, von Du Chaillu aufsührlich beschriebenen Volke der Fan oder Pahuins, von seiner Missionsstation Gabun aus vorgedrungen und hat bei diesen Anthropophagen eine sehr gute Aufnahme gefunden.

Livingstone und die Makololo Wir haben neulich darauf hingewiesen (Globus, S. 27), wie hartherzig und unverständlich die auf Livingstone's Antrieb nach Südafrika zu den Makololo geschickten londoner Missionäre von diesen Barbaren und deren Häuptling Sekeletu behandelt worden sind. Alle Hoffnungen, welche Livingstone von jenem Volke hegte, haben sich als durchaus ungerechtfertigt erwiesen. Einen Beleg dafür giebt auch Andersson in seinem neuesten Werke: „Der Okavanga-Fluß". Er entdeckte diesen Strom in der Gegend, wo die Okawangari wohnen und trat mit dem Häuptlinge Dschikonge in freundliches Einvernehmen. Dieser klagte sehr darüber, daß die Makololo ihm fast alles Vieh geraubt hätten, und Andersson begehrte viele „Kraals Livingstone's" als die „Plage des centralen Südafrika's". Das also, schreibt er, war das Ergebniß aller Bemühungen Livingstone's, jenes Volk von Raubzügen abzumahnen. Alle Versprechungen, welche man dem wackern Entdecker gegeben hatte, waren, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, Täuschungen auf beiden Seiten. Jener Stamm hat, wie ich glaube, dem Dr. Livingstone zweierlei Gesichter gezeigt. Ohne Zweifel besitzt er persönlich großen Einfluß auf diese Leute und wenn er selber an Ort und Stelle ist, geht ohne Zweifel Alles glatt und gut. Aber sobald er den Rücken wendet, benahestehet sich das Sprichwort: Wenn die Katze nicht daheim ist, tanzen die Ratten auf dem Tische. Ein Missionär ist, Alles in Allem genommen, wenn er auch noch so praktisch und hochgeachtet wäre, niemals geeignet, in die Geheimnisse der Völker einzudringen. Wir haben dafür in Fülle und Fülle Beweise aus allen Ländern, wo Missionäre wirken, und meine eigenen Erfahrungen bestätigen den Satz.

Neue englische Expeditionen nach Inner-Asien. Man folgt in England und Indien den großen Fortschritten der Russen im centralen und östlichen Asien mit gespannter Aufmerksamkeit, weil man eine Beeinträchtigung des russischen Handels befürchtet. Um Schaden abzuwenden, trifft man jetzt allerlei Vorkehrungen; vor allen Dingen soll Inner-Asien genauer erforscht werden. Indische Blätter enthalten darüber interessante Angaben Auf Antrieb des seitherigen Generalstabhabers Lord Canning ist eine Expedition ausgerüstet worden, zu deren Spitze Kapitän Smith steht; mit ihm gehen der Ingenieurlieutenant Jackson und der Geolog Medlicot nebst anderen Gelehrten. Die asiatische Gesellschaft zu Calcutta, die Handelskammern von Bombay und Kurrachi, die Theepflanzer im britischen Himalaya und manche Beamte im Pendschab haben Instructionen ausgearbeitet, Fragen gestellt und allerlei Nachweisungen gegeben. Die Reisenden sollen noch im Laufe dieses Jahres von Simla aus aufbrechen und über Kanawar nach Yarkand vordringen, wo jetzt die Russen ein Consulat errichtet haben. Sie gedenken von dort nach Khasa in Tibet zu gehen, und über Dschigatschar, Phagri, und durch den Paß von Tschola nach Sikkim und Darjeeling zurückzukehren. Manche Nachweisungen unserer Landsleute, der Brüder Schlagintweit, werden ihnen sehr nützlich sein, denn diese sind für jene Regionen wahre Bahnbrecher gewesen. Die indische Regierung hat sich für die Reisenden durch die britische Gesandtschaft in Peking kaiserliche Pässe geben lassen. Somit hofft in der tibetanischen Hauptstadt mit dem Kapitän Blakiston zusammenzutreffen; dieser ist, wie wir schon früher mitgetheilt haben, bis Hankau am Yangtse kiang mit dem Admiral Hope gefahren und dann weiter stromauf gegangen, um durch das westliche China nach Tibet vorzudringen und von dort über Ladak nach Indien zurückzukehren Smith wird als ein eben so unternehmender wie erfahrener Mann geschildert. Er ist schon zweimal über den Himalaya gegangen, von Almora über den Niti-Paß auf das tibetanische Plateau, hat den Mansarawar-See besucht und war am obern Setletsch. Im Jahre 1835 sollte er das Stromthal des letztern erforschen und bis zu dem Punkte vordringen, wo auf der andern Seite des Himalaya der Brahmaputra in die Ebene tritt. Das gelang ihm auch. Später war er in der Krim, wo er während des Krieges mit Kapitän Speke einen Ausflug in den Kaukasus verabredete; er konnte aber seine russischen Pässe erhalten. Speke ging nach Afrika, Smith nach Indien zurück.

Auch in einer andern Gegend Asiens sind die Engländer sehr thätig. Oberst Yoore, derselbe, welcher vor einigen Jahren als Gesandter am Hofe des Königs von Ava war, hat eine Expedition von Rangubn in Pegu nach Bamo ausgerüstet Sie soll bis an die Grenze der chinesischen Provinz Yünnan vordringen. Auch ist es im Plane, von Assam aus den Lauf der Brahmaputra näher erforschen zu lassen. —

Die **chinesisch-tibetanische Expedition** ist, laut Nachrichten aus Hong kong vom 27. Juli, verunglückt; die „große Ueberlandpartie" hat umkehren müssen, lange daher verbleiben in Schanghai wieder an. Die früheren Nachrichten, welche von den Reisenden eingelaufen sind, waren aus Kweichow oberhalb Hang kiu, dann kamen sie nach Uan, wo man sie zwar höflich behandelte, doch konnten sie weder Träger noch Lastthiere bekommen und mußten wieder die Fahrt auf dem Strome fortsetzen. Am 28. April erreichten sie Schun king. Der Befehlshaber, ein Mandschugenerai, wollte sie nicht empfangen, und der dortige französische Bischof, der viele Jahre in der Provinz Sse tschuen sich aufgehalten hatte, warnte sie vor einem Complott; Soldaten hatten die Absicht, sie verhaftete Fremdlinge zu ermorden. Ob kam den Reisenden vor, als ob man in jener entfernten Provinz noch gar keine Kunde von den Bestimmungen des tientsiner Vertrages habe oder man wollte absichtlich nichts davon wissen); wohl aber war das Gerücht von einer großen Schlacht dorthin gedrungen, in welcher die Fremden Sieger geblieben; an das letztere mochte man jedoch nicht glauben. Die Engländer fuhren an mehrern großen Städten vorüber, die aber aus Furcht vor den Rebellen alle geschlossen waren. Nach großen Schwierigkeiten wurde am 18. Mai Sui tschen erreicht. Dort lagen viele Krieger vor den Stadtthoren, die man gesperrt hatte, damit die Bürger sicher vor ihnen seien, denn jene „Braven" waren in einem Zustande gänzlicher Unbetmäßigkeit und hatten böse Raufhändel unter einander. Die Fremdlinge fanden einen Brief an den Präfecten und baten, ihn die Aufwartung machen zu dürfen; er wollte aber die Thore nicht öffnen, sondern ließ den Engländern sagen, wenn sie ihn sprechen wollten, wo er sich Körbe an der Mauer hinab lassen; sie könnten sich hineinsetzen und sollten dann heraufgezogen werden. Darauf mochten sie sich nicht einlassen. Während der vier Tage, welche jene bei Sui tschen lagen, waschen die Soldaten Steine nach ihnen, und der Mandarin ließ ihnen sagen, sie möchten nur umkehren, weil weiter landein Alles in der Gewalt der Rebellen sei. Kein Bootsmann wollte sie fahren. Sie kamen dann nach Pin schang, das am 26. Mai von den Rebellen angegriffen wurde; man schoß auf das Fahrzeug und nun ließen die chinesischen Mattrosen fort. So blieb nichts weiter übrig, als den Yang tse kiang wieder hinabzufahren.

Graf d'Escayrac de Lauture, welchem wir ein vortreffliches geschriebenes Werk über den Sudan und das Land der Schwarzen aus obern Nil verdanken, ist glücklich nach Europa zurückgekommen. Er war mit der französischen Expedition vor Peking, wurde von den Chinesen gefangen, abscheulich mißhandelt und entging nur mit genauer Noth dem Tode.

Man giebt die Hoffnung noch nicht auf, einen Punkt auf der **Landenge von Darien** zu finden, an welchem die Durchstechung des Isthmus und die Anlage eines Kanales möglich ist. Bisher sind bekanntlich in dieser Hinsicht alle Bemühungen gescheitert. Im vergangenen April machte sich eine französische Reisegesellschaft auf den Weg, drang bis zum Flusse Chuquinaque vor, hob den Sabana etwa fünf, die Lara zwei deutsche Meilen hinauf, konnte

Digitized by Google

aber kann nicht weiter vordringen, weil die Regenzeit auf uns sonst manches Hinderniß eintrat. Die Bodenerhebung auf diesen Strecken betrug nicht mehr als 50 Meter und die Indianer zeigten sich nicht unfreundlich; die Reisenden, an deren Spitze der Ingenieur Boudiel steht, kehrten nach Neu-Fjort zurück. Dieser will im December wieder nach dem Jthmus und zur Fortsetzung seiner Untersuchungen die trockenen Monate des Jahres 1862 benutzen.

Der Naturforscher Forbes ist im Juli zu Lima angekommen; er soll im Auftrage der Londoner Gesellschaft der Wissenschaften und in den Andes von Peru und Bolivia geologische Forschungen anstellen, und er ist dazu der rechte Mann. Wir düssen interessante Berichte von ihm entgegen sehen.

Erforschung von Labrador. Im Juni sandte die canadische Regierung den Professer Hind aus Toronto zur Erforschung dieser Halbinsel ab, deren Jnneres noch wenig bekannt war. Er landete am Meriseflusse, welcher aus den Seen auf dem höchsten Plateau kommt. Hind fand das Land sehr gebirgig und zum größten Theil baumlos. Nach drei Wochen, gegen Ende des Juni, war er am obern Moisie, der dort auch für die kleinsten Fahrzeuge nicht mehr schiffbar ist. Der Weg, ein alter Jndianerpfad, folgt einer Kette kleiner Seen. Das innere Plateau ist ausgedehnt und sehr einförmig; die Flüsse strömen mehr als 300 Miles lang auf demselben und dann nach der Nordküste hin.

Lady Franklin, die hochherzige Gattin des Nordpolfahrers, macht eine Reise um die Erde. Sie war im Juni zu Honolulu auf den Sandwich Jnseln, wo die ansässigen Europäer und Amerikaner ihr zu Ehren ein Festmahl bieten. Der König Kamehameha und dessen Gemahlin waren zugegen und Lady Franklin hatte den Platz zwischen den braunen Majestäten. Der König tanzte eine Quadrille mit der Nichte der Lady Franklin.

Der Monte Dico ist in den See-Alpen am 30 August dieses Jahres zum ersten Mal erstiegen worden. Seine Höhe beträgt etwa 11,880 Fuß. Das Wagniß wurde von Turin aus durch W. Matthews und F. W. Jacomb unternommen; sie hatten zwei Führer aus Chamounix bei sich. Die waren Morgens um 9 Uhr 20 Minuten auf dem Gipfel; er besteht aus zwei fast gleichhohen Felsenleisten, welche durch einen Schneegrat mit einander verbunden sind. Der Oberbimmel war unbewölkt und die Rundschau erstreckte sich über die penninischen Alpen vom Monte Rosa bis zum Montblanc, über die ganze Kette der cottischen Alpen, die Gebirge der Dauphiné, die See-Alpen bis nach Genua hin. Nach Osten hin lag in Folge des heißen Wetters ein Duft über dem Lande, so daß die piemontesische Ebene verschwamm und Turin nicht sichtbar war. Auch über den See-Alpen lag eine Wolkenbank und so entzog sich das Mittelmeer dem Blicke.

Die neueste australische Expedition. Am 16. December 1860 verließ ein in Melbourne sorgfältig, auch mit Kameelen, ausgerüsteter Reisezug den Coopers Creek, um nach Norden hin bis zum Meerbusen von Carpentaria vorzudringen. Sie ist völlig mißlungen. Erste Juni's 1861 kam ein Mitglied der Expedition, Brahe, nach Melbourne zurück und brachte betrübende Kunde. Der Sommer war ungemein trocken, der Wassermangel groß, Scharbock stellte sich ein und die Eingeborenen benahmen sich in hohem Grade feindselig. Leider ist auch der Verlust von Menschenleben zu beklagen. Unser Landsmann, der Naturforscher Ludwig Becker, und drei Engländer erlagen den Anstrengungen und Beschwerden; sie starben in der Wüste. Auch mehrere Kameele und Pferde gingen verloren.

Bienenzucht in Frankreich. Jm September hatten die französischen Jmmenväter eine Versammlung in Paris, bei welcher mehr als einhundert Bienenstöcke erschienen. Die Ausstellung der Stöcke fand im Orangeriegebäude des Palastes Luxemburg statt, und bezeugte den großen Fortschritt, welchen man seit einigen Jahren, besonders nach dem Vorgange Deutschlands gemacht hat. Ein Jmmenvater in der Champagne besitzt mehr als einhundert Stöcke, und manche früher verarmte Gemeinden besser sich durch die wenig kostspielige und doch so einträgliche Bienenzucht wieder auf. Man lieferte den Nachweis, daß Frankreich im Jahre für etwa siebenzig Millionen Francs an Honig und Wachs erzeugt, außerdem aber noch für sechzig Millionen einführt.

Die Volksmenge im britischen Reiche. Die Ergebnisse der amtlichen Zählung sind jetzt folgende. Am 8. April 1861 lebten auf den britischen Jnseln 29,068,885 Seelen; mit Hinzurechnung der Land- und Seestreitkräfte und Matrosen 29,370,000. Männlichen Geschlechts waren 14,380,000, weiblichen 14,954,000; also kommen auf 100 männliche 104 weibliche. Vier Millionen Personen weiblichen Geschlechts sind dem Hause entzogen, in ihren Hausfrau- und Mutterpflichten beeinträchtigt, weil sie in den verschiedenen Gewerbs- und Fabrikzweigen beschäftigt werden. Binnen 60 Jahren hat die Bevölkerung um 82 Procent zugenommen; seit 1801 ist sie um 13½ Millionen angewachsen. Seit 1831 sind nahe an 5 Millionen Köpfe ausgewandert. Den Blaublickern zufolge haben die britisch-nordamerikanischen Besitzungen gegenwärtig 3,785,000 Einwohner, die australischen 1,275,000; auf Westindien kommt nur 1 Million, auf die Kapcolonie und überhaupt Afrika 850,000, Ceylon 1,551,000; Mauritius, Hong kong und Labuan 280,000; europäische Besitzungen 305,000. Dazu kommen noch 135½ Million auf Jndien, so daß sich eine Gesammtzahl von 275,000,000 Seelen herausstellt.

Armuth in England. Ende Juli 1861 war die Zahl der Armen, welche in England öffentliche Unterstützung bekommen, von 768,943 auf 808,449 gestiegen. Das war aber noch bei weitem nicht die Gesammtzahl der Almosenempfänger, weil aus 282 Kirchspielen die Listen noch nicht eingegangen waren.

Die Geräthschaft in Sonnien zählt, einem Bericht der A. Allg. Zeitung zufolge, ohne die regelmäßigen Truppen und die Fremden 810,000 Seelen. Von diesen sind 316,000 Mohamedaner, 380,000 Christen der griechisch orientalischen, 111,500 der römischen Kirche, 2500 Juden, nur die Mohamedaner sind bewaffnet und können an Bascki Bosuks, bewaffneten Aufgebot, 60,000 Mann stellen. Das Exalet Erczeg, die Herzegowina, hat 200,000 Einwohner; davon sind 68,000 Mohamedaner, 180,000 Christen der orientalischen und 42,000 der römischen Kirche. Auch dort sind nur die Mohamedaner bewaffnet und sie können 12,000 Mann Landsturm aufbieten.

Dampfschiffahrt. Die vier großen englischen Gesellschaften, welche überseeische Fahrten machen lassen, besitzen gegenwärtig einhundert und siebenzehn oceanische Dampfer. Davon kommen auf die, nach Amerika fahrenden Cunards 31, auf die Peninsular und Oriental 52, auf die Royal Mail, nach Westindien und in der Südsee 21, und auf die Liverpool-, Neu-York- und Philadelphia-Linie 10.

Der Eisenbahntunnel durch den Mont Cenis. An diesem großen Werke wird rüstig Tag und Nacht gearbeitet. Anfangs hatte man nur Spitzbohren benutzt und mit Pulver den Fels gesprengt, aber bald nachher setzte man Maschinen in Bewegung, welche das Gestein sehr schnell zerbohren. Sie werden vermittelst gepreßter Luft in Bewegung gesetzt, haben 250 Pferdekraft und arbeiten auf der entgegengesetzten Seite eben so viel wie 2500 tüchtige Männer. Der Tunnel erhält elektrisches Licht; täglich gewinnt man bei einer Breite von 180 Fuß, neun Fuß. Dieser gewaltigste aller Durchbrüche wird 12 Kilometer, also weit über drei deutsche Wegstunden lang, liegt 1330 Meter über der Meeresfläche und 1060 Meter unter dem Gipfel des Mont Cenis. Er hat eine Neigung von 1/2 auf 1000 bis zum Mittelpunkte, wo man für den Ablauf des Wassers eines kleinen Kanal anlegt.

Der Archipelagus der Salomons-Jnseln, welcher sich östlich von Neu-Guinea in einer langen Jnselkette von Nordwest nach Südost erstreckt, bildet eine der furchtbarsten Regionen im Großen Ocean, und steht in dieser Beziehung weder den Neuseelen noch den Philippinen nach. Am laufenden Faden ist dort im Auftrage einer Antwerpener Gesellschaft eine belgische Expedition angelangt, um an einem geeigneten Punkte zunächst eine Handelsfactorei anzulegen. Es scheint, als ob man zunächst mit dem Anbaue eher Gewürze beginnen wolle.

Telegraphen in Sibirien. Die russische Regierung nimmt es mit vielem Verkehrsmittel sehr ernst und hat im Anfange des Jahres 1861 Befehl gegeben, Linien in einer Länge von 6000 Kilometer herzustellen. Ein Drittel davon ist für die jüngst von China abgetretenen neuen Gebiete im Amurlande bestimmt. Diese Linie geht über Schabarowka, am Amur und Ussuri hin und vermittelt die Verbindung zwischen Nikolajefsk am untern Amur mit Nowgorod, dem südlichsten der von Rußland erworbenen Häfen am japanischen Meere. Noch im laufenden Jahre wird die Telegraphenverbindung von Kalan an der Bolga nach Omsk in Westsibirien vollendet, und man wird dann unverweilt dieselbe bis Jrkutsk weiterführen. Von dort soll dann ein Draht bis an die Amurmündung, ein anderer bis nach der Handelsstadt Kiachta an der Grenze der Mongolei geführt werden. Dann ist eine ununterbrochene telegraphische Verbindung von Gibraltar und von Tripolis in der Berberei bis an das japanische Meer hergestellt.

Digitized by Google

Eine chinesische Fremdenlegion hatte sich seit dem vorigen Jahre am Jiang tse klang gebildet und dort den kaiserlichen Truppen gegen die Rebellen angeschlossen. Sie bestand aus entlaufenen Soldaten und Matrosen verschiedener Landesmannschaften. Jeder Mann bekam monatlich 33 Dollars und Ayung; daneben aber auch Alles, was die Legion erbeutete. Eine engl. Ordonnanz von 1855 verbietet den britischen Unterthanen, sich, gleichviel auf welcher Seite, am chinesischen Kriege zu betheiligen, aber die Landstreicher kehren sich nicht daran, denn die reiche Beute lockt sie. Jetzt geht es mit ihr zu Ende. Am 11. Mai machte die etwa 70 Köpfe starke Bande einen nächtlichen Angriff auf Ling tu, wurde aber von ihren chinesischen Genossen im Stiche gelassen und zurückgeworfen. Nicht weniger als 23 Mann wurden getödtet oder verwundet, andere gefangen und von den Chinesen enthauptet; wieder andere sind an die Engländer ausgeliefert worden, und die Legion ist nun zertrümmert. Auch einige Deutsche waren in ihren Reihen.

Eisenbahnen in Ostindien. Im vorigen Jahre sind neue Strecken im Belaufe von etwa 140 deutsche Meilen eröffnet worden, darunter jene von Syntheo nach Raschmahal. Sie bildet einen Theil der östlichen Bahn und schneidet die Krümmungen des Ganges so ab, daß man von Calcutta die Karschmahal den halben Weg erspart. Im Bau sind etwa 500 Meilen, von denen man 1862 beinahe die Hälfte dem Verkehr übergeben will; dann wird auch die große Stammbahn von Calcutta nach Delhi ganz befahren werden. Einige andere Bahnen, z. B. die Bahn von Allahabad nach Dschubelpore, hat man unglücklicher Zeitläufte wegen vorläufig aufgegeben. Bei den indischen Eisenbahnen sind 18,189 Beamte angestellt, von denen nur 1137 Europäer. Die Eingebornen befördern den Dienst vortrefflich, beliebten auch manche höhere Stellen und 1860 kamen auf 3,112,500 Fahrgäste nur 5 Todesfälle.

Raubthiere in Indien. Insbesondere die Tiger sind bekanntlich in vielen Theilen Indiens eine entsetzliche Landplage. Man weiß, daß vor der Südspitze Hinterindiens, auf der kleinen Insel, auf welcher der berühmte Schasten Singapore heut, unaufhörlich an jedem Tag im Jahre ein Mensch von Tigern gerauht wird, welche theils in dem dichten Gestrüpp ihre Schlupfwinkel haben, theils vom Festlande nach dem Eiland hinüberschwimmen. Neuerdings haben wir durch offentliche Blätter statistische Nachweise über die Verheerungen, welche auch in anderen Landestheilen von verschiedenen Raubthieren angerichtet werden, und die Ziffern sind entsetzlich. Allein im Pendschab wurden im Jahre 1859 getödtet: 1 Frau, 6 Männer, 367 Kinder; verwundet: 3 Frauen, 33 Männer, 83 Kinder, im Ganzen getödtet 474, verwundet 119. Im Jahre 1860 getödtet: 4 Frauen, 9 Männer, 432 Kinder. Zusammen 445; verwundet 500. Am Ärgsten stellte sich das Verhältniß in der Provinz Amritsir heraus, wo in den beiden Jahren 347 und 299 Kinder das Leben durch wilde Thiere verloren. Während dieser Zeit hat die Regierung 11,286 Rupien für die Erlegung von 4225 solcher Bestien gezahlt; davon waren 47 Tiger, 355 Leoparden, 587 Bären, 3254 Wölfe, 32 Hyänen. Die Wölfe sind wegen ihrer großen Menge am schädlichsten, und die Eingebornen tragen selber die Schuld der Vermehrung, weil sie zu träg sind, einen Auerochsenkrieg gegen diese Thiere zu führen. Es läge in ihrer Macht, die Zahl derselben wenigstens sehr beträchtlich zu vermindern.

Der Sklavenhandel nimmt an der westafrikanischen Küste ununterbrochen seinen Fortgang. Im Juni wurden von den englischen Kreuzern ein spanisches Sklavenschiff mit zwei Nordamerikaner aufgebracht. Alle amerikanischen Sklavenfahrzeuge werden in denjenigen Staaten der Union ausgerüstet, welche selber keine Sklaven halten. Zwei andere Amerikaner hatten volle Ladung und entgingen den Kreuzern. Dieser Handel mit „Ebenholz" ist ungeheuer gewinnreich. Unternehmer, welche das mit einer Hülfsschraube versehene amerikanische Sklavenschiff Storm King ausgerüstet haben, sollen binnen zwei Jahren mehr als dreithalb Millionen Dollars verdient haben.

Californien, das an Metallen unerschöpfliche Land, fängt nun auch an, Kupfer auszuführen. Besonders in Calaveras County sollen die Gruben einen ungemein reichen Ertrag vortrefflichen Erzes geben. Im Juni sind die ersten 300 Tonnen nach England verschifft worden.

Die Bevölkerung in den Staaten Iowa und Wisconsin. Diese beiden jungen Staaten verdanken ihren Aufschwung, zum Theil auch ihre Gründung, wesentlich der deutschen Einwanderung. Die Bevölkerung stieg in Iowa von 192,214 Seelen im Jahre 1840 auf 673,455 im Jahre 1860, jene Wisconsins von 305,391 auf 777,771 Köpfe. Aber die deutsche Bevölkerung ist auch in diesen Staaten nirgends im Verhältniß zu ihrer Kopfzahl und ihrer Bedeutung in der gesetzgebenden Versammlung oder bei der Aemterbesetzung vertreten. Von den 70 Mitgliedern des Staatssenates in Wisconsin ist kein einziger in diesem Staate geboren. Ein Senator ist aus Deutschland, 1 aus der Schweiz, 1 aus Irland, 14 sind aus dem Staate Neu-York, 2 aus Maine, 4 aus Ohio, 2 aus Vermont, 3 aus Connecticut und 1 aus Pennsylvanien. Der älteste ist 54, der jüngste 29 Jahre alt. — Der Senat der Legislatur von Iowa besteht aus 43 Mitgliedern, worunter sich 13 Advocaten, 8 Farmer, 7 Aerzte, 6 Kaufleute, 4 Bankiers, 1 Schuhmacher, 1 Prediger, 1 Lehrer u. 1 Redacteur befinden. Dieselben sind in folgenden Staaten geboren: — In Pennsylvanien 11, Ohio 8, Kentucky 7, Neu-York 5, Virginien 3, Connecticut 2, Indiana 2, je einer in den Staaten Missouri, Rhode-Island, Nord-Carolina, Vermont, Illinois, Maryland und einer in Deutschland. Das Religionsbekenntniß finden wir folgendermaßen angegeben: 10 Senatoren sind Methodisten, 9 bekennen sich zu gar keiner Religion, 6 sind Lutheraner, 5 Presbyterianer, 2 Baptisten, 2 Congregationalisten, 2 Christen ohne Beisatz, 2 Universalisten, 1 Episcopale, 1 Katholik, 1 Quäker und 1 Protestant. Alle bis auf einen sind verheirathet. Der jüngste ist 25 und der älteste 55 Jahre alt.

Die Mormonen am Großen Salzsee lassen sich durch die Verweirrung in den Vereinigten Staaten gar nicht beirren; während die Leute am Mississippi und Potomac einander die Hälfte abschneiden, bauen sie sich ein prächtiges Schauspielhaus von 84 Fuß Vorderseite und 144 Fuß Tiefe. Es hat ringsum eine Halle mit dorischen Säulen, ist im Innern sehr bequem und einfach aber geschmackvoll, sehr dauerhaft aufgeführt und hat etwa hunderttausend Dollars gekostet. Am 1. Januar 1862 soll dieser Musentempel unter großen Feierlichkeiten eröffnet werden.

Nicaragua ist ein schönes Land, das viel Baumwolle in den Handel liefern könnte, wenn die Bewohner fleißig wären. Ein Nordamerikaner, John Russel, hat Saamen, angeblich 20,000 Pf., in der Landschaft Chinandega vertheilt und munterte den Andau auf. Einige dreißig Ballen sind im Lauf zur Verschiffung nach Nordamerika gekommen; sie nahmen den Weg von Realeje, das zum Niederlagsplatzen erklärt worden ist, nach Panama, gingen von dort auf der Eisenbahn nach Aspinwall-Colon und von da nach Neu-York. Baumwollenreginen giebt es in Hülle und Fülle auf Erden, es kommt nur darauf, fleißige Arbeiter zu beschaffen; darin liegt die Schwierigkeit.

Die Inseln in der Bay von Honduras, welche Großbritannien sich im Jahre 1852 willkürlich angeeignet und für eine englische Colonie erklärt hatte, fiel am 1. Juli 1861 der Republik Honduras wieder übergeben worden. Jene eigenmächtige Besetzung, welche auch nicht einmal durch einen Schein von Anrecht entschuldigt werden konnte, gab bekanntlich Anlaß zu langwierigen diplomatischen Streitigkeiten mit Nordamerika, welche nun ihren Abschluß gefunden haben.

In Bolivia beschäftigt man sich mit Einführung des Decimalsystems; auch will die Regierung die Dampfschiffahrt auf den Flüssen Mamore und Guapore unterstützen, um für die Landeserzeugnisse nach dem Amazonenstrom einen Abzugsweg zu gewinnen. Am 12. Mai dieses Jahres hat der provisorische Präsident Acha einen, schon am 21. Juli 1857 mit Spanien abgeschlossenen Vertrag genehmigt, durch welchen die Unabhängigkeit der Republik vom Mutterlande auch formell anerkannt wird. Die übrigen amerikanischen Staaten, welche sich noch und noch unabhängig von Spanien machten, sind schon früher wie thatsächlich, so auch durch ausdrückliche Verträge, selbstständig geworden.

Die Stadt Kingston auf Jamaica, einst ein blühender Hafen, ist seit der Sklavenemancipation ganz unbedeutend geworden. Die Zählung von 1844 ergab noch eine Bevölkerungsziffer von 32,913 Seelen, jene von 1861 nur noch 5584 Köpfe. An der Verminderung haben allerdings auch die Cholera und die Blattern Einiges beigetragen.

Verantwortl. Redakteur: Hermann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Digitized by Google

Streifzüge in Norwegen.

Die Schnee- und Eisfelder. — In Opthun. — Die Waſſerfälle. — Ein Paſtor, der ſich kurz faßt. — Ein ſeltſamer Brauch in Präſtſäter. — In Guldbrandsdalen. — Die Schlacht von Kringelen, Sinclairs Schotten und die norwegiſchen Bauern. — Die rothe Zipfelmütze. — Lauvegaard. — Ein verlebter Engländer und ein reicher Bauer. — Romsdalen. — Die Zauberer von Frotlinderne. — Chriſtianſund. — In Drontheim. — Der heilige Olaf. — Heeresübungen der norwegiſchen Krieger. —

Ich habe erzählt, daß wir auf ſehr beſchwerlichen Wegen wandelten. Viele Schnee- und Eisgefilde in Norwegen bilden furchtbar öde Wüſtenein; oft reitet man durch zerriſſene Hochflächen, zwiſchen deren Senkungen und Hebungen ſich die Waſſer ſammeln, und wo oft nur ſchmale Steinlager die einzige Brücke bilden. Die Thiere gehen hinüber, ſuchen vorſichtig ihren Weg und das norwegiſche Reß bewährt ſich auch dort. Man kommt über Schneefelder, auf denen die Hufe hohl wiederklingen; mitten aus der blendenden Weiße ſpringen Bergzüge empor, an denen meilenweit ausgedehnte Gletſcher ſich herabſenken. Gletſcher und Schneegefilde laufen ſich eben in einer ſolchen Gegend bereiten läßt. Die Tafelmuſik fehlt nicht, wenn brauſender Sturm von den Höhen herab heult und Milliarden feiner Eisnadeln in die Lüfte wirbelt, in denen ſie, gleich Wolken fürchter Feuerkäfer, funkeln und blitzern. Solche Schneeſtürme, welche der Norwege Fannarauk nennt, hüllen in den höheren Gegenden bei Winterzeit oft viele Tage lang den Horizont ein und jagen den feinen Eisnebel bis in die Wolken hinauf. Ein Wanderer, welchen ſolch ein Sturm ereilt, iſt unrettbar verloren; denn er verlmag auch die nächſten Gegenſtände nicht zu erkennen und findet den Tod in einer der zahlloſen Klüfte.

Fjord von Beitungsnacket.

oft in eine unbekannte Wildniß hinaus. Am tiefſten Horizonte ſieht man ihren blauen Glanz und das Funkel ihrer blendenden Kryſtalle im rothen Glühen der Abendſonne. Am Fuße dieſer Eiswälle liegen Waſſerbecken, die das ſchmelzende Naß aufnehmen, und deren windbewegte Oberfläche ſeltſam abſticht gegen die Starrheit der Maſſen, welche mit drohenden Hörnern über ihnen hängen. Man reitet ſtundenlang an einem ſolchen Gletſcherzuge hin, um dann zu einem andern zu gelangen, der noch wilder als die früheren ſeine ungeheure Eishaube über ſchwarzen ſteilen Wänden trägt. Dann ſucht man unter einer Felſenwand ein ſchützendes Obdach, um auszuruhen und ein Mahl einzunehmen, wie es

Auf dieſen Fjellen nützt bei Schneegeſtöber kein Wegweiſer. Dann und wann findet man einen ſolchen. Er beſteht aus Haufen von Schiefertrümmer, welche anzeigen, wo die mannigfachen Windungen durch zerklüftete Felſen einen Weg möglich machen. Selch ein Merkzeichen deutet auch die Gränze am Guldbrandsdalen an.

Doch ich nehme meine Erzählung wieder auf. Nachdem wir über eine Reihe von Felſenleiſten geritten waren, von welchen das klare Gletſcherwaſſer herabfief, kamen wir an den kleinen Weiler Opthun, den letzten, welcher am Abhange des Sognefjeld liegt. Dort wohnen, abgeſchieden von aller Außenwelt, drei Familien, aber freilich in einer Um-

Digitized by Google

gebung, welche an landschaftlichen Schönheiten reich ist. Die paar hölzernen Hütten liegen auf einem platten Felsenvorsprunge, neben dem ein herrlicher Wasserfall herabstürzt. Unser Zug brachte einiges Leben in diese Einöde. Ein siebenjähriges blondes Mädchen, das wir photographirten, begleitete mich auf meinen Ausflügen in die Umgegend. Diese Marie in Opthun empfand doch sehr die Langweile der unendlichen Wintermonate, in denen es nur so wenige Stunden am Tage hell ist. Dann wird gesponnen und immer wieder gesponnen beim trüben Schein der Lampe und ein Tag verläuft wie der andere, ohne daß Abwechselung käme. Das Mädchen sehnte sich, einmal aus den Bergen, durch welche Opthun von der übrigen Welt abgeschieden ist, hinaus zu kommen, wäre gern an's Meer und über See bis Amerika gegangen. Bis in jene Einöde war allerlei Kunde von der neuen Welt gedrungen; Maria hatte gehört, daß dort im ganzen Jahre kein Schnee falle, daß die Blumen immer blühen und Jeder reich und glücklich wäre. So malen sich die Menschen alle ein Paradies, aber gewöhnlich verlegen sie es in eine recht weite Ferne.

Ich war nicht grausam, als ich Mariens Täuschungen zerstreute und ihr auseinandersetzte, daß auch jenseit des Weltmeeres die Menschen Last und Qual vollauf zu tragen haben. Ich wollte das hübsche Kind mit seinem Schicksale versöhnen; sie sollte sich an dem genügen lassen, was ihr einmal zu Theil geworden war.

Marie aus Opthun.

Gegen Abend führte sie mich an den Wasserfall. Der Weg dorthin war gefährlich und beschwerlich, und ich mußte sehr vorsichtig sein, um auf dem schlüpfrigen Gestein nicht auszugleiten und in den Abgrund zu stürzen. Maria freilich flog wie ein Vogel dahin, denn sie war barfuß! Glücklich gelangten wir auf einen Fels, welcher den Wasserfall überragte, und von dort konnte ich mir in aller Muße ein erhabenes Schauspiel betrachten. Aber in dieser wilden Landschaft bemerkte ich nicht einen einzigen Grashalm, gar keine Spur von Pflanzenwuchs.

Die Cascade von Opthun ist schön, aber mit vielen anderen norwegischen hält sie keinen Vergleich aus, namentlich nicht mit denen in Thelemarken und im Hardangerfjeld, den klassischen Gegenden der Wasserfälle. Dort sieht man sie auf allen Seiten von den Felsen stürzen, bald im Sprunge, von Absatz zu Absatz, oder in Bogenstürzen, oder ungeheuren Polypen vergleichbar, die mit tausend weißen Fingern an steilen Felsen wachsen, und gleich schwerem, gediegenem, flüssigem Silber niederrollen und in glänzenden Schaum gehüllt sind. Am großartigsten aber, zugleich wunderbar schön und wild, ist der berühmte Rjukan Fjöß, der rauchende Wasserfall in Thelemarken, inmitten der schwarzen, mächtigen Felsenwände. Schon in weiter Ferne erblickt man seine Rauchsäule, aber ein Rauschen vernimmt man noch nicht, der Strom in der dunkeln Tiefe hat nur ein dumpfes Murren. Aber man kommt näher; man sieht, wie die Felsen einen Kessel bilden, wie hohe glatte Wände aufsteigen, welche fast senkrecht in eine schwindende Tiefe stürzen. Sie treten mit scharfen Graten zusammen, als wollten sie den schwarzen Spalt zuschließen. Aber hoch von oben fällt, 670 Fuß tief, ein langer, glänzender Wasserstreif herunter; eine rauschende, kochende, zischende Masse, welche klingend an die Felsen schlägt, abprallt, aufspritzt und, unten zu Staub zerschmettert, wieder emporwirbelt. Da hat das Auge keinen Ruhepunkt; wie durch einen Magnet angezogen, folgt es dem Sturze der Wasser, welche rastlos draußen sich verschlingen und wiedergebären. Der Mensch ist erstaunt und entsetzt, das Herz schlägt rascher, aber es jauchzt auf, wenn ein Sonnenstrahl durch die Regenwolken sich Bahn bricht und einem Blitze vergleichbar über den ganzen Fall läuft. Dann ist es, als habe die unsichtbare Hand des Allerhalters in jenen schwarzen Felsen plötzlich ein silbernes Meer geöffnet, das in gediegenen Wellen hervorbricht; so leuchtet es und fährt in weißen Blitzen auf. Die Myriaden sprühenden Funken umglänzen Alles in Regenbogenfarben, welche auf- und abziehen, sich rasch bilden und wieder verschwinden.

Kein Reiseuder hat Norwegen mit so viel Innigkeit und poetischer Wärme geschildert, jenem skandinavischen Lande und dessen Menschen so viel Liebe entgegengetragen, als unser so früh verstorbener Theodor Mügge. Die Norweger sollten dem wackern Manne billig einen Bautastein zu ehrendem Andenken errichten.

*

„Am Rjukan Foß," sagte er aus seinem dichterischen Gemüth heraus, „könnte man Stunden- und Tagelang sitzen und wieder und immer wieder in das Gebraus und Leuchten hinein schauen. Denn Wasserfälle und Meereswellen haben die Macht erhalten, die Seele des Menschen in Träume zu wiegen und, mit ihrem Rhythmus voran rauschendem Gehen und Kommen, Sehnsucht und Phantasie zu erwecken. Solche Werke machen den fühlenden Menschen gut. Es ist so herrlich, so edel und tief rührend, die Natur in ihrer höchsten Majestät zu schauen, daß man darüber Vieles vergißt, was sonst wohl den Eindruck der Größe schmälert."

Früh Morgens um zwei Uhr brachen wir von Opthun auf, wo wir nicht einmal Talgkerzen gefunden hatten; man scheint nur die Lampe zu kennen. Wir mußten nun eine Strecke von achtzehn großen Wegstunden an einem Tage zurücklegen.

Das unbewohnte Hochland zwischen den Süstern Aleröhuus und Bergen bildet ein mehr als 150 Stunden langes und etwa 25 Stunden breites Plateau, das von unzähligen tiefen Schluchten zerrissen, von Spalten durchfurcht wird. Auf diesen Unterlagen erheben sich die Gletschermassen, namentlich jene des Jotunfjeldes. Nach Norden hin dacht es sich gegen Romsdalen ab, nach Süden hin zum Hardangerfjeld. Auf jener Hochfläche liegt fast das ganze Jahr hindurch Schnee, und die zackigen Spitzen, welche hoch emporragen, geben der ganzen ohnehin wilden Landschaft einen nur noch wildern Charakter.

Als wir bergein ritten, erzählte uns ein Führer eine recht artige Anecdote. In seinem Dorfe hatte man für den Bieckönig ein Mahl angerichtet. Als er, nebst seinem Gefolge, vom Karriol herabstieg, empfand er das Bedürfniß zu speisen und dann auszuruhen. Aber die übliche Anrede mußte er sich gefallen lassen; der Pastor stand schon bereit und dem Kronprinzen lebte vor einem langen Sermon, vielleicht weil er wußte, daß die meisten geistlichen Herren sich in sehr weit ausgesponnenen Reden gefallen. Aber jener norwegische Pastor war ein Mann von Geschmack und scheint

an Luther's Wort: „Thu's Maul auf, hör' aber bald auf!" gedacht zu haben. Der würdige Mann machte seine Sache gut, denn er sprach:

„Königliche Hoheit! Als Pastor an dieser Kirche danke ich dem Himmel dafür, daß er es den Angehörigen dieses Pfarrsprengels vergönnt, ihren Bicckönig leibhaftig vor sich zu sehen. Als Mann fühle ich mich glücklich, den Landesherrn begrüßen zu können, und ich danke dafür dem König der Könige. Als Greis erflehe ich auf Ihr erlauchtes Haupt den Segen des Herrn, und als Anordner des für Sie bereit stehenden Festmahles bitte ich Sie, freundlich damit fürlieb zu nehmen. Sie sind willkommen, königliche Hoheit!"

Allen Respect vor diesem braven Pastor.

Im hohen Norden sind die Nächte während der Sommerzeit so hell, daß man auch während der Nacht auf beschwerlichen Wegen reisen kann. Aber wir befanden uns in keiner angenehmen Lage, denn unseren Blicken war jeder Pfad verborgen. Führer und Pferde tasteten sich indessen durch. Als die Sonne emporstieg, befanden wir uns in der Region des ewigen Schnees. Im Hintergrunde streckten die Horuntinderne ihre phantastischen Spitzen hoch in die Lüfte. Wie sie so prächtig, so unbeschreiblich erhaben sich ausnahmen als das Gold der Frühsonne auf diese weißen Massen fiel! Im Vordergrunde wälzte sich ein halbgefrorener Wasserstrom in die Tiefe. Aller Pflanzenwuchs hatte, Rennthiermoos ausgenommen, völlig aufgehört; Alles war kahl, der Pfad, von welchem dann und wann einige Spuren sichtbar wurden, im höchsten Grade beschwerlich. Manchmal gingen wir zu Fuß, aber bald ging uns der Athem aus. Vier lange Stunden waren nöthig, um die Gletscher von Horung und Smörstablinder zu umgehen. Es war in der That keine leichte Arbeit. Bald mußten wir durch rauschende Bergströme waten und dann wieder über Brücken reiten, die sich ohne Zweifel recht malerisch ausnahmen, aber uns doch sehr unbehaglich vorkamen, denn sie hatten keine Geländer und zu beiden Seiten gähnten Abgründe! Aber einer unserer Reisegefährten hatte uns eine angenehme Ueberraschung bereitet. Es waren nämlich von ihm einige Führer vorausgeschickt worden und sie hatten auf dem Midsjeld, einer kleinen Ebene zwischen zwei Bergseen, ein Zelt aufgeschlagen, in welchem ein Mahl für uns bereit stand. Vor uns erhoben sich majestätische Berggipfel, die Fornerankan, deren grünliche Gletscher uns an jene vom Grindelwalt in der Schweiz gemahnten. Das Zelt stand auf dem Schnee, meine Finger waren erstarrt, aber der ächte Madeirawein verfehlte seine Wirkung nicht.

Wasserfall bei Opphun.

Nachdem wir uns durch Speise und Trank und Ruhe erquickt hatten, zogen wir fürbaß durch ein enges Thal, das von schwarzen Gesteinwänden eingeschlossen ist. Durch dasselbe fließt die Bevra, welche ihr grünliches Wasser aus den Gletschern erhält und in die Seen von Holdulsvand fließt, an denen die Landschaft weniger wild erscheint; denn bald treten schon wieder Sträucher auf, namentlich der Wachholder; auch wird der Boden ebener, man befindet sich auf einer Hochfläche, die Pferde können wieder traben und thun es mit Lust.

Es mochte wohl gegen sechs Uhr Abends sein, als wir Preestsäter erreichten. Es ist eine einsame Hütte, die von Wiesen umgeben ist und zum Pfarrsprengel von Lomb gehört Wir waren siebenzehn Stunden unterwegs gewesen und Jedermann wird uns glauben, daß Roß und Reiter recht müde waren. Wie thaten uns da die ländlichen Betten wohl!

In jener Gegend herrscht eine Sitte, die vielleicht in keinem anderen Lande der Welt wieder vorkommt. Ich bemerkte in der Diele, welche zunächst dem Bette gelegt wire, Höhlungen, die etwas plump ausgeschnitten waren und mit der Gestalt eines menschlichen Fußes Aehnlichkeit zeigten. Was konnten diese Hieroglyphen bedeuten? Ich hielt Nachfrage bei Liva, der Tochter des Hauses, und bekam vollständige Aufklärung. Wenn eine Braut zum ersten Mal in's Ehebett steigt, muß sie eine Spur ihres Fußes auf der Diele zurücklassen. Der Brauch ist alt. Uebrigens schmeckten die trefflichen Lachse, der Rennthierbraten und der Glühwein in diesem Preestsäter ganz ausgezeichnet.

Am andern Tage erreichten wir Lomb und fanden im Hause des Pfarrers gastliche Aufnahme. Die Kirche ist ein bemerkenswerthes Bauwerk, natürlich aus Holz, wie fast überall in Norwegen, aber besser gehalten als die meisten anderen. Das verdankt man dem trefflichen Pastor, der als Mitglied des Storthings dafür wirkte, daß man von Staatswegen die nöthigen Summen zur Ausbesserung bewilligte.

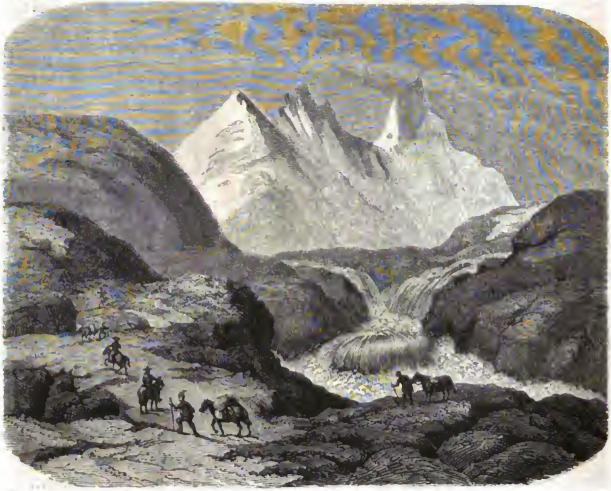
Von Lomb aus machten wir einige Karriolfahrten auf der Hochebene nach verschiedenen Richtungen hin und schifften auch auf dem Waagevartsee. Dann gelangten wir nach Lauergaard, einem Gehöft im Guldbrandsdalen, das an der großen Straße nach Christiania liegt. Nun hatte ich die, in der norwegischen Geschichte so berühmte, Schlucht von Kringelen gesehen.

Gustav Adolf von Schweden war im Kriege mit Dänemarks Könige Christian dem Vierten. Jener hatte 1611 den Grafen Axolf Muntbaven nach Schottland geschickt, um dort Volk zu werben. Oberst Sinclair warb eine Schaar streitbarer Männer, zog mit ihr, wie das Volkslied sagt, über die salzige See, und sollte vom Moldefjord durch Romsdalen in's Innere dringen. Er vermaß sich, Norwegen wie einen Maulwurf zu zerquetschen, zog 1612 plündernd und verheerend durch Romsdalen und kam dann auch in Guldbrandsdalen bis zu jenem Paß von Kringelen. Er hatte etwa neunhundert Mann Kriegsvolk bei sich. Die Bauern waren erbittert über die Raubsucht und über die Gewaltthätigkeiten, die von den fremdländischen Söldnern verübt wurden. Sinclair hatte jedem seiner Soldaten ein hübsches Mädchen und einen Ackerhof versprochen, sobald Norwegen bezwungen

277838A

worden sei. Die Sage erzählt, ein Bauer, welchem man beide Arme auf dem Rücken zusammengebunden, habe den Schotten als Führer dienen müssen. Als er sie bis in Guldbrandsdalen hinein geleitet, wußte er zu entkommen. Er erzählte, welche Grausamkeit die Schottländer verübt hätten; auch hier würdeten sie eben so arg hausen und wüthen. Da rotteten sich die Bauern gegen den wilden Feind zusammen und beschlossen, ihn bis auf den letzten Mann zu vernichten. Sie stellten sich bei Kringelen auf, weil dort das Thal eine enge Schlucht mit steilen Wänden bildet und der Fluß wildschäumend hindurchströmt. Dort legten sie sich in Hinterhalt und versteckten sich. Der Feind zog heran und ahnte nichts Arges. Die Norweger, etwa dreihundert an der Zahl, standen auf der Höhe; um die Aufmerksamkeit der Schotten abzulenken, hatten sie etliche von ihren Leuten, die nur harmlose Sicheln trugen, in der Schlucht aufgestellt. Sie nahmen ganz richtig an, daß dieselben von den Schotten verfolgt werden würden. Der Plan gelang vollständig. Auch ein junges Weib, Pillar Guri, geübt im Blasen des Alpenhorns, war als Schildwacht auf der andern Seite des Wassers aufgestellt worden. Sie sollte zum ersten Male blasen, sobald die Schotten in den Engpaß eingezogen wären, zum zweiten Male, wenn ihre größere Anzahl die Stelle erreicht hätte, wo der Hinterhalt gelegt war. So schritt die Vorhut, nichts Arges ahnend, in die Schlucht von Kringelen hinein. Pillar Guri läßt zum ersten Male das Horn ertönen. Die Schotten werden stutzig und horchen den Tönen, welche aber sofort vom Schalle der Regimentsmusik Sinclair's übertäubt werden. Also ziehen sie sorglos weiter. Da bläst das norwegische Weib zum zweiten Male und wiederum lassen die Schotten ihren hochländischen Dudelsack pfeifen. Einige Bauern feuern vom Wasser herüber, aber die Schotten geben sich nicht einmal die Mühe, die Schüsse zu erwiedern, sondern schwenken lustig mit ihren Hüten und lachen hell auf.

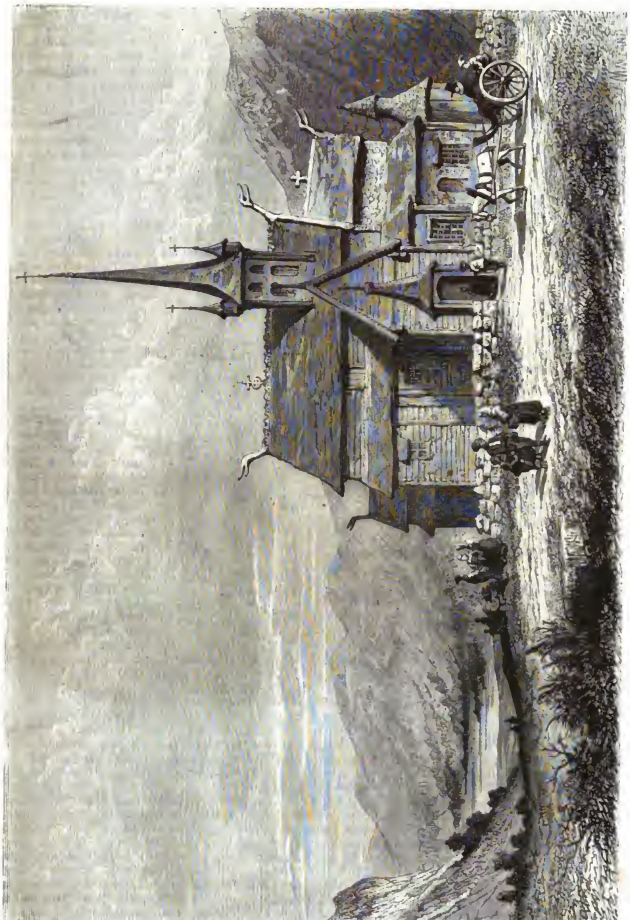
Aber von jenem Augenblicke an hat kein einziger der neunhundert Schotten, welche mit Oberst Sinclair über die salzige Wege herüber gekommen war, in Norwegen wieder gelacht oder auf dem Dudelsacke gespielt. Denn urplötzlich donnerte eine gewaltige Lawine von Felsblöcken und Baumstämmen auf die Uebermüthigen herab und begrub sie. Dann stürmten die Bauern in die Schlucht hinein und ermordeten Alles, was lebendig war. Man wollte den Räubern ihren



Die Horntrinkerne.

verdienten Lohn geben. Die Frau Sinclair's, welche ihren Mann begleitete, war von der Felslawine unberührt, ihr Kind jedoch verwundet worden. Auch sie wurde nicht verschont; sie erlitt dasselbe Schicksal, wie dreihundert Söldner, welche den erbitterten Bauern lebendig in die Hände fielen. Es heißt, Frau Sinclair, welche gefangen wurde, als sie eben ihrem Kinde die Wunden verband, habe so lange mit den Siegern, die nun schottisch mit dem Dudelsack aufspielten, tanzen müssen, bis sie todt niedergefallen sei. Die übrigen Gefangenen stellte man als Zielscheibe auf und schoß nach ihnen; sechsen von ihnen, welchen die Kugeln nichts anhaben konnten, schnitt man den Hals ab; achtzehn Mann schickte man als Siegeszeichen an den dänischen König. Sinclair's Leiche sollte kein christliches Begräbniß haben und wurde

Digitized by Google



Die Kirche in Venib.

Digitized by Google

außerhalb des Friedhofes bei der Kirche in Kvam beigescharrt.' Die Grabschrift lautet: „Hier liegt Oberst Sinclair, der 1612 bei Kringelen fiel, mit neunhundert Schotten, die von dreihundert norwegischen Bauern, unter Anführung des Bergon Segelstad von Ringebue, zermalmt wurden, wie irdene Töpfe."

Wir wollen diese „norwegische Heldenthat" nicht etwa verkleinern; die Bauern hatten ganz recht, einen übermüthigen Feind, der raubend ihr Land durchzog, zu vernichten. Aber man macht nicht selten aus diesem Gemetzel im Engpasse von Kringelen eine gewaltige Begebenheit, welche sich mit den Großthaten der tyroler und schweizerischen Bauern messen könne. Das ist wohl zu viel. Im Engpasse steht ein hölzernes Kreuz zum Andenken an Sinclair's Untergang; der schwarze Felsen, auf welchem das norwegische Weib in das Hirtenhorn stieß, liegt auf der andern Seite des Flusses.

In Lauergaard waren die Landleute von weit und breit zusammengeströmt, um den Prinzen zu sehen. Die Männer tragen rothe Mützen wie Masaniello und die Fischerleute am neapolitanischen Meerbusen, und sie steht ihnen recht gut; aber sie tragen auch einen Frack mit Schwalbenschwänzen, und der steht ihnen schlecht. Bei den Frauen bemerkte ich Mieder aus schottischem Zeuge; diese Mode rührt vielleicht aus Sinclair's Zeit her. Die brennend rothe Mütze spielt in Norwegen eine Hauptrolle, sie ist ächt national und ein nicht unwichtiger Handelsartikel für Elberfeld. Denn in dem „frommen" Wupperthale wird sie gesponnen, gewebt und türkischroth gefärbt. Vom Stifte Bergen an, nach Norden hin, muß Hut und Kappe der Zipfelmütze weichen, und auch der Prinz trug eine solche, worüber die norwegischen Bauern sehr erfreut waren. Als Karl der Vierzehnte in Drontheim gekrönt wurde, standen etwa zehntausend Menschen dicht gedrängt in den Straßen, durch welche der Krönungszug kam, und auf allen zehntausend Köpfen saß die rothe Zipfelmütze.

Knabe und Mädchen in Lauergaard.

Die Frauen und Mädchen in Lauergaard sind so schlank und nett, daß sie auch den Fremden wohlgefallen. Ein junger, langaufgeschossener Engländer, der nach Norwegen gekommen war, um Lachse zu fangen, war an einer Angel hängen geblieben; ein hübsches Mädchen hatte den Gentleman gefangen und sich von ihm heirathen lassen. Der Vater der Braut war übrigens vorsichtig zu Werke gegangen und hatte, bevor er sein Jawort gab, die weite Reise nach London nicht gescheut, um dort über den verliebten Jüngling die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Sie fielen günstig aus, die Heirath wurde vollzogen und nun lebt der Londoner, seelenvergnügt und zufrieden wie ein norwegischer Bauer.

Auf der Meierei Toftemoen fanden wir einen reichen norwegischen Bauer, er besitzt wenigstens eine halbe Million, ist aber verständig genug, nicht den vornehmen Mann zu spielen, sondern nimmt den Pflug selber in die Hand. Dieser Mann heißt Toste, ist seiner politischen Gesinnung nach ein entschiedener Demokrat, rühmt sich aber, vielleicht nicht mit Unrecht, daß er von dem alten hochberühmten Könige Harald Schönhaar abstamme. Er besitzt vortreffliche Pferde, auch einen ausgezeichneten Wettrenner, der den Preis davon getragen hat. Dieser gelbliche Klepper hat auf dem Rücken einen schwarzen Streifen wie ein Zebra.

Nachdem wir nun den düstern See von Lasjö herumgefahren, befanden wir uns in Romsdalen, einem der berühmtesten Thäler Norwegens. Gleich anfangs begegnete uns eine Frau, neben welcher sechs Kinder hergingen; — drei Paar Zwillinge. Der Vater soll ein Neunthierjäger sein. Er hatte seinen Hausgesen dem Prinzen vorgestellt, welcher jedem Kind einen blanken Thaler gab.

Romsdalen ist eines der schönsten Thäler in der weiten Welt, wundervoll wegen des saftigen Grüns der Grasnarbe, wegen der herrlichen Wasserfälle und der gewaltig kühnen Bildung des Gebirges. Mit donnerndem Gerausch fallen die Ströme herab, theilen sich oft in mehrere Arme, bilden dann klare Bäche, welche sich durch's Thal schlängelu, dort smaragdgrüne Wiesen bewässern und den Fluß Rauma bilden. Manchmal wird das Thal so eng, daß man von einer Seite nach der andern hinüber einen lauten Ruf vernehmen könnte. Auf der Strecke von Ormelin nach Flatmark war dieses Thal lieblich und von ungemein erquickender Frische; das Land an den Ufern der Rauma war sorgfältig bestellt. Das Gebirg entwickelte sich in der That großartig; zur Rechten stieg das gewaltige Romsdalshorn, fast senkrecht mit seiner schneebedeckten Spitze empor. Es dient den Schiffern als Landmarke. Zur Linken lagen die Frolitinderne wie eine kolossale mit Zinnen versehene Mauer. Die Sage weiß, daß die phantastischen Felsen, welche aus dieser Gesteinsmasse emporragen, ursprünglich böse Zauberer waren. Als der König Olaf der Heilige in Romsdalen eindringen wollte, um das Evangelium zu verbreiten, wollten sie ihn daran verhindern; aber das war vergebliches Bemühen, denn der fromme Mann verwandelte sie in Stein. In dieser Gegend, die einen stantinavischen Olymp bildet, war auch der Sitz der alten volksthümlichen Götter, und lange Zeit wehrten die Bewohner des Thales sich gegen den fremden Glauben, welchen man ihnen aufzwang.

Der Romsdalfjord ist mit einer Reihenfolge von Bergspitzen, Bergahornern, Bergaschnen und Gletschern von seltsamer Gestalt, gleichsam umsäumt. Einige dieser Höhen steigen senkrecht aus dem Meere empor bis in die Region des ewigen Schnees. In Europa giebt es sicherlich Nichts, das mit diesem phantastischen Anblicke verglichen werden könnte; es ist als ob das Ganze von einer Heerschaar gewaltiger Titanen mit Riesengärten aus den Wolken gebauen worden wäre. Unsere Ansicht vom Veblungsnaesefjord giebt davon eine Vorstellung.

In einer Bucht fanden wir unsern kleinen Dampfer, dessen Kapitän sich die Zeit mit Entenschießen vertrieben hatte. Unser Ausflug hatte fünf Tage in Anspruch genommen; theils waren wir geritten, theils im Karriol und theils in Booten gefahren. Wir kamen über Gletscher, durch enge und düstere Schluchten, über liebliche offene Wiesen und über flache Alpenseen, und nun hatten wir wieder Salzwasser unter uns. Eine solche Art zu reisen hat schon deshalb etwas Angenehmes, weil man mit den Transportmitteln abwechselt; dabei ermüden Leib und Geist viel weniger, als wenn man immer geht oder immer reitet, immer fährt.

Bisher hatten wir gutes Wetter gehabt, aber nun war es damit vorbei. Ein starker Regen begleitete uns auf der Fahrt nach Christianfund, einer kleinen Stadt, die höchst malerisch auf nackten Felsen, auf vier Inseln, liegt. Die Bewohner leben vom Fischfang und vom Fischhandel; selbst Spanier kommen, um den Meeresegen hier im hohen Norden abzuholen, und manche hübsche Frauen und Mädchen in Christianfund haben schwarze Augen, die an Andalusien erinnern. Sie sehen in ihren schwarzen oder veilchenblauen Seidenröcken und den rothen Umschlagtüchern ganz allerliebst aus; das fanden auch die Schweden, welche den Prinzen begleiteten. Natürlich wurde dieser festlich bewirthet. Die Bürger hatten eine Inschrift gewählt, welche also lautete: „Unsere Treue ist fest, wie der Felsen, auf welchem unsere Häuser stehen.“ — Natürlich nur unter der Bedingung, daß Norwegens Verfassung und Freiheit von Seiten des Königs unangetastet bliebe.

Mädchen in Christianfund.

Wir dampften Abends weiter und waren am andern Morgen in Fjord von Drontheim. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, und die dunkeln Berge boten sich scharf vom blauen Himmel ab. Der Anblick der alten norwegischen Krönungsstadt ist in der That reizend. Sie steigt amphitheatralisch vom Meer und der Nidaa bis zu grünen Hügeln empor; der Gesichtskreis wird von Bergen begränzt. Der Ort selbst bietet aber keinen alterthümlichen oder auch nur eigenartigen Anblick dar, wie Bergen, sondern ist durchaus modern. Feuersbrünste haben wiederholt große Verheerungen angerichtet. Die Häuser sind zumeist von Holz, die Straßen sehr breit; am Wasser stehen Waarenhäuser auf Pfählen. Auch Drontheim verdankt seinen Wohlstand dem Fischhandel und viele Kaufleute sind reich. Drontheim ist für die älteste Stadt im Lande und an sie knüpfen sich viele geschichtliche Erinnerungen. Man denkt sogleich an Haken Jarl, welchen uns Deutschen Oelenschlägers Dichtung nahe gebracht hat, an Harald den Guten, an Olaf Tryggwesen, den kühnen Recken, welcher hier in Drontheim (so heißt die Stadt bei den Norwegern) die isländischen Häuptlinge zur Annahme des Christenthums zwang. In dem alten Königshof am Dome haben manche Helden und Fürsten gezecht und Kampfspiele gehalten und Kämpereien, Gesänge zu Ehren kühner Recken, gesungen. Aber die Namen dieser Kämpen und Berserker sind verschwunden und verklungen. Doch Drontheim bleibt klassischer Boden und ganz richtig ist die Bemerkung, daß sich nun diese Stadt Norwegens Geschichte wie um einen Mittelpunkt gruppire. Noch jetzt werden die Könige des Landes zu Drontheim, im alten Dome des heiligen Olaf gekrönt. Der Dom steht noch, obwohl er vom Blitze des Himmels und durch den Ungeschmack der Menschen empfindlich beeinträchtigt worden ist. Man hat ihn im zwölften Jahrhundert gebaut; in ihm ruheten die Gebeine des heiligen Olaf, zu denen in den Tagen des Mittelalters viel Volkes wallfahrtete. Jetzt liegen die Reichskleinode in diesem Dome, der 1328, 1421 und 1531 durch Brand gelitten hat. Der Chor ist gewaltig groß, hat viele Portale, Spitzbogen und schlanke Fenster, die moderu überputzten Säulen des Marmorganges sind schlank und ansprechend, aber an dem Wänden der Kirche hat man kleine hölzerne Logen angebracht, mit seidenen Vorhängen von verschiedenen Farben. Das macht einen barbarischen Eindruck.

Die geschichtlichen Erinnerungen, welche sich an Drontheim knüpfen, sind von Lord Dufferin, welcher einige Wochen nach uns dort war, mit poetischem Geiste wach gerufen worden. Er hat der Stadt in seinen „Briefen aus hohen Breitegraden“ ein eigenes Kapitel gewidmet. Auch er empfand, daß der Dom durch die neuen Verschönerungen viel von seinem Wesen eingebüßt habe, aber ein schönes Gebäude bleibt er trotz alledem.

Als Harald der Strenge von Norwegen nach England herüberschiffen wollte, um dort den König Harold zu bekriegen, öffnete er zuvor im Drontheimer Dome den Schrein, in welchem König Olaf der Heilige ruhte. Er schnitt ihm Nägel und Haare ab, die er dann als schätzende Heilthümer für sich und sein ganzes Gefolge betrachtete. Dann verschloß er den Sarg wieder und warf den Schlüssel in den Fluß Nid, welcher in Drontheim mündet. Die Gebeine blieben ferner unangetastet, bis in den Zeiten der Glaubensänderung die lutherischen Dänen den Schrein sammt dem Heiligen wegholten. Aber nicht nur diesen nahmen sie, sondern auch die goldenen und silbernen Kelche und die mit Edelsteinen verzierten Monstranzen. So wurden die früheren Hidenverfolgungen vergolten; eine Barbarei löste die andere ab.

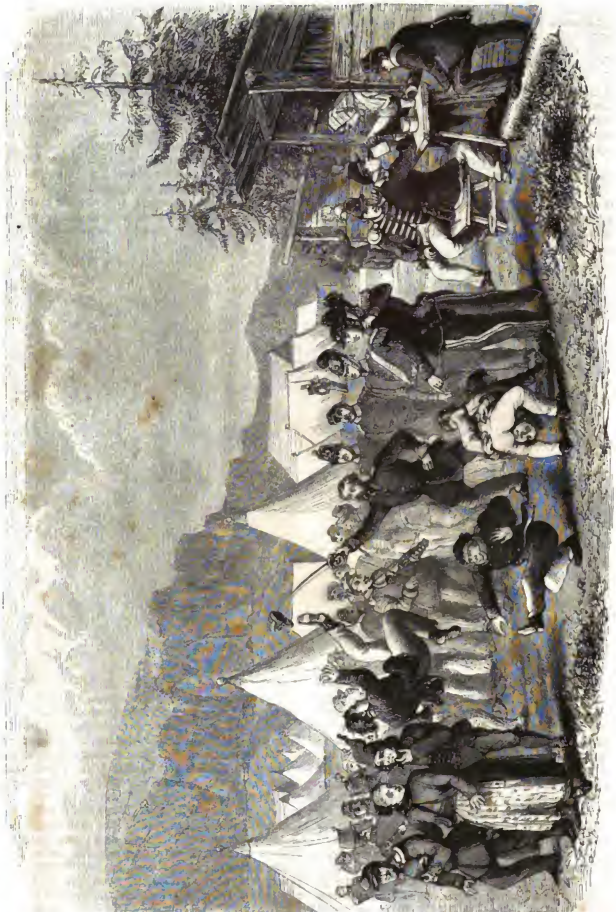
In Drontheim trennte sich unsere Reisegesellschaft. Einige wollten bis nach dem Nordkap, Andere gingen quer über die skandinavische Halbinsel durch Lappmarken bis an den bothnischen Meerbusen; ich machte noch einige Ausflüge in die Umgegend, um dann gerades Weges heimzukehren. Erst sah ich mir von Außen das hölzerne Theatergebäude an, dann noch einmal das königliche Schloß; dieses bildet ohne Zweifel das größte Holzgebäude in der Welt. Nachher besuchte ich Munkholm, ein Festungswerk von geringer Bedeutung, auf einer mitten im Hafen liegenden Klippe. In diesen Mauern haben früher manche dänische Staatsgefangene trübe Tage verlebt. Es war einst ein Kloster; jetzt verwahrt man dort Verbrecher, die von einer kleinen Besatzung bewacht werden. Dann schiffte ich nach Sjordalen, wo die Soldaten ein Lager aufgeschlagen hatten und Heeresübungen hielten.

Das Lager war am Meeresufer, am Ausgang eines Thales und das Gelände sehr abwechselnd, also zum kleinen Kriege vortrefflich geeignet. Dieser paßt seinerseits wieder gut für die ganzen Anlagen des nordgeschen Kriegers, der kein Angriffs-, sondern ein Vertheidigungssoldat ist. Prinz Karl hatte in Sjordalen die rothe Zipfelmütze abgelegt, die Uniform angezogen und den Befehl übernommen. Es mochten etwa zweitausend Mann im Lager sein, fast alle mehr

Digitized by Google

Im Regenbalm.

Digitized by Google



Im Lager bei Sjordalen.

Digitized by Google

oder weniger Rekruten, aber voll Eifers für die Sache. Der junge General hielt sie von früh bis spät in Athem und ging mit gutem Beispiele voran.

Der kleine Krieg, welcher zwei Tage hinter einander im Gebirge geführt wurde, bot eine Menge interessanter Erscheinungen und Zwischenfälle dar. Es stellte sich heraus, daß der Norweger des innern Landes sich trefflich zum Bergschützen eignet. Im Gebirge ist er in seinem wahren Elemente, als ein flinker, unermüdlicher Plänkler. Die Leute kletterten wie Katzen an den steilen Abhängen empor und selbst der Regen schadete ihrer Lebendigkeit nicht viel.

Im Lager selbst ging es lustig genug her: die Soldaten sangen und führten volksthümliche Tänze auf, zum Beispiel den Hallingdans. Das ist ein Tanz, mit welchem nur ein wohlgeübter Seiltänzer oder ein norwegischer Soldat zurecht kommt, denn es gehört dazu nicht wenig Uebung, Kraft und Gewandtheit. Ein Soldat tragt auf einer achtsaitigen Geige, ein Anderer hält mit dem Säbel eine Polizeimütze so hoch als möglich in die Luft; dann nähern sich die Tänzer und machen dabei allerlei komische Verrenkungen, drehen sich langsam im Kreise, springen dann mit einem Ruck hoch empor und versuchen, mit dem Fuße die Mütze von der Säbelspitze herabzuschlagen. Dabei wird noch viel hin- und hergehüpft oder gesprungen. Auch Lustigmacher fehlen nicht; ich sah zwei Soldaten, welche sich in einander verschlungen hatten und vierfüßiges Thier spielten, natürlich zu großem Ergötzen der Umstehenden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Norweger ihr Vaterland gegen jeden angreifenden Feind wacker vertheidigen würden. Sie haben nationalen Stolz, sind freie Leute und lieben den heimischen Herd. Sie würden auch begeistert und bereitwillig zu jedem Opfer sein. Aber wer sollte sie angreifen? Gewiß kein Eroberer, denn was wäre aus dem armen Norwegen anderes zu holen, als blutige Köpfe? Auch Schweden darf an keine Einverleibung dieses Landes denken. Ich will bemerken, daß der norwegische Soldat vom zwölnnzwanzigsten bis zum siebenundzwanzigsten Jahre dient; mit der Landwehr ist das Heer etwa einundzwanzig Tausend Mann stark. Norwegen, eine natürliche Festenburg von ungeheurer Größe, hat nur die beiden Festungen Frederiksten und Kongsringer; daneben noch verschiedene Citadellen, die aber von keinem Belang sind.

Das norwegische Heer ist nicht künstlich vom Volke getrennt, hat keinen künstlich aufgeblähten Standesdünkel, und kein Junker hat Privilegien auf Offizierstellen oder Kadettenhäuser. Kein armer Edelmann kann Kinder in Menge zeugen, welche dann vom achten oder zehnten Jahr an auf Landesfesten in Kadettenhäusern Ahnung und Kleidung und Unterricht erhalten und so einseitig abgerichtet werden, daß sie sich für eine ganz andere, höher stehende Menschenklasse halten als jene, auf deren Kosten sie genährt werden. Dergleichen Widersinn kennt man in Norwegen nicht. Das

Norwegische Schützen.

Land hat überhaupt keine Junker. Offiziere und Mannschaft fühlen sich als Zusammengehörige; es geht patriarchalisch zu. Davon zeugt der nachstehende Vorfall.

Ein im Dienste strenger aber gerechter, nicht im mindesten von gefrorenem Dünkel besessener, Hauptmann war bei den Leuten sehr beliebt. Einst erschien eine Abordnung derselben bei ihm und der Sprecher sagte: „Hauptmann, wir haben gehört, daß Du eine Erbschaft gemacht hast, weshalb tritth Du sie nicht an?" Der Offizier entgegnete, daß er dann einen kostspieligen Proceß führen müsse, und dazu gehöre eine Summe, die über seine Kräfte gehe. Die Soldaten gingen fort, kamen aber nach einigen Tagen und brachten einen Beutel voll Geldes mit, das von der Compagnie zusammengeschossen war, um dem Hauptmann zu seinem Erbe zu verhelfen. „Hier, nimm Du die Summe und gelange damit zu Deinem Rechte. Verlierst Du, so verlieren wir Deinen Proceß; gewinnst Du, so giebst Du uns den Vorschuß wieder." Das Letztere geschah.

Die neuen Entdeckungsreisen in Afrika.

II. Im Osten.

Wir wenden uns nach der Ostseite Afrika's, von wo uns in den letzten Jahren eine so reiche Fülle wichtiger Mittheilungen zuströmte. Auf der schönen Insel Madagaskar fand 1856 der englische Missionär Ellis eine gastliche Aufnahme bei der alten Königin Ranevalo*), welche seit länger als 30 Jahren ein strenges Regiment über das Volk der Howa's und die ihnen unterworfenen schwarzen Stämme führte. Die Europäer sind in früheren Zeiten auf Madagaskar willkommen gewesen, man gestattete auch den Missionären willig den Aufenthalt. Aber die Königin Ranevalo kannte die Ränke, welche von Seiten der Pariser Politik unablässig gemacht werden, um diese angeblich „französische Insel" in Besitz zu nehmen. Noch vor wenigen Jahren war in Paris ein Plan entworfen worden, die Königin zu stürzen und einen katholischen Prinzen als Vasallen Napoleons auf den Thron zu setzen. In diesen schlechten Handel war unsere arglose, aber nicht besonnene Landsmännin Ida Pfeiffer wohl ohne ihr Wissen verwickelt, und sie entging nur mit genauer Noth wohl der Hinrichtung, aber nicht dem Tode, zu welchem sich in dem ungesunden Niederlande Madagaskars in ihr der Keim entwickelte. Nach Entdeckung der Verschwörung wurde sie, nebst den betheiligten Franzosen, ausgewiesen, und die Königin ließ etwa zweitausend ihrer Unterthanen hinrichten.

Ueber Mosambik und die portugiesischen Besitzungen an der Ostküste hat der englische Konsul Mac Leod werthvolle Nachrichten mitgetheilt und durch sie die Schilderungen David Livingstone's ergänzt. Dieser unternehmende Entdecker verwerfe nach seinem denkwürdigen Zuge durch das Festland Afrika's, welchen der Leser auf der mitgetheilten Karte verfolgen kann, eine Zeitlang in Europa, ging aber schon am 4. März 1858 abermals nach dem Zambesi ab und fuhr gleich im Juli wieder stromaufwärts, um zunächst den von Norden her einmündenden Fluß Schire zu untersuchen. Er verließ denselben unter 16° 2' südl. Br., schlug zu Lande den Weg nach Norden ein und kam an einen noch von keinem Europäer besuchten See, den Schirwa, welcher eine Länge von etwa 12 bis 15, eine Breite bis zu 20 Wegstunden haben soll, zwischen 6000 Fuß hohen Bergen, 2000 Fuß über der Meeresfläche liegt und von Krokodilen wimmelt. Zwischen diesem See und einem andern, dem Nimpessi, liegt nur eine zwei Stunden breite Felsenleiste oder Gebirgshöhe, und auf ihm fließt unter 14° 23' südl. Br. der Schirefluß ab. Seit 1858 sind mehrfach Nachrichten von Livingstone nach Europa gelangt; er durchsieht die Gegenden am Sambesi, um gelundes Land zu suchen, und hält bei den Engländern die Baumwollfrage rege, daß sie aus jenen Regionen eine große Zufuhr von Baumwolle erhalten könnten. Den letzten Nachrichten zufolge hatte (wie wir in Nr. 1 des „Globus" melreten) Livingstone zu Anfang des laufenden Jahres sich an den Rufuma begeben, um diesen Strom so weit als möglich aufwärts zu befahren.

Weiter nach Norden hin, nahe dem 10.° südl. Br., liegt der Nyanzasee, in dessen Nähe Albrecht Roscher auf Hamburg einen frühzeitigen Tod gefunden hat. Roscher kam im September 1858 in Ostafrika an und begab sich zunächst nach Dailoa (Kilwa), um von dort in die Regionen der binnenländischen Seen und bis in's Herz von Landa hinein, an den Hof des barbarischen Königs von Lucenda, vorzudringen, über welchen der Portugiese Gamitto 1831 ausführliche Kunde gab. Albrecht Roscher hatte, um sich an das Klima zu gewöhnen, eine Landreise an der Küste gemacht und manche Punkte astronomisch bestimmt; aber er traf von vorn herein auf manche Hindernisse. Die Eingeborenen, namentlich am Lufirschiffluße, zeigten sich feindselig, auch war er einige Male geplündert worden; aber er behielt seine Ausdauer und drang in der That bis zum Rhassasee vor, welchen er im Herbst 1859 erreichte. Er kam krank an, verweilte bei einem Häuptling, dem Sultan Makama, in Ulcwa, und beschloß im März, als es sich mit seiner Gesundheit etwas gebessert hatte, an den Fluß Rufuma zu gehen, um einige dort zurückgelassene Waaren zu holen. Es war wohl unvorsichtig, daß er sich in Begleitung von nur zwei Dienern über die Grenze des befreundeten Sultans hinauswagte. Er erreichte das Dorf Hisanguru, wurde am 20. März 1860 in die Hütte eines Eingeborenen geführt und, während er im Schlafe lag, von dem Besitzer derselben, Mokotela, mit Pfeilen erschossen. Seine Habe und seine Tagebücher sind geraubt worden. Nähere Aufschlüsse werden die Mittheilungen des Herrn von der Decken aus Hannover geben, welcher im April 1860 nach Ostafrika abgegangen war, um sich mit Albrecht Roscher zu vereinigen.

In jener Strecke Afrika's, welche zwischen dem indischen Ocean und dem 30. Längengrade östlich von Greenwich einerseits und dem Aequator bis zum 10.° südlicher Breite andererseits liegt, ist in der jüngsten Zeit eine bisher unbekannte Welt erschlossen worden. Die Portugiesen und Araber wußten, daß dort im weiten Lande große Seen vorhanden seien; schon der alte Ptolemäus hatte in diese Gegenden die Nilquellen verlegt, aber Bestimmtes wußte Niemand. Da gaben deutsche Sendboten den Anstoß zur Erforschung. Sie gründeten 1844 zu Rabbai Mpia bei Mombasa eine Mission, um dem Wanikavolke das Christenthum zu predigen und wo möglich eine Kette von Missionen durch ganz Afrika bis an den Gabunfluß an der Westküste zu gründen. Zu solchem Zweck war es geboten, das Land im Innern zu erforschen. Die Missionen haben allerdings, wie sich voraussehen ließ, in religiöser Beziehung gar keinen Erfolg gehabt, aber die Wanderungen der unerschrockenen Sendboten sind der Wissenschaft sehr nützlich geworden. Ludwig Krapf, der früher in Abessinien gewesen war, machte 1848 und 1852 auf verschiedenen Wegen Ausflüge nach Fuga, dem Hauptorte des Königs von Ukambara; 1849 und 1851 durchzog er das Land Ukambani; sein Mitarbeiter Rebmann unternahm drei Reisen nach Dschagga; ein dritter, Erhardt, ging gleichfalls nach Fuga und schiffte auch mit Krapf an der Küste hin gegen Süden bis Kilwa und zum Vorgebirge Delgado. Durch Krapf und Rebmann wurde bekannt, daß in der Nähe des Aequators zwei hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Berge sich erheben: der Kenia, etwa unter 1° 45' südl. Breite und 36° östl. Länge, und der Kilimandscharo, 3°/4° südl. Br. und 37° östl. L. Daß diese Bergzapfel vorhanden sind, erleidet keinen Zweifel, allein es ist, wie es scheint auf keineswegs ausreichende Gründe hin, in Abrede gestellt worden, daß sie mit ewigem Schnee bedeckt seien. Die beiden Missionäre, welche ihnen einige Male ganz nahe waren, drücken sich indeß mit ganz unumwundener Bestimmtheit aus, und es bleibt nur zu bedauern, daß sie nicht Alles aufboten, um wenigstens einen

*) Sie ist im Frühsommer 1861 gestorben.

Digitized by Google

der beiden Berge zu ersteigen. Wie dem aber auch sein möge, sie haben die Erkunde wesentlich gefördert und über das Leben der schwarzen Völker jener Gegend viel Licht verbreitet. Krapf hat im August 1861 eine neue Reise nach Afrika angetreten. Er will an der ostafrikanischen Küste, etwa unter 3° südl. Br. eine neue Missionsniederlassung zur Bekehrung der Wanika- und Gallastämme gründen und hat zur Beihülfe zwei Deutsche und zwei Engländer. Nachdem er seine Station dort eingerichtet, gedenkt er das sogenannte nordöstliche Horn des afrikanischen Festlandes, die Region zwischen dem Aequator und Abessinien, zu durchwandern. Vor länger als dreihundert Jahren haben die Portugiesen, nach ihrer Besitznahme von Malindi, bezu mehrere, allerdings mißlungene Versuche gemacht; auch bemühten sie sich, von Abessinien aus nach Malindi an den Ocean vorzudringen, kamen aber nur bis Enarea und Sendschero. Krapf will nun erforschen, ob noch christliche, vielleicht auch jüdische Ueberreste in den südlich von Abessinien liegenden Ländern Ganst, Kaffa, Wolame, Kombat und Kortschassi vorhanden seien. In Guragne leben Christen, die vielleicht manche uns noch ganz unbekannte Schriften in äthiopischer Sprache besitzen. Die Sprach- und Völkerkunde darf von dieser Reise des unerschrockenen Missionärs manche schöne Ausbeute erwarten, ebenso die Geographie. Vielleicht gelingt es ihm, die südöstliche Wasserscheide des Weißen Flusses (Bahr el Abiad), die Quellen und den Lauf der Flüsse Sobat und Godschedb aufzuhellen und über den Lauf der Gebirgszüge Nachrichten zu geben. Sein Weg wird ihn durch die Regionen führen, in welchen die uns jetzt nur dem Namen nach bekannten Seen Ufole, Zämburu und Omo liegen. Wahrscheinlich kehrt er aus dem abessinischen Gondar über Chartum durch Sennar, Nubien und Aegypten heim, und gelingt sein Vorhaben, so wird durch dasselbe Heuglin's Reiseplan in gewisser Beziehung ergänzt.

Von Rebmann erhielten die englischen Reisenden Burton und Speke wichtige Fingerzeige, bevor sie in's Innere aufbrachen. Für sie handelte es sich darum, über die Region der großen Seen in's Klare zu kommen, und sie hatten das Glück, ihre große Aufgabe zu nicht geringem Theile zu lösen. Richard Burton, ein Mann von ganz ausgezeichneter Begabung, war schon früher in Ostindien durch Sindh und in die Nilgherris gewandert, dann 1853, als afghanischer Derwisch verkleidet, mit einer Pilgerkarawane von Yambo über Medina nach Mekka gezogen, und hatte sich 1855, von dem Hafenplatze Seila aus, durch das Land der Somal bis nach Härrär gewagt, wohin vor ihm kein christlicher Europäer gekommen war. Kapitän Speke, gleichfalls Offizier des indischen Heeres, hatte tapfer in vier Schlachten gegen die Sihks gefochten und dann Urlaub genommen, um Ostindien, einen Theil des Himalaya und des südlichen Tibet zu durchstreifen und vorzugsweise die Thierwelt zu erforschen. Im Jahre 1854 schloß er sich in Aden an Burton an, um mit ihm das Land der Somal zu erforschen. Während die Expedition in dem Hafenplatze Berbera lange Zeit auf die Karawane von Ogadain, welcher sie sich anzuschließen gedachte, warten mußte, unternahm Speke einen Streifzug nach Osten hin bis zum Ras Kori und überschritt die Küstenkette. So gelangte er auf die Hochebene im Innern des „östlichen Horns". Dann ging er nach Aden zurück, fuhr abermals nach der Somalikküste bei Karam und ging mit Kameelen nach Berbera, von wo aus Burton, welcher die erste Reise nach Härrär nur als eine Probe betrachtet hatte, eine zweite Wanderung unternehmen wollte, um 1854 in Härrär eine Agentur für den Handelsverkehr mit den ostafrikanischen Stämmen im Innern anzulegen. Der große Markt in Berbera war zu Ende; die Engländer blieben noch, um in den nächsten Tagen die Reise anzutreten. Aber am 19. April wurden sie von etwa 350 Somalbeduinen bei Nacht überfallen; diese warfen Speere in das Zelt, in welchem Burton, Lieutenant Herne und Speke sich befanden. Der Feind wollte das Zelt einreißen, um die drei Engländer in die Falten desselben zu verwickeln; gegen die Uebermacht konnten die Wenigen sich nicht wehren und mußten fliehen, obwohl 20 Feinde vor dem Eingange auf der Lauer lagen. Burton erhielt eine Menge Keulenhiebe, schlug sich aber in der Dunkelheit durch und entkam gleich seinem Gefährten Herne nach den Hütten von Berbera; ein anderer Offizier, Stroyan, wurde erschlagen. Daß Speke sein Leben rettete, war ein Wunder. Er ging aus dem Zelte und hielt seine Drehpistole einem Beduinen dicht auf die Brust, aber die Waffe versagte. Drei Männer sprangen ihm auf den Leib, knebelten ihm die Hände auf den Rücken zusammen und schleppten ihn fort. Er konnte kaum athmen, man gab ihm jedoch zu trinken und ließ ihn bei Tagesanbruch liegen. Er sah, wie die Wilden ihren Kriegstanz aufführten, um die Beute herumtanzten, und hörte, wie sie einen Dankgesang anstimmten. Da kam ein Beduine und fragte in Hindustani, was der Franke im Lande zu schaffen habe; er wolle ihn mit der Keule todtschlagen, wenn er ein Christ sei, er solle aber das Leben behalten, wenn er ein Muselmann wäre. Dann kam ein anderer, schwang auch seine Waffe und eilte gleichfalls weiter. Speke machte sich allmälig die Hände frei, konnte einen Lanzenstich abwehren, erhielt aber noch eine Menge von Keulenschlägen auf Arme und Hände, Schenkel und Schulter. Zuletzt gab man ihm noch einen Stich in's Bein. So krch er, mehrfach von Speeren umfaust, bis an den Straud, we er, von Blutverlust völlig erschöpft, wie todt hinsank, sich aber wieder aufraffte und bis an die Hütten von Berbera kam.

Es waren also zwei erprobte Männer, welche die Wanderung zu den großen Binnenseen antraten. Zuvor hatten sie einige Küstenfahrten unternommen und einen Ausflug nach Fuga in Usambara gemacht, gleichfam um sich auf das große Werk vorzubereiten. Diese Reise wurde am 27. Juni 1857 von Kaole, einem Küstenpunkte der Insel Sansibar gegenüber, angetreten; sie ist eine der interessantesten, die je beschrieben worden sind, ungemein reich an wissenschaftlichen Ergebnissen und nicht minder reich an spannenden Begebenheiten. Burton's Schilderung führt uns mitten hinein in das volle afrikanische Leben und Treiben, lehrt uns eine Menge neuer Völker und deren Eigenthümlichkeiten kennen, erläutert die Handelsverhältnisse eingehend und spannt unser Interesse in hohem Grade. Aber die Reise war auch reich an Qualen und Leiden für die kühnen Entdecker, welche allein, von unzuverlässigen Begleitern umgeben, den Zug durch eine Menge wilder Stämme wagten, deren Barbarei geradezu trostlos erscheint.

Der Weg führte von der Küste am Kingani hinauf zunächst nach Sengomere im Lande Kutu, das nach 17 Tagereisen erreicht wurde. Weiter leitete der Pfad, denn von Wegen kann nicht die Rede sein, in 23 Tagen über das Usagaragebirge nach Ugogi, über den 5700 Fuß hohen Rubehopaß. Bei Ugogi, 6° 40' südl. Breite und 36° 6' östl. Länge, hatte diese innere Hochebene 2700 Fuß Meereshöhe. Weiter ging die Reise durch die Wildniß Marenga Mali in 20 Reisetagen nach Tura in Unjamuesi und über Kaseh (5° nördl. Br., 33° 3' östl. L., 3940 Fuß Meereshöhe), wo arabische Kaufleute Faktoreien für den Handel mit dem Innern haben, in 37 Tagen nach dem 3190 Fuß hohen Usenye. Nun war der Fluß Malagarasi überschritten, und auf dem Wege über Ukaranga gelangten die Wanderer in 10 Reisetagen nach Uschidschi am östlichen Ufer des Tan-

Digitized by Google

ganyikasee's, 4° 54′ nördl. Br., 30° 3′ östl. L., am 14. Februar 1858. Schon am Tage vorher hatte Burton den ersten Blick auf den See gewerfen; als er seinem Führer auf einen steilen Hügel folgte, sah er plötzlich einen hellen Streifen. „Was ist das?“ fragte er, und erhielt zur Antwort: „Es ist das Wasser!“ „Ich stand ganz erschrocken und bestürzt da. Meine Augen waren noch leidend, die Bäume gestatteten keine freie und volle Aussicht, und heller Sonnenschein fiel nur auf einen Theil des See's, während der andere im Dunkel blieb. Da begann ich, etwas voreilig, mir Vorwürfe über meine Thorheit zu machen; ich hatte mein Leben auf's Spiel gesetzt und meine Gesundheit eingebüßt, und das eines so unbedeutenden Begebnisses wegen! Als ich aber einige Schritte weiter vortrat, lag der See in seiner ganzen Pracht vor mir und nun war ich voll Bewunderung und Entzücken!“ Sein Wasser erglänzte wie ein Spiegel zwischen den Bergen, am grünen Strande lagen Dörfer zwischen wohlbestellten Feldern und Fischerkähne schaukelten sich auf den Wellen.“

Der Tanganyikasee, auch See von Ujschidschi genannt, liegt 1850 Fuß über der Meeresfläche, 2000 Fuß niedriger als die Hochebene von Unianmesi, zwischen 3° 25′ und 7° 20′ südl. Breite, und ist etwa 250 englische geographische Meilen lang; die durchschnittliche Breite beträgt etwa 20 solcher Meilen, an einigen Stellen aber wohl 35. Der See ist das Centrum einer großen muldenförmigen Einsenkung im Festlande, ein langer schmaler Trog. Die Breite seiner Nordspitze liegt mit dem südlichen Ende des Nyanza- (unpassend Victoria-Ukerewe genannten) See's fast in derselben Linie; das Wasser ist süß. Kein Strom fließt hinaus; die von Speke auf seiner Karte gezeichneten „Mondgebirge“, welche in großem Halbbogen den See angeblich im Norden umziehen, sind nicht vorhanden. Burton erklärt sie für rein erfunden, für durchaus phantastisch; Speke habe wissentlich die Welt getäuscht.

Auf diesem See machte Speke einen Ausflug nach der gegenüberliegenden Küste, Burton bis an die nordwestliche Ecke bei Uwira, wo Handel mit Eisenbein getrieben wird. Der Aufenthalt am See und auf demselben dauerte vom 14. Februar bis zum 26. Mai; am 19. Juni waren die Reisenden wieder zu Kasch in Unyanyembe, von wo sie erst am 26. September wieder aufbrachen. Burton litt schwer am Fieber, benutzte aber den Aufenthalt zu Kasch, um von den Arabern Erkundigungen über die Landschaften und Völker im Norden des Tanganyika um im Westen des Nyanza, namentlich über das Königreich Karagwa, einzuziehen. Die Entdeckung des letztern See's war Speke's Aufgabe. Er brach am 11. Juli 1858 von Kasch auf, erreichte das Wasser, legte in 45 Tagen eine Strecke von mehr als 140 deutschen Meilen hin und her zurück und war am 25. August wieder in Kasch. An den Nyanza war er bei Muansa gekommen; in dem See liegen, dem Südufer ganz nahe, einige Inseln; nach einer derselben, Kerewe, nennen die Araber ihn Ukerewe (U bedeutet Stelle, Ort). Er hat eine Höhe von 3750 Fuß über dem Meere, die Südspitze liegt unter 2° 24′ südl. Breite und 33° östl. Länge. Die Anwohner des Südufers wissen nicht, wie weit er nach Norden sich erstrecke, und ob man ihn nach Norden hin bis 1½° über den Aequator hinaus folgen könne, bleibt noch zweifelhaft. Jedenfalls trägt er einen ganz andern Charakter als der 1900 Fuß tiefer liegende Tanganyika. Er ist ein Aufnahmebecken, wohin das Wasser abzieht, welches während der Regenzeit aus einer ausgedehnten Region nach diesem See hinströmt. Dieses Wasserbecken reicht ohne Zweifel bis an den Aequator; ob in demselben eine der Hauptquellen des weißen Nils liege, kann erst durch nähere Forschungen ermittelt werden. Bis jetzt ist Alles, was man in dieser Beziehung vorgebracht hat, durchaus ungewiß.

Am 4. März 1859 waren Burton und Speke wieder in Saasibar. Von der Küste bei Kaole bis zum Tanganyika-See hatten sie 955 englische Statutmeilen in 420 Stunden 25 Minuten Reisezeit zurückgelegt. Speke ist 1860 wieder nach Ostafrika gegangen, um abermals bis zum Nyanza-See vorzudringen und zu ermitteln, ob es mit seiner Ansicht von der Nilquelle richtig sei; Anfang Octobers trat er von Bagamoyo, Saasibar gegenüber, gemeinschaftlich mit Kapitän Grant die neue Reise an. Er hofft, bis nach Gondokoro am Weißen Flusse zu gelangen, wohin Petherick ihm entgegen reisen wird.

Wir können hier auf die Bestrebungen, welche auf Entdeckungen der Nilquellen gerichtet sind, nicht näher eingehen, behalten uns jedoch vor, sie gelegentlich im Zusammenhange darzustellen. Der Weiße Nil, Bahr al Abiad, nimmt etwas südlich von 10° n. Br. von Westen her den Bahr el Gasal auf, welchen man als einen Hauptarm betrachtet. Der östliche Arm, welcher bislang als eigentlicher Weißer Strom bezeichnet wurde, ist der Tabiri und bekanntlich mehrfach bis zum vierten Grad hinauf befahren worden. Die katholische Mission aus Oesterreich, an deren Spitze Pater Knoblecher stand, hatte ein Haus zu Gondokoro, in dessen Nähe Brun Rollet eine Station zum Elfenbeinhandel anlegte. Ulivi war von dort bis nach Gatbe unter dem dritten Breitengrade gekommen. Der Nil hat oberhalb Gondokoro viele Stromschnellen; sein Bett wird enger, drängt sich durch die Gnieskenge und wird erst oberhalb der Meritakatarakten beim Dorfe Galuffi wieder fahrbar. Se behauptete wenigstens der Venetianer Miani, der im März 1860 bis zum zweiten Breitengrade vorgedrungen sein will; er erzählt, daß er bei Galuffi seinen Namen in einen großen Tamarindenbaum eingeschnitten habe. Er sagt ferner, daß er den Strom verlassen mußte, um über die Gnieskenge zu gehen; doch bestärken seine Angaben noch der Bestätigung. Der Reisende ist inzwischen wieder nach Afrika abgegangen, um seine Entdeckungen zu vervollständigen und weiter zu führen. An den obern Nil, um so möglich bis zu den Quellen vorzudringen, hatte sich auch Wilhelm Vejan begeben, und auch Dr. Peney war gleichfalls dorthin gezogen. Den oben erwähnten westlichen Arm Bahr el Gasal erforschte in den letzten Jahren der englische Consul in Chartum, Johann Petherick, theilweise; wir haben durch ihn umfassende Nachrichten über diesen Fluß, über den Nuaër- (Nuer-) See und die am rechten Ufer des Bahr el Gasal wohnenden Völkerschaften, insbesondere die Dschur, die Der und die vielbesprochenen Nam-Nam, jene angeblich geschwänzten Menschen, erhalten. Petherick ist jedoch nicht den Fluß selbst hinaufgefahren, sondern von der Insel Kol, unweit vom rechten Ufer, nach Süden hin gegangen. Bei Ghatta, im Lande der Der, zwischen dem zweiten und dritten Breitengrade, überschritt er einen Zufluß des Bahr el Gasal, welcher von Osten herkam, und ging südlich weiter bis Mundo, das er auf seiner Karte, die freilich keinen Anspruch auf strenge Genauigkeit machen kann, gerade unter den Aequator verlegt. Dort war er mitten unter den Nam-Nam, die zwar keine Schwänze haben, wohl aber Menschenfresser sind. Das Letztere ist bis in die jüngste Zeit bezweifelt worden, aber Pethericks Darstellung macht dem Streite darüber ein Ende.

Unsere Uebersicht schließen wir mit einem Hinblick auf Eduart Vogel, an dessen Schicksal das deutsche Volk einen so lebhaften Antheil nimmt. Alle sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es ein nationaler Ehrenpunkt sei, über sein Ende in's Klare zu kommen und nach so langem Schwanken

Digitized by Google

und Zweifeln zu einem festen Abschlusse zu gelangen. Was von Seiten Englands, welchem diese Pflicht zunächst oblag, geschehen ist, hat sich als unzureichend erwiesen; wir wollen inzwischen die Bemühungen Hermann's in Tripolis und Baitie's in Rabba dankbar anerkennen. Es kann nicht bestritten werden, daß Vogel ein Opfer englischer Unvorsichtigkeit wurde; denn es war ein verhängnißvoller Fehler, das dem Sultan von Wadai gehörende Elfenbein in Bengasi wegzunehmen. Für die schwachen Hoffnungen, welche man da oder dort über Vogel noch hegt, kann man höchstens Wünsche geltend machen, während Alles dafür spricht, daß der Reisende längst nicht mehr am Leben sei. Vogel war am 7. März 1853 zu Tripoli in der Berberei angelangt, kaum an den Tsadsee in Bornu gekommen, hatte das Forschungswerk Barths fortgesetzt und war am 1. Januar 1857 von Kuka aus nach Osten hin aufgebrochen. In seinem Briefe vom 5. December 1856 schreibt er: „In etwa zwei Tagen werde ich eine Recognoscirung nach Wadai, wo möglich bis Wara, machen." Er ist dorthin gekommen, aber Nachrichten von seiner Hand sind nicht mehr nach Europa gelangt. Alle nur einigermaßen glaubwürdigen Angaben stimmen dahin überein, daß er ein Opfer der Barbarei des Sultans von Wadai geworden sei.

Aber einen solchen Toden darf Deutschland nicht ruhen lassen, er darf für uns nicht verschollen sein; wir wollen Gewißheit über das Schicksal jenes Märtyrers der Wissenschaft haben. Diese Ueberzeugung drang auch überall in unserm Deutschland durch. Und auch im Orient selbst war die Theilnahme lebhaft. Ein französischer Arzt, der mehr als zwanzig Jahre in Aegypten gelebt und lange zu Siut verweilt hatte, das den Stapelplatz für die aus Kobbe in Darfur kommenden Karawanen bildet, wollte die Bahn brechen. Dr. Cuny war schon 1854 nahe daran gewesen, nach Darfur reisen zu können, wurde aber durch das Mißtrauen des Abbas Pascha, Vicekönigs von Aegypten, daran gehindert. Im Jahre 1857 nahm er unter nicht so ungünstigen Verhältnissen seinen Plan wieder auf. Er war im Mai 1858 zu El Obeid in Kordofan und hoffte durch Darfur nach Wadai zu kommen. Das erstere Land betrat er auch, erlag aber bald nachher zu Kobbe einer Krankheit. Freiherr von Neimans, eben so muthig als jener französische Arzt, war gleich diesem entschlossen, Alles aufzubieten, um nach Wadai vorzudringen, und wollte eben aufbrechen, als am 15. März 1858 ihn der Tod in Aegypten hinwegraffte.

Nun tritt Freiherr von Heuglin in die Schranken, ein Reisender, so tüchtig und geeignet, wie nur irgend einer auf der Welt für die Lösung einer schwierigen Aufgabe. Er ist durch Muth und Ausdauer erprobt und kennt einen großen Theil Afrika's, namentlich auch die Länder am obern Nil, und überhaupt einen beträchtlichen Theil des innern Sudan. Während eines siebenjährigen Aufenthaltes in Chartum, der großen Handelsstadt am Zusammenflusse des Weißen und Blauen Nils, fand er Gelegenheit, zuverlässige Kunde aus manchen bisher nur wenig bekannten Regionen einzuziehen; er war im Lande der Somal, in den Hababländern am Rothen Meer, in Abessinien und in der Wüste zu beiden Seiten des Nils. Rüstig, unter allgemeiner Theilnahme, ist er an's Werk gegangen. Er wollte zunächst von Massawa am Rothen Meere nach dem Lande der Bogos gehen. Dieses Land der Bogos liegt im Norden von Abessinien, wird von 16° nördl. Br. und 36° östl. Länge durchschnitten und hat ein Klima wie Italien. Dort lebt, in der Hauptstadt Keren, seit 1855, unter einem gastfreundlichen christlichen Volke, Werner Munzinger aus Olten in der Schweiz, welchem wir eine Menge werthvoller Mittheilungen über jene Gegenden, insbesondere auch eine Schrift über die Sitten und das Recht der Bogos, verdanken. Er hat sich bereit erklärt, an der Forschungsreise Theil zu nehmen; bei ihm, in Keren, werden die letzten Vorbereitungen getroffen; dann geht die Expedition nach Westen hin, um von Chartum, wahrscheinlich im October, ihr Ziel zu verfolgen. Die übrigen Mitglieder sind: Dr. Steudner aus Greifenberg in Schlesien; er ist Botaniker und Geognost; Th. Kinzelbach aus Stuttgart, welchem die Höhenmessungen, geographischen Ortsbestimmungen und meteorologischen Arbeiten obliegen, und Ludwig Hansal; dieser ist Sekretär, Dolmetscher und Gepäckmeister. Während Munzinger alles auf Völker- und Sprachkunde Bezügliche berücksichtigt, und auch Herr von Heuglin an diesen Forschungen sich betheiligt, wird der letztere seine besondere Aufmerksamkeit der Thierkunde und der Landwirthschaft zuwenden. Als Zeichner werden sich alle beschäftigen und für die geographische Erforschung wird ganz von selbst Jedem ein Theil zufallen.

Die Lösung der Aufgabe hängt begreiflicher Weise von den Umständen ab; es ist unmöglich, einen bis in's Einzelne gehenden Plan vorzuzeichnen und das Ganze muß dem Ermessen Heuglins überlassen bleiben. Er zeigte auch von vorn herein seinen praktischen Sinn, daß er sich auf den Plan einer Reise vom Mittelmeere, durch das unbekannte Land der Tibbus, nach Wadai gar nicht einließ, sondern, was allein verständig erscheint, Chartum zum Ausgangspunkte gewählt hat. „Durch seine Expedition soll die Erforschung der Landschaften zwischen dem Nil und dem Tsadsee versucht werden, eines Landstriches, welcher zu dem Kern des unbekannten Innern von Afrika gehört." Dringt er nicht in Wadai ein, so wird er wahrscheinlich die Länder am obern Nil gründlich erforschen.

Auf jeden Fall handelt es sich, auch abgesehen von der menschlichen Theilnahme, die sich an Vogels Schicksal knüpft, um ein großartiges deutsches Unternehmen, welches dem gesammten Vaterlande zur Ehre gereicht. Muthige Männer bieten mit Zuversicht allen Gefahren Afrika's Trotz, um über das Schicksal eines Märtyrers endlich sichern Aufschluß zu erhalten und auch ihrerseits den Ruhm deutscher Wissenschaft zu erhöhen. Die Theilnahme der Nation folgt den kühnen Reisenden auf ihrem schweren Wege und gewiß wird sie nicht müde werden, durch ergiebige Beiträge zu ermöglichen, daß das große Werk in vollem Umfang durchgeführt, die Aufgabe glänzend gelöst werden könne. Der Erfolg Heuglins und seiner Begleiter wird die Ehre des deutschen Namens mehren.

Der Hafen und das Korallenriff von Pernambuco.

Pernambuco ist eine der reichsten Handelsstädte des Kaiserreichs Brasilien, und verschifft in beträchtlicher Menge Zucker, Häute, Kaffee, Tabak, Baumwolle und noch andere Landeserzeugnisse. Sie liegt an einem flachen Strande. Nur die Altstadt, Olinda genannt, steht auf etwas höherem Boden, als die etwa eine halbe Stunde südlich von ihr liegende Hafenstadt Recife; wer vom Meere her sich dieser Doppelstadt nähert, erblickt zuletzt hohe Kokospalmen, und

Digitized by Google

bald darauf einige Jangada's, merkwürdige, höchst eigenthümliche Fahrzeuge. Sie bestehen ganz einfach aus mehreren zusammengebundenen Balken, auf denen man einen Stuhl und einen Mast mit Segel befestigt hat. Die Wellen schlagen über ein solches Fahrzeug, dem Seitenborte fehlen, aber es segelt schnell, ist sicher und der Schiffer wagt sich oft weit in's Meer hinaus. Man bauet es aus dem Holze des Apeiba, eines lindenartigen Baumes.

Die Stadt zählt mehr als siebenzigtausend Einwohner, kann aber nur einem Kaufmann gefallen. Die Häuser sind höher, die Straßen noch enger als in Rio Janeiro und wo möglich noch unsauberer. Fast in allen Städten Brasiliens überläßt ja der träge Mensch das Geschäft der Straßenreinigung dem Himmel, welcher Regen schickt, und wo der Boden eine starke Neigung hat, wird dann auch zeitweilig etwas weniger Schmutz vorhanden sein. Aber Pernambuco liegt flach. In der nassen Jahreszeit sind die Straßen voll

flutzeit über das Meer, bei Ebbe dagegen ragt es an manchen Punkten sichtbar hervor. Da, wo man es auch bei Hochflut erblickt, sind hin und wieder Oeffnungen, Einfahrten, welche auch für große Seeschiffe hinlänglich tiefes Fahrwasser haben. Das Wasser an der Binnenseite bildet dann natürliche Häfen, und unter diesen ist jener von Pernambuco der wichtigste. Von Norden her gesehen, bietet er dem Beschauer ein angenehmes Bild.

Zur Linken liegt die langhingestreckte Riffmasse, welche durch einen langen weißen Schaumstreifen bezeichnet wird, denn unaufhörlich brandet die See an diese natürliche Mauer; im ruhigen Binnenwasser liegen zahlreiche Kauffahrer vor Anker, wobei die Flaggen aller Handelsvölker, und auf der Insel Nogueira, welche im Innern den Hafen begränzt, und das Gemälde heiter abschließt, erheben sich stattliche Kokospalmen mit ihrem herrlichen Grün. Ueber das Seezeughaus ragt der Thurm der Sternwarte empor;

Hafen von Pernambuco.

Schlamm, in den heißen Monaten voll Staub, und man begreift, daß unter solchen Umständen das gelbe Fieber große Verheerungen anrichtet.

Eigentlich besteht die „Doppelstadt" aus drei Abtheilungen. Die eine, wo der Großhandel seine Hauptstätte hat, liegt auf einem schmalen Streifen Landes, der zwischen der See und einem Flusse von Olinda sich hinzieht und Recife heißt; in einer zweiten, San Antonio, das auf einer Insel liegt, wohnt der höchste Regierungsbeamte, und dort drängt sich der Kleinhandel zusammen; die dritte, Boa Vista, besteht aus einer langen Straße mit theilweise recht hübschen Häusern. Alle drei Theile sind durch Brücken mit einander verbunden.

Von Interesse ist die Hafenbildung. Die Nordküste Brasiliens ist von der Natur durch ein Riff geschützt, das sich in geringer Entfernung vom Festlande wie eine Mauer hinzieht. Nur an wenigen Stellen erhebt sich dasselbe zur

hinter ihm liegt Pernambuco auf den alluvialen Ablagerungen zweier breiten aber seichten Flüsse, des Biberibe und Capiberibe, welche sich in den Hafen ergießen. Sie theilen die Stadt in mehrere Viertel, gewähren zwischen diesen eine leichte Wasserverbindung und man hat deshalb Pernambuco schon als das amerikanische Venedig bezeichnet.

Ueber die Korallenriffe und die namentlich in der Südsee von Polypen gebildeten Inseln hat man viel und lange hin- und hergestritten. Leroy und Gaymard haben nachgewiesen, daß diese Polypen nur in seichtem Wasser leben können und daß in beträchtlicher Tiefe keine Spuren derselben vorkommen. Die Korallenthierchen siedeln sich auf einem Felsenboden an, welchen die Natur für sie zurecht gemacht hat; ihre Arbeit besteht lediglich darin, daß sie die schon vorhandene Oberfläche durch ihren Detritus vermehren. Die Annahme jener beiden Naturforscher wird durch die nordbrasilischen Riffe entschieden bestätigt; denn

Digitized by Google

überall wo diese Riffe stets unter Wasser stehen, ist ihre Oberfläche mit kleinen Polypen bedeckt. Ein Seeoffizier der französischen Marine, welcher seine Beobachtungen im Moniteur de la Flotte mittheilt, sagt, daß er der Beobachtung wegen in einer Jangada über solche Riffe hinweggefahren sei; die von den Madreporen gebauten unterseeischen Gärten hätten ihm einen herrlichen Anblick gewährt.

Ich habe, sagt er, dieselben Thiere nebst zahlreichen Seepflanzen auf solchen Riffen gefunden, welche bei halber Fluth zu Tage treten, aber nur an der Meeresküste, wo sie stets den Einwirkungen der Wellen vermittelst der Brandung ausgesetzt waren. Dagegen war aber auf demselben Riffe, an der dem Lande zugekehrten Seite, in dem Fahrwasser zwischen der natürlichen Küstenmauer, keine Spur von ihnen zu finden, und an der Küste bildet der Detritus dieser Korallenin sekten nur eine dünne Lage oder Schicht von neun Zoll bis höchstens drei Fuß Dicke. Die Formation, welche den Polypen ihr Dasein verdankt, ist sehr leicht von dem unter ihr liegenden Gestein zu unterscheiden; dieses besteht aus Quarz, Feldspath und Bruchstücken von Muscheln, die durch einen kiesel- und kalkhaltigen Mörtel verbunden sind.

Man erkennt deutlich, daß das Gestein, aus welchem das Riff besteht, nach seiner Bildung emporgehoben worden ist. Die Neigung nach der Seeseite bildet durchschnittlich einen Winkel von 45 Grad, mehr oder weniger; an einer Stelle fällt es dagegen vollkommen senkrecht ab, an einer andern wird es lediglich durch Ablagerungen gebildet, wie aus den dort sehr zahlreich liegenden Muscheln hervorgeht, die sich noch in ihrem natürlichen Zustande befinden, ihre Farbe behalten haben und mit den noch vorhandenen ganz gleich sind. Gegenwärtig besteht die Arbeit der Polypen darin, das Riff vor der zerstörenden Einwirkung der Wellen zu schützen.

Das letztere bildet von der Nordküste Brasiliens nicht eine zusammenhängige Kette, sondern ist dann und wann, wie schon bemerkt, von Oeffnungen durchbrochen, welche eine Reihe gerader, paralleler Linien bilden, und zwar so, daß eine Linie, welche am Riff aufhört, weiter nach außen hin in derselben Richtung wieder anfgenommen wird. Das Riff macht nirgends eine Krümmung. Bei Pernambuco ist die Streichung von N. 20° O. zu S. 20° W. Sie ist also sehr regelmäßig, oft auf weiten Strecken von gleicher Höhe, und aus der Ferne gesehen gleicht das Riff in der That einer von Menschen aufgeführten Mauer. Von den Hügeln des Kap St. Augustin überblickt man es auf eine weite Strecke hin. Die natürliche Mauer ragt dort etwa vier englische Meilen weit aus dem Meer empor und sticht mit seiner regelmäßigen geraden Linie scharf gegen die vielen Einbuchtungen der Küste ab.

Die Guanoinsel Ichabo.

Der Vogeldünger, Guano, welchen Peru in den Welthandel liefert, spielt bekanntlich eine wichtige Rolle. Schon die Inka's ließen ihn verwenden, unter der spanischen Regierung wurde er vernachlässigt und Europa benutzte ihn nicht, bis in den Jahren 1839 und 1840 die ersten Ladungen nach England kamen. Die Unternehmer waren der Franzose Boapoillet und der Engländer Bland von der Firma Meyer und Bland in Valparaiso. Anfangs lachte man über den „Vogelmist" und wollte sich auf den Gebrauch nicht einlassen; bald nachher gewann man freilich eine ganz andere Ansicht.

Unter Kaufleute und Schiffer kam ein Guanofieber; man spürte nach Guanoregionen, in welchen die kolossalen Excremente der Seevögel nicht Monopol waren wie in Peru; auch manche bisher unbeachtete Inseln an der Westküste von Afrika wurden erforscht und in der That wurde dort gefunden was man suchte. Ganze Flotten steuerten nach dem neuen gelobten Lande, nach dem Hafen Angra pequeña, nach Mercury, Hallams Bird, und anderen Punkten, aber alle wurden durch Ichabee in Schatten gestellt. Diese Insel unter 26° 18' S. Br. 14° 58' Oestl. L., ist ein vulkanischer Felsen, hält etwa dreiviertel einer englischen Meile im Umfange und ragt nicht mehr als dreißig Fuß über die Meeresfläche empor. Im Norden und Südwesten ist sie von Felsen umgeben, die bis eine Meile weit in die See reichen; das Festland ist nur eine Meile weit entfernt; im Südosten liegt ein gefährliches Riff, durch welches ein schmales Fahrwasser führt.

Ichabee hat gar keinen Hafen und auch der einzige Ankerplatz, zwischen Insel und Festland, ist unsicher; die Tiefe beträgt nur drei bis neun Faden (18 bis 54 Fuß), Ebbe und Fluth nur sechs Fuß, während der Ankergrund felsig, uneben und mit Seetang bedeckt ist. Deshalb halten die Anker schlecht, und namentlich bei Südwind sind die Schiffe in einer schlimmen Lage. Im Jahre 1844 verloren in einer Octobernacht nicht weniger als vierzehn Schiffe ihr Bugspriet, einige auch Masten und zwei wurden so arg mitgenommen, daß man sie ohne Weiteres condemniren mußte. Sehr häufig sind „Rollers" (Worgen, wie der deutsche Matrose rollende Seewellen nennt) welche, ähnlich wie bei St. Helena und Ascension, gerade bei Windstillen am heftigsten auftreten.

An einem schönen Nachmittage lag die Guanoflotte ruhig vor Anker. Die See lag wie ein Spiegel und die Schiffsleute waren an den Gerüsten mit Einladen beschäftigt. Da rollten plötzlich die Worgen heran, binnen wenigen Minuten waren sechs Boote gekentert. Diese Wellenberge drängen Wassermassen vor sich her, rauschen eine nach der andern heran und ihr Kamm wird von Schaum gebildet. Sie gewähren einen großartigen aber entsetzlichen Anblick, und die eigentliche Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung ist noch jetzt unbekannt. Doch weiß man, daß diese ungeheuren Wogensäulen bei Mondwechsel und bei Vollmond erscheinen. Dann reißen sie Alles mit sich fort, brechen sich am Ufer mit wahrem Donnergetöse, zerschellen und stürzen weit landeinwärts. Mit den regelmäßigen Gezeiten haben sie nichts zu schaffen; der Barometer zeigt bei ihrem Anbringen keinerlei Veränderung, eben so bleiben sich die Luftverhältnisse gleich, das Wetter bleibt wie es immer ist, d. h. ein schwerer, dicker, fast undurchdringlicher Nebel hängt fast das ganze Jahr hindurch am Horizonte.

Karl Johann Andersson giebt in seinem jüngst erschienenen Werke über den Okavango-Fluß (London 1861) eingehende Nachrichten über Ichabee. Ein Seemann aus Liverpool, Andreas Livingstone, wies zuerst die dortigen Kaufleute und Rheder auf die reichen Schätze dieser Insel hin; allein der beschränkte Comptoirverstand, welchen man so überaus häufig bei Kaufleuten aller Länder findet, wies

Digitized by Google

ihn zurück. Man hatte im Comptoir nichts von der Insel Ichaboe gehört, also konnte sie gar nicht auf der Welt sein! Es kostete große Mühe und lange Zeit, einige Leute zur Ausrüstung dreier kleiner Schiffe zu bewegen. Sie fuhren mit verfiegelten Befehlen ab. Das eine Fahrzeug kam zurück, weil es Ichaboe nicht finden konnte; der andere Stuner gelangte nach Angra peqneña, wählte dort schlechten Ankergrund und wurde durch Ungeschicklichkeit des Kapitäns von einem Südweststurme in die See hinausgetrieben. Dann kam es nach der Hettentettenbay, zwölf Miles nordwärts von Ichaboe, wohin der Kapitän in einem Boote fuhr, aber gar nichts ausrichtete und dann gleich nach St. Helena unter Segel ging. Das dritte Schiff war im April und Mai 1843 bei der Insel, hatte aber keine Balken und Bretter am Bord, um die nöthigen Gerüste zu bauen, und konnte deshalb nur langsam einladen. Indessen gelangte es glücklich nach Europa zurück und brachte seine Ladung nach Dumfries. Nun wußte der Comptoirverstand, daß ein Ichaboe in der Welt war, und noch im Spätherbst des genannten Jahres wurden in Liverpool und Glasgow mehrere Schiffe nach den neuen Guanoegegenden ausgerüstet.

Damals war Ichaboe über und über mit Guano bedeckt; an der Nordseite lag dieser Dünger in ungeheuren Haufen, weil dieser Theil gegen die Südwinde geschützt ist und deshalb den Vögeln bessere Ruheplätze gewährte als die dem Sturm mehr ausgesetzte Südseite, wo der Guano deshalb nicht in so gewaltiger Masse lag. Auf der Nordseite hatte er eine Tiefe von vierzig Fuß und die Schiffe holten von der Insel mehr als 200,000 Tonnen Guano, jede von 20 Centnern. In den Excrementen fand man auch viele Ueberbleibsel vom weißen Tölpel (Pelecanus bassanus) und vom Kormoran, am Südende viele verwesende Seehunde und deren Abgänge. Aber mindestens die Hälfte der gesammten Guanomasse kam von dem Pinguin, der bekannten Fettgans, und dessen Leichen.

Ein Augenzeuge, welcher im November 1843 die „duftige Insel Ichaboe" besuchte, hebt hervor, daß er sie im buchstäblichen Sinne des Wortes mit lebendigen Pinguinen bedeckt fand. Die Vögel waren nicht im Mindesten scheu und man mußte sie mit Stöcken auseinandertreiben, um sich einen Weg zu bahnen. Die Matrosen sammelten Eier zu tausenden. Auch jetzt noch sind Pinguine in unzähliger Menge vorhanden, denn die Insel ist ihr Lieblingsaufenthalt und sie sind keineswegs schüchtern.

Die ersten Schiffe hatten, wie schon bemerkt, kein Holz am Bord, um Gerüste zum bequemern Einladen zu bauen, und doch sind dergleichen unbedingt nothwendig, weil die Brandung sehr heftig ist. Sie halsen sich anfangs mit Sparren, Masten und Planken, so gut es eben gehen wollte. Es war keine kleine Mühe, bei hoher Brandung, tiefem Wasser und unebenem Boden, solche Gerüste zwei- bis dreihundert Fuß weit in's Meer hinaus zu bauen; es war außerdem nicht einmal möglich, sie in gerader Linie auszuführen, und manche wurden weggerissen. Allmälig überwand man indessen alle Schwierigkeiten.

Nun kamen unablässig Schiffe an und bald erhoben sich Streitigkeiten, weil die Mannschaft jedes einzelnen sich die Vorhaue beim Einladen verschaffen wollte. Man bildete also einen Ausschuß, der bestimmte Verhaltungsregeln entwarf, und zugleich strenge Polizeigesetze gab. Als vollziehende Behörde trat jedesmal der Befehlshaber eines englischen Kriegsschiffes auf. Am Ende des Jahres 1843 lagen schon neunzehn Guanofahrzeuge bei Ichaboe; jedes suchte nach Belieben einen geeigneten Platz auf der nördlichen Seite, welche bald völlig in Beschlag genommen war. Späterhin mußte man eine andere Methode befolgen; die Mannschaft eines neuankommenden Schiffes einigte sich mit einer andern, die eben einlud, half ihr bei der Arbeit und erhielt als Lohn dafür die Ladestelle, wenn jenes Schiff abfegelte. Im Juli und August 1844 lagen etwa dreihundert Schiffe bei der Insel und nun kaufte man Ladeplätze auf der Nordseite für theures Geld. Kaufleute und Schiffer aus der Kapstadt hatten Gruben, Stationen und Gerüste in Besitz genommen, welche sie zu theilweise unvernünftig hohen Preisen verkauften, obwohl sie auf den Guano gar kein ausschließliches Anrecht hatten. Viele, die nicht zahlen konnten oder wollten, nahmen nun auch den südlichen Theil in Angriff, und fanden auch dort trefflichen Guano.

Der Befehlshaber der Kriegsfregatte Isis entwarf 1844 folgende Schilderung: — Man denke sich eine Flotte von zweihundertfünfundzwanzig Schiffen, die dicht neben einander liegen. Manche sind alt, schlecht und noch einmal nur für diese Fahrt aufgetakelt. Viele Kapitäne sind liederliche Leute und ihr Schiffsvolk ist nicht besser. Vierthalbtausend Männer der niedrigsten Klasse, meist dem Trunk ergeben, sind auf engem Raum in stetem Verkehr. Indessen gewährt doch das Ganze einen stolzen Anblick, und jene Leute bieten ungewöhnlichen Gefahren muthig die Stirn. — Einige Monate später waren etwa sechstausend Matrosen und Arbeiter auf und bei Ichaboe. Die schon von Guano befreiten Strecken des Felsens waren mit Zelten bedeckt, in denen es Tag und Nacht wild herging; viele Leute wurden gar nicht nüchtern, und der Unfug erreichte einen so grauenhaften Umfang, daß der Befehlshaber der Isis, im Einvernehmen mit den Ordnern, Befehl gab, alle Zelte ohne Ausnahme an einem einzigen Tage abzuschlagen. Jede Einrede war vergeblich, weil die Kanonen der Isis geladen waren, und ihre bewaffneten Boote um die Insel fuhren. Gegen Abend war auch nicht eine Seele mehr auf Ichaboe, und dasselbe durfte nur während der Arbeitsstunden betreten werden.

Man räumte mit dem Guano so rasch auf, daß schon nach einem Jahre, im Herbst 1844, nicht weniger als 90,000 Tonnen verschifft worden waren. Vom September 1844 bis zur Mitte Februars 1855 ist dann auch der noch vorhandene Rest hinweggeschafft worden.

Die Landwirthe haben für den Guano, welchen Ichaboe lieferte, ungefähr zehn Millionen Thaler bezahlt. Der Preis auf der Insel war von der jeweiligen Nachfrage abhängig, und betrug 5, 15 bis 20 Schillinge für die Tonne. Die Fracht belief sich durchschnittlich auf 4 Pfund Sterling; guter Guano wurde in England von den Importeuren zu 6 Pfd. 10 Sch. bis 7 Pfd. 10 Sch. abgegeben, aber der Zwischenhändler und Mäkler schlug noch auf und der Landwirth bekam die Tonne nicht unter 8 Pfd. Sterling.

Nun ist Ichaboe längst wieder öde. Es hat große Werthe geliefert; die Art und Weise, wie man den Guano wegschaffte, war sinnreich, der Muth, mit welchem man der Gefahren des Meeres trotzte, bewundernswürdig. Die Seelente scheuten weder die an das Ufer prallende, donnernde Brandung, welche so häufig die Gerüste zerstrig, noch die gefährlichen Wogen. Es lag in den Verhältnissen und an der Witterung, daß durchschnittlich in der Woche nur drei Tage gearbeitet werden konnte, weil man während der übrigen Zeit nicht zu landen vermochte. Sobald das möglich war, arbeitete man unermüdlich mit dem Spaten, füllte die Säcke und schaffte diese vermittelst der Gerüste zu den Booten. Dann war Alles geschäftig wie in einem Immenkorbe.

Dort arbeiteten Männer in Gruben, aus welchen

Digitized by Google

Staub aufwirbelte und förderten den Guano, welcher von Anderen in Säcke geschaufelt wurde; diese brachte man auf Schubkarren oder Schultern bis an die Boote, welche zu den Schiffen fuhren, wo man ihnen die Ladung abnahm. Es hat Tage gegeben, an denen nicht weniger als zweitausend Tonnen binnen zwölf Stunden von der Insel fortgeschafft und an Bord gebracht worden sind *).

*) Die englische Regierung hat im Sommer 1861 Ichaboe, Mercury und andere Punkte an der Südwestküste Afrika's förmlich in Besitz genommen.

Die Seeräuber in den östlichen Meeren.

Die Seemächte haben sich große Mühe gegeben, dem Piratenwesen in den hinterindischen und chinesischen Gewässern zu steuern, aber fortwährend erschallen aus jenen Gegenden Klagen über die Frechheit der Seeräuber. Im Anfange des Jahres 1861 haben sie sogar dicht vor dem Hafen von Singapore Schiffe weggenommen. Ein gegen sie ausgesandter Dampfer, Hooghly, brachte drei ihrer Prahus auf, deren Besatzung aus Malayen bestand. Sie hatten kurz vorher acht chinesische Schiffsleute gemordet. Auch der Meerbusen von Siam ist wieder unsicher.

Die Handelsbewegung des indischen Archipelagus, Siams und China's beträgt jetzt alljährlich dritthalbhundert Millionen Thaler und ist fortwährend im Anwachsen. An große europäische Kauffahrer wagen sich die Piraten nur in Ausnahmefällen, aber den Prahus der Eingeborenen sind sie im hohen Grade gefährlich. Am meisten gefürchtet werden die Illanos, welche ihre Schlupfwinkel auf den Inseln zwischen Borneo und Magindanao haben, und die Sarebas und Sakarran an der Nordwestküste Borneo's; dazu kommen dann weiter nach Osten hin chinesische Piraten.

Mit großen, tiefgehenden Fahrzeugen läßt sich gegen sie nichts ausrichten; nur kleine Dampfer, welche ihnen in die Flußmündungen folgen können, sind mit Erfolg gegen sie anwendbar. Es bleibt ein großer Uebelstand, daß sie bei vielen einheimischen Fürsten mittelbar oder unmittelbar Schutz und Unterstützung finden. Ein kräftiger und großartiger Mann, der vielgenannte Radscha von Sarawak, James Brooke, hat klar begriffen, worauf es ankommt, wenn den Piraten das arge Handwerk gelegt werden soll. Er kennt kein Erbarmen gegen Räuber und Mörder, sondern rottet sie aus, wo er ihrer habhaft wird. Dafür haben ihn die wunderlichen Philanthropen, welche in der Exeterhalle zu London durch wenig Logik, aber viele unklare gefaßte Redensarten sich bemerklich machen, arg verdammt, aber Brooke hat sich nicht an Leute gekehrt, die sich zudringlich in hundert Dinge mischen, von denen sie in der Regel gar nichts verstehen.

Als er vor zwanzig Jahren als Privatmann an die Nordwestküste von Borneo kam und Herrscher von Sarawak wurde, fand er, daß manche eingeborenen Stämme nicht nur Seeraub als Handwerk trieben, sondern auch Jagdzüge in's Innere unternahmen, um den Dayaks die Köpfe abzuschneiden, welche dann als Siegeszeichen aufgehängt wurden. Diesen Lustbarkeiten machte Brooke ein Ende; er ließ die Mörder hängen, und nach zwei Jahren exemplarischer Strenge war in Sarawak Leben oder Eigenthum so sicher wie in Europa. Die Piraten in jener Gegend, für welche die Frommen der Exeterhalle eine so rührende Theilnahme zeigten, hatten 1841 an dreihundert nachgewiesene Mordthaten verübt, 1842 nur zweifchen zwanzig und dreißig. Aber die Frommen schrieen so sehr, daß 1852 die englische Regierung schwach genug war, dem Radscha von Sarawak Hindernisse bei seinem guten und nützlichen Werke in den Weg zu legen. Als er dann aber nach Europa kam und den irre geleiteten Staatsmännern die wahre Sachlage schilderte, erhielt er wieder freie Hand, und die Folge ist, daß Kopfabschneiden und Seeraub aufgehört haben, so weit eben sein Einfluß und seine Macht reichen.

Die Spanier und Holländer sind nicht selten von den Piraten geradezu verhöhnt worden. Im Jahre 1844 schickten diese einen Brief nach Makassar auf Celebes und bedrohten die Stadt mit Einäscherung; zugleich beraumten sie dem holländischen Admiral Ort und Tag an und forderten ihn auf, sich mit ihnen in einer großen Seeschlacht zu messen. In den ersten Monaten des Jahres 1861 kreuzten zwei niederländische Dampfer weit und breit im Archipelagus umher, zerstörten einige Dutzend Piratenschiffe und manche ihrer Schlupfwinkel, aber das Alles sind nur vereinzelte Unternehmungen, bloße Palliativmittel, welche dem Uebelstande selbst nicht abhelfen. Ueber kurz oder lang werden die Kolonialmächte einmal sich zu einer großartigen und durchgreifenden Maßregel einigen müssen, und mit gemeinsamen Kräften in großem Styl den Ausrottungskrieg gegen die Seeräuber führen. Vor allen Dingen müßte man, was auch Brooke dringend anräth, jeden Häuptling, welcher die Seeräuber irgendwie begünstigt, nachdrücklich bestrafen und für jeden Schaden verantwortlich machen. Dampfkanonenboote würden den Piraten am gefährlichsten sein, und wenn ein paar Dutzend solcher Fahrzeuge nur drei Jahre lang ununterbrochen im Archipelagus kreuzten, jede Seeräuberprahu in den Grund bohrten, jedes Piratennest zerstörten, dann würde das böse Handwerk bald lahm gelegt sein.

Sehr schlimm ist der Unfug in den chinesischen Gewässern. Im vorigen Juni wurde ein großes englisches Schiff aus Swansea, das von Calcutta nach Whampoa bestimmt war, bei der Einfahrt in den Fluß von Canton überfallen; die Europäer wehrten sich jedoch gegen die Uebermacht so tapfer, daß von den vierzig Seeräubern binnen wenigen Minuten acht Mann getödtet und viele verwundet waren; ihre Prahu wurde in den Grund geschossen. Schlimmer erging es dem französischen Steuermann Christian, der von Hong kong Lebensmittel nach dem Peihо bringen sollte. Er wurde am 1. November von einer Anzahl Seeräuberschonken überfallen, die ihn vor der Mündung des Flusses Wang tschau kaperten. Der Kapitän, der Steuermann, vier Matrosen und sechs Chinesen wurden sogleich ermordet, nur dem fünfzehnjährigen Sohne des Kapitäns gelang es, an's Land zu schwimmen.

Dieses Piratengeschwader hatte schon längst die Aufmerksamkeit der chinesischen Behörden erregt, und nun war ihr Maß gerüttelt voll. Der kaiserliche Commodore Wu in Futschou war entschlossen, ein Beispiel zu statuiren, das denn auch ein ächt chinesisches Gepräge trug. In einem Briefe aus jener Stadt, datirt vom 23. November, finden wir Folgendes.

Seit einigen Jahren liegen hier die Schiffsleute aus Canton und aus Tschin tschen in bitterer Fehde, die vor einigen Monaten ärger als je zuvor wurde. Viele von diesen Leuten waren Seeräuber. Wu lockte etliche zwanzig ihrer Schiffe aus dem Flusse und befahl dann, daß alle cantone-

Digitized by Google

sischen Lorchas bei Kuantau ankern sollten. Er bemannte seinerseits eine Anzahl von Kriegsfahrzeugen, segelte welche seine Feinde sich zur Wehr setzen wollten. Aber Wu war auf der Hut; er griff sie an, verbrannte drei Schiffe, trieb zwei auf den Strand, alle übrigen in die weite See und nahm viele Piraten gefangen. Etwa fünfzig derselben wurden im Wasser gespeert oder mit Kugeln erschossen. Am folgenden Tage wurden mehr als zweihundert Seeräuber eingebracht. Jeder einzelne ward von vier chinesischen Soldaten geleitet, welchen man bunte Fähnchen voran trug. Die Gefangenen waren fast nackt, die Hände hatte man ihnen auf dem Rücken zusammengeknebelt, auch an den Füßen hatte man sie gefesselt, so daß sie mit Mühe gehen konnten, und dabei wurden sie noch sehr barbarisch behandelt. Freilich waren sie ganz abscheuliche Kerle. Ein Dutzend, welche sich widerspänstig gezeigt, hatte man schon auf dem Wasser ohne Weiteres geköpft, ein Paar andere gleich am Strande tot geschossen. Die Köpfe dieser Schlachtopfer wurden auf Stangen voran getragen, und unterwegs auf einer Brücke vier Piraten die Köpfe vom Rumpfe gehauen, um dem Volke ein erbauliches Beispiel zu geben. Nachdem man die übrigen durch manche Straßen geführt hatte, wurden sie wieder an Bord gebracht. Es waren etwa 170 Cantonesen; einige dreißig fertigte man unterwegs ab; die anderen brachte man, ich weiß nicht warum, wieder an's Land und Alle wurden, bis auf einen zehnjährigen Knaben, enthauptet. Die Henker wetteiferten an Schnelligkeit, und der eine verstand sein blutiges Werk so gut, daß er 63 Köpfe binnen etwa einer halben Stunde herumerschlug. Commodore Wu hatte mit einem blauen Knopfe Gericht über die Verbrecher gehalten; als er einige Wochen später wieder in See ging, hatte er durch des Kaisers Gnade einen rothen Knopf erhalten, war also an Rang und Würde erhöhet worden.

Es ist merkwürdig, mit welchem Gleichmuthe die Chinesen den Tod ertragen; offenbar haben sie eine sehr elastische Geistesbegabung. Ihr Land ist mit Gräbern gleichsam bedeckt und bei Schang hai sieht man in den Feldern nicht selten offene Särge stehen. Man hat dergleichen auch in den Häusern, wo sie monatelang bleiben. Die Knochen thut man dann in besondere Urnen oder Töpfe.

Auch im Busen von Oman, an der Küste von Ostarabien, haben sich die Piraten im Frühjahr 1861 bemerkbar gemacht. Der englische Steamer Good Hope, welcher am 5. März von Bombay nach den Kuriamuria-Inseln in See ging, wurde auf der Höhe des Kap Fatask überfallen. Seine Bemannung bestand nur aus drei Leuten, die Seeräuber griffen ihn mit zehn Booten an, in deren jedem zehn bis zwölf Leute waren. Nachdem sie das Schiff genommen und die Masten gekappt hatten, brachten sie jene Drei an's Land und nahmen ihnen sogar die Beinkleider. Man gab ihnen fünfzehn Pfund Schiffsbrot und zeigte ihnen, wohin der Weg nach Maskat führe. Diese Stadt lag noch etwa vierhundert englische Meilen entfernt.

Die ausgeplünderten Männer traten den Weg durch die Wüste an und hielten sich, um die Richtung nicht zu verlieren, der Küste so nahe als möglich. Elf Tage lang zogen sie munterbrochen, ohne Bekleidung und darfuß über den heißen Sand; bei Nacht waren sie dem kalten Thau ausgesetzt, der sie noch empfindlicher berührte als der brennende Sonnenstrahl am Tage. Auf weiten Strecken fanden sie kein Wasser; einmal waren sie acht und vierzig Stunden ohne einen Trunk und als sie dann einen kleinen Pfuhl fanden, war das Wasser brakig und verursachte heftiges Leibweh. In langen Zwischenräumen trafen sie wandernde Araber, deren Frauen sich voll Theilnahme zeigten. Am elften Tage legten sie sich an einem Busch nieder, um zu sterben; sie waren nun längst ohne Brot und Wasser, völlig erschöpft und hatten sich verzweiflungsvoll in ihr Schicksal ergeben. Da hörten sie das Geschrei eines Esels; einer von ihnen kroch über einen niedrigen Sandbügel und sah jenseit desselben einen Lagerplatz arabischer Nomaden, welche neben ihren Eseln und Kameelen Rast hielten. Von diesen Leuten bekamen sie Wasser und wurden freundlich behandelt. Nachdem sie ihr Mißgeschick erzählt, gab man ihnen auch Fisch, Reis, Milch und Matten zur Nachtruhe; ja diese arabischen Samariter cantenisirten ihnen auch die Magengegend und sogleich ließen die Leibschmerzen nach. Noch mehr; die Unglücklichen wurden auf Kameele gesetzt und so nach Maskat gebracht. Der dortige Herrscher gab das Versprechen, die Piraten durch einen Dampfer züchtigen zu lassen.

Eine Königswahl am Gabunstrom in Westafrika.

Zu beiden Seiten des Gabun, welcher unter dem Aequator in's atlantische Weltmeer mündet, wohnt das Volk der Pongos, oder wie sie sich selbst nennen, Mpongue. Wir haben über dasselbe vor einigen Jahren durch den Missionär Wilson und jetzt eben durch den Naturforscher du Chaillu eine Fülle interessanter Nachrichten. Er befand sich gerade im Lande, als der bejahrte „König Glaff“ starb. Der schwarze Häuptling war lange Zeit krank gewesen, hatte sich aber mit großer Zähigkeit an's Leben gekammert und mochte vom Tode nichts wissen.

Gegen die Missionäre zeigte er sich stets sehr freundlich, blieb aber bei seinen Landesbräuchen und wurde zuletzt ungemein fromm, natürlich auf seine Art. Er ließ seinen Lieblingsfetisch sehr oft neu bemalen und mit allerlei Tand auputzen, und nicht selten kamen berühmte Zauberdoctoren aus dem innern Lande, um alle Hexerei abzuwenden. Er schien zu wissen, daß das Volk seiner müde sei und ihn gern durch Zauberei aus der Welt schaffen wollte. Für den Doctor kommt es in jenen Gegenden vor Allem darauf an, solchen vermeintlichen Zauber zu entfernen; wirkliche Heilmittel sind nur Nebensache. König Glaff galt aber bei seinen Unterthanen selber für einen gewaltigen und besartigen Hexenmeister, und nur selten wagte es Jemand, nach Einbruch der Dunkelheit an seinem Hause vorüberzugehen. Man hielt es schon für ein gefährliches Wagniß, bei Tage dasselbe zu betreten, und nur die Aussicht auf ein Glas Rum war stark genug, die Bedenklichkeiten zu überwinden.

Als nun König Glaff dem Tode nahe war, stellte sich das ganze Volk, als sei es trostlos über alle Maßen. Du Chaillu sagt, daß ihm einige schwarze Freunde im Vertrauen mittheilten, man hoffe, daß er diesmal sterben werde. Und er starb. „Nach einigen Tagen hörte ich gegen Morgen ein entsetzliches Wehegeheul und das ganze Dorf schwamm in Thränen. Es ist geradezu merkwürdig, mit welcher Leichtigkeit die schwarzen Frauen bei einer ganz unbedeutenden Veranlassung förmliche Wasserfluthen aus ihren Augen pumpen und dabei immerfort heß auflachen.“

Das Trauern, Heulen und Jammern um den alten König dauerte volle sechs Tage lang. Am zweiten Tage wurde er ganz insgeheim begraben, denn bei den Mpongue gebieten

Digitized by Google

Brauch und Herkommen, daß nur einige wenige Männer die Leiche des Häuptlings beisetzen; das Volk darf die Begräbnißstätte nicht kennen. Diese Neger halten sich nämlich für das vortrefflichste und flügste Volk unter allen Schwarzen, und befürchten, daß andere Stämme sich das Hirn eines verstorbenen Mponguekönigs aneignen, daraus einen mächtigen Fetisch verfertigen und dadurch zu denselben Klugheit wie sie selber gelangen könnten! Einen solchen Vortheil gönnen sie natürlich ihren Nachbarn nicht. Es ist Sitte, daß man über jedem Grabe eines Mponguе ein Stück Zeug als Flagge aufsteckt, aber nach dem Begräbnisse des Königs Glaff bezeichnete man eine Stelle, wo der verstorbene Potentat nicht lag. Selbst du Chaillu, wenn die Schwarzen im Uebrigen alles Vertrauen schenkten, konnte nicht erfahren, wohin man die Leiche gebracht hatte.

Während der Trauerzeit berathschlagten die Aeltesten über die Wahl eines neuen Königs, und auch diese findet insgeheim statt. Am siebenten Tage soll die Krönung stattfinden und dann erst wird dem Volke eine Mittheilung gemacht; der neue Gebieter ist der letzte, welchen man von der Wahl in Kunde setzt.

Es traf sich, sagt du Chaillu, daß mein guter Freund Ntschegeni der Auserwählte war. Man hatte ihn ernannt, weil er von guter Familie und bei den Leuten sehr beliebt war. Von dem Glücke, welches ihm bevorstand, hatte er gar keine Ahnung; auf jeden Fall wußte er sich ganz vortrefflich zu verstellen. Als er, am siebenten Tage nach dem Ableben des alten Glaff, am Stromufer auf- und abging, wurde er plötzlich vom Volke umringt, und mußte sich der landesüblichen Feierlichkeit unterwerfen, die uns freilich sehr seltsam vorkommt. Man drängte sich nämlich in dichten Massen um die neue Majestät, und belegte den Mann mit allen nur denkbaren Schmähwörtern. Noch mehr, man spie ihm in's Gesicht, versetzte ihm Fauststiche, gab ihm Schläge, bewarf ihn mit ekelhaftem Schmutz. Wer ihn nicht körperlich mißhandeln konnte, versuchte ihn, seinen Vater und seine Mutter, seine Brüder und seine Schwestern und obendrein noch alle seine Vorfahren. Als ich dies mit ansah, hätte ich keinen Heller für das Leben dieses Thronandidaten gegeben, aber die Sache selbst wurde mir klar, als ich genauer zuhörte. Ein stämmiger Bursche versetzte dem neuen Herrscher einige tüchtige Schläge und rief dabei: „Noch bist Du unser König nicht; jetzt können wir mit Dir noch machen, was uns gefällt. Später müssen wir thun, was Du willst!“

Der neue König Ntschegeni zog sich aus dem bösen Handel, so gut es eben anging, ließ Alles mit sich geschehen und lächelte. Nachdem der Unfug etwa eine halbe Stunde gedauert, geleitete man die neue Majestät in die Wohnung des verstorbenen Königs, wo er sich niedersetzen mußte, um noch einmal angespieen und ausgeschimpft zu werden. Als aber alle diese nothwendigen Feierlichkeiten beendigt waren, traten die Aeltesten vor und einer derselben sprach folgende Worte, welche das Volk wiederholte: „Wir wählten Dich jetzt zu unserem König; wir versprichten uns, auf Dich zu hören und Dir zu gehorchen.“

Alles schwieg. Man brachte den seidenen Hut, welcher bei den Mpongue für das Sinnbild des Königthums und der Herrscherwürde gilt und setzte ihn auf Ntschegoni's Haupt; auch wurde er mit einem rothen Mantel bekleidet und nun von Allen, die ihn eben noch so arg gescholten und mißhandelt hatten, achtungsvoll begrüßt.

Das war die Krönung und auf diese folgten allerlei Festlichkeiten, die sechs Tage lang ununterbrochen anhielten. Der neue König übernahm mit der Würde des Verstorbenen auch dessen Namen. Er mußte unablässig essen und immer wieder essen und dazu schlechten Rum trinken. Das ganze Volk nächte sich förmlich in wilden Orgien, und aus der Umgegend strömten die Leute in Menge herbei, brachten Rum, Palmwein und allerlei Lebensmittel und begrüßten den neuen Gebieter. Der alte Glaff, um welchen man sechs Tage geheult hatte, war nun vergessen, der neue Herr war todtkrank von allem Essen und Trinken und Jubeln. Als der Rum getrunken war, durfte der neue Monarch sein Haus verlassen und nun begann seine Regierung.

Eine Reise durch die westliche Sahara.

Si bu Mogdad, mohammedanischer Beamter in der französischen Stadt St. Louis am Senegal, hat von dort aus am 10. December 1860 eine Reise nach Mogador in Marokko unternommen und die letztgenannte Stadt am 7. März 1861 erreicht. Ein zu Algier erscheinendes Blatt giebt eine Beschreibung derselben.

Si bu Mogdad wollte auf dem angegebenen Wege nach Mekka pilgern und sich in Mogador auf einem Dampfer nach Alexandria einschiffen. Er brach mit einer Karawane von Handelsleuten auf, welche im Lande Tiris ansässig waren, und Datteln aus Adrar, Goldbarren aus Tischit nach St. Louis gebracht hatten. Mit ihnen kam er durch das Gebiet der Trarzas, deren Land reich an gummitragenden Bäumen ist. Dieses Volk, das in der westlichen Sahara eine wichtige Rolle spielt, zerfällt in drei Bündnisse oder Abtheilungen, nämlich in jene der Kriegerstämme, welche man als El Arab bezeichnet, die ihnen zinspflichtigen Stämme, Senaga, und die Marabutstämme, El Tholba; die letzteren leben berberisch, die beiden ersteren arabisch. Als Si bu Mogdad aus dem Gebiet der Trarzas in jenes von Tasoli gelangte, erfuhr er, daß der Häuptling von Adrar, an welchen er Empfehlungsbriefe hatte, gestorben sei; sein Nachfolger war von dem eignen Bruder ermordet worden, und nun ein Bürgerkrieg ausgebrochen. Der Reisende mußte deshalb eine mehr westliche Richtung durch Inschira einschlagen; dann gelangte er, immer weiter gen Norden ziehend, in das Land Atschar und sah im Osten die Gebirge, welche Adrar einschließen.

Dieses letztere hatte er schon früher einmal besucht. Er schildert dasselbe als eine gesegnete Gegend mit festhaften Einwohnern vom Berbersstamme, etwa 7000 an der Zahl. Die einst blühende Stadt Wadan ist in Folge von Bürgerkriegen jetzt in Verfall; eine andere Ortschaft, Schinguiti, zählt 800 Häuser und treibt über Tischit Handel mit Timbuktu. Nomadenstämme erheben einen Jahrestribut von den festhaften Berbern. Weiter kam Si bu Mogdad in das ausgedehnte Land Tiris, das im Westen vom Ocean bespült wird, im Osten an die wüste Sandzegend El Mechter gränzt, reich an Kameelen ist, aber von Nomaden durchzogen wird, welche den Karawanen auflauern. Bei dem Stamme der Hel el Hadsch Mochtar bildet Kameelmilch mehrere Monate im Jahre die einzige Nahrung; die Weiber werden von den Männern angehalten, davon so viel als irgend möglich zu verschlingen, und die Mädchen werden mit Kameelmilch förmlich gemästet, damit sie den höchsten Grad landesüblicher Schönheit erreichen, nämlich recht rund und sehr fett werden. Si bu Mogdad genoß während seines ganzen Aufenthaltes im Lande Tiris keine andere Speise als Kameelsmilch. Auf der Weiterreise sah er räuberische Leute vom Stamme der Maschdus, traf unterwegs mit anderen Mekkapilgern zusammen, welche sich ihm anschlossen, und kam durch ein Gebirgs-

Digitized by Google

land, in welchem er mehrfach Wassermangel litt, am 6. Februar an den Fluß Sagiat el Hamra, welcher das unabhängige Tiris von den Stämmen scheidet, die dem Beherrscher Marokko's Tribut zahlen. Er bezeichnet auch die Passage zwischen jener Region der Sahara, welche Si bu Mogdad, sondern er das Gebiet der Traza's verlassen, durchwandert hatte, und den fruchtbaren Gegenden Nordafrika's, welche von sehhaften Menschen bewohnt werden.

gador. Der Weg führte durch Kabylendörfer, und am 10. März erblickte er von Agadir aus wieder das Meer, welches er zuletzt im Lande der Traza's gesehen hatte. Bei jener Stadt erhebt sich neben einem Engpasse ein Thurm, an welchem die Reisenden vorüber müssen, denn der Kaiser von Marokko läßt von jedem Stück Vieh einen Zoll erheben und auch die Waaren müssen eine Abgabe entrichten. Aber man zahlt nur von verkäuflichen Gegenständen,

Ein Marabut in Atrar.

Von nun an hatte die Karawane keine Räuber mehr zu fürchten, die Ortschaften folgten einander in nicht zu großen Zwischenräumen und am 16. Februar war sie in Ued Nun, dem Mittelpunkte von acht verschiedenen Ortschaften, deren beträchtlichste Glemim heißt. Hier blieb der Reisende bis zum 25. Februar, verkaufte seine Kameele und nahm Pferde und Maulthiere bis Me-

z. B. von einem Handpferde, nicht von dem Kameel oder Rosse, welches der Reisende reitet. Am 7. März war Mogador erreicht, von wo Dampfer nach Tanger gehen. Si bu Mogdads Reiseweg ging ein wenig westlicher als jener von Leopold Panet im Jahre 1850.

Der Stamm der Beni Mezab in Nordafrika.

Die Franzosen haben bisher die Stämme der Sahara, südlich von Algerien nicht beunruhigt. Aber jene im Norden der östlichen Sahara wurden 1849 von General Herbillon und 1850 von Canrobert bezwungen; 1853 unterwarfen sich jene im Süden von Oran. Von Wichtigkeit war, daß 1854 die Beni Mezab in ein freundschaftliches Verhältniß zu Frankreich traten, weil bald nachher die Bewohner der Oase Wargla diesem Beispiele folgten. Einige Stämme zwischen Wargla und Constantine unterwarfen sich 1855 dem General Desvaux. Weiter südlich sind die Tuarek Herren der Wüste, und mit ihnen wollen die Franzosen gern in gutem Einvernehmen stehen, damit der Weg aus Algerien nach Timbuctu am Niger und nach Senegambien nicht versperrt werde. Ein englischer Reisender, Tristram, welcher im vorigen Jahre jene Gegenden besuchte, entwirft eine Schilderung der Beni Mezab. Sie sind höflich, mild und artig, offenbar ganz verschieden von den Arabern; weder in Gesichtsbildung noch Gewohnheiten oder Sprache haben sie etwas Ismaelitisches. Sie haben mehr Aehnlichkeit mit den Juden, sind schlau, berechnend vorsichtig und lieben das Geld; auch gelten sie für rechtliche Leute, zeigen sich gastfrei, lieben den Krieg nicht und tragen in ihrem eigenen Bezirke keine Waffen. Dagegen sind sie große Freunde der Musik und in den sieben Städten ihrer Republik sind Tamtam und Pfeifen in steter Thätigkeit. Man hat sie wohl als die Benetianer oder Schweizer Nordafrika's bezeichnet, denn sie machen weite Reisen von Timbuctu bis nach Kleinasien; man findet sie bei allen Karawanen von und nach Marokko, Tunis, Algier und Aegypten. Sie haben

Digitized by Google

große Heerden von Kameelen, welche sie allerwärts vermiethen. Ihre Regierung ist republikanisch und hat dabei einen theokratischen Zusatz. Die jungen Männer sind fast alle außer Landes, kehren aber in späteren Jahren alle dauernd in ihre Heimath zurück. Im Handel und Wandel sind sie rechtschaffen, im Gespräch glaubwürdig, und ihr häusliches Leben ist untadelhaft. In jeder größern Stadt der Berberei findet man Beni Mzab; sie bilden eine Art Innung unter einem Amin, Vorsteher. Dieser ist für die Schulden jedes einzelnen Mitgliedes der Körperschaft haftbar. Man sagt, unter den Mzab bestehe ein Geheimbund nach Art der Freimaurerei; die Mitglieder haben geheime Zeichen. Für Leute, die so weit umherkommen, hat eine solche Verbindung gewiß einen großen Vortheil.

Die Trarza's, das mächtigste maurische Volk im südwestlichen Theile der Sahara, streifen bis an das rechte Ufer des unteren Senegal und stehen mit den Franzosen in Verbindung. Sie besitzen die Region der Gummibäume, bringen den Ertrag derselben an den Fluß und handeln mit den Europäern. Früher waren sie diesen durch ihre Raub- und Kriegszüge sehr lästig; gegenwärtig stehen sie in einem Vertragsverhältnisse zu den Franzosen. Unsere Abbildung stellt einen Trarza-Mauren nebst seiner Frau dar.

Weiter nach Norden hin, gleichfalls im westlichen Theile der großen Wüste, über Tiris hinaus, liegt, wie weiter oben gesagt wurde, das Land Adrar, wohin, vom Süden her, die Karawanenstraße durch Tiris führt. Hauptmann Vincent, welcher 1860 Adrar

Ein Trarza-Maure mit seiner Frau.

besuchte und dessen Leben von den dortigen Marabuts bedroht war, hat das Bildniß eines solchen frommen Mannes photographirt. (S. 117.)

Die Köpfe des Trarza-Mauren und des Marabut, in dessen Adern arabisches und berberisches Blut gemischt zu sein scheint, haben viel kaukasischen Typus. Ein ganz anderes Gepräge trägt ein dritter Charakterkopf, jener eines Fellata-Herrschers aus Futa Djalo (S. 120.) Diese Gebirgslandschaft ist die Quellgegend, in welcher, nahe bei einander, der Senegal, Falemé, Gambie, Rio Grande und Kakriman entspringen, zwischen dem 10ten und 12ten

Digitized by Google

Grade nördl. Breite und 15ten und 14ten Grade östl. Länge von Paris; die Hauptstadt ist Timbo. Dorthin ging, vom Rio Nuñez aus, im Jahre 1860 der Marinelieutnant Lambert, um mit den beiden Fellata-Herrschern, im Auftrage des französischen Statthalters der senegambischen Besitzungen, freundliche Beziehungen anzuknüpfen. Der eine dieser Herrscher ist Umar, der Almamy, das heißt zugleich weltliches und geistliches Oberhaupt. Er hat seine Residenz in Sokotore, einer kleinen Ortschaft unweit Timbo, am rechten Ufer des Senegal, welcher dort Ba fing genannt wird. Umar ist ein ausgezeichneter Mann. Lambert fand in seinen Zügen Kraft, Milde und Würde zugleich; sein ganzes Benehmen war eines Herrschers würdig. Seine Hautfarbe ist etwas dunkler, als sie bei unvermischten Fellata (Peuls, Fulla) zu sein pflegt. Seine Mutter und Großmutter gehörten dem schwarzen Stamme der von den Fellata bezwungenen Dialonken an. Lambert's Reise ist ungemein anziehend dargestellt und erinnert oft an die Schilderungen Mungo Park's und René Caillié's. Wir werden sie in einer der nächsten Nummern des Globus mittheilen.

Die Völker am Gabun.

Das westafrikanische Küstenland unter dem Aequator hat seit Wilson's trefflicher Darstellung (1856) und Du Chaillu's vielbesprochenem Reisewerke (1861) in weiten Kreisen Aufmerksamkeit erregt. Wir haben schon gesagt, daß wir den Werth des letztgenannten Buches vorzugsweise in den ethnographischen Schilderungen finden. Nun erhalten die Darstellungen des amerikanischen Reisenden durch den Schiffslieutnant Braouezec vielfach Bestätigung. Die Franzosen haben bekanntlich eine Niederlassung am Gabun und finden also Gelegenheit, mit den Völkern der Küstenregion mannigfache Verbindungen zu unterhalten. Braouezec giebt in dem Bulletin der Pariser geographischen Gesellschaft einige Bemerkungen über die Völker am Gabun, dessen Zuflüssen und von jenen am Ogo Wuäi, den Du Chaillu Ogobai nennt.

Der Gabun oder Gabon ist eigentlich kein Strom, sondern ein Meeresarm, der 33 englische Meilen weit in's Land dringt und viele kleine Gewässer aufnimmt. Die Hauptvölkerschaften sind: die Gabonnesen oder Pongoé, die Bulus, die Akalais und die Pahuins.

Die Pongoé nennen sich selbst Pengoi; bei den drei anderen Völkern heißen sie respective Baiolow, Baïoki und Baïoëne. — Die Bulus nennen sich selber Mischiki; von den Pongoé werden sie genannt Schekians, von den Akalais Baschischi, von den Pahuins Basselakale. — Die Akalais nennen sich Metelai; bei den Pongoé heißen sie Akalais, bei den Bulus Betelai und bei den Pahuins Bimmgomb. — Die Pahuins nennen sich Faon oder Fan, bei den übrigen heißen sie Pahuins. Sie zerfallen in zwei Stämme.

Die Pongoé sind oft geschildert worden. Diese friedlichen Leute am Gabun und Kap Lopez haben die Polygamie, vermitteln den Handel mit den Stämmen im Innern und besitzen in ihrer Sprache das R, welches die drei anderen oben genannten Völker nicht kennen.

Die Bulus haben ihre Dörfer am Gabun, am Rhambos und am Bulombo Empolo. Ihre Zahl nimmt rasch ab. Braouezec besuchte ein Dorf, in welchem nur vier Männer, aber dreißig Frauen wohnten und von den letzteren gehörten nicht weniger als neunzehn dem Häuptling. Weider stehlen ist eine Hauptbeschäftigung dieser Völker und aus dem Raub entstehen häufige Fehden.

Die Bulu's lassen bei den Pahuins, von welchen sie Elfenbein kaufen, allemal ein paar Frauen als Geiseln. Man steckt diesen die Füße in einen dicken Klotz und erlöst sie erst, wenn alle Handelsverpflichtungen erfüllt sind. Dieses Geiselgeben ist bei jenen Völkern allgemein.

Die Akalais, etwa 60,000 Köpfe stark, wohnen von Ogo Uwai bis zu den Flüssen Bogoé und Ulombo Empolo, d. h. dem Como. Sie sind dunkelfarbiger als die Bulu's und die verschiedenen Dörfer liegen auch hier häufig des Weiberraubes wegen in Fehde. Während die Pahuins geübteste Krieger zu Lande sind, zeichnen sich die Akalai's und Bulu's als gewandte Schiffer und Schwimmer aus.

Das Hauptnahrungsmittel aller dieser Völker bildet die Banane; dazu kommen Fische, Geflügel und Schöpse. Sie verzehren auch das Fleisch des Lamantin oder Flußkuh. Manati), dessen Fett im März und April vortrefflich schmeckt, wie auch das geräucherte Fleisch. Auch Jgnamen werden viel verspeist. Fisch und Fleisch genießen sie mit Palmöl und mit Odika, einer fettigen Chocolade, welche man aus einer Nuß bereitet.

Die Pahuins oder Fan, etwa 120,000 Köpfe stark, zerfallen in zwei Stämme, die in manchen Gegenden sich vermischt haben, und werden von den Küstenbewohnern sehr gefürchtet. Braouezec bestätigt Du Chaillu's Angaben über die Fan. Sie sind, sagt er, sehr tapfer und ziehen den Speer der Schießwaffe vor, kämpfen am hellen Tage und tragen Schilde aus Elephantenhaut. Ihre Dörfer sind reinlich und bilden eine lange Straße, an deren Ende die Schmiede liegt; in der Mitte befindet sich das Gemeindehaus. Die Fan sind, im Gegensatze zu den Pongoé, Akalai's und Bulu's, Menschenfresser, die auch ihre eigenen Landsleute verzehren. Von den anderen Völkern jener Gegend sind sie völlig verschieden und nicht schwarz, sondern mehr gelbbraun. Ihre Nase erinnert an die adlerspitzige, das Auge ist maudelartig gespalten wie bei den Nubiern, die Backenknochen springen nur wenig vor, das Becken ist eng, der Wuchs hoch und hübsch. „Ich glaube, sie sind aus Nubien auer durch Afrika bis in diese Gegend gekommen“ (?). Viele können gar nicht schwimmen.

Alle diese Völker haben den Fetischdienst. An den Quellen des Como sah Braouezec einen Riesenbaum auf einem Berge. Dort, sagte man ihm, seien die Menschen geschaffen worden und der Schöpfer habe Jedem etwas Honig gegeben.

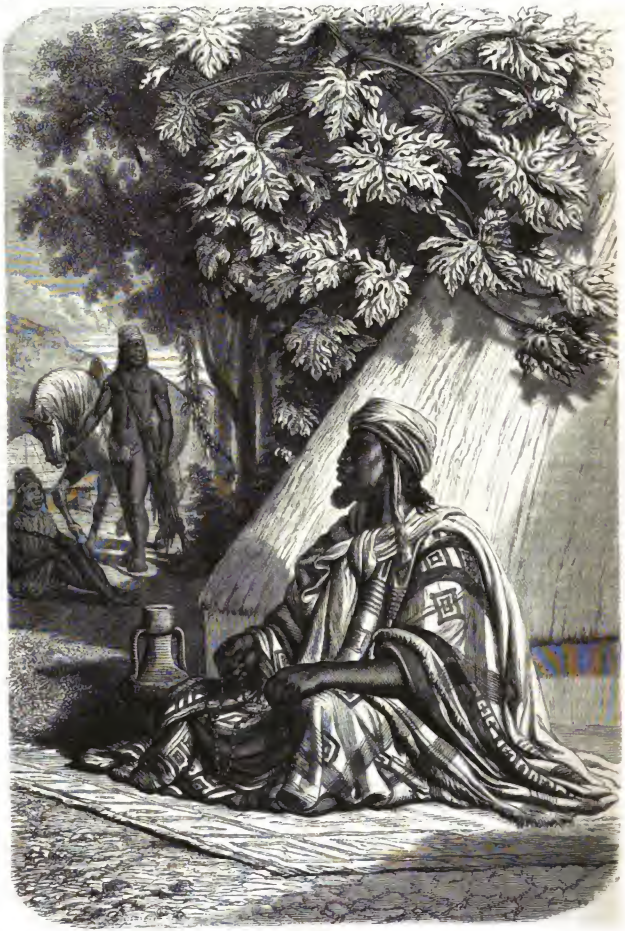
Die Häuptlinge der Bulu's und Akalai's verbergen das Gesicht, wenn sie trinken, weil sie den bösen Blick fürchten. Diese Sitte ist in Afrika weit verbreitet; sie kommt auch am Hofe von Dahome vor.

Oestlich von den Fan leben kriegerische Wanderstämme. Jenseit des Krystallgebirges kommt nur spärlich Salz vor, das eine Handelswaare nach dem Innern bildet, denn in der Küstengegend hat man es in Menge.

Ueber die Flüsse jener Region giebt Braouezec folgende Nachrichten. In das Aestuarium des Gabun fällt von Nordnordost der Como oder Ulombo Empolo. Er ist ein wirklicher Fluß, denn das Wasser kommt aus dem Krystallgebirge. Der von Osten her in den Gabun mündende Bogoé reicht weiter landein und ist kein eigentlicher Fluß; Ebbe und Fluth gehen bis zu seinem äußersten Punkt hinauf. Wir finden die Richtung beider schon auf Du Chaillu's Karte richtig angedeutet.

Der Rhamboé, wie die Pongoé, oder Limbie, wie die Akalai's ihn nennen (Du Chaillu's Rembo), theilt sich in zwei Arme. Der linke oder nördliche, der eigentliche Rhamboé, hat einen Lauf von 550 Miles; an ihm wohnen Pongoé's, Bulu's und Akalai's (Du Chaillu bezeichnet ihn als Rembo Nguiai). Der rechte Arm kommt aus Südsüdost und Süd und heißt Hambi. Er ist Du Chaillu's Rembo Arono oder Apingi.

Digitized by Google



Nimamy Umar.

Digitized by Google

Der Streit über den Gorilla und Du Chaillu.

In England führet man jetzt eben wieder einmal einen recht widerwärtigen Streit, dessen wir erwähnen, weil er geographische Angelegenheiten oder vielmehr Forschungsreisende zum Gegenstande hat. Es giebt in London einige Leute, welche von Gelehrten, die mit einer Art von kleinlicher Mißgunst alle Fortschritte in den Wissenschaften betrachten, welche nicht von John Bull gemacht werden. Zu diesen gehört namentlich Norton Shaw, Secretär der geographischen Gesellschaft, welcher vor mehreren Jahren selbst einen Mann wie Heinrich Barth in geradezu giftiger Weise (in einem Aufsatze der Literary Gazette) anfeindete. Jetzt eben wird von mehr als einer Seite ein eben so unwürdiges Spiel gegen die Gebrüder Schlagintweit in Scene gesetzt. Man kann es diesen muthigen und gelehrten Männern nicht vergeben, daß sie Ausländer sind. Sie haben mit ihrer magnetischen Aufnahme Indiens und des Himalaya eine große Arbeit würdig vollendet, die Sachverständigen sind über den ersten Band ihres großen Reisewerkes des Lobes und der Anerkennung voll. Die Schlagintweit haben den größten Gefahren getrotzt, um die Wissenschaft zu bereichern, einer der drei Brüder hat dabei, tief in Innerasien, sein Leben gelassen. Aber das hindert englische Gelehrte nicht, ihre Leistungen zu verkleinern, denn die Schlagintweit sind Ausländer und ihr Buch wird in Deutschland gedruckt; das erscheint als Verbrechen vollauf! Die Ergebnisse der großartigen Bauunbungen liegen vor, aber nun sagen die Neider, daß englische Ingenieure die Arbeit eben so gut hätten machen können. Das ist wohl möglich; aber weshalb haben sie dieselbe nicht gethan, sondern drei deutschen Männern den Ruhm überlassen? Jetzt wird nachgerechnet, wie viel die Expedition in den Himalaya und nach dem Karakorum-Gebirge an Geld erfordert habe, wie hoch die Druckkosten in Deutschland sich belaufen, und in kleinlicher Weise geschieht, daß die Resultate doch nicht so großartig seien, als man wohl habe erwarten können. Zugleich wird angedeutet, daß Engländer wohl viel mehr zu Stande gebracht haben würden; indische Ingenieure hätten auch das Geld verdienen können. Selbst ein Mann wie der Botaniker Hooker entblödet sich nicht (Athenäum, 21. September), zu behaupten, daß er englische Ingenieure kenne, „deren Untersuchungen um magnetische Aufnahmen von unendlich größerem Werthe seien, als jene der Schlagintweit." Dafür wäre freilich der Beweis erst beizubringen. Aber interessant ist noch ein Eingeständniß Hookers. Er schreibt nämlich, daß die Schlagintweit, als sie vor dem Antritt ihrer Reise nach London kamen, sogleich feindliche Angriffe erfahren hätten, lediglich weil sie ernannt worden seien, ein großes Werk durchzuführen. Er, Hooker, habe jedoch Alles gethan, sie gegen ihre Neider so viel als möglich in Schutz zu nehmen; denn sie hätten ja deshalb keinen Tadel verdient, sondern jene, von denen sie ernannt worden seien!

Auch Du Chaillu, ein Mann, der mit den oben genannten Deutschen freilich auch nicht entfernt einen Vergleich aushalten kann, wird nun seit Monaten immerfort angezapft. Wir haben in Nr. 2 des Globus gezagt, was von seinem Reisewerke zu halten sei. Es ist nicht nur interessant geschrieben, sondern auch für die Völkerkunde von entschiedener Bedeutung. Du Chaillu ist ein Jäger, er hat allerlei naturwissenschaftliche Kenntnisse, macht aber keinen Anspruch darauf, Naturforscher zu sein. Es mögen Irrthümer in seinem Buch enthalten sein, vielleicht ist der Mann etwas „ruhmredig" gewesen, aber darum verdient er nicht, daß man ihm alle Ehre abschneidet. Zuerst trat der Dr. Gray auf, welcher nachweisen wollte, daß Du Chaillu seinem Gorilla in die Brust geschossen, sondern die Wunden von hinten beigebracht habe. Dabei bleibt der Mann noch jetzt und derntt sich auf einen Thierausstopfer, welcher dasselbe behaupte. Es fehlt nicht viel, so zieht er den Schluß, daß man eben deßhalb dem Amerikaner Du Chaillu gar nichts glauben könne. Nun tritt aber wiederholt der berühmte vergleichende Anatom Professor Richard Owen für Du Chaillu in die Schranken, indem er mit wissenschaftlichen Gründen klar nachweist, daß Gray und der Thierausstopfer von den Sachen, über welche sie zu urtheilen sich anmaßen, nichts verstehen, und daß die Wunde, an welcher der Gorilla erlag, diesem Riesenaffen allerdings von vorne beigebracht worden sei. Gray hatte behauptet, das letztere könne kein Waidmann anuehmen; jetzt bringt aber Owen dagegen das Zeugniß eines gewaltigen Nimrod vor dem Herrn bei, nämlich des Sir Philipp Gray Egerton; dieser sagt: „Die Kugel hat den Gorilla nicht von hinten getroffen, sondern ist in die Brust hineingefahren."

Damit wären nun Gray und der Ausstopfer beleidigt; aber die Freunde des Amerikaners sind deßhalb noch nicht ruhig. Sie haben vom Gabunflusse einen Brief erhalten, welchen ein Herr R. B. Walker geschrieben hat und veröffentlichen denselben im Athenäum vom 21. September. Walker erklärt Du Chaillu's Buch für eine anmuthige Dichtung, welche einer fruchtbaren Einbildungskraft ihr Dasein verdanke. Freilich sagt Walker dann ausdrücklich, daß er in den Dörfern der menschenfressenden Fan, in welchem Du Chaillu Menschenknochen vor den Hütten liegen fand, nicht gewesen sei; in den Faudörfern, welche er besuchte, habe er dergleichen nicht gesehen. Der amerikanische Missionär Wilson (— von dem wir das ausgezeichnete Werk über das westliche Afrika besitzen —) habe freilich dergleichen Knochen gesehen. Walker sagt ferner: Was Du Chaillu über das wilde Weiben und die Unbezähmbarkeit der jungen Gorillas erzähle, könne nicht wahr sein, denn er, Walker, habe einen jungen Gorilla gehabt und der sei äußerst gelehrig und zahm gewesen. Die Schilderung Du Chaillu's über die Baidchuan-Ameise erwähne wir mittheilen werden), sei übertrieben; das Thier sei zwar äußerst lästig, aber nicht gar so gefährlich, wie er es darstelle. Die Mittheilungen, welche er in linguistischer Beziehung mache, habe er von einem französischen Schiffskapitän erhalten, aber die Zahlwörter der Apongacprache seien unrichtig mitgetheilt worden. Die naturwissenschaftlichen Exemplare, welche Du Chaillu gesammelt, seien erst in New-York präparirt worden, nicht in Afrika. Kurzum, der Reisende sei ein eitler Mensch, der viel Unwahres behauptet habe.

Walker kann für seinen unbedingten Zeugen gelten, denn in der Times vom 23. September werden ihm böse Dinge von einem „Africanus" nachgewiesen, der für Du Chaillu eine Lanze bricht. Walker ist nämlich nicht der Geistliche William Walker, auf welchen Du Chaillu sich in seinem Buche beruft, sondern ein Jäger am Gabun, der selber als Lobrediner Du Chaillu's auftrat. In den Jahren 1858 und 1859 schrieb er zwei Briefe an die ethnologische Gesellschaft in London, die gedruckt sind. Darin heißt es unter anderm: „Du Chaillu ist ein netter kleiner Bursch, dessen Beschreibung der Völkerstämme, welche ausser ihm noch kein anderer weißer Mann gesehen hat, Ihnen Vergnügen machen wird. Sie werden ihn nach wenigen Monaten selbst kennen lernen und ich gehe deßhalb nicht auf eine Beschreibung der von ihm erlebten Abenteuer ein. Er ist nicht im Mindesten ruhmredig (he is no boaster), ich setze vollkommenes Vertrauen in Alles, was er mir erzählt hat, und ich denke, man darf sich auf das, was er berichtet, verlassen." Plötzlich ist nun R. B. Walker anderer Ansicht und behauptet das Gegentheil. Zwar gesteht er, daß er in den Gegenden, welche Du Chaillu besuchte, gar nicht gewesen sei; aber er hat früher dessen Berichten vollen Glauben beigemessen, hat sie der ethnologischen Gesellschaft als treu und von einem Wahrheit liebenden Manne kommend empfohlen; weßhalb widerspricht er plötzlich sich selbst? Der Angabe Du Chaillu's, daß die Fankannibalen mit Menschenleichen unter sich Handel treiben, widerspricht Walker auch nicht. Nun, solche Leute, werden wohl auch Menschenknochen umher liegen lassen, etwa wie die Europäer Thierknochen. Weiter schrieb Wal-

Digitized by Google

ter unterm 3. Mai 1859. „Ich glaube, Du Chaillu ist der einzige Europäer, welcher den Njena oder Gorilla in wildem Zustande gesehen und der einzige, welcher ihn getödtet hat.“ In seinem Briefe vom 22. Juli 1861 sagt er dagegen: „Ich zweifle, gleich vielen Personen, daran, daß Herr Du Chaillu jemals einen Gorilla erlegt habe, oder auch nur beim Tödten eines solchen zugegen gewesen sei.“ Das ist ein böser Punkt. Walter wiederspricht sich und das eine Mal oder das andere Mal ist er ein Lügner. Glauben verdient er nicht.

Der Streit ist auch in den folgenden Nummern des Athenäums weiter geführt worden. Gray hatte das Gerippe des Gorilla photographiren lassen, um darzuthun, daß die Kugel von hinten her eingedrungen sei; aber Owen weist nach (in der Nummer vom 5. October), daß man dabei dem Gerippe absichtlich eine falsche Lage oder Stellung gegeben habe. Er bleibt dabei, daß die Kugel von vorne eingedrungen sei. Du Chaillu's Beschreibung der Gorillajagd müsse als richtig und vortrefflich geschildert anerkannt werden. Eben so zeigt Owen, daß es eine Lüge sei, wenn behauptet werde, Du Chaillu habe die Haut nicht gleich in Africa mit Arsenik präparirt. Es sei ferner richtig, daß der junge Gorilla an Halsband und Haut Spuren vom Anlegen einer Kette trage; auch die (im Globus Nr. 2 mitgetheilte) Erzählung von der Wildheit des jungen Gorilla sei ohne Zweifel richtig und genau. Du Chaillu habe mehrfach öffentliche Vorträge über seine Reisen gehalten, namentlich vor der Geographischen Gesellschaft. Daraus und aus persönlichem Verkehr hat Owen den Eindruck empfangen, daß der Reisende ein offener, wahrhaftiger und rechtschaffener Mann sei, und sehr wohlgeeignet, seine Erlebnisse so anziehend zu schildern, wie er es in seinem Buche gethan habe.

Ein Neujahrstag zu Yeddo in Japan.

Ich machte mich am 11. Januar 1860 auf den Weg von Kanagawa nach Kawasaki und gelangte rasch an den Fluß Hokunge, der in ruhigem Laufe durch eine ungemein fruchtbare Landschaft fließt. Die Ueberfahrt bewerkstelligte ich auf einer Fähre. Die Straße war zu beiden Seiten mit Häusern eingefaßt und die verschiedenen Dörfer stießen dicht an einander. Das größte heißt Omori, und dort traten wir in ein Theehaus, um Erfrischungen zu nehmen. Zu unserer Ueberraschung lasen wir an den Wänden allerlei Sentenzen in holländischer Sprache, z. B. „Na iden volgt verblyden“ und: „Einde goed, alles goed“, also: Auf Leid folgt Freud', und Ende gut, Alles gut! Diese Sprüchlein waren 1814 von Mitgliedern der niederländischen Gesandtschaft auf dem Wege nach Yeddo geschrieben worden, und gewiß sind diese Leute, welche man zu jener Zeit streng überwachte, damals nicht in heiterer Laune gewesen. Jetzt kann bekanntlich der Fremde sich in Japan freier bewegen und ist durch Verträge gegen Willkür geschützt. Zwar riefen neugierige Knaben uns das Wort To sin, d. h. Fremde, Einsiedler, nach, das hatte aber weiter nichts zu bedeuten. Die Straßen waren sehr belebt; und begegneten auch viele Soldaten mit ihren Offizieren und hohen Beamten, die in Tragsesseln (Norimons) getragen wurden und theilweise ein recht ansehnliches Gefolge hatten. Die Häuser sind einfach gebaut, aber ungemein schmuck und sauber und die Wege vortrefflich unterhalten. Endlich erblickten wir die herrliche Bay von Yeddo; der schöne Wasserspiegel erglänzte im Sonnenlichte und war von unzähligen Dschonken und Barken belebt. Im Hintergrunde lag die große Hauptstadt von Bäumen überschattet.

Mein Begleiter machte mich auf einen großen viereckigen Platz aufmerksam, in dessen Mitte ein Standbild Buddha's sich erhob. Eine Anzahl wilder Hunde schnobberte an kleinen Grabhügeln herum. Ich befand mich auf dem Sutinga meri, dem Hinrichtungsplatze von Yeddo, über welchen Jeder gehen muß, der auf der großen, ganz Japan durchziehenden Kaiserstraße (To kai do) anlangt. Gleich nachher war ich in der Vorstadt Sinagawa; sie bildet eine sehr lange Straße mit unzähligen Theehäusern. Ueber diese Lustgärten und Gasthäuser hat man in Europa allerlei irrige Vorstellungen, indem man Gasthäuser, Restaurationen und Stätten der Ausschweifung mit einander verwechselt, und doch ist unter ihnen ein großer Unterschied. Die eigentlichen Theehäuser, Tscha ga, werden Abends geschlossen; der Reisende findet in den Hotoga, Herbergen, ein Unterkommen; die verrufenen Häuser, Dioro ga, befinden sich gewöhnlich in besonderen Stadttheilen und sind mit Mauern und Gräben umzogen.

Der erste Tag des Syo gwats, ersten Mondes, fiel diesmal auf den 23. Januar. Die Feier des Neujahrs in Japan erinnert in vieler Beziehung an europäische Bräuche. Im kaiserlichen Palast erscheinen die großen Lehnfürsten (Daimyos), um dem Herrscher (Taikun) ihre Huldigung darzubringen, die Beamten (Jakunin) statten ihren Vorgesetzten Besuche ab und auch die Privatleute beglückwünschen einander und machen sich gegenseitig Geschenke. Die Visitenkarten spielen im gesellschaftlichen Leben der Japaner eine große Rolle, und während der ersten vierzehn Neujahrstage muß jeder höfische Mann seinen Bekannten die vom Herkommen gebotenen Besuche abgestattet haben.

Yeddo's Straßen sind, mit Ausnahme weniger, nur schmal, aber sehr belebt. Am ersten Syo gwats boten sie einen ungemein belebten Anblick dar. Ich wollte ein Schreiben der Reisende Nabelpohn Lindau) den Zug der Daimyos mit ansehen, und ein Mitglied einer fremden Gesandtschaft hatte versprochen, mich in den kaiserlichen Palast zu führen; aber am Vorabend und am Morgen des Neujahrstages erschienen Regierungsbeamte bei ihm und baten, er möge seine Wohnung nicht verlassen, weil eine unzählige Menschenmenge auf den Beinen sein würde, und wir vielleicht uns in Unannehmlichkeiten verwickeln sehen könnten. Wir legten aber darauf weiter kein Gewicht, sondern gingen Morgens um zehn Uhr aus, um zu sehen, wie die Dinge ständen. Als die Leute in den Gassen sich durchaus friedlich verhielten, begaben wir uns nach dem kaiserlichen Palast, wo wir etwa um Mittag eintrafen. Zug nach Zug kam an uns vorüber. Alles verlief in musterhafter Ordnung und wir waren ungestörte Zeugen eines prächtigen Schauspiels.

Das kaiserliche Schloß hat mehrere Ringmauern und ist mit einigen Gräben umzogen, wir kamen aber nur bis über die erste Brücke, weil wir in der Nähe des Haupteinganges bleiben wollten. Dicht neben demselben steht ein Wachtgebäude und vor demselben stellten wir uns auf. Ein langer schöner Gang führte zum zweiten Brückenthore, wo in langen Reihen Beamte, Offiziere und deren Dienerschaft sich aufgestellt hatten. Alle waren in Staatsornat; Offiziere und Soldaten barhaupt und trotz der Kälte vom Knie bis zum Knöchel unbekleidet. Aber sie fahen so militärisch aus, wie unsere besten europäischen Truppen.

Das Geleit eines Fürsten, der beim Kaiser aufzieht, besteht aus ein- bis dreihundert Personen, je nachdem ein Daimyo mehr oder weniger mächtig ist. Der ihrer Sänfte wird als Zeichen der Würde auf hoher Lanze ein mit Rabenfedern geschmückter Hut getragen; auch schreiten mehrere Mannen voran, und zur Seite geht der Schwertträger, welcher die Waffe seines Fürsten in seidener Scheide trägt. Die Sänfte (Norimon) gleicht einem kleinen Hause und wird von acht Dienern getragen. Den Schluß des Geleitzuges bilden Offiziere und Soldaten des Fürsten, ein Theil seiner Dienerschaft und zwei Stallmeister, welche das prächtig angeschirrte Roß des Daimyo führen. Andere tragen auf der Schulter zwei an einem Stabe befestigte Körbe, in welchen sich das Reisegepäck des

Digitized by Google

Fürsten befindet. Alle Nuancen der Männer haben die natürliche Farbe des Bambus, aus welchem sie verfertigt sind; jene der Frauen sind grün oder roth, je nachdem die Dame verheirathet ist oder nicht.

Wir verweilten zwei Stunden lang an demselben Platze und eben so lange währten die einander folgenden Züge der Fürsten. Dann entfernten wir uns und gelangten ohne jeglichen Unfall in unsere Wohnung. Auch an den beiden folgenden Tagen trug noch Alles ein festliches Gepräge, die Läden waren geschlossen, die Leute trugen ihre besten Kleider und allmälig wurde Alles wieder ruhig.

Der Handel Europa's mit China.

Der Handelsverkehr mit dem östlichen Asien hat während der letzten dreißig Jahre einen gewaltigen Aufschwung genommen. Seitdem die Monopole fielen, welche ihn früher einengten, die alten Schranken niedergebrochen wurden und die freie Thätigkeit des unternehmenden Kaufmanns wollte, ist ein völliger Umschwung eingetreten. Auch Burma, Siam und Japan sind, gleich China, eröffnet worden, und der Verkehr mit diesen neuen Regionen ist nur erst im Beginne. Aber er hat schon jetzt eine ungeheuere Verbreitung und es handelt sich dabei um kolossale Werthe. Ueber den Verkehr zwischen Großbritannien und China gab Oberst Sykes, einst Vorsitzender der englisch-ostindischen Compagnie und für Alles was sich auf den fernen Osten bezieht ein ausgezeichneter Gewährsmann, am 7. September in der British Association zu Manchester interessante Nachrichten.

Sykes deutete an, daß Großbritanniens Politik gegen China stets eine ungerechte gewesen sei, aber eine gewaltige Ausdehnung des Handels habe sie im Gefolge gehabt. Im Jahre 1814 betrug die Handelsbewegung zwischen beiden Ländern nur 5,750,000, im Jahre 1826 schon über 7 Millionen Pfund Sterling. In den sieben Jahren von 1826 bis 1833, wo die englisch-ostindische Compagnie ihr Monopol des Handels mit China einbüßte, war die Handelsbewegung auf einen Jahresdurchschnitt von zehn Millionen gestiegen; sie wurde aber leidlich immer beträchtlicher und erreichte 1856, ganz abgesehen vom Opiumhandel zwischen China und Indien, die Summe von 17,526,198 Pf. Sterling, also in runder Summe mindestens 120,000,000 deutsche Thaler.

Aber die Exporte aus China übersteigen die britischen Einfuhren um durchschnittlich 4 Millionen Pf. Sterling, und dieser Ausfall muß durch Silber gedeckt werden. Da jedoch die Handelsbilanz zwischen China und Indien, des Opiums wegen, sich immer zu Gunsten des letztern Landes stellt, so fließ das in China bezahlte europäische Silber nach Indien. Aber aus diesem Lande kommt davon nichts nach Europa, denn Indien hält das Silber bei sich fest.

Unter den chinesischen Häfen steht Schanghai in erster Reihe; die Ausfuhr von dort ist mächtig angewachsen und ist in gar keinem Verhältnisse zur Einfuhr. Im Jahre 1844/45 betrug der Export von Thee nur 3,800,627 Pfund, jener der Seide 6438 Ballen; aber gleich im folgenden Jahre vervierfachte sich die Theeausfuhr und jene der Seide stieg auf 18,192 Ballen. So ging es fort, und in dem Jahre, in welchem die Taipingrebellen Nanking einnahmen, 1853, exportirte China 69,431,000 Pfund Thee und 28,076 Ballen Seide. In Folge des Bürgerkriegs sank dann im folgenden Jahre der Export von Thee auf 50½ Millionen Pfund, aber jener der Seide stieg auf 58,319 Ballen, wovon auf Schanghai 30 Millionen Pfund Thee und 53,965 Ballen Seide kamen. Seitdem schwankte die Theeausfuhr China's nach England zwischen 39 und 54 Millionen Pfund, aber jene der Seide stieg mehr und mehr bis sie 1856/57 die größte Ziffer erreichte, nämlich 92,160 Ballen; 1860 betrug sie 67,874 Ballen.

Binnen sechszehn Jahren ist die Theeausfuhr China's um 1300, jene der Seide um 950 Procent gestiegen. Im Jahre 1850 nahm Großbritannien mehr als die Hälfte des gesammten chinesischen Thees, nämlich 31,621,204 Pfund Thee und nur 19,084 Ballen Seide; die vereinigten Staaten von Nordamerika nahmen 18,299,388 Pfund Thee, aber nur 1554 Ballen Seide.

Im Jahre 1855/56 gingen nach Großbritannien in 130 Schiffen 91,931,800 Pfund Thee und 50,489 Ballen Seide, 1857/58 von dem ersteren 61½ Millien Pfund, von der letztern 76,215 Ballen in 113 Schiffen.

Was das Opium anbelangt, so hat die chinesische Regierung sich der Einfuhr desselben stets widersetzt und auf den Schleichhandel damit Todesstrafe gelegt. Sie blieb fest dabei, obwohl sie in Geldbedrängniß war und große Einkünfte hätte gewinnen können, wenn sie die Einfuhr gegen Zoll frei gab. England wollte aber um jeden Preis den Chinesen das Opium aufzwingen und zeitete deshalb Kriege an; Oberst Sykes sagt, nur er muß es wissen: „Welche Vorwände wir auch nahmen, um Krieg anzufangen, derselbe entstand allemal aus den Opiumverwickelungen und weil wir den Opiumschmuggel trieben. Unglücklicherweise lag es in unserm Interesse, den Verbrauch dieser Waare anzustacheln.“ Selbst als Nanking der chinesischen Regierung verloren ging, ließ sich die Regierung nicht zur Erlaubniß des Opiumhandels herbei; sie wurde ihr erst nach der Einnahme von Peking abgezwungen. Ueber die Wirksamkeit der „Opiumklausel“, welche der Vertrag enthält, sind jedoch schon Weiterungen entstanden. „Neben eine Schwierigkeit tritt uns von einer andern Seite her in den Weg, und es kann leicht sich ereignen, daß wir abermals Blut und Geld vergeuden, um die Taipingrebellen zum Freigeben des Handels mit Opium zu zwingen. Wir haben von der Mandschuregierung Alles erzwungen, was der britische Kaufmann nur wünschen konnte, aber in der Brust der Mandschu kocht Wuth über die Erniedrigung der kaiserlichen Regierung, und die Beamten sind geneigt, die Ausführung des Vertrags von Tien sin durch allerlei Ausflüchte zu hintertreiben. Die Rebellen ihrerseits bethenern in ihren Erlassen, daß sie den Ausländern freundlich gesinnt seien, nennen sie christliche Brüder und wollen Handel mit den Fremden treiben. Aber eine Ausnahme machen sie ganz ausdrücklich. In ihren religiösen Proclamationen wird der Handel mit Opium verboten; wer sich mit demselben befaßt, hat sein Leben verwirkt. Die Steuerzahler in England haben also zu bestimmen, ob wir auf dem von uns (wegen des Opiumabkaufes) betretenen Wege noch weiter wandeln, ob wir abermals Blut und Geld vergeuden wollen, um schwächen Gewinnes halber einem widerstrebenden Volke eine schädliche Waare aufzwingen zu wollen. Im bejahenden Falle erflehen wir dann auch eine volksthümliche Bewegung gegen eine fremde Dynastie.“

Diesen Betrachtungen setzte der bekannte Volkswirth Newmarch die Bemerkung entgegen, daß die Chinesen wohl selber Opium bauen würden, wenn man es ihnen nicht aus Indien ließe. Er überlaß, daß darin kein Grund für die Engländer liegt, jenes Reich in Krieg zu verwickeln, was nun, in geradezu nichtswürdiger Weise, schon dreimal geschehen ist. Auch scheint Newmarch nicht gewußt zu haben, daß die Chinesen schon längst in ihrer westlichen Provinz Yün nan Opium bauen und davon jährlich etwa 6000 Kisten liefern. Am wohlsten ist das Verfahren der Engländer in der Opiumangelegenheit einmal von dem bekannten Sir John Bowring beschönigt worden.

Digitized by Google

Zur Statistik der Baumwolleindustrie.

In der englischen Grafschaft Lancaster betrug 1692 der Jahreswerth des steuerbaren Eigenthums 95,000 Pf. Sterling, 1841 dagegen an 6,200,000 und 1860 schon 10½ Mill. Pf. St. An der Stadt Manchester betrug er 1839 erst 670,000 Pf. St. und in Salford 1844 nur 160,000; dagegen 1860 schon respective 1½ Mill. und 350,000 Pf. St. Beide Städte zählten gegenwärtig zusammen 460,000 Seelen. Manchester zahlt jährlich 72,000 Pf. St. für sein Wasser; es hat binnen 30 Jahren 60 Meilen Straßen ausgelegt, eine Fläche von 285 Acres gepflastert und 137 Meilen Abzugskanäle gebaut. Dieser ganze Fortschritt beruht auf der Baumwolle. In den vier Jahren 1842 und bis mit 1845 betrug die Baumwolleneinfuhr Großbritanniens und Irlands durchschnittlich 2,672,000 Ballen (zu 450 Pfunde), in den drei Jahren vor und mit 1860 schon 3,651,000 Ballen. Im Jahr 1841 waren nur 14 Procent aller Zufuhren nicht amerikanische Baumwolle, 1860 aber erst 20 Procent, trotz aller inzwischen in verschiedenen Erdtheilen gemachten Anstrengungen. Das Land erzeugte 1830 erst 182 Millionen Pfund Baumwollenfabrikate, 1860 aber 886 Millionen Pfund. Verwandeln wir die Pfunde in Yards, so haben wir für 1830 Yarde 914 Millionen, für 1861 aber 4,431,000,000 oder 2,517,000 englische Meilen. Damit könnte man den Erdball einhundert Mal umwickeln. Der Werth dieser Baumwollenfabrikate übertrieg den Werth der Staatseinnahmen, denn er betrug sieben und siebzig Millionen Pfund Sterling. Die Ausfuhren betragen mehr als 16 Millionen Pf. St an Werth, nach Abzug der Kosten des Rohstoffes, und so viel ist reiner Gewinn; der Gesammtexport an Baumwollenwaaren stellt sich auf 42 Millionen. Im Jahre 1840 waren 17 Millionen, 1856 schon 28, aber 1860 schon drei und dreißig Millionen Spindeln vorhanden, deren Werth, nebst den Rohstoffen, auf 41 Millionen geschätzt wird; die Pferdekraft beträgt 110,000, und der jährliche Kohlenverbrauch 650,000 Tonnen; die Arbeitslöhne stellen sich auf 11,240,000 Pf. Sterling. Durch Sharp's seifacting Mule wird, je nach verschiedenen Arbeitszweigen, an 20 bis 100 Procent, gegen früher, an Arbeitskraft erspart, und die Verbesserungen an den Spindeln wirken so, daß die 33 Millionen jetzt so viel schaffen, wie 37 Millionen nach dem frühern System thun würden. Die Maschinenfabrikation ist so thätig, daß für alle Maschinen, welche sie liefert, ein jährlicher Zuwachs von 1,874,000 Ballen Baumwolle nöthig wäre; ein großer Theil dieser Maschinen geht in's Ausland. Manchester ist die „Citadelle der Baumwollenmanufactur."

Die Londoner Ausstellung von 1862 und die Kolonien.

Diesmal werden diese letzteren ganz anders vertreten sein als 1851, wo viele von ihnen gar Nichts eingeschickt hatten und die fünfzig Kolonien, denn so viele zählt Großbritannien, von dem ihnen zugemessenen Raume, 23,500 Fuß, nur 6180 Fuß in Anspruch nahmen. Nur Indien that sich einigermaßen hervor. Jetzt haben sie mehr oder weniger beträchtliche Summen verwilligt. Es sind genehmigt worden von Canada 8000 Pf. Sterling, von der Kapkolonie 5000, Britisch Columbia 2000, Queensland und Tasmania je 2000, Neuseelandes 3000 und noch für 5000 Gold, Victoria bewilligte 10,000 Pf Sterling, denn Australien will mit seinem Gelde Staat machen und dasselbe wissenschaftlich geordnet ausstellen. Man wird also eine Uebersicht bekommen, aber kein Klimpern (Nugget) darf über sechs Unzen wiegen. Dazu kommen dann alle Geräthe und Maschinen, vermittelst welcher man das Geld gewinnt. Man bringt Golderde, Goldsand, Goldquarz und wird die Methoden der Ausbeute und Bearbeitung durch die Praxis anschaulich machen. Victoria, oder Australia Felix, dessen Hauptstadt Melbourne ist, zählte 1851 erst 80,000 Seelen, jetzt nahe an 700,000, exportirt für 15 Millionen und führt fast eben so viel ein. Das ist eine jährliche Handelsbewegung von 200 Millionen deutscher Thaler! Etwa 400,000 Acker Landes sind unter Anbau; die Kolonisten besitzen neben Millionen Häupter Vieh und haben schon für 800 Millionen Thaler Gold nach Europa gesandt. Westindien, durch die Sklavenemancipation sehr gehemmt, hat seine große Noth, sich für schweres Geld Arbeiter aus China und Indien zu verschaffen; denn mit den freien Negern, die äußerst träg und anmaßend sind, weiß es nichts anzufangen. Es kann höchstens Rohzucker ausstellen. Mehr Interesse werden selbst die Artikel von den Sandwich- und den Fidschi-Inseln gewähren; was die vielgerühmte Niederlassung Liberia bringen wird, muß man abwarten, viel wird es nicht sein, wenn nicht etwa philanthropischer Humbug mit unterläuft. In vorderster Reihe, und gewiß in vieler Beziehung Europa überragend, wird Japan sein, von wo eine großartige Sendung angekündigt worden ist.

Die italienische Gewerbeausstellung in Florenz.

Sie hat den fremden Beobachtern zu mannigfachen Bemerkungen Anlaß gegeben. Zunächst wird hervorgehoben, daß nur sehr wenige Italiener, namentlich der mittleren und höheren Klassen, in's Ausland reisen und sich damit eine reiche Quelle der Belehrung verschließen. Auch sind die Beobachter der verschiedenen Landestheile mit einander fast gar nicht bekannt. Die Italiener leiden, wie ein ihnen sehr günstig gesinnter Engländer hervorhebt, an großer Selbstzufriedenheit; es sei für sie nunbedingt nöthig, über sich selbst zur Klarheit zu kommen und die Ursache ihrer Impotenz zu ergründen. „Sie müssen endlich lernen, daß es ihre Aufgabe ist, zu arbeiten. Vielleicht hat die Ausstellung für sie einen negativen Vortheil; sie wird ihnen sagen, daß sie etwas Besseres hätten liefern müssen, als was sie dort zu zeigen haben. Die heutigen Italiener ordnen nicht ein Drittel so viel, als sie müßten und könnten. Man sagt wohl, ihre Trägheit habe staatliche Ursachen, aber ihr gesellschaftliches und häusliches Leben ist doch weit mehr Schuld daran." Zu Betreff des Ackerbaues verstehen sie nichts vom Zusammenwirken und von der Theilung der Arbeit, und doch sind die Bauern gerade diejenigen, welche sich noch am besten um Italien verdient gemacht haben. In Florenz war sehr schönes Vieh aus den Provinzen der Aemilia ausgestellt; diese, Toscana und Neapel, lieferten etwas sehr primitive Seidengewebe; Piemont und Genua Sammete; die Wollen- und Baumwollenwaaren sind gering; Mailand lieferte Goldschmiedearbeiten, manche Städte schicken recht hübsche Juweliersarbeiten. In Handschuhen, Hüten, Strohgeflechten, Zündhölzchen und dergleichen war recht preiswürdige Waare vorhanden. „Was die Künste anbelangt, so ist darin den heutigen Italienern alle schaffende Kraft abhanden gekommen. Das gestand mir auch ein hochgestellter patriotischer Edelmann zu. Unsere Kunst wie unsere Poesie, so sagte er, ist lediglich Nachahmung und Reproduction. Uebrigens sind die italienischen Künstler sehr geschickte Nachahmer. Die Zeit wird lehren, ob das Land entnervt und abgelebt ist, oder nicht."

Digitized by Google

Der nestbauende Affe, Nschiego Mbuwe.

Unter den bisher der Wissenschaft unbekannten Vierfüßlern, welche der Naturforscher Du Chaillu in der Küstengegend des äquatorialen Westafrika entdeckte, ist dieser Troglodytes Calvus eines der interessantesten Thiere. Der Reisende war im Juni 1857 von seiner zeitweiligen Niederlassung Biagano am Zusammenflusse des Rembo Ovenga und des Nyuloway, welche in die Mündung des Fernando Bay fallen, den Nyuloway hinaufgefahren. Dieser steht weiter hinauf mit dem Flusse Ogobai in Verbindung, und in diesen ergießt sich der Anengue, ein Abfluß aus dem gleichnamigen See, der etwa unter dem 1° südl. Breite und etwas westlich vom 10° östl. Länge liegt. In den Wäldern an diesen Wasserbecken lag Du Chaillu der Jagd ob. Eines Tages bemerkte er an einem Baum ein merkwürdiges Dach über einigen abgebrochenen Aesten. Auf die Frage, ob Jäger sich ein solches Obdach zurecht machen, wenn sie in den Wäldern schlafen wollen, entgegnete sein schwarzer Begleiter Okabi, daß eine Affenart dergleichen „Nester" baue. „Alle war ich einem der wissenschaftlichen Welt bisher unbekannten Thier auf der Spur, und man wird begreifen, wie freudig ich dadurch angeregt wurde. Alle Mattigkeit verschwand und ich war entschlossen, nicht zu ruhen bis ich einen solchen Affen erlegt haben würde." Der Naturforscher sah späterhin manche solcher Nester. Sie befanden sich fünfzehn bis zwanzig Fuß, selten höher, über dem Boden auf einem Baume, der von anderen ein wenig entfernt steht, und unter dem Aste, über welchem das Obdach sich befindet, keine anderen Aeste mehr hat. So ist der Nschiego Mbuwe vor Raubthieren und Schlangen sicher und sitzt vor allen Dingen immer trocken. Er ist sehr scheu, liebt Waldgegenden die recht einsam sind, und die Neger bekommen ihn nur selten zu Gesicht. Okabi konnte als erfahrener Jäger genauere Auskunft geben, die sich auch bestätigte. Männchen und Weibchen tragen gemeinschaftlich die Baustoffe herbei, nämlich belaubte Zweige, aus welchen sie das Dach verfertigen und allerlei Reben und Schlingpflanzen, um dasselbe am Baume zu befestigen. Die Arbeit ist so hübsch, das Dach so zweckmäßig gebaut, daß man ein Werk geschickter Menschen vor sich zu sehen glaubt. Es fällt kuppelartig über, so daß der Regen, vor welchem das Thier völlig geschützt bleibt, hinabfließen kann. Der Mann baut, die Frau bringt ihm die Baustoffe hinauf, aber jedes wohnt auf einem besonderen Baume, doch so, daß beide nahe bei einander stehen. Der Nschiego lebt paarweise, nicht gesellig in größerer Menge, wie manche andere Affen; manchmal wohnte ein Alter, der sich aus dem Leben völlig zurückgezogen hat, als Einsiedler ganz allein. Die Hauptnahrung besteht in Beeren, und der Nschiego baut sein Obdach, wo er derselben in Menge findet; nachdem er die Umgegend abgesucht, zieht er weiter und baut sich ein neues Dach. Er benutzt diese Wohnung höchstens vierzehn Tage. Du Chaillu lag schon ein paar Stunden lang auf der Lauer, als er zu seiner größten Freude ein mehrfach wiederholtes Hu, hu! vernahm. Der Mann rief nach seiner Frau. Gegen Einbruch der Dunkelheit saß dann ein Nschiego unter seinem Obdache, denn von einem Neste kann man eigentlich nicht reden. Seine Füße ruheten auf dem untern Zweige, auf welchem er saß, sein Kopf reichte bis unter die Kuppel und den rechten Arm hatte er um den Baum geschlungen. In solcher Weise schläft er. Du Chaillu gab Feuer und sofort stürzte der Nschiego herab. Am andern Morgen wurde er genau untersucht. Er war ein Männchen, kleiner als ein ausgewachsener Schimpanse und hatte einen kahlen Kopf; das ist eine seiner bedeutenden Eigenthümlichkeiten. Seine Länge betrug 3 Fuß 11 Zoll; die Haut ist da, wo sie keine Haare hat, schwarz; Kehle, Brust und Unterleib sind mit schwärzlichem Haar dünn bestanden, an den Beinen ist dasselbe schmutzig grau mit Schwarz gemischt; Schulter und Rücken haben schwarzes, zwei bis drei Zoll langes Haar mit etwas Grau gemischt; an den Armen geht dasselbe schwarze Haar bis zum Knöchel. Der Nschiego ist bei weitem nicht so stark als der Gorilla, seine Brust noch Muskeln sind bei ihm so mächtig entwickelt, aber seine Arme sind länger und messen ausgebreitet bei einem etwas über vier Fuß hohen Mann sieben Fuß. Du Chaillu sand späterhin im Lande der Aschira wiederholt Gelegenheit, den Nschiego Mbuwe zu beobachten. Jeder begiebt sich gegen Abend in sein Nest; Mann und Frau erweitern gegenseitig ihren Ruf, sie unterhalten sich. Der Reisende ließ einen Baum abhauen, um das Nest genau zu untersuchen.

Der Naturforscher hatte das Glück, einige Zeit nachher im Lande der Gmwisi am Ovengaflusse, abermals einer bisher unbekannten Affenart zu erlegen, den Troglodytes Kulukumba, welcher gleichfalls über 4 Fuß hoch wird. Unter allen Affen ist er derjenige, welchen Schädelbau jenem des Menschen sich am meisten nähert, auch ist sein Gehirn größer als das der übrigen. Der Kopf ist rund, eben so das Gesicht, welches von einem unter dem Kinn hinlaufenden Backenbart eingefaßt ist; die Jochbeine stehen weit, der Kiefer aber nicht sehr stark vor, die Backen sind eingefallen, das Haar ist schwarz.

Die Wanderungen der Häringe.

Woher kommen die Millionen und aber Millionen dieser nützlichen Fische, auf welchen der Wohlstand mancher Gegenden beruht, und die in mehr als einem Lande so nothwendig sind wie das liebe Brot?

Man ist über diese häufig erörterte Frage immer noch nicht völlig in's Klare gekommen. Deshalb wurde sie jüngst in der zoologischen Abtheilung der British Association zu Manchester wieder aufgenommen, und ein Herr T. M. Mitchell, welcher seit Jahren dem wichtigen Gegenstande seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt hat, gab eingehende Erläuterungen. Es lag ihm daran, den Nachweis zu führen, daß die Häringe, welche zeitweilig an den verschiedenen Küsten Nordeuropa's erscheinen, unzweifelhaft Eingeborene der dortigen Meeresstrecken seien und nicht etwa aus weitentlegenen Regionen des Oceans dorthin wandern. Damit stellt er sich der Ansicht entgegen, daß man das nördliche Polarmeer als die Heimath dieser Fische betrachten müsse. Wir wollen seine Aufstellungen kurz zusammenfassen.

Man sagte bisher, die Häringe kämen in großen Zügen, die oft eine Breite von mehreren Seemeilen einnehmen, von Norden her an die Küste Schottlands; der eine Theil schwimme dann an der westlichen Küste hin, nach Irland zu, ein anderer dagegen an der Ostküste. Dagegen läßt sich Folgendes sagen. Die Häringe laichen an unseren Küsten, in Buchten und Flüssen, sind also bei uns zu Hause. Nach dem Laichen gehen die ausgewachsenen Häringe in's Meer, halten sich den Küsten nahe und ernähren sich dort bis zur nächsten Laichzeit, während die Jungen in der Laichgegend bleiben, bis sie groß geworden sind. Für das Alles sprechen folgende Gründe. Die Häringe, welche verschiedene Gegenden aufsuchen, sind auch an Größe, Gestalt und Beschaffenheit nicht gleich; der Häring hat an jeder besonderen Küste ein unverkennbares, verschiedenes und specifisches Gepräge. Die Abweichungen treten so scharf hervor, daß der Kenner auf den ersten Blick sagen kann, woher ein Häring stamme.

Wir finden, daß alljährlich zu einer bestimmten Zeit, Häringe von einer gewissen Größe auf denselben Stellen erscheinen. So ist z. B. die Sorte, welche an der weit in's Meer vortretenden Küste von Stadtland in Norwegen gefangen wird, weit größer als jene an der Westküste der Shetlandsinseln, und diese letztere ist fast

Digitized by Google

doppelt so groß als der erste Jahresfang bei Thurso. Diese sind kleiner als jene von der Insel Man, Minch und die Loch Fyne-Häringe von Caithneß und Banff, und auch kleiner als jene von der Küste von Aberdeenshire, Fifeshire und Berwickshire. Die Yarmouth-Häringe sind wieder kleiner als diese letzteren und in den Seen des westlichen Hochlandes sieht und kennt man die verschiedene Größe sehr genau. In einigen dieser schottischen Seen hat man seit Jahren eine große Menge von der zehnten Klasse gefangen, die alle von vortrefflicher Beschaffenheit waren. Eine Klasse von der Größe der Yarmouth-Häringe besuchte bis in die letzten Jahre hinein den Limfjord in Jütland und kommt auch jetzt noch an die dortige Küste. Dagegen sind jene in der Ostsee, an der mecklenburgischen Küste weit größer als die dänischen, an der pommerschen und theilweise preußischen Küste dagegen um ein Drittel kleiner; noch weiter nach Osten hin werden sie wieder größer, etwa so wie jene im Moray Firth.

Wer nun die Ansicht hat, daß die Häringe aus dem hohen Norden stammen, muß zwei Arten annehmen; eine, welche auf ihrem Zuge kleiner, und eine zweite, welche während desselben größer wird. Selbst im englischen Kanale lassen sich in verschiedenen Oertlichkeiten ganz verschiedene Größen nachweisen, und das ist auch vom Professor Valenciennes in dessen Ausgabe von Cuvier's Naturgeschichte der Fische geschehen. Die Häringe, welche man bei Calais fängt, sind größer und platter als jene von Dieppe, welche runder und kürzer erscheinen.

Was nun die Beschaffenheit und Güte anbelangt, so sind die an den Küsten der Shetlandsinseln nicht so fett als jene, welche man gleichzeitig an dem Gestade von Thurso bis zum Loch Broom fängt. Im Anbeginn der Fischerei sind jene im Loch Fyne nicht so fett und ölig als die ersten Thurso-Häringe und jene von Loch Fyne besser als die von der Ostküste. Auch findet ein großer, leicht bemerkbarer Unterschied statt zwischen denen von Caithneß und Moraythire einerseits und von Aberdeenshire und Berwickshire andererseits. Die Güte der dänischen und baltischen steht hinter jener der Häringe vom Moray Firth und von der Küste an den westlichen Hochlanden zurück. Jene an der Küste von Holland taugen gar nichts; die von Yarmouth sind nicht so gut als die nordschottischen, und die an den französischen Küsten auch schlecht.

Man hat keine beglaubigten Beispiele davon, daß Häringe gesehen wurden, welche aus sehr hohen Breiten gen Süden zogen. Kein Kapitän holländischer Häringsbüsen hat jemals beträchtliche Züge im Norden der eigentlichen Region des Häringslanges gesehen; auch unsere grönländischen Walfischfahrer wissen davon nichts zu erzählen. Seerosby, gewiß ein Gewährsmann ersten Ranges, sagte mir, daß er auf seinen vielen Reisen im hohen Norden niemals nach Süden ziehende Häringsschaaren gesehen habe.

In den grönländischen Gewässern sind Züge von Häringen unbekannt, und man hat diese Thiere niemals im Magen der dort gefangenen Walfische gefunden. Der gemeine Walfisch, Balaena Mysticetus, nährt sich von Actinien, Spien, Medusen, Krebsen und Schnirkelschnecken. Der Narval lebt im spitzbergischen Meere, aber Seerosby fand in seinem Magen nur Sepien; in jenen des Walrosses zur Garnelen, Krebse und junge Seehunde. Auch andere Thiere wurden von denselben Seemanne untersucht, z. B. verschiedene Alken, Taucher und auch der grönländische Hav; in keinem fand er eine Spur von Häringen. Dasselbe war der Fall mit dem allen würdigen Missionär Egede; er hebt ausdrücklich hervor, daß er bei Grönland niemals Häringe gesehen. Der berühmte deutsche Naturforscher Bloch, mit welchem Lacepède übereinstimmt, bemerkt, daß Fische von der Größe des Häringes, selbst in süßem Wasser, vom Frühling bis zum Herbste nicht so weite Reisen, wie man den Häringen zuschreibe, machen können. Er hebt auch hervor, daß man diese an gewissen Oertlichkeiten das ganze Jahr hindurch finde, und das stimmt mit den Erfahrungen der Fischer im Loch Fyne zusammen, welche das ganze Jahr hindurch junge und alte Häringe fangen.

Man behauptet, daß die Häringe vom hohen Norden her kommen, aber Niemand hat gesehen oder weiß, ob sie auch dorthin zurückkehren, oder auch daß sie nach Süden hinziehen; im letztern Falle schwimmen sie nur an der Küste hin, um zu laichen. Wir könnten fragen, wohaft gerade die kleinsten nach der Ostsee zögen, die größeren in die Nordsee? Man sagt, die Häringe flehen vor den Walfischen nach Süden; wohaft sieht man dann aber den Walfisch nicht jedes Jahr an jeder Küste? Yarrell sagt in seinem vortrefflichen Buch über die Fische: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Häring das tiefe Wasser ringe um unsere Küsten bewohnt und sich tiefen nur nähert, wenn er seinen Wegen unter der belebenden Einwirkung einer höhern Temperatur und des Oxygens ablagern will. Sobald das geschehen ist, verschwinden die Züge von unserer Küste, aber einzelne bleiben zurück und man fängt dergleichen in allen Monaten des Jahres."

Manche andere Fische haben beim Laichen ähnliche Gewohnheiten, z. B. der Lachs, welchem man doch keine weit entfernten Meere zur Heimath anweist. Die Sprotte kommt in Zügen an den britischen Inseln von November bis März vor, die Elft (Maifisch) vom Mai bis Juli; im Severn bleibt sie zwei Monate, im Mittelmeer erscheint sie bei Smyrna und Neapel, im December und Januar ist sie im Nil bis nach Kairo hinauf zu finden. Der Pilcher findet sich vom Juni bis Ende des Jahres in Zügen an der Küste von Cornwallis ein. Alle diese Fische besuchen heerdenweise verschiedene Gestade und Küsten zu verschiedenen Zeiten zu einem und demselben Zwecke, aber Niemand wird daraus folgern, daß ihre Heimath in einem weitabgelegenen Meeresstriche sich befinde.

Mitchell kommt demnach zu folgendem Endergebnisse: der Häring bewohnt die Gewässer in der Nähe der Küsten, an welchen er laicht. Wenn er den Rogen abgelegt hat, ziehen die Schaaren wieder von der Küste ab. Sein Erscheinen etwas früher oder später und ob er der Küste näher kommt oder etwas entfernter bleibt als sonst, hängt von der Beschaffenheit des Wetters, von warmem, klarem Himmel, oder kalter Luft und Wolken und von der Tiefe des Wassers in der Laichgegend ab.

Wir wollen hinzufügen, daß neulich Alexander Ziegler (Reisen im Norden, Leipzig 1860, I. S. 11—60) sich sehr ausführlich mit den Wanderungen der Häringe beschäftigt und die verschiedenen Angaben sehr fleißig zusammengestellt hat. Er fragte noch: „Wo ist die eigentliche Heimath des Härings? Die Götter mögen es wissen, die Menschen nicht; sie müßten denn, wie die Harusspices, aus den Eingeweiden der Thiere zu weissagen verstehen?" Wir haben oben mitgetheilt, daß das von Seiten Seerosby's geschehen ist. Ein „geheimnißvoller" Fisch ist nun wohl der Häring nicht mehr, und für einen Sohn des Poles wird man ihn nicht mehr halten dürfen. Aber für die nordeuropäischen Staaten bleibt er von einer ganz ungemeinen Bedeutung, insbesondere für Schottland und Norwegen, wo er eine Grundlage des Wohlstandes bildet. Man nimmt an, daß jährlich über zweitausend Millionen Häringe gefangen werden.*)

*) Nachdem obiger Aufsatz schon im Druck war, fanden wir, daß schon vor einem halben Jahrhundert Cattean Cullerille in seinem „Gemälde der Ostsee", Weimar 1815, S. 190, in demselben Grade kommen war, wie jetzt Mitchell. „Der Fisch, sagt er, hält sich das ganze Jahr hindurch in der Ostsee und den nahegelegenen Meeren auf; allein nur im Frühling, einem Theile des Sommers und im Herbst zieht er sich in dichten Reihen in der Nähe der Küsten; die übrige Zeit des Jahres hindurch hält er sich vorzugsweise auf dem Grunde des Meeres auf. Das Nämliche findet ohne Zweifel auch in allen übrigen Meeren Statt. Uebrigens ist es auch gewiß, daß die Häringe unweilen ihre gewöhnlichen Aufenthaltsorte verändern, entweder weil immer oder nur auf einige Zeit."

Kleine Nachrichten.

Rußland und China. Seit dem Ausbruche der großen Rebellion in China hat Rußland in Ostasien große Vortheile errungen. Wir brauchen nur an die Erwerbung des Amurlandes und die Ausdehnung der Gränze an den Küsten des Großen Oceans bis nach Korea zu erinnern. Sodann ist das Anlehn der Pekinger Regierung in der Mongolei sehr gesunken, und das mächtige Mongolenvolk der Chalchas (Kalkas) steht gegenwärtig mehr unter russischer als unter chinesischer Herrschaft. Damit ist nun Rußland Herr sämmtlicher Karawanenstraßen geworden. Früher war der Handelsverkehr zwischen Sibirien und dem chinesischen Reiche bekanntlich auf die beiden Nachbarstädte Kiachta und Maimatschin beschränkt; etwa im Jahre 1854 gestattete China, daß auch weiter nach Westen hin eine sogenannte Einbruchsstation errichtet wurde. Drei Jahre später erhielten ein russischer Bevollmächtigter in Peking und erweiterte einen Vertrag, demgemäß auch Barkul, Uliastai, Hohin und Kuren den russischen Kaufleuten eröffnet wurden. Bekanntlich sind in Folge der neuesten Friedensschlüsse alle Beschränkungen für die Ausländer in China beseitigt worden und sie können mit Pässen überall im Lande reisen. Chinesen kommen jetzt nach Irkutsk und wurden auch im Sommer 1861 auf der großen Messe von Nischni Nowgorod erwartet. Als im October 1860 die Engländer und Franzosen vor Pekinglagen und diese Hauptstadt bedrohten, suchte die chinesische Behörde um Vermittelung beim russischen Gesandten Ignatieff nach, und durch dieselbe kam der Friedensvertrag vom 24. und 25. October zu Stande. Nach Abschluß desselben gab Ignatieff den europäischen Bevollmächtigten ein Abschiedsmahl. Als man eben bei Tafel saß, kam ein russischer Eilbote aus Irkutsk an. Er hatte die Reise von dort, durch die Mongolei nach Peking, in nur 14 Tagen zurückgelegt. Am 28. October sandte General Ignatieff seinen Bericht über die Vorgänge in Peking mit der gewöhnlichen Post ab; sie gelangte in sechzehn Tagen nach Kiachta und von dort in weiteren sechzehn Tagen nach St. Petersburg. Das macht im Ganzen nur dreiundzwei ßig Tage. Da Rußland sowohl in Sibirien wie im Amurlande eben jetzt Telegraphen bauen läßt, so werden wir vielleicht schon im nächsten Jahre die Nachrichten aus China und Japan nicht mehr auf dem Wege über den irtischen Ocean und das Rothe Meer, sondern wochenlang frühee über Rußland erhalten, bis im mohammedanischen Orient eine zusammenhängende Drahtlinie hergestellt wird. Wir lesen eben, daß das Ministerium in St Petersburg 80,000 Silberrubel auch zur Anlage des Drahtes von Nikolajeffsk an der Amurmündung nach Chabarowsk angewiesen hat. Den Indien abgesehen, hat bereits der Schah von Persien seine wichtigste Handelsstadt Tebris (Taurio- mit seiner Residenz Teheran durch eine Telegraphenlinie in Verbindung gebracht. Rußland will eine Linie von Tebriß nach Tiflis im laufenden Jahre vollenden. In der asiatischen Türkei reicht der Telegraph jetzt bis nach Bagdad.

Die Sulina-Mündung und der Handel der untern Donau. Die Versandung dieser Hauptarmes im Delta der Donau, hat seit langen Jahren zu großen Beschwerden von Seiten der Schiffer Anlaß gegeben; der Tiefe im Fahrwasser betrug nur noch 6 bis 9 Fuß. Größere Fahrzeuge konnten also diese Mündung nicht mehr passieren, und eine der wichtigsten Verkehrsadern des Handels war so gut wie gesperrt. Alles vereinigte Baggern half nichts, aber Abhülfe wurde immer nöthiger und zu einer solchen vereinigten sich die europäischen Großmächte. Gemäß dem pariser Friedensvertrage vom 30. März 1856 wurde die Sache von einer europäischen Donaucommission in die Hand genommen, deren Arbeiten jetzt zu einem Abschlusse gekommen sind. Die Barre von Sulina hat in Folge derselben jetzt wieder eine Tiefe von 17 bis 18 Fuß. Das ist ein großer Gewinn für Schiffahrt und Handel. Welche Bedeutung der letztere hat, ergiebt sich aus folgenden Ziffern. Aus den cumänischen Häfen Braila und Galatz wurden 1860 verschifft 615,000 preußische Wispel Getreide im Werthe von 18½ Millionen Thalern. Der Gesammtwerth aller Getreidearten, welche aus den unteren Donaubäfen von Tarn Severin bis Sulina verschifft wurden, stellte sich auf 375,650,000 Galatzer Piaster, gleich 25,000,000 Thlr Dazu kamen dann noch Talg, Wolle, Fleisch, gesalzene Fische, Holz, Salz, Knochen, Mehl, Käse ꝛc. im Werth von etwa 5 Millionen Thaler und 1 Million für die Beperung der 3255 Seeschiffe, welche die Sulinamündung passierten. Odessa hat 1860 für 27 Millionen Rubel Getreide ausgeführt, außerdem für 1 Million Talg und für 4 Millionen Wolle. Die Gesammtausfuhr für die Donauhäfen und Odessa stellt sich auf die beträchtliche Summe von 60 bis 70 Millionen Thaler.

Versandung an den Mündungen des Don und der Wolga. Allmälig und unhaltend versandet die ganze Nordostküste des asowschen Meeres bei Taganrog und Rostow und die ganze Nord- und Nordwestküste des kaspischen Meeres. Die russische geographische Gesellschaft hat eine Expedition ausgerüstet, welche die Ursachen der Versandung im nordöstlichen Theile des asowschen Meeres untersuchen und begutachten soll, ob es möglich sei, derselben abzuhelfen. Zu Astrachan, sagt Staatsrath Berghträsser, ist schon seit länger als zwei Jahren eine Commission von Wasserbauingenieuren thätig, welche einen bequemen Weg aus Astrachan durch einen Arm der Wolga und selbst einige Werst im Meere anlegen soll. Die Versandung in den unzähligen Seitenarmen der Wolga, welche rechts vom Hauptarme betrieben, also nach Westen hin, bis tief in die Steppe gehen und größtentheils nur bei Hochwasser fahrbar sind, nimmt alljährlich bedeutend zu. Denn die Wolga bringt in die Delta eine ungemein große Masse von Ablagerungen, die sich in dem stillstehenden Wasser der Seitenarme oder an den nördlichen Theile des kaspischen Meeres zu Boden setzen. Das erste Dampfschiff, welches im Jahre 1861 aus Astrachan in's Meer ging, brauchte, ehe es in freies Fahrwasser gelangte, fast anderthalb Monate für eine Strecke von 80 Werst, und ein Dampfer aus Baku, welcher der Ausbesserung wegen nach Astrachan mußte, kreuzte seit Anfangs April vor der Mündung der Wolga von einer Sandbank zur andern. Nur bei starkem anhaltenden Wind aus Südost, der hinreichend Wasser eintreibt, konnte es über jene Sandbänke kommen.

Europäische Ansiedler im Pendschab. Es war frühee System der ostindischen Compagnie, die dauernde Niederlassung von Europäern in Indien nicht zu ermuntern, Kaufleute natürlich ausgenommen. Seit einigen Jahren haben sich die Dinge ganz anders gestaltet; Europäer strömen nach Oberindien ein. Das malerische, sehr gesunde Kangrathal im Pendschab ist sehr fruchtbar und wasserreich und eignet sich vortrefflich zum Anbau des Theestrauches. Die Cultur desselben wird jetzt schon von nicht weniger als sechs Theecompagnien betrieben, und auch der Seidenbau sollte in diesem Jahre begonnen werden. Auch in anderen Gebirgsgegenden lassen sich Ansiedler nieder; auf der Strecke zwischen Simla und Dalhousie beschäftigen sich etwa dreißig europäische Capitalisten mit dem Theebau.

Eisenbahnen in Indien. Sie werden ohne Zweifel in manchen Verhältnissen jenes großen Landes eine wesentliche Umgestaltung hervorbringen. Am 15. Mai wurde die Seinde-Bahn zum ersten Mal in ihrer ganzen Länge befahren. Sie reicht vom Kaeratschi 114 englische Meilen in's Innere, wurde im April 1858 begonnen und ist jetzt ganz vollendet. Die meisten Arbeiter waren Eingeborene aus Kutsch und diese haben auch die beiden Viaducte von Mallir und Baheen gebaut. Die Bahn beginnt bei Kaeratschi am Meere, läuft über Landi, Doebadschi, Dschungschaihl, Schimpihr, nach Kotri am Indus. Diese Stadt bildet den Hafen für Haiderabad; dorthin kommen viele Dampfer, Europäer haben sich angesiedelt und der Handel mit Salpeter, den man in jener Gegend gewinnt, wird immer bedeutender. Dschun gaihl liegt auf der Mitte der Linie, nur 20 Miles von der alten Stadt Tatta am Indus; sie wird sich zu einer Kernstadt emporaebeiten. Kaeratschi hat eine sehr schöne Handelslage und ihr Verkehr ist bedeutend gewachsen. Während die Ein- und Ausfuhr 1843 erst 122,160 Pfd. Sterl betrug, ist sie 1856 auf 2,581,840 Pfd. Sterl. gestiegen.

Auch im Pendschab werden Eisenbahnen gebaut. Die Linie von Multan nach Lahore und Amritsir ist 250 Miles lang und läuft an der Bergkette im Osab hin, zwischen dem Ravi und Setetsch. Die Anlage bietet bes dichten Landes wegen gar keine Schwierigkeiten, und die ganze Strecke soll zu Ende 1862 im Bau vollendet sein.

Dampfschiffe auf dem Indus. Sie ist voller Thätigkeit. Auf diesem reißenden Strome leisten die Dampfschlepper sehr wichtige Dienste.

Die Eisenbahn von Smyrna nach Ephesus wird im Frühling 1862 eröffnet.

Telegraph nach Algerien. — Frankreich hat im September eine zweite unterseeische Linie nach Afrika vollendet, welche sein fremdes Gebiet berührt. Dieselbe geht von Port Vendres aus und an der balearischen Insel Minorca vorbei, über die seichten Meeresstellen, welche in der Nähe derselben liegen.

Das Telegraphenlatus von Benghasi im Tripolitanischen bis Alexandria in Aegypten ist in den letzten Tagen des Septembers

Digitized by Google

unter See glücklich gelegt worden. Es bildet einen Theil des submarinen Telegraphen, der Malta mit Aegypten verbindet. Dieser hat eine Gesammtlänge von 1400 Miles. Vermittelst desselben werden vom Ende Octobers an Nachrichten aus Indien binnen dreizehn (?) Tagen in Europa sein.

Die Zustände im Innern von Mexico sind bekanntlich ganz ungemein zerrüttet und persönliche Sicherheit ist eigentlich nirgends. Der Engländer Ch. Sevin, welcher vom Hafenplatze San Blas am Stillen Ocean über Lepic, Guatalajara und Lagos nach Guanajuate reiste, bemerkt Folgendes: Von Lepic nach San Juan de los Lagos hatten wir immer Reisegefährten, welche sich schon in den Gasthäusern uns anschlossen. Sie waren allemal sehr froh, den Weg in Begleitung von Ausländern machen zu können; denn die Straßen sind ganz unsicher, und wer etwas Werthvolles bei sich führt, wird nicht wagen, allein zu reisen. Früher gingen Postkutschen zwischen Lepic, Guadalajara und Guanajuato; sie wurden aber fast täglich angehalten, die Fahrgäste von Räubern ausgeplündert, und so mußte man diesen Beckehr einstellen. Seitdem ziehen die Reisenden in Karawanen, zu Pferde, oder nehmen Privatkutschen, die aber allemal eine Escorte haben, das heißt, von einem bewaffneten Gefolge umgeben sind. Es ist aber sehr häufig vorgekommen, daß diese Geleitssoldaten sich verkleideten, nachdem sie die Reisenden an der Station, bis zu welcher sie dieselben zu führen hatten, verlassen, und selbst als Räuber auftraten. Sie sind immer genau unterrichtet, ob der Eine oder Andere werthvolle Gegenstände bei sich führt, deshalb muß man in den Meiers, Gastbäusern, sehr vorsichtig sein, weil nicht selten der Wirth mit den Räubern unter einer Decke steckt; jedenfalls haben die letzteren in den Gasthöfen ihre Anspaßer und Zuträger. In San Juan de los Lagos verweilte Sevin fünf Tage, weil gerade der große, weltberühmte Jahrmarkt abgehalten wurde. Er beginnt am 5. December und dauert acht bis zehn Tage. Lagos liegt, nach Mühlenfordt, auf 6206 Fuß Meereshöhe an der großen Straße, welche von der Hauptstadt Mexiko nach dem Norden führt. Unterwegs traf er mehr als zwanzig amerikanische Güterwägen, die von Guadalajara kamen, zusammen von beladenen Maulthieren und eine Masse von Fuhrwerken aller Art. Ganze Familien kamen in Karawanen aus einen Umkreise von einhundert spanischen Meilen, theils als Handelsleute, theils als Wallfahrer (denn die Messe fällt mit dem großen Jahresfest eines wunderthätigen Marienbildes zusammen) oder als Spieler. Das Spielunwesen ist gleichsam die Seele des Mexicaners und wird auch in Lagos in großartiger Weise getrieben. Am großen Platze liegt die Casa de las Partidas. Dieses Haus enthält achtzehn große Räume, deren jeder an einen Bankhalter verpachtet ist. Nun schreibt der Engländer: „Diese Spielbanken gleichen denen, welche man noch zu wegen Schimpf für das deutsche Volk in Homburg, Baden und Wiesbaden findet.“ Bekanntlich hatte das hochgebildete deutsche Volk durch sein Parlament diesen „argen Schimpf“ beseitigt, aber die Regierungen der drei betreffenden Länder beeilten sich, die Spielhöllen, welche im holzbedürftigen Mexico ihres Gleichen suchen, wieder zu eröffnen. Während der Messe in Lagos sind etwa fünfzigtausend Fremde anwesend. Man bringt europäische Güter theils von den östlichen Häfen Tampico und Vera Cruz herein, theils von Westen her aus San Blas und Mazatlan. Der Umsatz ist ganz außerordentlich. Die deutschen, englischen, französischen und spanischen Handelshäuser in der Hauptstadt Mexico schicken sämmtlich Bevollmächtigte auf diese Messe; die Regierung stellt fünfhundert Mann Soldaten zum Schutze gegen die Räuber aus. Trotzdem wird viel gestohlen und oft geplündert.

Goldentdeckungen in Neu-Schottland. Im Laufe des Julimonates hat man auf dieser Halbinsel (britische Besitzung, Ostküste Nordamerika's) Gold in beträchtlicher Menge gefunden. Die Fundstätten liegen im County Lunenburg, also im südöstlichen Theile, und wir finden in Morse's Atlas von Nordamerika, 1850, dort schon einen Gold-River verzeichnet. Ueber die neue Goldgegend, welche man The Dons nennt, wird aus Halifax in der ersten Augustwoche berichtet: Eine große Menge unternehmender Leute zog dorthin, und man hatte bereits Verordnungen gegeben, um das „Digzen“ zu regeln. Hart am Meeresstrande scheint die Ausbeute am ergiebigsten zu sein; man hat Strecken von 33 Fuß Vorderseite und 30 Fuß Tiefe ausgeteilt, und zahlt dem Grundeigenthümer für jedes einzelne „Lot“ 5 Pfund Sterling als Jahresrente. Auch bei Tangiers, das 60 englische Meilen von jenen Doens entfernt liegt, soll der Goldertrag nicht unbedeutend sein. In den wärbend der letzten Jahre von Kapitän Pallister durchforschten Gegenden am Saskatschewan ist im Laufe dieses Sommers auch Gold gefunden worden und zwar am nördlichen Hauptarme dieses Stromes. Zu Fort Garry am Rebriver kamen in den ersten Augusttagen einige Männer an, welche für etwa 1400 Dollars Goldstaub aus jener Gegend brachten. Die Hudsonsbay-Gesellschaft steht es sehr ungern, daß viele Leute in jene neue Goldgegend ziehen, weil sie besorgt, daß ihr Betrieb des Pelzhandels in jener nordwestlichen Region ihrer Bestjungen dadurch leiden werde.

Die Insel Sombrero im caraibischen Meere erregt jetzt Aufmerksamkeit, weil auf derselben, angeblich reichhaltige, guanolager ausgebeutet werden. Das Produkt soll, chemischen Analysen zufolge, 70 bis 80 Procent phosphorsauren Kalk enthalten und geeignet sein, an die Stelle der Knochen Düngung zu treten. Sombrero liegt unweit von der holländischen Insel St. Martin. Seitdem wurde der dort gewonnene Guano in den südlichen Staaten der ebemaligen nordamerikanischen Unien verwandt; seit deren Häfen blockirt sind, kommt er nach London.

Das Telegraphenamt in Neu-York, der Centralpunkt aller Telegraphenlinien der neuen Welt von Halifax bis Neu-Orleans, liegt an der Ecke des Broadway und der Liberty-Straße. Das Gebäude ist 5 Stockwerke hoch und wird von der Gesellschaft vollständig benutzt. Im Erdgeschoß befindet sich das Vorrathsdepartement, welches den Zweigbureaux in den ganzen Vereinigten Staaten zwojn auch die consideriren gehören) die zur Einrichtung von Linien nöthigen Materialien, wie Batterien, Kupfer, Zink ꝛc., Draht, Instrumente und Isolatoren liefert. Dies Departement hat eine große Fabrik in Williamsburg, wo 30 Leute allein mit Fertigmachen und Ausbessern der Instrumente beschäftigt sind. Hinten im Erdgeschoß liegt das Sandy Hook Departement, welches die Quarantäne, Fort Hamilton, Navesink, Sandy Hook, Long Branch, Squan und South Amboy als Stationen hat. Dieses Departement berichtet die Ankunft der Schiffe und Nachrichten aus Europa. Für Depeschen wegen Ankunft der Schiffe an Bord und Interessirten wird nach der Größe des Schiffes bezahlt und zwar für jede Tonne 1 Cent, so daß eine Depesche über ein Schiff von 1000 Tonnen 10 Schilling kostet. Wenn ein europäischer Dampfer ankommt, wird ein Boot von Sandy Hook aus abgeschickt, um die Nachrichten so früh als möglich zu bekommen. Diese sind den Agenten der Presse in Form auf Leinwandpapier geschrieben, in einer biedernen Kapsel hermetisch verschlossen, und die letztere wird über Bord geworfen. Der Telegraphist im Boote nimmt das Papier heraus, bindet es einer oder mehreren Briefwauben unter die Flügel, die Tauben tragen die Nachrichten nach Sandy Hook und von dort werden sie nach Neu-York telegraphirt. So sind die Neuigkeiten oft schon in Neu-Orleans, bevor das Schiff in Sandy Hook ist. Eine Lärmglocke geht telegraphisch nach dem Bureau in Neu-York, welche einen Leben aufwecken könnte.

Im Erdgeschoß ist noch die Expedition mit fünf Commis und etwa 20 Laufburschen, und seiner 4 Telegraphen, welche blos die Stadt und Gasthöfe versorgen. Die Depeschen werden nämlich oberhalb der Canalstraße nicht durch Boten, sondern durch Depeschen an die Zweigbüreaux befördert und von dort aus abgeliefert. So kostet eine Depesche einen Zuschlag von 12 Cents an der 27, 25 Cents an der 4. Straße und höher hinauf 50 Cents mehr. Es giebt 12 Zweigbureaux mit je 3 Telegraphisten und 4 Boten.

Die Hauptoffice ist im Parterre und nach den vier Weltgegenden eingetheilt in 4 Bureaus. Dort werden die Depeschen eingetragen und dann den Telegraphisten übergeben, die an 3 Reihen von 30 Instrumenten arbeiten. Sie schicken täglich ungefähr 1000 Depeschen ab und empfangen eben so viel. Die Länge der Depeschen beträgt von 10 Wörtern zu vier bis fünf Zeitungsspalten. Jeden Morgen telegraphiren die Bureaus im ganzen Lande hierher, wieviel Depeschen sie am Tage vorher expedirt, und was sie dafür gelöst haben, so daß die Controle über einen ganzen Weltheil hier täglich geschieht.

In dem 2. Stockwerke sind die Bureaus der höheren Beamten und der Verwaltung. Im 3. Stockwerke haben die Neu-York Albany und Buffalo Gesellschaft und die Rechnungsbehörde ihre Zimmer. Im 4. Stockwerke sind die Bureaus des Agenten der Presse, wo die Depeschen durchgesehen copirt und an Zeitungen hier, resp. im Lande versendet werden. Zugleich ist dort das Bureau für auswärtige Depeschen. Wenn man z. B. nach Europa telegraphiren will, so schickt der Beamte hier die Depesche auf den nächsten Dampfer, der von Amerika abgeht oder Cap Race berührt und im Augenblick der Ankunft des Dampfers in Europa weist die Depesche an den Adressaten telegraphirt.

Verantwortl. Redakteur: Hermann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. —
Druck von Gieseke & Devrient in Leipzig.

Digitized by Google

Ein Aufenthalt in Tripolis.

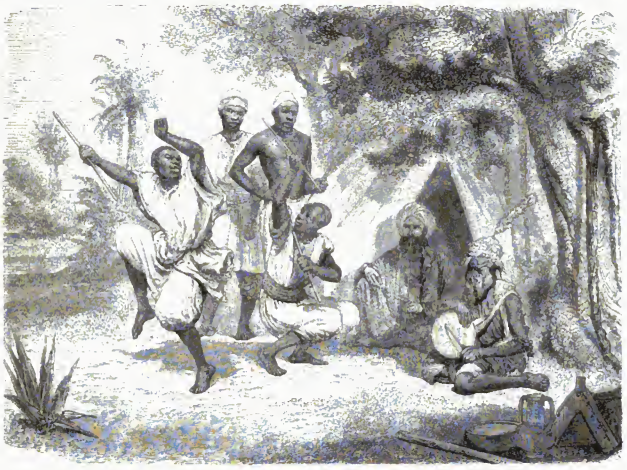
Nach Hadschi Skander; Baron von Krafft. 1860.

Die Syrte. — Anblick der Stadt — Die Gassen und der Schmutz. — Merkwürdige Bauart. — Die Raja und die Kuloglus. — Allerlei Erpressungen. — Die grüne Oase von Tripolis. — Eine Sommerfrische. — Der Dattelbaum und der Palmwein Lakby. — Ein Negerdorf. — Tanz der Schwarzen. — Hassan, der Kawass Baschi und die Blutsegnung. — Fütterung der Obstbäume. — Kleidertrachten. — Die Lothophagen und die Pygmäen. — Der Kampf mit den Kranichen. — Straußenjagd. — Das schöne Mädchen auf dem schwarzen Fische.

Von allen Küstenländern des Mittelmeeres hat sich bis jetzt nur ein einziges der regelmäßigen Dampfschiffverbindung mit Europa und dem Besuche neugieriger Touristen entzogen. Das ist Tripolis, einer der drei alten Barbareskenstaaten. Er wird im Norden vom Mittelmeer, im Osten von Aegypten, im Westen von Tunis und im Süden von der Wüste Sahara begränzt. Aber vor etwa 26 Jahren ist Tripolis aus einem fast selbstständigen Staate zu einer einfachen Provinz des türkischen Reiches, zu einem Eyalet, herabgesunken. Das Tripolitanische hat viele Wechselfälle erlebt; es war den Kyrenäern und Karthagern, den Römern und Vandalen, den Arabern, Karl dem Fünften und den Malteserrittern unterworfen, welchen es die Türken 1551 wieder abnahmen. Bunt und gemischt ist auch die aus etwa anderthalb Millionen Köpfen bestehende Volksmenge; denn im Lande wohnen Mauren, Berbern, Türken, Neger, Juden und Franken.

Im ganzen Norden Afrika's schützt das Atlasgebirge den Küstensaum gegen das Vordringen der Sandwüste Sahara, aber hier tritt sie mit ihren gelben Sandwogen bis an die Syrten heran. Diese Ausmündung der Sahara bildet gleichsam die natürliche Pforte zum Vordringen in den Sudan, das Land der Schwarzen, und von hieraus nahm auch die große Expedition zur Erforschung des Innern ihren Ausgang, von der nur unser berühmter deutscher Landsmann, Heinrich Barth als der einzige Ueberlebende heimkehrte.

Nach diesem großen Reisenden blieben mir nur noch die Straßen, welche westlich von Ghat nach Aïn Salah und östlich von Mursuk nach Wadaï führen, zu erforschen übrig. Ich wählte Tripolis zum Ausgangspunkte meiner Reise und verweilte dort ein volles Jahr, um mich an das Klima zu gewöhnen, die Sprache geläufig zu erlernen und freundschaftliche Verbindungen mit den Kaufleuten von Ghadames anzuknüpfen, deren Karawanen unangefochten jene Länder durchziehen, welche ich besuchen wollte. Mein amtlicher Charakter als Hadschi (Mekkapilger) machte es mir dort möglich, das Wesen der Eingeborenen näher kennen zu lernen; als Musafir (fremder Reisender) wäre mir dazu weniger Ge-



Tanz der Neger in Efferebe bei Tripolis.

legenheit gegeben werden. Ich theile hier die Stellen aus meinem Merkbuch mit, welche sich auf Tripolis und seine Oase beziehen.

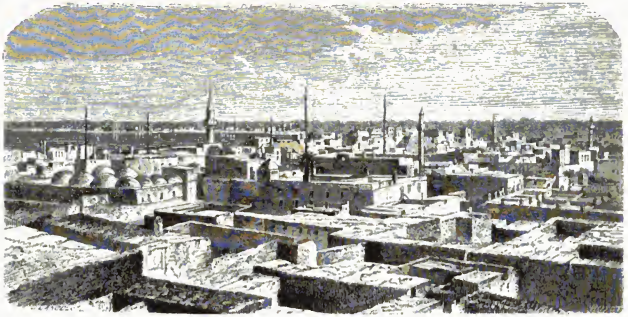
Wenn man unter der Leitung eines tüchtigen Kapitäns bei günstigem Winde auf einer maltesischen Goelette oder arabischen Schebeke Malta verläßt, so kann man das tripolitanische Ufer innerhalb achtundvierzig Stunden aus dem Meere auftauchen sehen. Es erscheint niedrig und erst in der Ferne erblickt man die Berge des Innern, welche dem Schiffer als Richtpunkte dienen. Bei größerer Annäherung unterscheidet man die sichelförmige Gestalt der Küste und in ihrem Mittelpunkte die glänzend weißen Häuser der Stadt. Nach Osten zu ist sie von einem düstern Palmenhain umgeben, der bis an's Meer reicht, während im Westen die Fahlen und nackten Sandebenen der Sahara sich bis an's Ufer herandrängen; nur hier und da werden sie von einigen kümmerlich vegetirenden Sträuchern unterbrochen.

Vor der Bucht, welche den Hafen bildet, breitet sich ein Kranz von Klippen aus, der wie ein künstlicher Damm von Menschenhänden aufgebaut erscheint und zum Schutze des Hafens dient. Bei starkem Winde branden die Wogen gegen ihn an und bilden einen weißen Schaumkranz rings um die Bay.

Man hat oft die Bemerkung gemacht, daß die Städte der Türkei, welche von ferne einen so verführerischen Anblick darbieten, in der Nähe ungemein an Reiz verlieren. Von Konstantinopel, Smyrna, Alexandrien und Jerusalem kann ich das nach eigener Anschauung bestätigen; wenn man jene Bemerkung verallgemeinern will, so kann man sagen, daß der Orient, welcher uns in den Büchern so schön und poetisch erscheint und die Einbildung des Europäers entflammt, einen großen Theil seines Zaubers einbüßt, nachdem man ihn betreten hat.

Tripolis bildet keine Ausnahme. Der angenehme Eindruck, welchen die Stadt von der Seeseite macht, verschwindet sogleich, wenn man an dem elenden Quai landet, der nur als Vorplatz des Steueramtes dient, welches sich in einer mit allen Farben bunt bemalten Bretterbude befindet. Durch das Festungsthor gelangen wir in die unregelmäßigen und schmutzigen Gassen, in denen ich, wie in allen Städten des Orients, elende Krambuden, verfallene Häuser und fußhohen Koth sehe. Und doch giebt es eine Straßenpolizei! Sobald ein neuer Pascha von Konstantinopel ankommt, erläßt er ein ungeheures Manifest, in welchem mit größter Beredsamkeit der Nutzen der Reinlichkeit hervorgehoben wird. Die strengsten Strafen drohen Demjenigen, der es wagt, gegen die öffentliche Gesundheitspflege zu handeln und den Koth vor seiner Hausthür sich anhäufen läßt. Flugs machen sich die Einwohner an die Riesenarbeit, um den Straßenschmutz zu entfernen. Man besprengt und fegt die Gassen, in denen sich kalt hehe Haufen von Unrath erheben, und diese schafft man vor die Stadt hinaus. Inzwischen herrscht überall ein unerträglicher Gestank. Nun sind die Wege sauber, aber man erhält sie nicht reinlich, sondern der alte Schlendrian reißt wieder ein, bis der alte Pascha abberufen wird, ein neuer erscheint und gleichfalls ein Reinlichkeitsdecret erläßt, welches gerade so wie das des Vorgängers gehandhabt wird.

Mit der besonders interessanten Geschichte von Tripolis mich zu befassen, ist hier nicht meine Absicht. Ein alter Triumphbogen erinnert an die Zeiten der Römerherrschaft.



Tripolis, von der Nordseite gesehen.

Wir durchschritten ihn, als wir durch das Bab el bar, das Thor am Meere, die Seefforte, in die Stadt eintraten.

Die meisten Straßen, welche ich durchwanderte, zeigten eine höchst originelle Erscheinung, die ich sonst nirgends wieder gefunden habe. Von zehn zu zehn Schritten nämlich sind die einander zugekehrten Häuser durch etwa drei Schuh dicke Bögen verbunden, die ein Haus durch das andere stützen und so verhindern, daß die Mauern einstürzen. Trotzdem kommt es in jedem Jahre vor, besonders zur Regenzeit, daß die Stützbögen nachlassen und eine ziemliche Anzahl Gebäude zusammenfällt. Man begreift dieses aber erst dann, wenn man die hier angewandten Baustoffe näher kennen lernt. Der Kalk ist sehr schlecht und die Bausteine bestehen nur aus einem leicht zusammengefritteten Sande; das zum Bau verwendete salzige Wasser taugt auch nichts und so kommt es denn, daß neue Gebäude schon im Verlauf eines Jahres das Ansehen von Ruinen erhalten. Dazu gesellt sich noch das schleunige Abfallen des Mauerverputzes. Die Baumeister und Hauseigenthümer werden hierdurch entmuthigt, sich auf neue Bauten einzulassen. Als schöne Gebäude können nur

das Missionshaus, die Konsulatswohnungen und die Häuser der wenigen europäischen Kaufleute gelten.

Die Bauart ist bei allen Häusern beinahe die nämliche. Um einen viereckigen Hof läuft eine bedeckte Gallerie, die von dünnen Säulen getragen wird. Die Zimmer sind lang und schmal, weil man, des theuern Holzes wegen, lange Tragbalken nicht anwendet. Im Grundriß haben sie meist die Form eines lateinischen Kreuzes, von welchem das Fußstück fehlt, oder sie bilden einen Korridor, an den sich in der Mitte im rechten Winkel ein langes Gemach anschließt. So besteht jedes Zimmer aus drei Theilen, die durch Vorhänge von einander geschieden werden können.

Der am Hafen gelegene Stadttheil wird zumeist von Christen bewohnt; dort befinden sich auch die Kirchen und Konsulate. In der westlichen Hälfte wohnen die Juden und hier sieht es noch unsauberer aus als in den mittleren Stadtgegenden, wo die Mohammedaner ihre Quartiere haben. Im Ganzen beträgt die Anzahl der Mauern lebende Bevölkerung etwa 20,000 Seelen.

Am Südostende der Stadt liegt das Schloß, ein plumper und unförmiger Steinhaufen, von unregelmäßiger Bauart, dessen hohe Mauern Befestigungen vorstellen sollen. Aber ich glaube, daß sie, trotz des weißen Kalkverputzes, kaum einem Dutzend Kugeln Widerstand leisten würden. An einen monumentalen Plan oder eine künstlerische Idee darf man hier nicht denken. Man kommt in einen Irrgarten von zwecklosen Korridoren oder unerforschlichem Winkelwerk und das Ganze ist aus dem wahnsinnigen Gehirn eines unzurechnungsfähigen Architekten entsprossen.

Der große Audienzsaal mag einmal schön gewesen sein, aber jetzt verhüllt er seine Pracht unter einer Schmutzdecke, die hier und da durch frischbewerfene Stellen unterbrochen wird, mit welcher türkische „Künstler" die Wände noch mehr verunstalteten. Die oberen Zimmer sind eingestürzt und im Erdgeschosse sind die Gemächer wie Höhlen oder Katakomben, in welche das Tageslicht nur durch die Risse der bemoosten Wände eindringt. Wer mag sagen, welche schrecklichen Tragödien einst in diesem Chaos von Gebäuden sich ereigneten, ehe Europa's Civilisation die Herrscher dieses Landes überwachte? Als man vor zwei Jahren eine große Cisterne anlegen wollte, traf man auf große Massen von Gebeinen und Menschenschädeln.

Dies ist der herrliche Palast, in dem der Gouverneur, ein türkischer Pascha, thront und seine Herrschaft über einen Länderstrich ausübt, der fast so ausgedehnt wie Deutschland ist. Dieses große Land ist aber fast nur eine einzige Wüste, in der etwa eine Million Raja gruppenweise zerstreut leben.

Der Name Raja, den die Unterthanen des ottomanischen Reiches tragen, ist ein glücklich gewählter Ausdruck, der zugleich den ganzen politischen und gesellschaftlichen Zustand und das Verwaltungs- und Regierungswesen des Orientes bezeichnet. Raja bedeutet Heerde, die Unterthanen sind die Hämmel, welche sich von den Paschas scheeren und abziehen lassen.

Die Stärke der Heeresmacht, über welche der türkische Schäfer der tripolitanischen Heerde gebietet, beträgt etwa 6000 Mann. Tausend stehen im Gebirge, die anderen sind in der Ebene und Stadt vertheilt; kleine Posten halten die Küste besetzt. Und mit dieser handvoll schlecht gekleideter und elend ausgerüsteter Truppen, die mehr mit Versprechungen

Citadelle von Tripolis.

als mit Geld bezahlt werden, halten die Türken ein so großes und mit schlechten Verbindungsstraßen versehenes Land unter ihrer Herrschaft, ja sie denken dabei noch an Eroberungen. So unterwarfen sie vor Kurzem Ghadames und bedrohen jetzt Ghat und das Land der Tibbus.

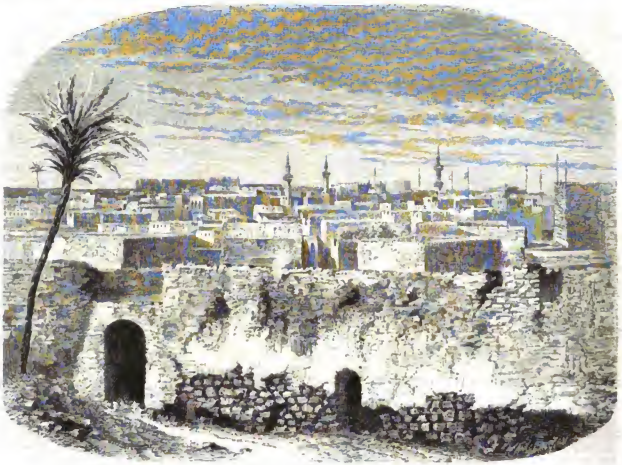
Dieselbe Politik verfolgt man auch in Algier. Man sucht sich die Eingeborenen langsam, nach und nach zu unterwerfen, indem man sie unter einander entzweit und dann aus der Zwietracht Nutzen zieht. Die Hauptmacht der Türken, der Stein des Hindernisses für alle nationalen Unabhängigkeitsversuche, besteht aber in den Bewohnern der Oase von Tripolis und des Küstenstriches, den sogenannten Kuloglus (Kuluglis). Im sechszehnten Jahrhundert, nach der Eroberung, vertheilte Dargut-Pascha die Ländereien der Oase an seine Kriegsgefährten, die sich mit den Weibern des Landes verheiratheten; so entstand eine Mischrasse, in welcher das fremde Blut überwiegend ist. Die Kul-oglus (Söhne der Diener) hatten als Nachkommen der Eroberer das Vorrecht, keine Steuern zu zahlen, aber sie müssen Kriegsdienste thun. Noch heute zahlen sie keinen Grundzins, sind dagegen

Digitized by Google

verpflichtet, bei jedem Aufruf als unregelmäßige Truppen einzurücken. Nicht durch ihre Anzahl oder ihre militärische Macht und Zucht (nur zweitausend sind mit Flinten bewaffnet) erhält man dieses Land in Gehorsam und doch liegt in ihnen der Nerv der türkischen Herrschaft.

Dies erklärt sich folgendermaßen. Wie die Jäger sich oft wilde Thiere zähmen, um mit deren Hülfe die freien Thiere derselben Art zu überfallen, so bedient man sich von Seiten der Türken der Kul-oglus, um unter den Eingeborenen Zank und Zwietracht zu erregen, damit man sie deste besser unterwerfen könne. Die Kul-oglus selbst sind im Laufe der Zeit zu Arabern geworden, die sich jetzt gegen ihre Brüder von den Fremden gebrauchen lassen, welche den Spruch: Theile, um zu herrschen, vortrefflich anwenden. Sie sind die Entzweier, welche jede nationale Erhebung zu vereiteln wenk oder Kiarata nennt, so ist er vor Freude außer sich und sofort bereit, das Beste des Landes zu verrathen und Alles zu thun, was die Unterdrücker verlangen.

Ich hatte mich in einer kleinen Gorfa (hohem Zimmer) eingemiethet, welches mir ein Kaufmann überließ. Mein Wirth war nur zeitweilig in Tripolis, da er sein Geschäft in Sokna, auf dem halben Wege nach Fessan, hatte. Sehr häufig erhielt er Besuche, die für mich höchst interessant waren. Da kamen die Kaufleute von Ghadames, welche trotz des Verbots kleine Truppen von fünfzehn bis zwanzig Negersklaven zum Verkauf einschmuggelten; fanatische Marabuts, die uns mit Betteln belästigten, und kleine Stammhäuptlinge, welche zu einem Bankier gingen, um die Steuern entrichten zu können. Diese Besuche waren mir nützlich bei den Vorbereitungen zu meiner größern Reise nach dem Innern;



Tripolis, von der Landseite her gesehen.

wissen. Trotzdem werden sie von den Türken verrientermaßen verachtet und trotz ihrer Privilegien sind sie nicht immer vor den Plackereien der Vorgesetzten geschützt. Den Blutegeln, welche alle zwei oder drei Jahre von Konstantinopel hierher geschickt werden, dienen sie zum Auffangen der Bevölkerung, und obgleich sie sich oft über deren Härte gegen sie selbst beklagen, sind sie doch stets bereit, ihre Landsleute schinden zu helfen. Die Unterwürfigkeit ist bei ihnen zur andern Natur geworden. Sie beklagen sich über den Pascha, verfluchen die Türken und wünschen die nationale und unabhängige Dynastie der Karamanli zurück; aber wenn man in demselben Augenblick einem dieser Unzufriedenen einen noch so kleinen öffentlichen Posten giebt oder ihm eine Schale Kaffee reicht und ihn einladet sich zu setzen; wenn ein Pascha ihm zutraulich auf die Schulter schlägt und ihn lachend Befich gewöhnte mich zugleich durch einige Ausflüge an das Klima und lernte die Sitten der Leute in den Küstengegenden kennen.

Vor den Thoren der Stadt, die auf der einen Seite vom Meere, auf der andern vom Sande umgeben ist, dehnt sich eine dürre Ebene aus, auf der nach vorangegangenem Regen einige Grashalme sichtbar werden. Dieser Platz dient den Soldaten zum Exerciren, dem Volke jeden Dienstag zur Abhaltung von ziemlich großen Märkten, die den Namen Sung-ettelate führen.

Die äußerste Grenze dieser sandigen Gegend ist ein langer grüner Streif, der aus einem dichten Hain von Orangen, Feigenbäumen, Granaten, Oelbäumen und unzähligen Palmen gebildet wird. Hinter dieser erstreckt sich im Halbkreis ein Wald von etwa drei Meilen Breite, die Menschic.

Digitized by Google

Er bildet die eigentliche Oase von Tripolis, in der man zwei Tage lang fortwandern kann, ohne ein Stückchen Wüste anzutreffen. Dieser reiche Vegetationsgürtel bietet einen merkwürdigen Gegensatz zu den Sandebenen dar, die ihn einfassen. Auf der einen Seite sieht man einen blühenden Garten, in dem die üppigsten Gewächse herrlich gedeihen, und auf der andern die Wüste mit der absoluten Unfruchtbarkeit ihres verbrannten Sandes, der durch den Wind wie die Wogen des Meeres bewegt wird. Das ganze Geheimniß dieses Gegensatzes beruht aber nur darin, ob Wasser vorhanden ist oder nicht. Wasser ist Leben.

Ueberall in der Menschie sind Ziehbrunnen angebracht, die eine große Menge klaren Wassers liefern und durch magere Kühe in Bewegung gesetzt werden, die ein halbnackter Neger antreibt. Diese Arbeit dauert Tag und Nacht fort gemeinen Leute sich mit Basina, einem mit Oel gewürzten Gerstenmehlbrei, begnügen.

Abgesehen von diesen verschiedenen Speisen und den verschiedenen Sitzen, — der Teppich für die Vornehmen, Strohmatten für die Bürger und der nackte Erdboden für die Plebejer, — sind die Vergnügungen dieselben. Man setzt sich an den Rand eines Tschebie (Wasserbeckens), das mit frischem Wasser gefüllt ist, man plaudert, man raucht und trinkt große Mengen Lakby. Der Lakby ist aber die eigentliche Ursache dieses Sommerausflugs.

Wenn im Frühjahr die erstarrten Baumsäfte wieder zu kreisen beginnen, klettert ein Mann mit einem scharfen Beil bis zur Spitze der schlanken und schuppigen Dattelpalme hinauf. Oben schlägt er, da wo der schattige Laubbusch den schwanken Stamm überragt, ohne Mitleiden alle die schönen

Die Tatschura-Moschee.

vom Ende der Regenzeit bis zur Wiederkehr derselben, also während etwa acht Monaten. Man nennt dies mit einem arabischen Worte Senie, d. h. „einen Theil Land mit Wasser überschwemmen, welches ein Lastthier aufzieht.“ Und das Alles bezeichnet ein Wort.

In den Monaten April und Mai ist es besonders angenehm, die Gärten der Menschie zu durchstreifen und dort einen langen Reisetag hinzubringen. Die Belustigungen sind für die Besitzer der Gärten je nach ihrer gesellschaftlichen Stellung oder nach ihren Geldmitteln verschieden. Gebratenes Hammelfleisch und Pilau wird von den Türken und solchen Eingeborenen genossen, die sich ein türkisches Ansehen geben wollen. Ungeheure Schüsseln mit nationalem Kuskus, auf denen ganze Lammviertel und gebratene Hühner liegen, dienen dem wohlhabenden Bürger zur Speise, während die Wedel bis auf vier ab, die im Kreuz stehen bleiben. Ueber eins dieser Blätter wird ein Seil gezogen, dessen beide Enden auf den Boden herabhängen, und zwischen zwei andere Wedel macht er einen tiefen Einschnitt in die Krone des Stammes. Dann steigt er herab und zieht an dem Seile einen kleinen Wasserkrug mit langem Hals hinauf, der gerade unter die Wunde des Baumes zu hängen kommt; nach zwölf Stunden wird der Krug herabgezogen und durch einen andern ersetzt. Man findet in ihm eine blaßgelbe Flüssigkeit, die etwa trübem Gerstenwasser gleicht. Das ist der frische Lakby, ein fader zuckerfüßer Saft, der als leichtes Abführmittel gilt. Nachdem diese Flüssigkeit einige Stunden gestanden hat, beginnt ein Brausen in dem Gefäße, der Saft klärt sich und scheint zu kochen. Die Gährung beginnt, kleine Luftblasen steigen auf und ein leichter Schaum wird auf der

Digitized by Google

Oberfläche bemerkbar. Und wenn man nun das prickelnde Gebräu kostet, so glaubt man den feinsten Schaumwein zu schlürfen. Doch berauscht dieses Getränk noch nicht, es wirkt nur angenehm erheiternd und hat adstringirende Wirkungen. Im Verlauf eines halben Tages jedoch wird dieses angenehme Getränk weiß und dick wie Milch, nimmt einen durchdringenden Geruch und leicht säuerlichen Geschmack an und wirkt berauschend wie Branntwein. Der Schaumwein hat sich in ein starkes Weißbier verwandelt. Aber so gerade lieben die Mohammedaner den Lakbo, und der gute Muselmann, welcher sein Antlitz mit Abscheu von einem Glase Wein abwendet, trinkt ohne Scheu vor allen Leuten seine Tasse Lakbo, der ja nur „Palmenwasser" ist! Er muß den Krug bis zur Neige leeren, denn schon am andern Tage findet er statt des köstlichen Getränkes eine ekelhafte, schleimige, von widerlichen Essigfliegen umschwärmte Flüssigkeit. Demnach ist der Lakbo eins der vergänglichsten Getränke, und kann nur im Schatten des Baumes, der ihn erzeugt, genossen werden. Alle Versuche, die Gährung zu regeln und die Flüssigkeit in Flaschen aufzubewahren, sind gescheitert, da entweder die Flaschen zersprengt werden, oder, wenn sie aushalten, das Getränk doch in jene ekelhafte schleimige Flüssigkeit übergeht. Hier finden wir also eine praktische Anwendung des alten Satzes, daß man genießen soll, so lange es angeht.

Am Rande der Menschie, doch nicht in dieser selbst, liegt nicht weit von Sungcette late ein ächtes Negerdorf mitten im Wüstensande. Es besteht aus etwa fünfzig zerstreuten und ohne Plan hingebauten Hütten. Es heißt Efferibe (die Strohhütten). Die Wohnungen haben einen runden Unterbau, auf welchem sich ein abgestumpfter Kegel erhebt; das Ganze gleicht einem hüftlichen Bienenstock. Als Baumaterial dienen Binsen und trockene Palmblätter. Die Einwohner sind Vollblutneger, welche nur Nachts in diese Hütten kriechen, am Tage aber in der Sonne und dem Sande sich herumtreiben.

Das Innere eines Hauses in Tripolis.

Es war Mittag. Ein wolkenloser tiefblauer Himmel stand über uns, die versengenden Strahlen der Sonne prallten von dem staubigen Sandboden zurück und erlaubten uns kaum zu athmen. Auf einem weiten Platze inmitten des Dorfes erschienen etwa zwanzig halbnackte Neger uns stampften und sprangen, daß ihnen beinahe der Odem verging. Dabei brüllten sie in einförmiger Weise eine Art Volksgesang. Nun stellten sie sich auf, jeder einen Schritt von dem andern entfernt, und begannen einen Tanz, indem sie mit den Stäben, welche sie in der Hand hielten, aneinander schlugen. Dieses regelmäßige Geklapper, verbunden mit den Tönen einer Trommel, die ein in der Mitte des Kreises sitzender Neger schlug, eiferte sie zu dem wilden Tanze an. Dieser Trommler erschien uns wie ein fabelhaftes Wesen. Auf dem Kopfe hatte er eine spitze Mütze, die mit allerlei Flitterwerk ausstaffirt war, vor der Brust und dem Gesicht hing ein langhaariges Ziegenfell, das für Mund und Augen Löcher enthielt. Auf einem Faden von Kamelhaaren hatte er Stückchen von trockenem Holze und Knochen aufgereiht, die bei der leisesten Bewegung seines Körpers ein Geklapper verursachten. Seine Trommel hielt er unter der linken Achsel fest und bearbeitete sie mit den langen affenartigen Armen. Die im Umkreise hockenden Weiber begleiteten die Trommelstöße mit Händeklatschen. Diese Damen waren ganz besonders aufgeputzt. An der Hand und den Fußknöcheln hatten sie große kupferne Ringe und über den meist wohlgeformten Busen hingen Halsbänder von Glasperlen herab; sonderbare Rosenkränze, in denen Muscheln, Korallenstückchen, Ambra u. wohlriechendes Harz, die Zähne wilder Thiere, Münzen und andere schöne Dinge einen kleinen in gelbes Kupfer gerahmten Spiegel einfaßten, bildeten gleichfalls einen Theil des Schmuckes. Die feineren Damen hatten den linken Nasenflügel und die Unterlippe durchbohrt, in welcher sie einen dicken silbernen Knorf trugen. Um das Bild zu vervollständigen, kamen die umgezogenen Kinder des Dorfes herbeigelaufen. Es waren Rangen, so schwarz und glänzend wie ein frisch gewichster Stiefel; mit wahrer Lust wälzten sie sich in dem heißen Sande umher. Einige alte Weiber sammelten sich bei einem großen Kochtopf, um Basina über einem Feuer von Kamelmist zu kochen, dessen Rauch kerzengerade in die Höhe stieg. Ein paar gezähmte Strauße schanten dumm darein. Bei all' diesen Scenen glaubte ich mich mitten in den Sudan versetzt.

Die Bevölkerung von Efferibe besteht aus freigelassenen und flüchtigen Sklaven. Die Männer ziehen von Zeit zu Zeit in die Stadt, um sich als Lastenträger oder als Lastträger zu vermiethen. Von den Weibern schweigt man am besten.

Als Begleiter auf meinen Ausflügen in der Umgebung der Stadt diente mir der Kawaff-Baschi, Polizeihauptmann, des französischen Konsulats, welchen der Generalkonsul mir zur Verfügung gestellt hatte. Er war ein prächtiger Bahalineger, volle sechs Schuh hoch, und abgesehen von seinem ergrauenden Barte, hatte er sich noch alle Kraft und Frische der Jugend erhalten. Hassan war kein gewöhnlicher Mensch; achtzehn Jahre lang hatte er zur Zeit der Karamanli den

Stamm der Werschafana regiert und Keiner hatte es so gut wie er verstanden, diese aufrührerische Bevölkerung im Zaum zu erhalten. Stets hatte er mit äußerster Tapferkeit das Beste seiner Untergebenen gegen die benachbarten Stämme und selbst gegen die Regierung verfochten. Das Leben eines Menschen galt ihm nicht mehr als das eines Hammels; man kennte ihm ein großes Vergnügen machen, wenn man ihn fragte, wie viel Menschen denn durch seine Hand gefallen wären? In diesem Punkte war sein Gewissen ganz ruhig. Im Uebrigen war er ein braver Kerl und diente dem Konsulat schon seit zehn Jahren mit Auszeichnung.

Auf einem unserer ersten Ausflüge nahete ihm eine Gruppe von fünf bis sechs bittenden Weibern. Zwei hatten Kinder an der Brust, deren Kopf, Gesicht und Hals mit einem eiterigen Ausschlag bedeckt war, der einen abscheulichen Anblick gewährte.

„Vater," redeten die Weiber Hassan an, „der Prophet Gottes sendet dich in unser Haus, denn wir waren schon auf dem Wege, dich in der Stadt aufzusuchen. Der Dscharduu (eine kleine unschädliche Eidechse) ist über unsere Brust gelaufen und hat unsere Milch vergiftet. Sieh' die armen Kinder an und heile sie um Gottes willen!"

„Bist du denn Arzt?" fragte ich neinen Gefährten. „Nein," antwortete er, „aber ich habe die Blutsegnung in meinen Händen und wer diese besitzt, kann jene Krankheit heilen. Sie ist ein Geschenk der Natur an jene Menschen, welche viele Köpfe abgeschlagen haben. Kommt ihr Weiber und gebt mir den Lohn!"

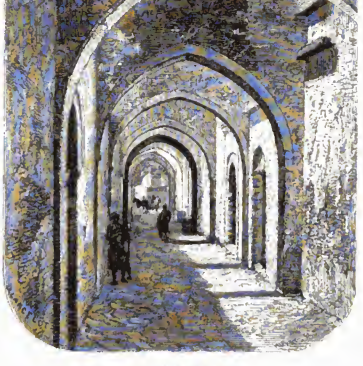
Sogleich reichte eine der Mütter dem Doctor eine weiße Henne, sieben Eier und drei Zwanzigparastücke, warf sich dann zu seinen Füßen und hielt das kranke Kind in die Höhe. Hassan nahm seinen Feuerstein und Stahl heraus, als ob er sich eine Pfeife anzünden wolle. „Bismilla, in Gottes Namen," sagte er und fing an, über dem kleinen Patienten Funken zu schlagen, indem er die erste Sure des Koran dabei hersagte.

Die andere Frau machte es mit ihrem Kinde jetzt grade so wie die erste; dann schieden beide erfreut von dannen, aber nicht ohne vorher dem Wunderdoctor ehrfurchtsvoll die Hand geküßt zu haben.

Dem Neger Hassan mußte bei diesem ganzen Verfahren mein ungläubiges Wesen aufgefallen sein. Um mich aber zu überzeugen, rief er den Weibern beim Scheiden zu: „Versäumt nicht, in acht Tagen mit euren Kindern in der Sfika (Wartesaal des Konsulats) zu erscheinen." Nach einer Woche erschienen die Weiber wirklich mit ihren Kindern vor mir. Das eine war vollständig geheilt, das andere zeigte nur noch geringe Spuren des Ausschlags. Mehr als zwanzig schlagende Beispiele haben mich seitdem überzeugt von der Kraft jener Blutsegnung.

Von dem hier herrschenden Aberglauben will ich nur zwei Beispiele anführen, ohne irgend einen Commentar dazu zu geben.

In den ersten Tagen des März begab ich mich nach Tarschura, einem drei Meilen östlich von Tripolis gelegenen Dorfe, um an den Ufern eines kleinen Sees Bekassinen zu schießen. Der geringe Erfolg am Morgen verleidete mir die Jagd und ich verbrachte deshalb den Rest des Tages mit Spaziergängen im Dorfe und dessen Gärten. Ich besuchte die bemerkenswerthe Moschee, von der man mir erzählte, sie sei ursprünglich eine alte von den Spaniern im 16. Jahrh. erbaute Kirche; es ist dies aber eine durchaus unhaltbare Ansicht. Das Gebäude ist eine gleich vom Anfang für den mohammedanischen Kultus errichtete Moschee. Vielleicht stammt sie noch aus den früheren Zeiten des Islam, wurde später, als die Spanier Herren des Landes waren, in eine christliche Kirche umgewandelt und erhielt nachher wieder ihre alte Bestimmung. Ein viereckiger Glockenthurm, der von der Moschee abgesondert steht, scheint noch auf die spanische Zeit hinzudeuten. Keine Inschrift, keine Verzierung hat christlichen Charakter; die Säulen, welche die Gewölbe tragen, haben keine Kapitäler und die weißen Kalkwände geben gar keinen Anhaltspunkt über den Styl und das Alter der Moschee.



Die Konsulatstraße.

Als ich dieselbe verließ, trat ich in den Garten, um ein wenig auszuruhen. Die Obstbäume trugen weiße und rothe Blüthen, die eine reiche Ernte von Aprikosen, Pfirsichen und Mandeln verhießen. Der Gärtner, ein alter weißbärtiger Araber, war eben damit beschäftigt, unter einem großen Aprikosenbaum drei Hammelköpfe zu verbrennen, die noch mit der Wolle versehen waren. Nachdem ich ihn gegrüßt, fragte ich nach seinem Beginnen. „Ich füttere meine Muschmusch," antwortete er. „Wenn ich ihnen ihre Nahrung nicht vor dem Wehen des Dschihly (trockener Südwind) gebe, der mit Ende des Monats eintritt, so fallen alle diese schönen Blüthen ab und ich habe keine Ernte. Wie sollte ich dann die Steuern zahlen und mit den Meinigen leben?" Als ich Zweifel in seine Worte setzte, machte er mir einen Vorschlag, der die Richtigkeit seiner Ansichten beweisen sollte. Ich kaufte ihm für etwa dreißig Francs von vornherein die Ernte eines Aprikosenbaums ab, der nun aber auch die wohlthätige Räucherung mit den Hammelköpfen nicht empfing. Als ich

Digitized by Google

Romadenzeit der Ben Ulid.

Digitized by Google

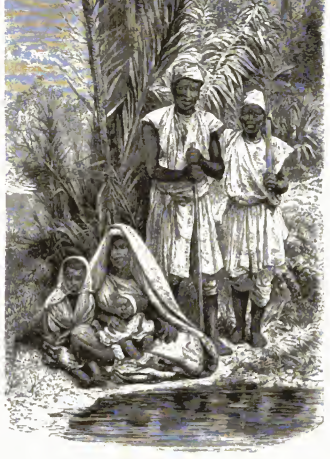
Tripolis.

Digitized by Google

Ende April nachschaute, war mein Aprikosenbaum unfruchtbar geblieben, während seine eingeräucherten Nachbarn schon Früchte angesetzt hatten.

Der andere Aberglaube bezieht sich auch auf Gärtnerei. Wenn ein Oelbaum mehrere Jahre hinter einander keine Früchte giebt, so bringt man ihn durch eine halbe Mitkal Geld (etwa hundert Francs) wieder zur Vernunft. Das Metall wird an einen kurzen Faden befestigt und in ein Loch eingefügt, welches man dem widerspenstigen Baume beibringt. Die Oeffnung verkittet man dann mit zerstoßenen Muschelschalen und Thon und spricht einige Formeln aus dem Koran. Im nächsten Jahre trägt der dankbare Baum schon Früchte.

In der ersten Zeit meines Aufenthaltes fiel mir besonders die häßliche Tracht beider Geschlechter auf. Der barbareskische Hauly ist ein langes graues oder weißes Wolltuch, das mit Fransen verbrämt ist. Männer wie Weiber hüllen sich von Kopf bis zu Fuß in diesen dicken Stoff ein; die Falten werden alle auf der Brust vereinigt und dort von einer kupfernen Spange zusammengehalten. Die Weiber verhüllen ihr Gesicht bis auf ein kleines dreieckiges Loch vor dem linken Auge. Der Hauly ist ein entarteter Nachkomme der römischen Toga. An der Grenze der Sahara, im Tschereid, wird noch ein feinerer Stoff gearbeitet, aber dieser ist bald so zerrissen und beschmutzt, daß man ihn von dem gewöhnlichen nicht unterscheiden kennte. Weder Tag noch Nacht verläßt der Hauly seinen Besitzer; er dient als Teppich, Decke oder Mantel und wird nie gewaschen. Die Haulys der Männer reibt man mit Gypspulver ein, um sie zu weißen, während die der Weiber mit Schwefeldämpfen gebleicht werden. Unter dem Hauly tragen Manche noch die gemeinen arabischen Kleider, Weste und weite Hose. Hat man das Glück, in das Innere eines der besseren Häuser einzudringen und dort sich in den Frauengemächern umzusehen, dann erblickt man unter dem gewöhnlichen Hauly von Wolle einen aus Seide, blau und weiß gewürfelt, und unter diesem noch einen dritten von feiner Gaze.



Tripolitanische Gärtner.

Eine bemerkenswerthe Thatsache ist die Zähigkeit, mit welcher die Bevölkerung der Länder, von wo der Mohammedanismus ausging, an alten Traditionen festhält. So könnte Herodot sein Gebirge der Grazien, wo der Cinips entspringt, im Tschebel Ghurian der heutigen Araber wieder erkennen, während der alte Homer gewiß über alle Abhandlungen lachen würde, die man über seine Lotophagen schrieb, welche sich von Hagebutten genährt haben sollen. Er würde uns in den Beni Uled unt Awakir an den Küsten der großen Syrte, die vom Lotob leben, die eigentlichen Lotophagen zeigen. Der Name Lotob für die frische Dattel beruht übrigens auf einem Irrthum, der richtige Ausdruck lautet Retob.

Ich war ebenso begierig, diese Lotophagen zu besuchen wie Ulysses. Im französischen Konsulate lernte ich zwei ihrer Häuptlinge, den Scheich Abdallah Galbun und den Scheich Ammad kennen. Sie hatten lange für ihre Unabhängigkeit gestritten und sich erst jetzt, aber nur durch Vermittelung des französischen Konsulats, der Türkenherrschaft unterworfen. Ich war einige Zeit ihr Gast und muß gestehen, daß ihr Leben trotz der Einförmigkeit nicht ohne Reiz ist. Der Dattelbaum giebt fast ohne Wartung, abgesehen von der Befruchtung der weiblichen Blüthen im Frühjahr, ihnen eine mühelose Ernte. Frisch oder getrocknet gelten die Früchte als herrliche Speise im Sommer, außerdem liefert der Baum den Palmwein. Die zu einem Kuchen zusammengepreßten Datteln heißen Hatschin und bilden den Wintervorrath der Beni Ulet. Die großen Heerden gewähren Milch, Butter und Wolle im Ueberfluß; letztere wird von den Frauen zu Haulys versponnen und verwebt. Ihr Lager schlagen sie bei einem Brunnen in der Sandwüste auf, treiben vor Tagesanbruch ihre Heerden auf die spärliche Weide und kehren zurück, um das Vieh zu tränken. Nachdem die ganze Umgebung ihres Lagers abgeweidet ist, schlagen sie die Zelte ab und suchen sich eine neue Weidestelle.

Mit der Zeit sind sie nicht sehr haushälterisch, wie aus folgendem Beispiele hervorgeht. Eines Tages entdeckte ich mich fünf bis sechs Stunden von ihrem Lager nach Süden hin, indem ich einige Bakr-el-wahaich verfolgte. Es sind dies Antilopen vom Körper-

bau des Maulesels und mit einem Kuhfuß, auf dem ein Paar lange gerade Hörner stehen. Plötzlich sah ich etwa zwanzig Schritte vor mir einen Menschenkopf aus dem Sande hervorsehen. Es war ein Straußenjäger, der sich bis über den halben Leib in den Sand eingegraben hatte.

„Essahra min Allah! die Geduld ist eine Gabe Gottes!“ rief er mir ohne Gruß entgegen; er war augenscheinlich bei schlechter Laune. „Warum störst du meine Jagd? Ich warte hier schon acht und zwanzig Tage auf die Strauße, habe mich eingegraben in dieses Loch, und nun kommst du und verdirbst mir die Sache. Gott möge dich gesund erhalten.“

Ich habe auch Strauße gejagt, aber auf eine praktischere Art, denn ich verfolgte sie zu Pferde, bis sie ermüde-

ten, und dann schoß ich sie nieder. Ein Straußenfell gilt etwa 500 bis 600 Piaster. Uebrigens ist die Jagd in diesen öden Gegenden mehr eine Arbeit als ein Vergnügen; größere Thiere kommen nicht bis an's Meer, und so ist man denn auf Gazellen und Antilopen beschränkt. Die Armuth der Vögelwelt ist auffallend und ich gebe hier die sonderbare Erklärung wieder, welche ich von Arabern hörte.

Eines Tages kehrte ich nach einer sehr unergiebigen Jagd auf Geflügel zu den Zelten zurück. Selbst Kraniche und Störche, die sonst im Morgenland so häufig sind, fehlten hier.

„Weißt du denn nicht," sagte mir ein alter Beduine, „daß Gott den Storch klüger als den Menschen erschaffen hat? Vor der Ankunft der Türken, welche der Himmel verfluchen möge, saß in Tripolis ein Sohn des Landes als Sultan, mit saugem Arm und offener Hand. Er saugte uns nicht aus, sondern prägte selbst Geld, welches er unter die Leute vertheilte. Die ganze Welt aber weiß, daß der Storch einen Widerwillen vor solchem Geld hat, auf dem der Name eines Landes geprägt steht, weil das die Quelle von allen Uebeln und Leidenschaften ist. Die Störche würden schon wieder kommen, wenn hier die türkischen Münzen nicht mehr im Umlauf wären."

Und die Kraniche? fragte ich. „Diese dürfen nicht über die Hammada (große Felsenregion, welche Tripolis von Fessan trennt) herüber, weil dort die Buschohr ihnen auflauern. Das sind die Tschin, welche vom Propheten Suleiman, gelobt sei sein Name, für ewige Zeiten in jene Wüste verbannt sind. Sie waren ein zahlreiches und mächtiges Volk, das aber von seinen Nachbarn zurückgezogen und von aller Welt verachtet lebte."

„Als der Prophet Suleiman ihnen einen Apostel sandte, um sie auf den Weg des Rechts und zum einzig wahren Glauben zurückzuführen, ermordeten ihn die Gottlosen und verspotteten die göttlichen Gebote. Sie glaubten sich über alle anderen Menschen erhaben, fuhren in ihrem bösen Treiben fort und fürchteten den mächtigen Suleiman nicht. Aber zu diesem Uebermuth gesellten sie noch eine Schändung der Gläubigen, indem sie an die Stelle des Mihrab (Winkel in der Moschee, welcher die Richtung nach Mekka anzeigt) in ihrem Tempel ein Schwein setzten und die heiligen Waschungen mit Kameelharn begingen."

„Im Lande der Buschohr gab es aber viele Kraniche. Diese Vögel entsetzten sich über die unheiligen Handlungen und schickten einen Abgeordneten zu Suleiman, um den Frevel anzuzeigen. Der Prophet vernahm zürnend den Bericht und beauftragte den Wiedehopf, seinen Lieblingsvogel, alle Kraniche des Erdenrundes zu versammeln. Als diese beisammen waren, bildeten sie eine große Wolke, die ihren Schatten über alle Länder zwischen Mesda und Murfuk verbreitete. Jeder hatte einen Stein im Schnabel und so flogen sie über das gottlose Land der Buschohr und ließen ihre Bürde herabfallen. Dadurch wurden alle Aufrührer gesteinigt. Aber deren Geister irren ohne Ruhe in der felsigen Einöde umher und verspeerren den Kranichen den Durchzug durch dieselbe."

Diese Geschichte giebt einen Beweis davon, mit welcher Zähigkeit alte Sagen noch im Munde des Volks leben. Man kann in dieser Legende trotz des muselmännischen Gewandes deutlich die Fabel vom Kampf der Pygmäen mit den Kranichen erkennen. Wenn darüber noch ein Zweifel wäre, so würde er niedergeschlagen durch die Identität des Namens Buschohr und Pygmäe. Buschohr bedeutet „Vater der Spanne," ein Mensch, der eine Spanne groß ist.

Beräfterungsbrunnen.

Der Monat December war da. Die Regenzeit wollte nicht beginnen und der Himmel war außerordentlich heiter. Nach dem öffentlichen Gebete am Freitag zog die ganze Bevölkerung aus der Stadt, der Pascha, der Kadi und die Imams aller Moschеen waren an der Spitze. Die Besatzung folgte mit Sack und Pack und stellte sich bei dem Brunnen von Sung-ettelate in Schlachtordnung auf.

Als das Geschrei: Amin, Amin! ausgestoßen wurde, um das lange Gebet zu schließen, welches der älteste Iman mit erhobener Stimme gehalten, nahm der Generalgouverneur eine Erdhacke und begann von dem Brunnen nach dem Meere hin eine Furche zu ziehen. Freiwillig nahm die ganze Bevölkerung hieran Theil und in kurzer Zeit war ein Graben vollendet. Darauf warfen die Marabuts siebenzig Lederschläuche, deren jeder genau tausend kleine Steinchen enthielt, in den Brunnen und suchten nun das Wasser in den Graben zu lenken, der bald zu einem kleinen Bach anschwoll. Zugleich umringte ein Trupp Kinder den Kadi und bewarf ihn mit Sand und Kies, bis dieser ehrwürdige Beamte, seines Turbans beraubt und barfüßig, die Flucht nach der Stadt nahm. Um das Zauberwerk zu vollenden, setzten sich nach der Flucht des Kadi die Truppen in Bewegung, marschirten bis an die Knie in's Meer und wateten, solchergestalt exercirend, den Strand entlang. Diese ganze Ceremonie sollte dazu dienen, den Regen herbei zu locken. Aber

Digitized by Google

der Regen kam nicht; einen Tag, zwei, drei, wartete man. Erst nach einer Woche erhob sich der Westwind, große graue Wolken ballten sich zusammen, die himmlischen Schleusen öffneten sich und überschwemmten das Land. Es war dies die Wirkung der 70,000 Steine. Zweifel ist nicht erlaubt.

Zwischen dem Dschebel Gharian und dem Ufer des Meeres lag einst eine üppige Weidegegend, welche viele Menschen und Heerden ernährte. Aber der wasserspendende Fluß verschwand und an die Stelle des glücklichen Landes trat eine dürre Wüste. Wie dies kam, das erfahren wir aus der Geschichte von dem schönen fremden Mädchen und dem großen schwarzen Fisch.

Eines Tags erschien an der Küste ein schönes Mädchen auf einem großen schwarzen Fische. Es war mit Gold und Geschmeide bedeckt, wie eine Verliebte, die den Bräutigam erwartet. Aber der Anblick der Menschen erschreckte die Jungfrau, und deshalb blieb sie in einiger Entfernung vom Ufer, schaukelte sich auf den Wellen und machte bei der leisesten Annäherung Miene, sich zu entfernen. Die Erzählung dieses Wunders ging bald durch das ganze Land und der Sohn des Sultans stieg selbst vom Ghariangebirge herab, um das Mädchen anzuschauen. Der ihm war die Seejungfer weniger schüchtern, antwortete auf seine Fragen und erzählte, daß sie von einer Insel Namens Malta stamme. Sie willigte auch ein, näher an das Land zu kommen, beschwor aber den Prinzen, die Pflichten der Gastfreundschaft zu beobachten. Sie lenkte also ihren Fisch in eine Flußmündung, um zu landen. Doch kaum war sie im Flusse, als man ihr durch ein Seil den Rückzug zum Meere abschnitt. Bestürzt schwamm sie den Fluß aufwärts, verfolgt von den treulosen Menschen. Am eifrigsten zeigte sich dabei der Sohn des Sultans, uneingedenk seines Versprechens. Vergebens erinnerte sie ihn an seinen Schwur und bat ihn, ihr Vertrauen nicht zu täuschen; vergebens drohte sie ihm mit der Strafe Gottes; er ließ nicht ab. Flüchtig langte sie endlich am Fuße des Gebirges an, wo die Quelle des Flusses lag und schon wollte man sie ergreifen, als sich ein Abgrund unter ihr öffnete, in dem sie sammt den Wassern des Flusses verschwand, die sie unter der Erde zum Meere zurückführten. Der Abgrund schloß sich über ihr; aber die Wasser kehrten nicht wieder bis zum heutigen Tage.

Die Bestürzung unter der Bevölkerung war groß, als das Bett des fruchtbringenden Flusses trocken blieb, die Bäume und Blumen hinwelkten und an die Stelle des guten Bodens gelber Sand trat. Der Fluß war trotz aller Nachforschungen nicht wieder zu finden. Da entschlossen sich dann eine Anzahl Gebirgsbewohner von Tarhauna nach Malta zu wandern, um dort die Verzeihung der Meerjungfrau und mit derselben die Wiederkehr des Flusses zu erlangen. Sie gingen und kamen nie wieder heim.

Aus dieser phantastischen Erzählung ließe sich der Schluß ziehen, daß bei Tripolis ein unterirdischer See sich befindet und daß die Insel Malta einst von Leuten aus den Tarhaunagebirgen bevölkert war, die durch mehrere trockene Jahre und Mißernten aus ihrer Heimath vertrieben wurden.

Mongkut, König von Siam.

Alle Länder im fernen Orient haben vollauf Ursache gehabt, sich über die Berührung mit den Europäern zu beklagen. Wie blutig die Engländer in Indien zu Werke gehen, weiß Jedermann; Birma ist von ihnen zerstückelt worden, China binnen zwanzig Jahren dreimal mit Krieg überzogen, dem Könige von Annam oder Cochinchina sind die Franzosen und Spanier in's Land gerückt und Japan hat das Benehmen der Fremden nicht zu loben.

Nur ein einziges von jenen Ländern ist seither von den Fremden nicht mißhandelt worden: das Königreich Siam. Mit ihm stehen Europäer und Nordamerikaner in freundlichem Einvernehmen, das Land ist dem Handel eröffnet und der Herrscher hat Gesandtschaften an europäische Höfe geschickt. Im Jahre 1857 erschienen seine Vertreter in London, 1861 in Paris und Rom; alle, die mit ihm in Berührung kamen, sind seines Lobes voll.

Siam liegt in Hinterindien zwischen Birma und Cochinchina, an dem nach ihm benannten Meerbusen, unweit der großen Fahrbahn von und nach China und ist ein Nachbar des indischen Archipelagus. Sein großer Reichthum an werthvollen Erzeugnissen zieht die fremden Kaufleute an, und der König, welcher sie als willkommene Gäste betrachtet, läßt ihnen Schutz angedeihen. Er rühmt sich, ein Freund der Abendländer zu sein, und bis jetzt hat er durch die That bewiesen, daß er es ehrlich meine.

König Mongkut ist eine Erscheinung, wie die Welt sie noch nicht gesehen hat, ein Despot, ehemals Mönch und nun ein „philosophischer" Monarch, und in religiösen Dingen so duldsam und mild, daß man in manchen Staaten Europa's sich ihn billig zum Muster nehmen könnte. Protestantische und römisch-katholische Missionäre, welche einander befehden, sind doch einstimmig in der Anerkennung dieses buddhistischen „Heiden", der Alle mit gleichem Wohlwollen behandelt, und ihnen die Pforten seines Reiches geöffnet hat, damit sie ihre Lehren verkünden, wie es ihnen beliebt. Er hat ihnen gesagt, daß es ihm Freude mache, wenn die Bonzen seines Landes sich mit den Priestern aus Europa in wissenschaftliche Erörterungen und Streitigkeiten einlassen; der wohlwollende Monarch fügte aber zugleich bei, es sei den weißen wie den weingelben Geistlichen wohl zu rathen, dabei die Liebe walten und, wie er sich ausdrückte, das odium theologicum nicht hervortreten zu lassen.

Denn Mongkut versteht nicht blos sehr gut die englische Sprache, sondern auch Lateinisch. Er unterzeichnet sich in seinem Briefwechsel mit Europäern als Rex Siamensium; er liest den Tacitus, Virgilius und Horatius in der Urfprache und kennt die Geschichte des Abendlandes in ihrem Zusammenhange von den Zeiten des Alterthums bis heute. Er besitzt lateinische und englische Bibelausgaben, auch kirchliche Bücher in Menge, denn die Missionäre lassen es ihm daran nicht fehlen; Londoner Zeitungen nimmt er täglich zur Hand. Mit einem Worte, der König von Siam ist ein wissenschaftlich gebildeter Mann und mit dem Ideengange der abendländischen Kulturvölker vertraut. Das war bis jetzt unerhört auf einem Thron im fernen Morgenlande. Aber daneben ist er auch ein orientalischer Despot, der eine unbegränzte Bollgewalt ausübt, und wird als Träger der Krone und Inhaber der höchsten Würde wie ein Gott verehrt. Alles liegt vor ihm auf den Knieen. Darin steckt ein schroffer Gegensatz, welchen der König selber wohl begreift und über welchen er sich mehr als einmal gegen Europäer ausgesprochen hat. Er bemerkte, daß er die Siamesen nicht anders machen könne als sie seien; die herkömmliche Ordnung dürfe er um so weniger über den Haufen werfen, weil die Gemü-

Digitized by Google

ther darauf gar nicht vorbereitet seien. Abendländische Begriffe von königlicher Amtsgewalt und Bürgerfreiheit lägen den Ostasiaten, also auch seinen Unterthanen, ganz fern und sie hätten dafür gar keinen Begriff. Er aber wolle seine irdische Allmacht mild, gnädig und gerecht walten lassen.

Der König war fast ein Vierteljahrhundert Mönch, ein Bonze, oder wie wir Europäer diese siamesischen Geistlichen nennen, ein Talapoine (nach dem Schirm, welcher aus den Blättern der Talapatpalme bereitet wird und welchen die Bonzen zu tragen pflegen). In Siam nennt das Volk die Geistlichen Phra, d. h. Große. Deswegen führt auch der König dieses Wort in einem langen Titel, welcher also lautet: „Phra Bard Somdetsch Phra Paramender Maha Mongkut Phra Chan Klan Chan thu hua."

Mongkut, König von Siam.

Den Thron bestieg der merkwürdige Mann im Jahre 1851; bis dahin hatte er in der Einsamkeit eines buddhistischen Wat, das heißt eines Klosters, gelebt und eifrig den Studien obgelegen. Er las viele Sanskritwerke und die heiligen Bücher der Buddhisten. Als katholische Sendboten, insbesondere auch der vortreffliche Bischof Pallegoix, ihn in seiner Zelle besuchten, nahm er sie freundlich auf, trat mit ihnen in engen Verkehr und lernte zunächst Lateinisch. Nicht minder zuvorkommend war er gegen die protestantischen Missionäre aus Amerika, welche ihn im Englischen unterrichteten, dessen er, wie schon bemerkt, längst vollkommen mächtig ist. Er besaß schon als Mönch eine große Bibliothek, mathematische und physikalische Werkzeuge und ein chemisches Laboratorium, auch liebt er die Musik und spielt Klavier. In Betreff seiner theologischen Richtung ist er Reformator; aber er war schon im Kloster Führer einer Partei unter den Bonzen, welche dahin trachtete, eine Menge von Mißbräuchen abzuschaffen, welche sich nach und nach in Lehre und Kultus eingeschlichen haben.

Das gegenwärtige Herrscherhaus in Siam gelangte 1782 in Folge einer Umwälzung auf den Thron. Damals hatte ein von Wahnsinn heimgesuchter König denselben inne. Volk und Adel erhoben sich, setzten ihn ab und wählten Mongkuts Großvater, welcher damals Oberbefehlshaber des Heeres war. Er regierte neun und zwanzig Jahre, sein Sohn und Nachfolger dreißehn Jahre. Dieser hinterließ zwei Söhne, welche ihm die Oberherrschaft geboren hatte; sie steht über allen andern Frauen des Monarchen und hat den Vorrang. Diese beiden Söhne waren Chau Fa Mongkut, der am 18. October 1804 geboren ist, und Chau Fa Noi. Eine Frau zweiten Ranges hatte den Prinzen Kromkluat geboren und diesem spielten die angesehensten Edelleute und Würdenträger die Krone in die Hand. Mongkut wurde übergangen. Der König hat nämlich ein Recht, seinen Nachfolger zu ernennen. Ein anderer orientalischer Prinz würde vielleicht zu den Waffen gegriffen und Krieg begonnen haben, aber Mongkut wollte kein Blut vergießen. Deshalb ging er in ein Kloster, blieb in demselben sieben und zwanzig Jahre lang, studirte und betrieb das Buchdrucken als eine Lieblingsbeschäftigung.

Erst nachdem der Usurpator Kromkluat, der sich, wie König Salome der „Weise", mit einem Harem von siebenhundert Weibern begnügte, 1851 mit Tod abging, trat Mongkut aus dem Dunkel seiner Klosterzelle hervor. Die Edelleute hatten sich ihrer Pflicht erinnert. Am 18. März bestieg er den Thron und erhob seinen Bruder Noi zur Würde eines Wangna, das heißt jüngern Königs. Diese Einrichtung eines Nebenkönigs kennt man nur in Siam, sie kommt in keinem andern Lande derartig vor. Der zweite König hat eine untergeordnete Gewalt, eine „reflectirte Autorität", wie ein Missionär sich ausdrückt, bezieht ein Drittel der Reichseinkünfte und hat zweitausend Soldaten unter seinem Befehl. Noi starb 1858; er war, gleich seinem Bruder, ein sehr gebildeter Mann, sprach und schrieb Englisch und lebte wie ein Abendländer. Die von ihm nachgelassene Bibliothek und seine Gemäldesammlung sind sehr werthvoll. Der jüngere König ist, gleich

Digitized by Google

dem höchsten Monarchen, von Zeichen der Hoheit und Würde umgeben, hat seine Minister und wird vom Oberkönig in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen.

In Mongkuts Palast zu Bangkok herrscht noch der alte, sprüchwörtlich gewordene Glanz und Pomp orientalischer Könige. Die weißen Mauern, von welchen die, man kann wohl sagen Palaststadt umzogen ist, kann man in einer halben Stunde kaum umgehen. Innerhalb derselben erheben sich viele schöne Gebäude, Tempelhallen, in welchen Behörden Sitzung halten, Kasernen und Häuser für den Aufenthalt der Thiere, sowohl des berühmten weißen Königselephanten, als auch der Kriegselephanten. Die Wohnungen für die königlichen Frauen bilden eine besondere Abtheilung. Ueberall sind die weiten Hofräume mit Granit- oder Marmorplatten belegt und inmitten des größten Hofes erhebt sich der Mahaprasat, die längliche Audienzhalle, in welcher der König Fremde, namentlich Gesandte, empfängt. Sie ist mit vergl asten Ziegeln gedeckt, über welchen sich ein schlanker Thurm erhebt. An den Säulen hängen Bilder, z. B. des Papstes Pius des Neunten, der Königin von England, des Präsidenten der Vereinigten Staaten und jenes des nun verstorbenen Kaisers von China, Hien fung. In dieser Halle wird die Leiche des Königs ein ganzes Jahr lang in einer goldnen Urne aufbewahrt; dann verbrennt man sie und setzt sie in dem Palaste bei, welcher die Gräber der Monarchen umschließt. In jener Halle predigen auch die Talapoinen vor den Frauen des Königs.

Ein Siamesischer Prinz.

Wir wollen das Ceremoniel des siamesischen Hofes schildern. Der Thron steht auf einem zwölf Fuß hohen Gerüste und der König läßt den vor ihm befindlichen Vorhang herabziehen, wenn er sichtbar werden will. In der Halle sind die Angehörigen der königlichen Familie und die Würdenträger je nach ihrem Rang in Gruppen geordnet. Musik verkündet, daß der Herrscher nahe. Sofort werfen sich alle Anwesenden platt auf den Boden. Zunächst dem Throne strecken sich zur Rechten und zur Linken in zwei Abtheilungen die Prinzen von Geblüt platt hin; neben ihnen, aber nach rückwärts zu, die Minister. Den Rang eines jeden Würdenträgers erkennt man daran, wie nahe beim Throne oder wie weit von demselben Jemand sich auf die Erde legen kann. Alles ist sklavische Wegwerfung, Erniedrigung und gänzliche Unterwürfigkeit.

Unweit von der großen Halle führen Stufen zu einem Gerüst, auf welchem gleichfalls ein Thron steht. Dort giebt der König fast alltäglich Gehör, und manchmal liegen mehr als einhundert Eredleute platt auf dem Boden nieder. Wer etwas mitzutheilen oder eine Gnade zu erbitten hat, theilt sein Anliegen einem Hofedelmanne mit. Dieser kriecht auf allen Vieren zum Thron hinan, darf aber dabei seine Hände nicht über die Köpfe der anderen unberechtigten Edelleute emporheben; das wäre ein entsetzlicher Verstoß gegen die Hofetikette! Alles was der König schreibt, wird in ein goldnes Gefäß gelegt.

An den Eingängen zu den verschiedenen Abtheilungen des Palastes erheben sich gewaltige Granitsäulen, die aus China gekommen sind, und bilden allerlei phantastische Gestalten: Riesen, Drachen, Vögel mit Menschenköpfen und allerlei andere Ungeheuer. Das Lusthaus des Königs ist ganz europäisch eingerichtet; über der Thür stehen mit lateinischen Buchstaben die Worte: Royal pleasure; dasselbe bedeutet auch eine Aufschrift in Sanskritbuchstaben. Aus dem großen Büchersaale tritt der König auf einen Söller, um den Vorstellungen der Schauspieler und Tänzer zuzuschauen.

Daß die Frauengemächer keinen geringen Raum einnehmen, finden wir glaubhaft, weil Seine Majestät allein sechshundert Gemahlinnen und Nebenfrauen unterhalten, während die Gesammtzahl der innerhalb der Palastmauern wohnenden Schönen auf etwa dreitausend angegeben wird. Die Gemächer der Gemahlinnen sind glänzend ausgestattet, auch mangeln schöne Gärten nicht, und diese werden um so höher geschätzt, da im Uebrigen die königlichen Damen von dem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen sind.

Auch Gerichtshöfe, Schauplätze für das Volk, ein Zeughaus und eine Waffenschmiede befinden sich innerhalb der Palastmauern. Der weiße Königselephant hat seinen besondern Stallpalast und seine Dienerschaft, welche ihm die Fliegen abwehrt, ein mit Blumen bestreutes Lager bereitet, die Delikatessen als Futter reicht und für ihn Musik macht.

Siam hat fünf Rangstufen von Mandarinen, die aber wieder in eine große Zahl von Unterabtheilungen zerfallen und denen ein strenges Ceremoniel vorgeschrieben ist. Unsere Abbildungen zeigen einen Mandarinen in gewöhnlicher Tracht und einen Prinzen des königlichen Hauses in Staatstracht.

Weiter oben führten wir einen Titel des Königs an. Das

Digitized by Google

war aber nur der kleine, denn er hat noch einen größern, welcher folgendermaßen lautet: Phra bat somdet — Phra berem mithara — Maha makut — Thephajayheng — Wengsadiſsare frafat — Nikaredem borom — Maha ſchakrapharatnara — Borom tham mamika — Maha rajathirat — Phra, ſchem klae ju ſua. Das heißt: die göttlichen Füße, Erceller — der Erhabene, Vollkommene, Höchſte — die große Krone — welche abſtammt von den Engeln — des erlauchteſten Herrſchergeſchlechts — der großen und mächtigen Könige — der da hat die vollkommene Gerechtigkeit — der große Kaiſer — der erhabene Gipfel, welcher herrſcht.

Wir finden in dem Werke des Biſchofs Paillegoix (Description du Royaume Thaï ou Siam, Paris 1854, Tome II. p. 261 sqq.) eine Beſchreibung der Krönung des Königs, welche wir mittheilen, weil ſie den aſiatiſchen Pomp veranſchaulicht. Nach dem Tode des „beſchleuden Gipfels" tritt der neue „Gebieter der Welt" die Regierung an. Man führt ihn in den Palaſt ein und dort iſt es ſeine erſte Pflicht, die Leiche des Verſtorbenen zu waſchen. Dann leiſten alle Prinzen und Würdenträger ihm den Eid der Treue, der auf das Haupt eines jeden Verräthers entſetzliche Flüche herabruft. Alle Anweſenden trinken das von den Bonzen geweihete Waſſer aus einer goldenen Schale, nachdem des Königs Schwert in taffelbe eingetaucht worden iſt. Alle Häuſer in der Hauptſtadt Bangkok ſind mit Laternen geſchmückt, in den Straßen tauſende von Altären mit Blumen verziert und mit Seidenzeug überdeckt; brennende Wachskerzen ſtehen vor Spiegeln, Räucherwerk duftet empor und Alles jubelt. Die Hofaſtrologen ſchreiben den Namen des Königs auf eine mit wohlriechenden Flüſſigkeiten übergoſſene Platte von Gold, die zuſammengelegt und in ein goldnes Rohr gethan wird, welches man in einem ſilbernen Kaſten verwahrt. Neun Mandarinen, deren jeder einen Leuchter mit drei Kerzen in der Hand hält, gehen neunmal um den Kaſten herum, die Bonzen und Sternkeuter blaſen auf Muſchelhörnern, ſchlagen auf Trommeln und Keſſelpauken. Damit geben ſie das Zeichen für den Herrſcher. Er kommt, tritt in die Halle, vertheilt an einhundert Bonzen gelbe Gewänder und reicht dem Oberprieſter eine brennende Kerze. Dann trägt man ein Idol, die Göttin des Sieges, herein. Nachdem der König vor ihr ſeine Andacht verrichtet, umgürtet er ſich mit einem goldgeſtickten weißſeidenen Tuche und beſteigt dann erſt den Thron. Nachdem zwei Prinzen ihn mit Weihwaſſer beſprengt haben, wäſcht er ſich die Hände und vertauſcht den weißen Gürtel mit einem gelben. Dabei werden die Muſchelkrompeten unaufhörlich geblaſen.

Ein Siameſiſcher Mandarin.

Der König begiebt ſich in eine andere Halle und beſteigt den achteckigen Thron, welcher unter einem pagodenartigen, in ſieben verjüngten Abſätzen emporſteigenden, Schirmdache ſteht. Dieſer Schirm iſt der Savetrazat, das höchſte Sinnbild des Königthums. Der Herrſcher nimmt Platz und wendet ſein Antlitz gen Oſten; in ehrerbietiger Entfernung ſitzen acht Prieſter um den Thron herum. Der, welcher dem Herrſcher gerade gegenüber ſitzt, ſpricht den Segen und gießt dem Könige Weihwaſſer in die Hand. Einen Theil deſſelben trinkt dieſer, mit dem übrigen wäſcht er ſich das Geſicht, und dieſe Feierlichkeit wird an den ſieben anderen Ecken des Thrones wiederholt. Der König beſteigt dann ein viereckiges Throngerüſt und ſetzt ſich, diesmal das Geſicht nach Norden richtend, auf einen goldnen Löwen. Ein alter Prieſter ſingt den Segen, wirft ſich zu Boden und überantwortet Volk und Land dem neuen Gebieter. Dieſem reicht ein Page einen Savetrazat, ein anderer händigt ihm die erwähnte goldne Platte mit dem Namenszug ein, andere Würdenträger bringen die Krone, ein mit Diamanten beſetztes Halsband, den Königsſtab und das Schwert. Auch reicht man ihm acht Kriegswaffen, nämlich Lanze, Wurfſpeer, Bogen, Schwert, Dolch, Schwertſtab und Muskete.

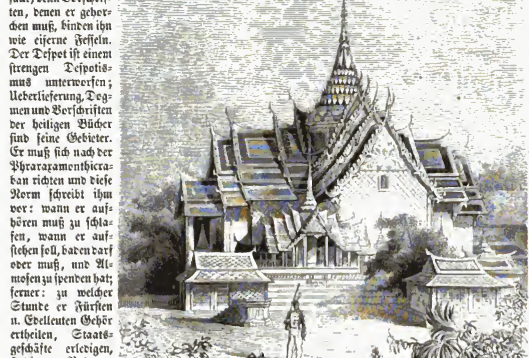
Jetzt darf er reden. Er ſteht auf und verkündet mit lauter Stimme, daß er ſeinen Unterthanen erlaube, Bäume und Pflanzen, Waſſer und Steine zu benutzen. Ein Mandarin entgegnet: „Deine Diener nehmen entgegen die vortrefflichen Befehle ihres Gebieters, deſſen Stimme ſo majeſtätiſch klingt wie des Löwen Gebrüll." Der König ſtreuet Blumen von Gold und Silber unter das Volk aus und gießt Waſſer auf den Boden, damit Alles, was auf Erden wächſt und lebt, geſegnet werde. Die Prieſter machen toſenden Lärm mit Tamtams und Keſſelpauken, Muſchelkrompeten und anderen Inſtrumenten.

Die große Audienzhalle, wohin der König ſich nun begiebt, iſt mit einem von Edelſteinen und Diamanten funkelnden Teppich belegt. Die Bonzen murmeln Gebete, die Muſik erſchallt. Der höchſte Edelmann kriecht auf allen Vieren zum König hinan und bringt die Huldigung der Edelleute dar. „Wir beugen unſere Häupter vor den geheiligten Füßen deiner Majeſtät, unſerer Zuflucht, welche den diamantgeſchmückten Thron beſtiegen hat und mit uneingeſchränkter Gewalt bekleidet iſt; der da ſitzt unter dem Savetrazat, welcher ein Schrecken iſt unſerer Feinde und deſſen Name geſchrieben ſteht auf der Goldplatte." Der König entgegnet, daß Jeder ihm ohne Furcht nahen könne. Die Miniſter treten vor. Einer erklärt, daß er dem Gebieter Schiffe, Zeughäuſer und Soldaten überantworte; ein anderer überliefert

Digitized by Google

die Elephanten, Rosse und Städte, ein dritter die Paläste mit Allem was darin ist, ein Vierter die Hauptstadt, ein fünfter alle Felder und Ernten, ein sechster die Schatzkammer. Nun erst darf der König sich in die inneren Gemächer zurückziehen, wo er Erfrischungen nimmt und, während er in einem Palankin in den Tempel des smaragdenen Buddhabildes getragen wird, Geld unter das Volk austheilt.

Der mächtige König ist Herr über Leben und Tod, sein Wort gilt Alles; aber dieser vom Volke wie ein Gott gefürchtete Despot ist doch seinerseits ein willenloser Sklave des — Herkommens! Er, für seine Person, darf sich nicht etwa frei bewegen, kann nicht thun was ihm gefällt, denn Vorschriften, denen er gehorchen muß, binden ihn wie eiserne Fesseln. Der Despot ist einem strengen Despotismus unterworfen; Ueberlieferung, Dogmen und Vorschriften der heiligen Bücher sind seine Gebieter. Er muß sich nach der Phararazamenthicraban richten und diese Norm schreibt ihm vor: wann er aufhören muß zu schlafen, wann er aufstehen soll, baden darf oder muß, und Almosen zu spenden hat; ferner: zu welcher Stunde er Fürsten u. Edelleuten Gehör ertheilen, Staatsgeschäfte erledigen, studiren, Nahrung zu sich nehmen oder seine Frauen sehen darf. Er ist in einem Käfige von Vorschriften gefangen, aber in allen Dingen, über welche diese keine Bestimmung enthalten, gilt sein Wille unbedingt.



Tempel mit den Graburnen der Könige von Siam.

Wir sagten oben, daß König Mongkut ein heilsamer Mann sei. Dafür giebt auch ein Schreiben Zeugniß, welches dieser Buddhist durch zwei, vom Bischof Pallegoix nach Rom geleitete Siamesen dem Papst am 10. Novbr. 1852 überreichen ließ. In demselben heißt es: „Ich habe noch keinen Glauben an Christus, ich bin ein frommer Anhänger des Buddhismus, aber ich halte mich nur an die Philosophie dieser Religion, welche durch so ungeheuerliche und abgeschmackte Fabeln entstellt worden ist, daß sie einmal völlig aus der Welt verschwinden muß. Deine Heiligkeit kann sich fest versichert halten, daß unter meiner Regierung die Christen nicht verfolgt werden und die römisch-katholischen, welche ich unter meinen besondern Schutz nehme, zu keiner abergläubigen Feierlichkeit, welche ihrer Religion zuwider ist, sich herbei zu lassen brauchen. Ich habe den Bischof von Mallos (Pallegoix) beauftragt, das Deiner Heiligkeit zu erklären."

Auch durch Sir John Bowring haben wir interessante Nachrichten über König Mongkut erhalten (The kingdom and people of Siam, London 1857), aber eine viel gründlichere Darstellung dürfen wir wohl gelegentlich von unserem Landsmanne Robert Thomburgk erwarten, der schon seit Jahren als englischer Generalconsul in Siam lebt und manchmal Berichte im Londoner Athenäum veröffentlicht. Neulich hat er (Nummer v. 5. October in einem Briefe aus Bangkok vom 20. Juli) die Gebräuche geschildert, welche das Volk bei einer Mondfinsterniß beobachtet. Als die Scheibe am Himmel sich verfinsterte, entstand eine ungeheure Aufregung, ein fürchterlicher Lärm. Die Siamesen wollten den großen Drachen verscheuchen, welcher einen Angriff auf den Mond machte. Sie schlugen auf Metallscheiben und Kesselpauken, bliesen auf den Muschelhörnern, schrieen und feuerten Musketen ab. Als ein europäischer Schiffskapitän Raketen gegen den Mond ansteigen ließ, war der Jubel groß. Die Hofastrologen berechnen ganz einfach mit Hülfe der vier Species den Eintritt von Sonnen- und Mondfinsternissen sehr genau im Voraus. Als der Komet erschien, erließ König Mongkut eine Erläuterung über diese Himmelserscheinung und eine Mahnung an das Volk; er sagt unter Anderem: „Krieg kommt nur, weil die Menschen daran schuld sind, die Kometen haben mit demselben nichts zu schaffen, sie sind auch nicht an Seuchen schuld. Wer sich vor den Blattern fürchtet, soll zu den beauftragten Aerzten gehen und sich impfen lassen."

Die Hauptstadt des Königs ist Bangkok, das jetzt schon zu einem der wichtigsten Handelshäfen im fernen Osten

sich emporgehoben. Denn Mongkut hat das Land den Fremden geöffnet, mit mehreren Staaten Verträge abgeschlossen, die frühern Monopole abgeschafft und mäßige Zölle auferlegt. Seit Jahren laufen hunderte von europäischen Fahrzeugen, auch deutsche, welche Reis holen, dort ein. Bangkok liegt einige Stunden oberhalb der Mündung des Menam in den Busen von Siam. Dieser Strom, gleichsam die Lebensader für das Land, ist in seinem untern Laufe zu beiden Seiten mit herrlichen Wäldern umgeben. Aus dem Gewirr grüner saftiger Zweige und Blätter lugen tropische Früchte hervor und in ungeheurer Menge flattern Vögel umher. Selbst auf den Sandbänken ist Leben, denn ein beidlebiger Fisch taucht aus dem Wasser hervor, bewegt sich über den festen Boden hin und verschwindet dann im Gestrüppwald. Hunderte und tausende von Booten fahren stromauf und stußab, manche hoch beladen mit den vielfach benutzten Blättern der Atappalme. Am Ufer liegen Bambushütten zerstreut, auf dem Wasser chinesische schwimmende Häuser mit Schildern und Inschriften auf scharlachrothem Papier. Eine Strecke landeinwärts ragen Tempel empor. Vor denselben gehen oder sitzen Priester in gelben Gewändern, mit kahlgeschorenem Haupte und mit dem Fächer in der Hand. Je näher man der Stadt kommt, um so geräuschvoller und lebhafter wird das Ganze. Tempelpyramiden, Kuppeln und Gärten steigen über Wald und Gärten empor, über dem Grün blitzen die buntfarbigen Dächer. Festungswerke, weiße Mauern mit Schießlöchern beherrschen den Strom, an dessen beiden Seiten eine Reihe schwimmender Bazare liegt und viele hunderte von Häusern auf Pfählen sich erheben. In Bangkok sind Strom und Kanäle, meist die Straßen, Hauptverkehrswege und das Boot ist wie Droschke oder Omnibus. Aber was der Stadt ein besonders eigenthümliches Gepräge giebt, das sind die vielen reichen, glänzend geschmückten Buddhatempel und Tempelklöster. Sie sind so eigenthümlich gebaut, daß Bowring darauf verzichtete, sie zu beschreiben. Im Phra Chu Pon Tempel liegt eine Statue des ruhenden Buddha aus Backsteinen, 165 Fuß lang und mit dicken Goldplatten überzogen. In den Corridoren dieses einen Tempels haben die Missionäre mehr als neunhundert reich vergoldete Buddhabilder gezählt. Paillegoix, der so viele Jahre an Ort und Stelle lebte, erklärt, daß man in Europa sich von der Pracht der buddhistischen Tempel in Siam gar keinen Begriff machen könne.

In dieser phantastischen Hauptstadt Bangkok herrscht der philosophische Mongkut, Rex Siamensium.

Hermann Allmers über die Marschen der Weser und Elbe.

I.

Hermann Allmers, der Vogt von Rechtenfleth. — Die Marschen an Weser und Elbe. — Gegensatz von Marsch und Geest. — Platen und Sande im Strome. — Wurthen. — Schlengen. — Die Deiche; deren Bärme und Besteckung. — Spatenrecht. — Deichordnungen und Deichschau. — Sturmfluthen. — Deichbrüche. — Der Marschbewohner im Kampfe mit den Fluthen.

Nicht viele jener Reisenden, welche alljährlich von Bremen auf der Weser, von Hamburg auf der Elbe hinabfahren, haben Kunde von den Eigenthümlichkeiten des Landes, welches diese beiden Ströme von einander trennt. Die Gegend erscheint in der That „trostlos und langweilig", man sieht nur Wasser und grüne Ufer, die weiter abwärts in Nebel verschwimmen oder sich dem Blicke völlig entziehen; man sehnt sich, sobald als möglich nach Norderney oder Helgoland zu kommen.

Und doch übt gerade dieses Land mit seinen Marschen, Mooren und Haiden auf den, welcher es einmal kennt, eine mächtige Anziehungskraft aus, schon wegen des schroffen Gegensatzes, welchen es zu den fruchtbaren Ebenen des südlichen Niedersachsens, zu den Regionen der Mittelgebirge oder gar zu den Hochalpen bildet. Dort unten, im Ebbe- und Fluthgebiete jener Ströme und am flachen Meeresgestade, ist Alles ganz anders gestaltet; selbst die Luft trägt einen Charakter, der ihr im Binnenlande fehlt. Pflanzenwuchs und Thierleben sind eigenartig, und ganz eigenartig ist auch das Leben und Treiben der Menschen. Von alle dem wissen die draußen Wohnenden nicht viel; höchstens haben sie vernommen, daß die Marschen fruchtbar und die Bauern reich sind, daß aus jenen Gegenden unsere herrliche Kauffahrtei-, leider noch nicht deutsche Kriegs-, Flotte viele ihrer Matrosen erhält, Bursche so muthig, voll Muth und Ausdauer, wie jemals auf dem Salzwasser gefahren sind. Auch steht in den Lehrbüchern der Geschichte, daß im Mittelalter die wackeren Stedinger-Bauern einen Heldenkampf gegen Ritter und Erzbischöfe gekämpft haben, welcher sich mit den Großthaten der Begleiter des Leonidas bei den Thermopylen vollauf messen kann. Sodann hat man vernommen, daß in jenen Marschen Leute friesischer Abstammung wohnen, und in den höher liegenden Theilen, der Geest, der niedersächsische Stamm vorwaltet.

Aber, wie schon bemerkt, wie Viele wissen Näheres über das Natur- und Volksleben jener Gegenden in unserm deutschen Norden, wer durchwandert ein flaches Land, dem die Anmuth jener landschaftlichen Reize, welche wir im Gebirge finden, durchaus mangelt? Wer zum Vergnügen Wanderungen macht, geht lieber in den Harz oder nach Thüringen, an den Rhein und in die Alpen.

Aber auch die Marschgegenden verdienen unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme in hohem Grade. Der Altvater Goethe hat das schon vor länger als einem halben Jahrhundert vortrefflich ausgesprochen. Er sagt von den Friesen:

Und dieses Leben soll ihr billig kennen,
Das Land wohl kennen, dem es angehört,
Das immerdar, in seiner Fluren Mitte,
Den deutschen Biedersinn, die eigne Sitte,
Der edeln Freiheit länglich Sproß genährt;
Das meerentrungne Land, voll Gärten, Wiesen,
Den reichen Wohnsitz dieser tapfern Friesen.

So kennzeichnet er mit wenigen Worten Land und Leute der Marschgegenden, über welche wir durch Hermann Allmers ausführliche Kunde erhalten.

Wer ist Hermann Allmers? Am rechten Ufer der Unterweser, einige Meilen oberhalb Bremerhavens, liegt in der Ostersteder Marsch hinter hohen Deichen das Dorf Rechtenfleth. Dort wohnt der Vogt Hermann Allmers, ein Mann von alter friesischer Abstammung, auf dem von den Vätern ererbten Hofe. Er mag jetzt in der Mitte der dreißiger Jahre stehen, ist mit Glücksgütern gesegnet und hat das Vertrauen seiner Mitbürger, die ihn zum bremischen Provinziallandtage nach Stade gesandt haben. Mit Stolz

Digitized by Google

kann er sich einen Bauer nennen und thut es auch, und es ist ein Glück für unser Deutschland, daß wir auch solche „Bauern" haben. Allmers ist mit Vorliebe Landwirth und pflegt seinen Viehstand, er hängt an seinem alten Erbe mit Freude und Stolz und möchte es mit keinem andern vertauschen. Er freuet sich seiner Heerden, ist aber auch emsig beflissen, seine nächste Umgebung zu bilden und zu veredeln. Er hat in seiner Gegend die Liebe zum Volksgesange geweckt und sorgt für Verbreitung guter Bücher. Wenn an langen Winterabenden die Fluth gegen die Deiche brandet und der Sturm tost, sitzt Allmers wohl inmitten seiner Nachbarn und erzählt von seinen Wanderungen, oder er liest daheim die Nibelungen oder Dante in der Ursprache. Er ist kein „lateinischer Bauer", sondern ein durch und durch wissenschaftlicher Mann, der seine alten Sprachen und Klassiker kennt und die neueren dazu; er hat ein gründliches Verständniß der Geschichte und Literatur, und erfreut sich an den Werken der Kunst. Der Kunst und des Alterthums wegen ist er aus seinem Marschdorfe mehr als einmal nach München und über die Alpen nach Rom gewandert. Er besuchte die großen Hauptstädte Europa's, er hat eine gediegene, seine Bildung, er ist Poet, aber er ist gern auf seinem Hofe im Marschdorfe Rechtenfleth. Bremen hat er in der Nähe, und dieses ist seine städtische Heimath, mit welcher er stets in geistigem Verkehr bleibt. Es mag hier nebenbei bemerkt werden, daß man aus manchen Bauergästern, wie die Marschen sie haben, in anderen Gauen, z. B. in Obersachsen, ein paar „Rittergüter" herauszuschälen könnte, ohne daß der Verlust sehr zu merken wäre; aber der Besitzer solcher Marschhöfe will eben nur Bauer sein und er hat Recht. In Allmers, der entschieden auf der Höhe unserer Zeitbildung steht und von schöner Humanität durchdrungen ist, trieb die friesische Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden tiefe Wurzeln, aber nicht minder stark ist seine Liebe zum „großen heiligen Vaterlande"; er ist ein freundlicher Mann, brav, bieder und herzlich in jeder Beziehung.

Seine „liebe gottgesegnete Heimath" hat er in einem Werke geschildert, das geradezu mustergültig genannt werden kann. Es ist das „Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. Von Hermann Allmers. Gotha 1858." Durch eine Menge unglücklicher Zufälle, insbesondere durch die Schuld eines Verlegers, der sein Geschäft einstellen mußte, wurde die ausgezeichnete Arbeit wenig bekannt. Tiefer Unguust des Geschickes wollen wir, so viel an uns liegt, entgegen zu wirken suchen, und unsere Leser werden es uns Dank wissen. Vor etwa drei Jahren sagte Allmers in einem Briefe, welchen er an den Verfasser dieser Zeilen richtete: „Ich habe diese Heimathbilder mit ganzer liebevoller Seele und Hingebung entworfen. Sah ich doch die Abfassung dieses Buches für ein Stück meiner Lebensaufgabe an; denn es galt, meine liebe, entlegene, halbvergessene Heimath den Vaterlandsgenossen im übrigen Deutschland bekannt zu machen, und ich würde unsäglich glücklich sein, wenn mein Beginnen mit einigem Erfolge gekrönt würde."

Die Leser mögen mitheilen, ob das Streben gelungen, und ob Allmers ein Meister in geschmackvoller, klarer und schwunghafter Darstellung sei, und ob er es verstehe, die Natur nicht nur zu beobachten, sondern auch wie ein Maler zu schildern.

Zuerst entwirft er ein Bild von der Entstehung der Marschen, und zeigt, wie sich dieselben bildeten. Hier können wir ihm nicht in die Einzelnheiten folgen, so trefflich auch die Darstellung ist. Dann bemerkt er: Es sind nicht allein Kräfte und Verhältnisse der bewußtlosen Natur, welche Land schaffen; auch der Mensch greift mit starkem Arm in die Fluth und zwingt sie, ihm Tribut zu geben. Er legt Schlengen, Stakwerke und Deiche an, er entreißt ihr, was sie entführen will, er gebietet ihr, nach seinem Willen hierhin oder dorthin zu strömen und ruft ihr oft ein kräftiges Halt entgegen. Niemand kann mit so stolzem Selbstgefühl seinen Heimathsboden besitzen, als der Marschbewohner, der ihn zum Theil geschaffen, zum Theil mühevoll errungen hat, der ihn jahraus jahrein mit ungeheurer Kraft und Ausdauer vertheidigen muß gegen die wilden, ewig nagenden, ewig wühlenden und spülenden Fluthen. Aber dieses unablässige Ringen und Kämpfen hat ihn gestählt und geweckt, wie es ihn auch erfüllt hat mit Muth und Ausdauer, Freiheitsliebe, Selbstständigkeit und innigem Heimathsgefühle.

Ueberall lehnen die Marschen sich flach an den Rand des höhern sandigen Landes, an die Geest, oder lagern sich auch zum Theil auf ihm. In den Marschen nennt man schlechtweg Alles Geest, was nicht Marsch ist. Der hohe, jetzt mit Haide, Wald oder Kornfeldern bedeckte Geestrand war einst das wirkliche Flußufer und zum Theil Dünenbildung. Deutlich sieht man noch jetzt vielen sanften, wellenförmigen Geesthügeln ihre ehemalige Dünengestalt an, und wo keine Marschen davor liegen, geben diese am Meeresufer, z. B. in der Nähe von Cuxhaven, auch in wirkliche Dünen über. So liegen alle Marschen um die minder fruchtbare Geest wie ein grüner, üppiger Rand, in welchen die letztere mit mannigfachen Landzungen und Vorbügeln hineintritt. Vom Herzogthum Bremen hat man daher schon vor Alters gesagt, es sei wie ein schlechter, mit goldener Kante besetzter Mantel, oder wie ein magerer Pfannkuchen mit leckerem Rande.

Bevor wir weiter gehen, wollen wir kurz die verschiedenen Marschgegenden, welche Allmers behandelt, angeben.

1. Osterstade. Ein schmaler, fünf Stunden langer Streifen am rechten Weserufer, vom Amte Blumenthal bis zum Lande Wührden, das die Nordgränze bildet und eine halbe Stunde nördlich vom kleinen Binnenflusse Drepte beginnt.

2. Das Land Wührden, ein oldenburgisches Amt, ist die kleinste und am wenigsten eigenartige aller Marschen, kann eine Geviertmeile groß.

3. Das Bieland, gleich nördlich vom vorigen. Hier wird die Marsch sehr schmal und zieht sich bis zum Geestfluß, zwischen der Weser und dem Sandlande wie ein schmales grünes Band hin. Das altfriesische Wort Bie bedeutet einen Sumpf. Im Bielande liegen Bremerhaven und Geestemünde.

4. Das Land Wursten, die nördlichste Marsch des rechten Weserufers, völlige Seemarsch mit echter Meerstrandsflora.

5. Land Hadeln, die nördlichste Marsch am linken Elbufer. Südlich von ihm

6. das Land Kehdingen, von jenem durch den Oste fluß getrennt; es endet stromauf bei Stade an der Schwinge, welche die Gränze bezeichnet zwischen Kehdingen und

7. dem Alten Lande, das anfwärts bis Altona gegenüber reicht.

8. Das Stedinger-Land am linken Weserufer, abwärts bis zur Mündung der Hunte, und weiter nördlich

9. das Stadland und das Butjahdinger Land.

Zwischen Marsch und Geest liegt häufig ein Moorstrich, oft aber gränzen jene beiden Bodenarten so hart aneinander, daß man mit einem Fuß auf trockenem Sandboden, mit dem andern auf fettem Marschboden stehen kann. Marschland entsteht auch jetzt noch vor unseren Augen, und wir sehen Neu- und Umbildungen. Was hier ein Ufer

Digitized by Google

gewinnt, muß ein anderes verlieren, denn Ebbe und Fluth tragen den schon abgelagerten Schlamm bald hierher, bald dorthin, und es ist die Aufgabe des Menschen, das Abgesetzte festzuhalten.

Die Geest ist hoch, wellenförmig und hügelig, von Quellen und Bächen durchrieselt, mit Gerölle und zum Theil mächtigen Steinblöcken bedeckt, hat Wälder und Haiden, leichten Sandboden und wird nur in der Nähe der Dörfer, welche oft stundenweit auseinander liegen, bebaut. Die Marsch dagegen bildet eine fast mit dem Meeresspiegel gleichliegende vollkommene Fläche. Sie hat keine Wälder, keine Quellen, keine Haiden, keine Sandflächen, keinen einzigen Stein, er sei denn durch Menschenhände dorthin gebracht worden. Sie ist eine einzige, weite, grüne, fruchtbare, fast baumlose Ebene. Wild wenigstens wächst kein einziger Baum; nur in den Dörfern und Gehöften und an den Wegen hat man sie gepflanzt. Aber kein Fleck ist da, der unbenutzt geblieben wäre. Wiese reiht sich an Wiese, Acker an Acker; schnurgerade Wege, Kanäle und Gräben durchschneiden nach allen Seiten das mit zahlreichen Dörfern und stattlichen Einzelgehöften besetzte Land, und endlich, was die Hauptzeigenthümlichkeit der Marschen ausmacht, ein hoher starker Deich, der sie in ihrer ganzen Ausdehnung umzieht, und hinter welchem sie liegen wie hinter einem Festungswall, schützt sie vor den Fluthen.

Weser und Elbe durchströmen ihr Mündungsgebiet in nicht sehr bedeutenden Krümmungen. Aber der Strom beider wird unablässig aufgehalten und verändert durch eine Menge größerer und kleinerer Inseln und Bänke, die sich selber gebildet haben. In der Weser werden diese meistens „Platen" genannt, in der Elbe heißen sie „Sande", wenn sie auch nicht aus Sand bestehen. Diese Inseln verändern fast alljährlich ihre Gestalt, reißen hier ab und setzen dort wieder an, ziehen sich hier zu einer größern zusammen und werden dort von den tosenden Fluthen zu mehrere kleinere zertrümmert. Von einer Küste nagt der Strom in diesem Jahrzehnd das Land ab und schwemmt es an die andere Küste, um es vielleicht abermals nach einigen Jahren auch von dieser wieder abzureißen, wenn der Mensch mit kräftiger Hand sein Veto einlegt. Auf diese Weise findet ein ewiger Stromwechsel statt, der das Fahrwasser zu großer Unbequemlichkeit der Schiffer fast alljährlich verändert. — Der Marschbewohner zieht von diesen Zerstörungen den mannigfachen Nutzen. Die kaum bei niedriger Ebbe frei werdenden Bänke liefern ihm Sand zu seinen Wegebauten, zu seinen Ziegelfabriken, für seine Gartenpfade, und zu noch sonstigen allerlei häuslichen und technischen Bedürfnissen. Die Sandbänke vor der Mündung bieten reiche Lager von Muscheln, aus welchen der Marschbewohner Mörtel zu seinen Häuserbauten brennt. Die Sandbank überzieht sich bald mit weißem Schlamm und wird höher und höher, so daß sie nun Plate heißt. Nach einigen Jahren treten die ersten Pflanzen auf, meistens Binsenarten (Scirpus); wird sie noch höher und fester, so stellt sich das hohe Rohr ein (Phragmites communis), für die Marschen eine hochwichtige Pflanze; nicht sowohl weil sie ein passendes Material zum Dachdecken liefert, sondern auch hauptsächlich, weil sie der beste Verbündete des Marschbewohners in seinem Kampfe mit den Fluthen ist. Das Rohr hat nämlich eine dicke, gelblich-weiße, kriechende Wurzel, deren hohle Röhren durch eine Menge Knoten in Kammern getheilt sind und nach allen Richtungen schnell wuchernd und in tausend Schlangenwindungen den Boden durchziehen. Dadurch gewinnt diese Pflanze für die Erdbildung der Marschländer eine hohe Wichtigkeit. „Packwurzeln" nennt sie trefflich bezeichnend der Marschbauer; denn kaum hat ein aufgeschwemmtes Ufer oder eine Flußinsel die nöthige Höhe, um Rohr zu tragen, so sprießt dieses auch bald reichlich hervor, seine Wurzelschlangen packen in kurzer Zeit so sehr alles Erdreich, daß dasselbe bald den spülenden Fluthen trefflich zu widerstehen vermag. Daher wartet man auch meistens nicht erst so lange, bis jenes Rohr von selbst aufwächst, sondern beeilt sich, Wurzelballen in den jungen Boden zu setzen, wohl wissend, wie vortrefflich es besteht, denselben zu behaupten. Auch das Rohr bedeckt nur in gewisser Höhe und wenn noch die regelmäßige Fluth das Land stets überschwemmen kann. Wird nun eine Insel so hoch und so trocken, daß die gewöhnliche Fluth sie nicht mehr bespült, so wird auch das Rohr von Jahr zu Jahr feiner, kürzer und kümmerlicher, bis es endlich ganz verschwindet, um dafür einem üppigen hohen Grauwuchs mit mannigfaltigen blühenden Kräutern Platz zu machen. Jetzt liefert die Insel dem Marschbewohner schon manche Fuhre duftigen Heues auf den Boden, noch später weidet er sein Vieh darauf, und zuletzt kommt er selbst, wirft einen Erdhügel, eine „Wurth" auf, welche die Fluth nicht erreichen kann, baut sich auf der Spitze des Hügels seine Wohnung und führt nun mit Weib und Kind, Gesinde und Vieh hinfort sein einsames, beschauliches Inselleben. Die größten Inseln endlich, bei denen es sich der Mühe lohnt, werden durch ordentliche hohe Deiche immer den Fluthen entzogen, wie denn z. B. die Elbinsel Wilhelmsburg, zwischen Harburg und Hamburg, ringsum bedeicht ist.

Ein Hauptmittel zur Gewinnung neuen Landes und zur Erhaltung des vorhandenen sind die Schlengen, welche man in einigen Gegenden auch als Statwerke bezeichnet. Sie wehren die dem Ufer sich nähernde Strömung ab und leiten diese von demselben fort, damit sein Einriß erfolge, und drängen das Fahrwasser, welches durch ihre Wirkung vertieft wird, mehr nach der Mitte. Der Strom, welcher sich an ihnen bricht, lagert die Schlammtheile ab, welche er mit sich führt, und giebt auf diese Art Land her. Solcher Schlengen liegen an Elbe und Weser hunderte, aber die Anlage ist theuer und schwierig. Sie sind wichtig, weil von ihnen oft die Sicherheit von Dörfern und ganzen Landstrichen abhängt.

Hat der Marschbewohner durch die Schlengen dem Strome so viel Land abgezwungen, daß dessen Umfang mit den Eindeichungskosten in gutem Verhältnisse steht, so schreitet er zur Bedeichung desselben. Höher hieß es Vorlande, Außendeich oder Helder und konnte nur als Wiese oder Weide benutzt werden, denn der Fluß hatte bisher noch eine Art Anrecht und bedeckte das Land bei jeder hohen Fluth mit seinen Wogen; an Ackerbau war also noch nicht zu denken. Aber durch die Deiche wird es denselben entrissen und erhält nun einen ganz andern Charakter. Gräben und Kanäle durchziehen es jetzt, Weiden und Saatfelder bedecken es, eine andere Pflanzenwelt sproßt hervor; Gräser und Kräuter verdrängen die Sumpfgewächse und bald sieht man nur noch an wenigen Spuren, daß es einst aus dem nassen Elemente hervorging. Von den Deichen hängen daher alle Fruchtbarkeit und aller Wohlstand, ja das ganze Dasein der Marschen ab, und so ist es natürlich, daß man alle Aufmerksamkeit und allen Ernst und Eifer auf Tüchtigkeit und Erhaltung jener Deiche hinwendet.

Streng genommen kann der Marschbewohner nicht im Plural von seinen Deichen sprechen, da diese nur einen einzigen hohen ununterbrochenen Damm ausmachen, der sich längs dem Flusse hinzieht, die Marschländer davon trennt und sie schützend umgiebt. Die hannöverschen Weser- und Elbemarschen besitzen allein einen Deich, der, vom Osterstade bis zum Alten Lande einschließlich gerechnet, die Länge von

Digitized by Google

21 geographischen Meilen hat und nur an der äußersten Nordwestspitze im Amte „Ritzebüttel", wo die Geest unmittelbar an's Meer tritt, durch Dünen auf eine kurze Strecke unterbrochen wird; ein Werk, an dem Jahrhunderte hindurch gebaut und gebessert wurde.

Je näher man den Flußmündungen kommt, deste stärker und gebößcher werden die Deiche, welche zuletzt den Namen Seedeiche führen. Indeß ist die Grenze zwischen Fluß- und Seedeichen nicht scharf bezeichnet und die einen gehen ganz allmälig in die anderen über. Die Höhe der Seedeiche steigt auch nur um wenige Fuß über die der anderen, weil ja der Wasserstand sich überall ziemlich gleich bleibt. Durchschnittlich ist die Höhe sämmtlicher Deiche vom Boden an gerechnet zwischen 15 bis 30 Fuß schwankend, ihre Stärke dagegen beträgt bei der Mündung mehr als das Doppelte.

Die innere Seitenwand der Deiche ist überall ziemlich steil, die äußere hinwieder in einer sanften Schrägung aufsteigend. Diese Schrägung, Böschung oder Dossirung genannt, wird nach der Strecke, in der sie zu einer gewissen Höhe aufsteigt, bestimmt. So sagt man z. B., ein Deich habe eine dreifüßige Dossirung, wenn seine Seitenlinie auf einer Strecke von drei Fuß um einen Fuß ansteigt.

Der Fuß des Deiches, oder vielmehr die letzte Fortsetzung der Dossirung, wird die Bärme genannt. Die obere Deichfläche, welche durchschnittlich 6 bis 12 Fuß Breite hat, und, um dem Regenwasser Abfluß zu gewähren, oft etwas convex gebildet ist, heißt die Kappe.

Die Erde zum Deichbau wird mit seltenen Ausnahmen immer aus dem Vorlande geholt, welches man daher in der Nähe des Deiches ewig in großen flachen Gruben von quadratischer Gestalt abgegraben sieht. Ein solches ein oder zwei Fuß tief ausgestochenes Quadrat ist indessen oft schon in einem kurzen Zeitraum wieder vollgeschlemmt, weil man sorgt, daß größere und kleinere Kanäle (sogenannte Balgen und Grüppen) bei jeder Fluth das Wasser des Flusses hineinführen. Ueberhaupt erhöht sich das ganze Vorland, da es ja stets allen höheren Fluthen ausgesetzt ist; es ist im Laufe der Zeiten in einigen Gegenden fast sechs Fuß höher geworden als das Land innerhalb des Deiches. Dies ist unter Anderm im nördlichen Osterstade der Fall.

Zunächst ist dann auf die zweckmäßigste Bekleidung der Deichwände zu sehen, welche die Erde vor den Fluthen, wie vor Abbröckelung durch Trockenheit zu schützen vermag. Die gewöhnlichste, natürlichste und in der Regel hinreichende Bekleidung ist Rasen, mit dem auch fast alle Deiche der Elbe und Weser bekleidet sind. Er bildet, wenn er gut gepflegt, von allem Unkraut, Maulwurfs- und Mäuselöchern rein erhalten, und endlich, wenn er mit Vieh und Schaafen beweidet wird, bald ein immer dichter werdendes filzartiges Gewebe (die Grasnarbe in den Marschen genannt), welches den Wogen wie der Dürre trefflich widersteht.

Wenn aber diese Grasnarbe einmal zerstört ist, sowie an Stellen, die den heranstürmenden Wogen zu sehr ausgesetzt sind, wählt man eine andere Art der Bekleidung, nämlich das Besticken oder Benähen. Dieses besteht darin, daß man Schilf, oder wo dies fehlt, langes Stroh auf der Dossirung ausbreitet, und dann dasselbe durch quer darüberliegende Strohstreifen, die man vermittelst eines Instrumentes, „Deichnadel" genannt, in kurzen Absätzen einen Fuß tief in die Erde drängt, befestigt.

Diese Bekleidung bedeckt dann die äußere Dossirung wie eine Art Matte, ist aber stets nur für einen Winter berechnet, weil das Stroh in der Erde bald verrottet und das Ganze sich dann auflöst. Es ändert sich die Bestickung der Deiche aber auch dahin ab, daß in einigen Gegenden Weidenruthen statt Stroh genommen worden; doch geschieht dieses sehr selten. An einigen holsteinischen Deichen bedient man sich dagegen zur Bedeckung einer starken Faschinenlage, die durch Pfähle fest an den Deich gehalten wird und gute Dienste leistet. In den hannöverischen und oldenburgischen Marschen kommt diese Art der Bedeckung nicht vor. Im Alten Lande dagegen ist sie gebräuchlich; hier werden die einzelnen Flechtwerke Flatten genannt.*)

Die allerdauerhafteste, aber auch bei weitem kostspieligste Bekleidung ist endlich die Steindossirung, bei der man den Deichkörper mit genau aneinander gefügten und durch Cement verbundenen Quadern von Granit oder Sandstein, oder auch mit äußerst hart gebrannten Ziegeln, z. B. sogenannten holländischen Klinkern, belegt. Diese Art der Bekleidung findet bei sehr wenigen oder nur bei den allerstärksten Seedeichen Statt, welche den wüthendsten Wogendrang abzuhalten haben. Wir finden sie in Holland, Ostfriesland, an der Nordspitze des Butjadingerlandes und an der holsteinischen Küste.

Außerdem schützt man die Deiche noch dadurch, daß man am Fuße der äußern Bärme eine oder mehrere Reihen von Weidenbäumen pflanzt oder Pallisaden setzt, an denen sich die Wogen brechen.

Doch nützen sie im Ganzen wenig. Weiden gedeihen auch nur so weit der Fluß süßes Wasser führt, und kommen nicht fort, wenn Seewasser die Ufer bespült. Der beste Deichschutz jedoch ist und bleibt ein recht großes Vorland. Wo ein solches vorhanden, leiden die Deiche sicherlich am wenigsten.

Auf einer Seite Sumpf und Binsen, Schilfgestüfter und Fluthengerisel, Wellengekräusel, ferne schwellende Segel und das öde weite Watt mit seinen flatternden Möwenschwärmen; auf der anderen aber die mächtige grüne Ebene mit ihren buschreichen Dörfern, mit Thurmspitzen und stattlichen Bauergehöften, mit Saatfeldern und Viehschaaren, mit Rädergerassel und Sensenklang, mit Taubengeflatter und Lerchengeschwirr. Wer auf all' dies üppige Leben und Treiben nah und fern hinabschaut, wie es die reichen blühenden Marschen hinter ihren hohen starken Deichen entfalten, die sich gleich mächtigen Festungswällen in ihrer ganzen Länge schützend vor ihnen herziehen, dem wird schwerlich der Gedanke in den Sinn kommen, daß auch diese gesegneten Fluren einst nichts Anderes waren, als was jenseits der Blick erschaut, ein weites sumpfiges Rohrfeld, oder garödes kahles Watt ohne alle Vegetation, oder allenfalls an ihren höchsten Stellen ein paar fleischige Salzpflanzen tragend, und daß sie sofort wieder in den alten wüsten Zustand übergehen würden, wenn einmal die Deiche verschwänden.

So sehen wir also in diesen letzteren die erste aller Daseinsbedingungen der Marschen, von deren Erhaltung das Leben wie das Wohl und Wehe vieler Tausende, ja von denen die Existenz ganzer Landstriche abhängt. Aber noch mehr — und daran mögen wohl Wenige denken — wir haben sie auch zugleich als ersten und einzigen Anlaß eines ausgebildeten, auf Gesetz und Recht begründeten Zustandes zu betrachten. Vor der Bedeichung stelle man sich die Marschen vor als weite, feichte und schlammgefüllte Busen von kahlen Sandbänken, den jetzigen Inlandsbögeln, begrenzt und nach dem Meere zu offen. Der träge Fluß rieselte wohl in hundert Armen hindurch, eine Menge kleiner oder größerer Inseln von Sand bildend. Die weiten Binsen- und Rohrfelder waren das einzige Grün. Zweimal des Tages kamen

*) Flatte ist das deutsche Wort, für welches man in der Sprache der Kriegskunst leider das Fremdwort Faschine angenommen hat. Wozu geht man im Auslande sprachlich betteln, wenn man daheim Alles eben gut und viel reichlicher hat? Red.

Digitized by Google

die grauen Fluthen und bedeckten Alles. In der einen Stunde sah man nichts als Schlamm, in der andern nichts als trübes Wellengerieſel; der nebelgraue Himmel vollendete das finſtere öde Bild.

In dieſer traurigen Einöde hatten ſich nun die Menſchen niedergelaſſen. Hier und dort auf den größten Inſeln hatten ſie, um ſich gegen die Fluthen zu ſchützen, einen Erdhügel, eine Wurth aufgeworfen; da verbrachten ſie in einſamer Rohrhütte, umgeben von Wellengemurmel und Schilfgeflüſter, ihr armſeliges Leben, von den Fiſchen, die ſie fingen, und den Sumpf- und Seevögeln, die ihre Pfeile erlegten, ſich kärglich nährend, aber in vollkommener Freiheit, in völliger Unabhängigkeit von einander. Höchſtens vereinigte ſich dann und wann ein Seeräuberzug. An ein gemeinſames Oberhaupt, an Geſetze und Spuren einer Verfaſſung war nicht zu denken

So fanden Roms Legionen die Marſchen. Sie mochten mit Recht dieſe Gegenden troſtlos, ihre Bewohner elend und bedauernswerth nennen und konnten wohl vor ſolcher unwirthbaren Natur zurückbeben; kannen ſie doch aus dem ſchönen, ſonnigen Italien.

Ein ganz ähnliches Bild bieten noch jetzt die Watten Nordfrieslands mit ihren Halligen. Auch hier iſt es gar mancher Schiffsmannſchaft wie ein Zauberſpuk erſchienen, wenn ſie bei dunkler Nacht und mitten im Wogengebraus plötzlich in die lampenhellen Fenſter eines traulichen bewohnten Stübchens ſchaute, an denen ſie hart vorbeiſegelte.

Die noch jetzt zahlreich vorhandenen Wurthen ſind ein deutliches Zeugniß von jener erſten Zeit der Marſchen. Doch auch als ſchon Teiche das Land umgaben, wurden noch Wurthen aufgeworfen, theils um trockenere Wohnungen zu gewinnen, theils aber auch der Sicherheit wegen, da die anfangs ſchwachen und niederen Teiche wenig Schutz gewähren konnten. Vor Allem wurden für Kirchen und Begräbnißplätze die höchſten Wurthen geſchaffen. Sie ſollten hoch und ſicher hinausragen, wenn alles Land umher die Fluthen überbrauſten.

Eine Menge Ortsnamen bezeichnen ebenfalls die Stelle ſolcher Wurthen; ſo im Lande Hadeln die Dörfer Lüdingworth, Arnewarth; in Oſterſtade das Dorf Wurtſteth; im Stadtlande erinnert das Wort Wurp (von werfen, aufwerfen), wie Golzwarper Wurp, Schnaalenſtetter Wurp daran. Endlich hat das ganze Land Wurſten ſeinen Namen davon, welches nichts Anderes heißt, als das Land der Wurthſaſſen, der auf Wurthen Geſäſſigen. Doch wieder zurück in die Vorzeit!

Jener armſelige Zuſtand des vereinzelten Wurthlebens konnte nicht dauern. Die Bevölkerung nahm zu, die Wurthen vermehrten ſich, wurden höher und anſehnlicher; auch vereinigte man mehrere zu einer großen gemeinſamen, auf der nun die erſten Dörfer entſtanden. Die erſten Spuren von Viehzucht, welche einſt dieſe Gegend ſo reich machen ſollte, treten jetzt hervor, denn ſchon nährten die Hügel ein paar ſchlechte Schafe. Immer ſtärker und ſtärker wurd die Bevölkerung, immer näher rückt man zuſammen, auch iſt bereits mancher kleinere und ſeichtere Flußarm abgedämmt; da endlich erwacht der Gemeingeiſt und durchdringt kräftig ermuthigend alle bisher in völliger Zerſplitterung und Unabhängigkeit von einander lebenden Wurthbewohner.

Man verbindet und rüſtet ſich zum ernſten Kampfe mit den Fluthen und beginnt mit vereinter Macht durch Aufführung von Deichen dem Meere ein kräftiges „Bis hierher und nicht weiter“ zuzurufen.

Eine ſolche Vereinigung Vieler mußte ſofort ein neues Leben entfalten. Gegenſeitige Pflichten und Rechte mußten feſtgeſtellt werden, Pflichten gegen den Deich, Rechte auf das dadurch geſicherte Land. Strafen wurden geſchaffen für den ſaumſeligen Arbeiter oder den muthwilligen Zerſtörer der Deiche, Richter gewählt, um entſtandene Streitigkeiten zu ſchlichten; den Erſatzpflichten und Aelteſten unter ihnen wurde die Aufſicht und Leitung des Ganzen übertragen — : die Geſchichte der Friesen, als Volk, hat begonnen, ein geordneter Rechtszuſtand iſt angebahnt und die reichen blühenden Marſchen ſind begründet.

Dieſe Vereinigung zu gemeinſamer Arbeit nannte man, wie ſie noch jetzt heißt, eine Deichacht oder ein Deichband, ihre Satzungen Deichordnung oder Deichrecht und die erſten Aufſeher und Leiter des Deichweſens Deichgräfen.

In dieſen alten Deichordnungen herrſcht oft eine Weisheit, Umſicht und Klarheit, eine ſolche der Wichtigkeit des Gegenſtandes angemeſſene Strenge, daß ſie uns immer noch mit Bewunderung und Verehrung für den Geiſt unſerer Vorfahren erfüllen müſſen, wenn ſie gleich für unſere Zeit nicht überall paſſen würden.

Schon aus dem 14. Jahrhundert haben ſich noch frieſiſche Deicherdnungen erhalten, vielleicht die älteſten bekannten.

Die erſte Grundlage aller alten Deichordnungen beruht auf dem Spruche: Kein Land ohne Deich, kein Deich ohne Land. Alſo jedes von den Deichen beſchirmte Grundſtück iſt deichpflichtig, und die Deichpflicht iſt von dem Lande, worauf ſie haftet, unzertrennlich und geht als Reallaſt auf jeden Beſitzer deſſelben für alle Zeiten über.

Ein Kernſpruch heißt: De nich will diken, mot wiken. Auf ihm beruht das ſogenannte Spatenrecht. Wer die auf ſeinem Grundſtücke haftenden Deichpflichten, namentlich in Nothfällen, nicht erfüllte, ging deſſelben ohne Gnade verluſtig. Dem Eigenthümer ſtand aber ſelbſt ein Recht zu. Wollte oder konnte er bei wiederholten und großen Deichſchäden die hohen Koſten nicht tragen, ſo ſtach er ſeinen Spaten in das belaſtete Grundſtück und zeigte dies ſodann dem Deichgräfen oder Deichrichter an. Damit entſagte er gänzlich ſeinem Anrechte daran. Wer nun den Spaten zog, übernahm die Deichlaſten und ward Beſitzer des Grundſtücks. Fand ſich in beſtimmter Zeit keiner dazu, ſo mußte der Entſagende ſein aufgegebenes Eigenthum zurücknehmen; im Fall er jedoch durchaus unvermögend und unfähig war, nahm die Gemeinde Deich und Land an ſich. In den meiſten Gegenden iſt das Spatenrecht längſt aufgehoben, in anderen beſteht es bis heute. Allein ſchwerlich wird jemals noch ein Spaten in's Land geſtochen werden. Das letzte Mal dürfte es in Oſterſtade nach der furchtbaren Weihnachtsflut 1717 in Anwendung getommen ſein.

Von einer wahrhaft drakoniſchen Strenge waren in einigen alten Deicherordnungen die Strafen. Wer nur Bäume, die zum Schutz des Deiches gepflanzt waren, beſchädigte, dem wurde die Hand abgehauen; wer ſeinen Deich in ſchlechtem Zuſtande hielt, alſo daß dieſer dadurch zum Verderben des Landes einbrach, der wurde lebendig mit ſammt dem Holz und den Steinen ſeines Hauſes darin bedeicht (Stedinger Deichrecht, 1124). Und wer muthwilliger und boshafter Weiſe den Deich beſchädigte, der ward ohne Gnade verbrannt. Noch in der Deichordnung für das Herzogthum Bremen, 1743, kommen ähnliche Strafen vor. In dieſer heißt es auch, daß Deichgräfen und Deichgeſchworne mit Strenge darauf zu halten haben und mittelſt harter Beſtrafung verwehren ſollen, daß bei den Deichen und der Deicharbeit, „als wobei man ſonderlich auf die gerechte und ſündenſtrafende Hand Gottes zurückzuſehen hat, nicht geflucht, liederlich geſchworen und gottesläſterliche oder ärgerliche Reden verführet werden.“ Ja in einer Deichordnung herrſchte ſogar ein Geſetz, das den Deich zu einem Aſyl

Digitized by Google

macht, und gebet, daß ein verfolgter Uebelthäter, wenn er gerade an dem Deich arbeitete, nicht eher, als nach vollbrachtem Tagewerke verhaftet werde, sondern so lange er arbeitet, unantastbar sei. Mit so viel Ernst, ja mit solch' hoher Ehrfurcht betrachtete man damals die Deiche, auf's Tiefste von ihrer hohen Bedeutung und Wichtigkeit durchdrungen.

Zum Deichgräfen wird, wenigstens in der hannoverschen Marsch, noch heute ein erfahrener, angesehener Bauer gewählt, der mit einem Wasserbaukundigen und den Deichgeschworenen jährlich zweimal einen Umgang zu Pferde in seinem Distrikt unternimmt, oder wie es genannt wird, Deichschau hält. Die erste heißt die Frühlingsschau und findet meistens im März oder April statt. Bei dieser wird nachgesehen, wie der Zustand der Deiche nach den Stürmen und Fluthen des vergangenen Winters beschaffen ist, und die daran vorzunehmende Arbeit bestimmt, während bei der Herbstschau, die man in der Regel im October hält, die vollendeten Arbeiten selbst abgenommen werden. Ist die Schau vorüber und deren Ergebniß zu Protokoll genommen, so geht es nach alter Sitte zu einem Gastmahle, welches entweder der Deichgräfe, der dafür die bei der Schau fallenden Strafgelder bekommt, oder, wie es im Oldenburgischen Sitte ist, der Beamte des Bezirks giebt, und wozu auch Andere geladen werden. In alten Zeiten hatten diese Deichmahle wahrhafte Bedeutung; eigene Gesetze bestimmten oft die Zahl und Art der Gerichte, und im Lande Wursten brachte der Deichgräfe stets den alten Spruch dabei aus:

Gott bewahre Damm und Diken,
Sieht un Wollwarf un bergliken
Darte wie Land un Good
Und en ertig Wurfter Blood.

Mit der alten Kraft der Friesen verschwand in letzter Zeit leider auch manche ehrwürdige Sitte. So sind auch diese alten Deichmahle in vielen Marschen entweder ganz abgekommen oder höchstens in ein einfaches Frühstück verwandelt. Die Wurster aber hielten noch vor einigen Jahren, als eine große allgemeine Deichverstärkung vollendet war, ein feierliches Deichfest mit einem Umzuge zu Wagen und zu Pferde auf dem Deich, an welchem sich fast das ganze Land betheiligte, mit Gottesdienst in der alten Kirche zu Dorum und einem großen Gastmahle im Landeshause.

Um ganz die hohe Wichtigkeit und Bedeutung der Deiche zu begreifen, muß man einmal eine gewaltige Sturmfluth mit angesehen haben; denn wer ein solches Ereigniß nie erlebte, wird sich schwerlich von der Größe und Schrecklichkeit desselben eine Vorstellung machen können. Die rechte Zeit der Sturmfluthen ist vom October bis zum April.

Wenn eine Zeit lang ein anhaltender Westwind weht, der große Wassermassen in den Kanal treibt, und diese nun, sich nach Norvosten oder Norden umsetzend, gegen die Küsten und weit in die Flüsse hinaufpeitscht, wodurch die Ebbe sehr aufgehalten oder fast ganz gehemmt wird, wenn sich dazu noch eine Springfluth gesellt, dann steigen die wilden Wasser oft zu einer Höhe und Furchtbarkeit, die einem das Herz erbeben machen.

Aber ruhig erwartet sie der Marschbewohner; weiß er doch, daß seine Deiche hoch und stark genug sind, ihm sichern Schutz zu gewähren. Höchstens mag ihn ein trüber Gedanke an die Mühen und Kosten der Deicharbeit kommen, die durch wenige Stunden verheerend geführt werden können.

So steht er, unbekümmert um den heulenden Sturm, auf der Kappe des Deiches und schaut in ernstem Sinnen auf die wallenden Fluthen, von denen er genau weiß, wann sie gegen den Deich heranströmen werden.

Noch ist das Vorland trocken, noch sind die Fluthen in ihrem Bette, doch man sieht schon wie sie toben, wie sie sich bäumen und die weißen Zähne zeigen, als harrten sie voll Ungeduld der Stunde, da eine höhere Macht ihnen das Zeichen zum Angriffe giebt.

Jetzt nahen sie. Lauter und lauter wird das Brausen und Donnern. Sie erreichen das Vorland, in kurzer Zeit ist es bedeckt und bent man, so weit das Auge reicht, nur eine einzige wilde Wasserwüste, deren Schaumkämme blendend weiß gegen das trübe Grau der Wogen abstechen. Kein Schiff ist weit und breit zu erspähen, alle sind sie vor dem Sturme in sichere Buchten geflüchtet, und nur hier und dort kündet ein einsamer Weidenbaum, der mit seinen niedenden, wilt zerzausten Haupte aus den Fluthen ragt, daß da unter den wilden Wogen grünes fruchtbares Land liegt.

Und noch immer höher schwillt das Gewässer; jetzt ist auch die Bärme, der Fuß des Deiches, bestuthet, endlich der Deich selbst, und es beginnt durch den Widerstand desselben eine furchtbare Brandung, ein wahrhaft majestätisches Schauspiel. Mit zerstörender Gewalt schaumt Wege auf Wege an ihn hinan; kaum wird die erste zurückgewiesen von seiner Strängung, als schon die nächste mit erneuter Wuth heranreißt. Dazu steigt die Fluth noch mit jedem Augenblicke. Hoch aufschäumen sich die wilden Wasser und schauen gierig über den Deich in's gesegnete Land, weit hinein ihren stäubenden Schaum schleudernd, als ob sie der Anblick ihres alten Eigenthums mit doppelter Wuth erfüllte. Dazu der heulende Sturm, der des Himmels dunkle Regenwolken in rasender Eile vor sich hinjagt; Schaaren segelnder Möven, die umsonst mit dem Winde kämpfen, bis sie ermattet sich auf die geschützten Wiesen und Aecker flüchten, und endlich die und da ein Marschbewohner, der trotz Sturmgewalt und Wogendrang sich mühsam längs des Deiches durch den spritzenden Schaum arbeitet, um zu erspähen, ob ihm nicht die Fluthen einen Balken oder einige Bretter oder sonst eine Beute zutreiben. Alles Dies vereint, giebt ein Bild von wilder Großartigkeit.

Doch der Marschbewohner blickt noch immer kalt und ruhig in den Aufruhr. Hat nur der Deich hinreichende Höhe und Strängung, so wird er nicht vor einer Fluth weichen, ob auch ihre Wogen noch so mächtige Stücke herausreißen und noch so tiefe Höhlungen in seinen Leib wühlen.

Doch wehe ihm! wenn das Wasser so hoch steigt, daß es mit dem Gipfel des Deiches gleich wird. Vom unablässigen Bespülen ist dann bald die festgetretene Kappe erweicht, und das Schicksal der Menschen hängt oft nur noch an einem Haar. Die geringste Lockerheit des Erdreichs, ein einziges Mäuseloch oder ein Maulwurfsgang kann jetzt Ursache des größten Unglücks werden. Durch die kleinste Rinne dringt sofort das Wasser, spült sie schnell weiter und im Nu reißt ein Stück der Kappe fort.

Ist aber Das geschehen, so ist auch ein Deichbruch unvermeidlich; denn mit furchtbarer Gewalt dringt jetzt die hoch aufgestaute Fluth durch die entstandene Oeffnung, die mit jeder Minute breiter und breiter wird. Da endlich bricht auch das letzte noch feste Erdreich bis auf den Grund fort, und durch nichts mehr gehemmt, schießt donnernd und brausend der rasende Strom durch die weite Gasse dahin, tief den Grund aufwühlend, Alles was er auf seinem Wege findet, mit sich fortspülend, Häuser im Nu zertrümmernd, Bäume ausreißend, Menschen und Thiere in seinen Fluthen begrabend und bald die weite ruhige Marschebene in eine wilde graue Wasserfläche verwandelnd.

Sowie sich daher eine Kappstürzung zeigen will, wird

Digitized by Google

in höchster Hast das Mögliche aufgeboten, um dieselbe zu verhindern. Sandsäcke, Mist, Stroh, Balken, Bretter, Alles was nur irgend dienlich sein kann, wird zur Verstärkung auf die bedrohte Stelle gebracht.

Ebenso eilt man auch nach einem wirklichen Deichbruche, so wie nur die Ebbe es zuläßt, die entstandene Lücke für die nächste Fluth so gut wie möglich zu verstopfen. Eiligst und mit großer Strenge werden selbst die umliegenden Ortschaften dazu aufgeboten, um schnell aus allem möglichen Material eine hohe mächtige Barrikade aufzuwerfen. Man arbeitet mit kaum glaublicher Anstrengung, und doch spült vielleicht schon wenige Stunden darauf die Fluth das ganze mühevolle Werk wieder fort, und Alles war umsonst.

Allmers giebt einen Ueberblick verheerender Sturmfluthen bis auf die jüngste Zeit. Furchtbar war jene am Weihnachtstage des Jahres 1717. Nachdem schon tagelang ein furchtbarer Sturm aus Westen geweht und ungeheuere Wassermassen aus dem britischen Kanal in die Nordsee gepeitscht hatte, brachen sie über die Marschen herein und richteten unbeschreibliches Unglück an. Nicht eine Gegend blieb verschont, namentlich litten die Oldenburger Marschen und fast in allen Kirchen hängen dort heute noch Gedächtnißtafeln, die aus ihren Kirchspielen manche grausige Geschichte erzählen. Man weiß genau, daß dort die Fluth 2471 Menschen und über 4000 Stück Vieh fortspülte; in Ostfriesland fast die gleiche Zahl, und auf der deutschen Nordseeküste überhaupt mehr als fünfzehntausend Menschen! Das war die letzte große Fluth des vorigen Jahrhunderts.

Am 21. October des Jahres 1845 stürmte das Meer noch einmal mit wilder Gewalt gegen die Küsten, aber seine Macht war vergeblich. Diesmal trotzten alle Deiche, weil sie doppelt so hoch und stark waren, wie jene von 1717. Die Wogen vermochten nur tiefe Höhlungen hinein zu wühlen und sie manchmal bis zur Hälfte zu zerreißen. Aber eine zweite, unmittelbar darauf folgende Fluth würde alle Deiche zertrümmert und unsäglliches Unglück herbeigeführt haben. Das Schicksal des Oesterfader Dorfes Offenwarden hing bei dieser Fluth an einem Haare. Der wegen eines Schleusenbaues neu aufgeworfene, noch ganz lockere Deich vor jenem Orte litt bereits auf das Höchste. Schon begannen die hochgeschwollenen, unablässig heranbrängenden Fluthen, sich oben durch die Deichkappe einen Weg zu bahnen. Die Gefahr hatte den höchsten Gipfel erreicht, eine Kappstürzung war mit jeder Minute vorauszusehen und dann ein vollendeter Durchbruch unvermeidlich. Da warfen sich die Bewohner des Dorfes (der Ingenieur Schröter, Enkel des Astronomen, voran) voll Muth mit ihren Leibern auf die Deickkappe. Jeder ein Bündel Stroh vor sich, lagen sie dort so lange im Sturm und Wogendrang, bis das Wasser gefallen und die Noth vorüber war, und retteten mit Gefahr ihres Lebens und unter unsäglichster Anstrengung ihr Dorf.

Eine polnische Landkarte.

„Großpolen muß wieder erstehen. Es muß reichen von Smolensk bis Meseritz und von Danzig bis zum Schwarzen Meere!"

So rufen jetzt polnische Exelleute im Namen der „polnischen Nationalität", der man wieder zu ihrem Rechte verhelfen müsse. Sie erheben den „Schmerzensschrei", und zeigen von vorne herein, was die Gesittung von ihnen zu erwarten hätte, wenn überhaupt die Bestrebungen des polnischen Junkerthums auf Erfolg rechnen können. Sie mißhandeln die Juden, laufen Sturm gegen die Deutschen, welche Betriebsamkeit in das verwilderte Land gebracht haben und legen die Brandfackel auch an die Stätten der Gewerbsamkeit, an die deutschen Fabriken. Der Instinct des Müssiggängers wüthet gegen die fleißigen Menschen und steigert dadurch nur noch die große Nichtachtung, welche das gebildete Europa längst vor dem unsarmatischen Treiben an der Warthe und Weichsel hegt.

Trügen die Polen den Untergang ihres Staates mit würdigem Ernste, gingen sie in sich, trachteten sie mit sittlicher Energie darnach, ihre alten nationalen Sünden abzulegen und durch Tugenden zu ersetzen, sie würden dann auf Theilnahme und milde Beurtheilung rechnen dürfen. Aber sie thun gerade das Gegentheil; sie gebehrden sich turbulent wie im vorigen Jahrhunderte. Sie führen einen phantastischen Karneval auf, eine politische Tragikomödie, in welcher auch Räpel auftreten, welche dem polnischen Volke zurufen: „Die Deutschen sind gefühllose Halbbarbaren, Despoten, welche an den Cirens des Kaisers Nero gemahnen!" Mit Sarmaten, die sich unter dem Jubel der Junker solche Aeußerungen gegen uns erlauben, dürfen wir nicht glimpflich verfahren, aber wir wollen auch gegen sie gerecht sein.

Man wirft wieder mit der Redensart von einer „Aufersteheung Polens" um sich, obwohl die Geschichte derselben längst ihr Recht angedeihen ließ. Sie erlaubt wohl, daß Staatenleichen für einen Augenblick galvanisirt werden, aber sie gestattet ihnen keine Lebensfähigkeit. Woran und wodurch ging der polnische Staat zu Grunde? Jedermann weiß es. Es ging zu Grunde an seiner unruhigen, unsittlichen, das eigene Land an die Fremden verrathenden Adelsdemokratie, an der religiösen und politischen Unduldsamkeit, an dem Zwange, welcher auf solchen Staatsangehörigen lastete, die nicht zur polnischen Nationalität gehörten. Er ging zu Grunde an dem Drucke, mit welchem der Edelmann den leibeigenen Bauer beschwerte, an der Trägheit, dem Luxus, der Verschwendung und Unwirthlichkeit der Aeeligen, an dem Mangel eines Bürgerstandes, welchen die Polen aus sich selber heranzubilden nie vermocht haben. Mit einem Worte, Polen ging an der polnischen Wirthschaft zu Grunde. Jetzt eben treibt man wieder polnische Wirthschaft in Polen; die Enkel haben nichts gelernt, aber die Sünden der Väter vergessen.

Wir haben hier die Anmaßungen des polnischen Adels nicht etwa vom politischen Standpunkte zu beurtheilen; es ist aber unsere Aufgabe, die neusarmatischen Bestrebungen einer geographischen und ethnologischen Erörterung zu unterwerfen.

Die Polen haben Landkarten in Umlauf gesetzt, auf welchen das gesammte Gebiet der weiland polnischen Republik verzeichnet ist, und sie machen Anspruch nicht nur auf staatliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit des polnischredenden Volkes, sondern verlangen zugleich Wiedervereinigung aller Provinzen, welche einst zum „polnischen Reiche" gehörten. Was sie einmal besessen haben, wollen sie wieder erobern. Im Namen der „Nationalität" möchten sie sofort die sehr berüchtigt gewordene „Annexion" auch für

Digitized by Google

sich ausbeuten. Eine Minderheit will über die Mehrheit verfügen.

Das alte Polen war ein zusammeneroberetes Land, in welchem nur der dritte Theil der Bevölkerung die polnische Sprache redete. Es konnte sich nach Osten hin ausdehnen, so lange sich die Russen der Mongolen und Tataren zu erwehren hatten und überdies unter Theilfürsten zerstückelt waren. Nach Westen hin drangen die Polen vor, so lange die Deutschen ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise nach anderen Richtungen hin wandten. Sobald Rußland unter Einem Herrscher vereinigt und der Tataren ganz Herr geworden war, gebot es sofort den Polen ein Halt. Von der westlichen Seite her drangen die Deutschen mit Pflug, Art, Mauerkelle, Hobel und Schwert immer weiter nach der Weichsel hin. Das alte Polen bestand aus dem sogenannten Klein-Polen, das heißt den Wojwodschaften Krakau, Sandomir und Lublin; aus Groß-Polen, nämlich Posen, Kalisch, Sieradzie und Lencyncya; Kujavien, d. h. Brzesc-Kujawsky und Inowraclaw; Masovien, also Masovien im engern Sinne, Plozk, Rava und Dobrzyn. Es rechnete zu sich Pommern und Preußen mit den „Wojwodschaften" Kulm, Marienburg und dem Herzogthum Preußen; ferner Podlachien östlich von Masovien, das Großfürstenthum Lithauen, welches den ganzen Nordosten umfaßte; also Lithauen im engern Sinne, d. h. Wilna und Troki; das Herzogthum Samogitien; Schwarz- und Weiß-Rußland, d. h. die Wojwodschaften Newogrodek, Brzesc-Litewski, Minsk, Polotzk, Witebsk, Mscislaw und Smolensk. Dazu kamen dann Kurland, das mit Semgallen ein Herzogthum unter der polnisch-lithauischen Krone bildete, die Wojwodschaft des polnischen Livland; Roth-rußland, d. h. Galizien, Polukien, Belz und Chelm, Wolhynien, Podolien, die Ukraina und das Land der Kosaken. Das Ganze hatte zur Zeit der ersten Theilung, bis 1772, einen Flächeninhalt von etwa 21,340 Geviertmeilen.

Schon vom Jahre 1588 an war Polen im wachsenden Verfall und Rußland wurde immer stärker. Das letztere gewann die ihm von den Polen aberoberten Länder allmälig zurück, nahm schon 1611 Smolensk wieder, und 1621 ging Riga für Polen verloren, die Moldau und Walachei lösten ihr Lehnsverhältniß mit dem letztern, in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts zog es den Kürzern in den Kriegen mit Schweden, mit dem Kurfürsten von Brandenburg und mit Siebenbürgen; 1667 mußte es die Ukraina am linken Ufer des Dnjepr und Kiew an die Moskowiter abtreten und wurde auch von den Türken geschlagen.

Die Folgen der Einführung der Jesuiten, welche 1578 nach Polen kamen und das Liberum veto (Nie pozwalam, ich will nicht), durch welches seit 1652 eine zügellose Junkerdemokratie die Angelegenheiten des Staates bestimmte, machte sich fühlbar. Auch hatte man keinen Bürgerstand. Seit 1718 wurde der russische Einfluß überwiegend; die polnischen Eroltente, deren wirthschaftliche Verhältnisse durchaus zerrüttet waren, verkauften sich an die Feinde des Landes, und den Königsthuhl besteg ein Günstling der russischen Kaiserin.

Früher waren die polnischen Wellen weit nach Osten hin vorgedrungen, nun kam die moskowitische Rückströmung, welche genau so weit reichte, wie die russischen Mundarten. Rußland nahm in der ersten Theilung Weiß-Rußland und Roth-Rußland, also Länder, welche Polen erobert hatte. Zwei weitere Theilungen blieben nicht aus, 1815 erfolgte die vierte. Rußland nahm auch das sogenannte Congreß-Polen, dessen östliche Gränze mit der polnischen Sprachgränze zusammenfällt, Preußen nahm Posen und Westpreußen, Oesterreich Galizien.

Diese Theilungen wird Niemand rechtfertigen; sie sind ebenso unsittlich wie die ganze polnische Wirthschaft und nur durch die letztere wurden sie überhaupt möglich. Diese ist auch Schuld, daß die Weltgeschichte mit eisernem Schritt über Polen hinweggegangen ist.

Es liegt in dem Gange, welchen die Geschichte in Polen und demselben gegenüber genommen hat, eine Art von historischer Gerechtigkeit, die freilich durch finstere Mächte vollzogen wurde. Dem Volke und dem ganzen Staatswesen fehlte der innere Halt; die wilde Adelsdemokratie hatte keine Berechtigung mehr zum Dasein. Sie hatte nicht das Zeug in sich, aus den zusammeneroberten Landschaften einen organischen Staat zu schaffen und ihn ethisch zu durchdringen; Alles war ein mechanisches Nebeneinander. Die Vergrößerung war rasch von Statten gegangen, die Verfleinerung war allmälig. Aber es bleibt bemerkenswerth, daß auf Lelewel's historischen Karten, welche Polens ursprünglichen Umfang in den Jahren 1025 und 1033 darstellen, die Gränze gegen Rußland sich genau eben so stellte, wie jene zwischen Rußland und dem „Königreich" Polen unserer Tage. Zu den Gegenden, welche östlich von dieser Gränze liegen, in ganz Lithauen zumal, waren die russische Sprache und die griechische Religion jene des Volkes, nicht etwa die polnische Sprache oder die katholische Kirche. Noch zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts bekannte sich dort der größte Theil des Adels, insbesondere die Wisnewicki, Tschetwertinski, Czartoryski, Oginski, Sanguszke, Ostrogski, Sapieha, Chrzptowitsch und viele andere zur russischen Kirche. Sie sind ursprünglich keine Polen. Alle öffentlichen Documente wurden in russischer Sprache verfaßt, und das lithauische Gesetzbuch (Statut litewski) ist erst zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts in polnischer Uebersetzung erschienen, während der russische Text noch lange Zeit nachher der authentische war.

Klein- und Rothrußland gehörten niemals zum Urgebiete der polnischen Nationalität, Kiew ist die Wiege der russischen Herrscher. In Wolhynien und Podolien war Alles so urrussisch, daß noch Sigismund der Dritte 1589 ein besonderes Tribunal für die polnisch-russischen Provinzen errichtete, in denen nur das Russische Gerichtssprache war. Nachdem die Jesuiten in's Land gekommen waren, wurde der griechische Klerus mit barbarischer Grausamkeit verfolgt. Aber Polen hatte eine verhängnißvolle Bahn eingeschlagen; die Macht dieses Staates beruhete nicht auf eigener Kraft, sondern auf zeitweiliger Schwäche seiner Nachbarn. Als diese sich kräftiger fühlten, wurde der Spieß umgekehrt, und schon früh erklärten die Russen, „daß sie alles geraubte Eigenthum wieder erobern wollten." Und dieses Ziel haben sie im Fortgange der Zeit vollständig erreicht, denn Polen zog sich sein Schicksal durch eine wunderbar widersinnige Handlungsweise selbst zu.

Es hatte erbitterte Parteikämpfe, keine Ordnung im Staatswesen, kein organisirtes Heer und keine Finanzen, wohl aber eine Oligarchie, von welcher die Junkerdemokratie gezügelt wurde. Mit Recht sagt der englische Geschichtschreiber Alison: „Polen verband mit dem Ungestüm einer Adelsdemokratie das Ausschlußsystem der Aristokratie. Es besaß die Inconsequenz der Republik ohne die Energie derselben und den Druck der Monarchie, ohne deren Festigkeit." In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts fielen die Kosaken ab, weil sie die polnische Unterdrückung nicht mehr ertragen konnten. Schon 1661 weissagte König Johann dem Reichstage die Theilung; das Land werde eine Beute der Nachbarn werden. „Der Moskowiter wird Lithauen zu seinem Antheil wählen, dem Brandenburger Groß-Polen offen stehen, das Haus Oesterreich Krakau für sich passend finden."

Digitized by Google

König Johann war ein Prophet. Im achtzehnten Jahrhundert ging Polen unter, im neunzehnten hat es Experimente gemacht, wieder aufzuleben, aber vergeblich. Der erste Napoleon benutzte es als Werkzeug seiner Leidenschaften, für den zweiten wird es lediglich ein Werkzeug der Berechnung sein. Ein Binnenland, ohne reiche Gliederung, getrennt vom Meer und dessen erfrischendem Hauche, mit einem unentwickelten Volke, könnte ohnehin nie einen kräftigen Staat bilden.

Aber die polnischen Adeligen und die mit ihnen verbündeten Priester verlangen das „alte Polen" zurück! Kosciuszko, der tapfere Mann und edle Vaterlandsfreund, mit dessen Namen und Andenken das heutige Geschlecht so viele Koketterie treibt, konnte in dem Verzweiflungskampfe, den er bei Macziejowice schlug, kaum zehntausend Streiter dem Feinde entgegenstellen. Weshalb waren die Lente des alten Polen nicht bei dem edeln Helden? Sie hatten ihn im Stiche gelassen und er rief das Wahrwort aus: Finis Poloniae! Phantastischer Enthusiasmus und politische Unfähigkeit sind nicht geeignet, einer Staatenleiche wieder Leben einzuhauchen.

Die Länder, welche östlich und südöstlich vom heutigen Königreiche Polen liegen, haben eine nicht-polnische Volksthümlichkeit, eine nicht-polnische Sprache, und zum größten Theil auch eine nicht-polnische Religion. Allerdings kamen auch im Fortgange der Zeit Polen in jene Gegenden, aber sie bildeten stets nur einen sehr kleinen Bruchtheil der Bevölkerung. Das ergiebt sich aus statistischen Nachweisungen. Die fünf ehemals polnischen Provinzen, nun russischen Gouvernements, Kiew, Tschernigow, Poltawa, Wolhynien und Podolien hatten nach der Zählung von 1835 zusammen 8,898,500 Einwohner; davon bekannten sich nur 1,361,500 nicht zur griechischen Kirche, also weniger als der fünfte Theil, der obnehin noch die griechisch Unirten, die Juden und Protestanten umfaßt. Wie kann nun in einem Lande, wo kaum der siebente oder achte Mensch ein Pole ist, von einer „polnischen Nationalität" die Rede sein?

Ein polnischer Schriftsteller, Leonhard Chorzo, räumt auch ein, daß in der alten Wahlrepublik nur ein Drittel der Gesammtbevölkerung polnisch gewesen sei. Von den 18 Millionen waren etwa 6 Millionen Polen, 8 Millionen Russen, je eine Million Lithauer und Deutsche, während die Zahl der Juden sich nahe an 2 Millionen belief. Gegenwärtig mag die Anzahl polnisch redender Menschen im Ganzen sich auf 7½ Millionen Köpfe belaufen, während das Gebiet der ehemaligen polnischen Republik etwa 28 Millionen Seelen zählt. Nun möchte ein Bruchtheil, welcher nur ein Viertel der Gesammtmenge zählt, die Herrschaft an sich reißen und in ähnlicher Weise verfahren, wie die Magyaren in Ungarn!

In Posen und Westpreußen besteht jetzt beinahe die Hälfte der Bevölkerung aus Deutschen, und bald werden diese letzteren das polnische Element wie längst an Gesittung und Fleiß, so auch an Zahl überflügelt haben. Eine Flur nach der andern kommt, in Folge der polnischen Unwirthschaftlichkeit, in deutsche Hände. Betriebsamkeit und Ordnungsliebe ziehen dort ein, wo die Trägheit weicht.

Wie fanden die „deutschen gefühllosen Halbbarbaren" das polnische Land, als sie dorthin kamen? Man kann es in Friedrichs des Großen Werken lesen. Der König schreibt: „Die Städte waren in erbärmlichem Zustande. Kulm hatte gute Mauern, große Kirchen, aber statt der Straßen nur die Kellergewölbe ehemaliger Häuser. Viergig Häuser bildeten den großen Marktplatz; von ihnen waren 28 ohne Thüren, ohne Dach, ohne Fenster und ohne Besitzer. Bromberg (das jetzt etwa 20,000 Einwohner zählt) hatte 1775 nur 800 Seelen, und war völlig im Verfall seit der Pest von 1709. Die Polen thaten Nichts, diese Städte wieder zu heben. Friedrich fügt hinzu, man werde es kaum glauben und doch sei es Thatsache, daß in jenen unglücklichen Gegenden ein Schneider eine seltene Erscheinung war; eben so fehlten Apotheker, Stellmacher, Maurer und Tischler, welche dann der König hinschaffen ließ. Natürlich waren sie „deutsche Halbbarbaren." Napoleon der Erste hat gesagt, „daß Alles Gute und Ordentliche, aller Fortschritt in Polen, den Preußen zu verdanken sei." Die Halbbarbaren haben für Kulturmittel gesorgt. Im Jahre 1815 hatte Preußisch Posen gar keine Realschule, 1861 hat es deren 3; es besaß 2 Gymnasien und hat nun 6; die Zahl der Stadt- und Dorfschulen stieg von 543 auf mehr als 1200, die Zahl der in denselben beschäftigten Lehrer von 884 auf 2200, jene der Schüler von 31,000 auf mehr als 200,000.

Das sind Folgen der „deutschen Tyrannei." Einem polnischen Edelmann muß es seltsam erscheinen, daß unter preußischer Regierung Jedermann ohne Ausnahme gleiche Rechte hat, daß die Verwaltung keinen Unterschied macht zwischen dem Bauer und Adeligen, daß man gerichtlich angehalten wird, Schulden zu bezahlen und daß, wenn sie nicht bezahlt werden, die Güter unter den Hammer kommen, und dann durchgängig von Deutschen gekauft werden, welche den Kaufschilling erlegen.

Solche Betrachtungen drängten sich uns auf, als wir die Landkarte sahen, welche Jung-Polackien von dem Zukunftsreiche, dem wiederhergestellten „alten Polen" entwerfen hat. Danzig spielt als Seehafen auf derselben eine Rolle, aber nicht als Danzig, sondern als Gdansk. Alle Städtenamen sind natürlich polnisch eingetragen worden, auch Königsberg als Krolewiec und Marienburg, die Stadt der deutschen Ritter, als Malborg. Thorn ist Torun, Graudenz Grudzionz, Kulm Chelmno, Dirschau Tczewo, Mewe heißt Gniew, Bromberg Bydgosz, Küstrin Kostrzyn und so fort. Die Weichsel und Oderfestungen will natürlich das Junge Polen für sich nehmen, — wenn es kann.

Von allen Staaten, welche untergegangen sind, verdient Polen die geringste Theilnahme. Wir haben schon gesagt, wodurch es sich zu Grunde richtete. Eine Wiederherstellung Polens erscheint aus geographischen und ethnologischen Gründen eben so unmöglich als überflüssig. Sie würde nur ein Element der Verwirrung mehr in Europa sein.

Ein Steppenbild.

Rußland hat, bei seinem Vordringen nach Innerasien, die Kirgisensteppe zwischen dem mittlern Laufe des Uralstromes und dem Syr Darja (Jaxartes) in Abhängigkeit zu bringen gewußt. Die Regierung gründete in der Steppe feste Ansiedelungen, zuerst Fort Orenburgskoje oder Neu-Orenburg, unter 49° 38' 17" nördl. Breite, 81° 15' östl. Länge, am rechten Ufer des Flusses Turgai, 450 Werst (7 gleich 1 deutschen Meile) von Orskaja, dann in demselben Jahre Fort Uralskoje oder Nowo-Uralskoje, am linken Ufer des Irgis, unter 48° 37' 29" nördl. Breite, 78° 58' 21" östl. Länge; endlich unter 46° 4' 19" nördl. Breite und

Digitized by Google

79° 26′ 56″ östl. Länge am rechten Ufer des Syr Darja, etwa 60 Werst oberhalb der Einmündung desselben in den Aralsee, die Festung Rahim, welche aber bald nachher Aralskoje Ukrepleje genannt wurde. Seitdem sind noch andere solche Militärposten angelegt worden.

Im Sommer des Jahres 1847 wurden die neuen Plätze vom General Obrutschew besucht, und in seiner Begleitung befand sich der treffliche Naturforscher A. Röschel, um Beobachtungen anzustellen, welche Herr von Helmersen im achtzehnten Bande der „Beiträge zur Kenntniß des russischen Reiches und der angränzenden Länder Asiens“ 1856 veröffentlicht hat. Obrutschew wollte die jüngst gebauten kleinen Festungen mit Besatzung und den nöthigen Vorräthen versorgen. Es war keine leichte Aufgabe, eine bedeutende Menge von Menschen, Pferden, Lebensmitteln, Vorräthen und Baumaterial durch eine wasserarme, von den Strahlen der Sonne durchglühete Steppe zu führen, in welcher das Reaumurische Thermometer im Schatten auf 35,5 Grad stieg, während der Sand sich zu 47,5 Grad erhitzte! Der Zug war in den letzten Tagen des Maimonats 1847 von Orskaja aufgebrochen, hatte in 33 Tagen etwa 1000 Werst zurückgelegt und begrüßte am 1. Juli wohlbehalten den blauen Wasserspiegel des Aralsees und die öden Ufer des Jaxartes, an welchem er mit Glockengeläut und Kanonendonner empfangen wurde. Damals brachte man zuerst ein verdecktes Segelboot und einige zweistrudrige Barkassen auf den Aralsee, auf welchem bisher nur einige kirgisische Boote schwammen; die letzteren haben sich die Kirgisen in Chiwa und der Bucharei verschafft.

Röschel entwirft ein prächtiges, ungemein anschauliches Bild von der Steppe. Sie stellt sich dem Beobachter als eine baumlose, an Bergen arme Fläche dar, die sich mit einem meeresähnlichen Horizont an das blaue, oft ganz wolkenlose Himmelsgewölbe anzuschließen scheint. Allein diese Fläche bietet durchaus keine vollkommene Ebene dar, denn bei genauer Untersuchung zeigt sie sich wellenförmig gestaltet, sodaß Roß und Reiter und sogar das große Kameel auf dieser scheinbaren Ebene oft in geringer Entfernung dem Auge verschwinden, als wären sie untergetaucht. Sanfte Erhebungen wechseln mit flachen Vertiefungen, ähnlich den Wogen eines großen Meeres, sodaß der Gesichtskreis bald außerordentlich erweitert, bald sehr beengt ist.

Der gänzliche Mangel an markirten größeren Gegenständen, als Bäume, Gebäude und dergleichen, erschwert dem Ungeübten das Messen der Entfernung mit dem Auge so sehr, daß er den größten Täuschungen ausgesetzt ist. Hügel von wenigen Hundert Fuß Höhe tauchen schon in weiterer Ferne empor, aber viel überraschender sind die tiefen Wasserrisse und Thäler mit steilen Rändern, an welche der Reisende oft plötzlich gelangt, ohne sie vorher bemerkt zu haben.

Licht, Wind und Schall werden hier durch Nichts aufgehalten, sie gehen ungehindert ihren Gang. Nirgends Schatten, nirgends Windstillen, nirgends Wiederhall. Ueberall giebt es, überall weht es, überall ist es unheimlich still und stumm. Unter dunkeln Gewitterwolken wirbelt sich bisweilen der Staub empor und zieht in wilden Bewegungen durch die Fläche hin als eine Säule, die Alles zu überschütten droht. Nur in den unteren, stark erwärmten Luftschichten erleidet das Licht eine merkliche Aenderung in seiner Richtung und ruft die vielbesprochenen, trügerischen Bilder der Fata Morgana hervor. Leben und Bewegung erblickt man nur noch an den Ufern der Gewässer und auf den vereinzelten Hügeln und Bergen, die oasen- und inselartig in dem großen Steppenmeere auftauchen.

Zu den kennzeichnenden Eigenschaften der Steppe gehört auch der auffallend schroffe Wechsel verschiedener Bodenarten, welche von der fruchtbarsten Dammerde durch alle Grade der Güte hindurch bis zum lockren Triebsande und tedren Salzsumpfe hinab anzutreffen sind, und die grelle Verschiedenheit der Erscheinungen in den einzelnen Jahreszeiten. Flora, Fauna und hydrographische Verhältnisse sind daher nirgends so sehr von dem Boden und der Zeit abhängig als hier. Jede Bodenart bietet besondere Erscheinungen, jede Jahreszeit ein anderes eigenthümliches Bild dar.

So breitet sich hier vor dem Wanderer ein wiesenartiger Teppich aus, bald bunt bewachsen mit üppigen Futterkräutern, Blumen und Getreidearten, bald einförmig grün. Oder der Weg geht über sanfte Wellenberge hin, deren Gipfel mit Todtendenkmälern geschmückt, deren Thäler und Schluchten mit süßem Wasser erfüllt und mit malerischen Felspartien verziert sind. Hier bewegt sich mit langsamem Schritte der Zug der Nomaden, die ihre großen Heerden weiden. Dort ergötzt sich in munteren Sprüngen die Saiga-Antilope, ergeht sich das Murmeltier und die ganze Familie der Nagethiere der Steppe; es nisten Schaaren von Vögeln, verbergen sich Schlangen und grüne Eidechsen, summen zahllose Käfer und Fliegen, schrillt das Heimchen oder die gefräßige Heuschrecke und flattert der bunte Schmetterling.

Ein anderes Mal wird das Auge ermüdet durch unabsehbare, graugrüne und gelbe Flächen, die mit Wermutharten und anderen Pflanzen bedeckt sind. Aus diesen Flächen tauchen grüne, mit Salzpflanzen bewachsene Oasen und schneeweiße mit Salzausblühungen bedeckte Stellen, flinkende, schwarze, grundlose Salzsümpfe oder vereinzelte, steilaufsteigende Bergkuppen hervor. In den Ritzen und Spalten des salzigen Bodens hausen Skorpione, Taranteln, Phalangen und andere Spinnenarten, und auf der Oberfläche bewegen sich ungeschickte Kröten und Eidechsen. Aber Alles ist grau, gelb und kahl, selbst die meisten Wasser sind trübe und salzig. Dennoch sind diese unerfreulichen Flächen der beliebte Aufenthalt des sogenannten wilden Pferdes oder Esels, der Kameele und Schafe und bieten reiche Quellen von Kochsalz und von Feuerungsstoffen. Als letztere benutzt man besonders die Pflanze Atriplex canа, kirgisisch Kink Pet genannt.

Und wieder an einem andern Orte sieht man sich in einer endlosen, sandarmen Wasserwüste. Alles ringsum ist dürre und geht, die Luft staubig und trocken. Der Sand glühend und wie durch gewaltige Stürme zu Hügeln und Bergen zusammengeweht, zwischen denen kesselförmige, mit gutem Wasser versehene Vertiefungen erscheinen. Diese Sandwüsten entbehren jedoch nicht alles Lebens. Ein zarter Schimmer von Grün, der durch eigenthümliche Pflanzen gebildet wird, bekleidet oft die Abhänge und in den Vertiefungen verbergen sich grüne Flächen schilfartiger Gewächse, häufig sogar dichte Gebüsche von Weiden, Tamarix und Saxkaul. Diese kleinen Gärten werden durch besondere Arten von Insekten und Vögeln belebt.

Dem Reisenden, welcher nur den Ufern der Gewässer entlang zieht, bietet die Steppe wieder ein anderes Bild. Auch hier wechselt der Boden durch verschiedene Grade der Güte hindurch, nur mit dem Unterschiede, daß hier der Wechsel schneller ist; die einzelnen Bodenarten nehmen weniger Raum ein und erscheinen zerstückelter. Die Folge davon ist, daß ein und dasselbe Gewässer fast nie aller Orten mit ein und derselben Art von Wasser erfüllt ist. Es pflegt da, wo der Grund des Flusses oder See's sandig ist, klar und süß oder nur wenig salzig zu sein: da, wo er thonig oder salzhaltig erscheint, ist auch das über ihm fließende oder stehende Wasser trübe, salzig und bitter. Größere Ansiedelungen können in dieser Steppe nicht gelingen, weil der fruchtbare Boden an den Gewässern so zerstückelt und in abgerissenen Partien erscheint. Auch bemerkt man, daß da, wo guter Boden in größerer Ausdehnung vorhanden ist, gewöhnlich die hinreichende Menge von Wasser fehlt, und wo dasselbe vorhanden ist, mangelt es oft an Acker- und Wiesenland. Aber jedenfalls gehören die Ufer der Gewässer zu den belebteren und freundlicheren Theilen der Steppe, denn die Nähe des Wassers ruft einen auffallend kräftigen und länger dauernden Pflanzenwuchs hervor. Oft sind ganze Flächen mit blühenden Pflanzen bedeckt; man sieht kleine Felder von Hirse, Gerste, Hanf, Arbusen und Melonen, welche fegend ein verdorbenes Kirgisk durch künstliche, mühevolle Bewässerung pflegt. Dichte, hohe Schilfwälder begleiten

Digitized by Google

den Saum des Wassers; sie verdrängen eine Menge von Sumpf- und Wasservögeln, Schildkröten und anderen Amphibien, große Heerden wilder Schweine, Ottern und gelegentlich auch Tiger. Menschen und Thiere werden durch Schaaren von Mücken und Fliegen belästigt.

Weiter oben wurde gesagt, daß der Anblick der Steppe je nach den Jahreszeiten verschieden sei. Sobald der Schnee zu schmelzen angefangen hat und von den Gipfeln der Hügel verschwunden ist, erwacht sogleich eine eigenthümliche Regsamkeit. Zwei mächtige Elemente, Wasser und Feuer, beginnen einen wilden Kampf. Es flutbet und brennt, als gelte es die Vernichtung der endlosen Fläche. Die Gewässer überschreiten ihre Ufer, jeder Bach wird zum Fluß, jeder Fluß zu einem reißenden Strome, jeder Sumpf zu einem fast uferlosen See. Die Kirgisen zünden an den bereits trockenen Stellen das dürre Gras und Gestrüpp des vorigen Jahres an. Rauch erfüllt die Luft und der Horizont erglänzt wie ein Feuermeer. In den Niederungen wogt das Frühlingswasser, als wolle es den Boden ertränken und auf den Höhen verzehren lechzende Flammen mit blutiger Zunge das alte dürre Gras. Feuer und Wasser, jedes auf seine Weise, suchen die erschöpfte Kraft des Bodens zu erneuern und zu stärken. In der That folgt nach dem Erlöschen der Flamme und dem allmäligen Rücktritt des Wassers Schritt vor Schritt die wohlthätige Wirkung dieser grofsartigen Restauration des Bodens. Auf den schwarzgebrannten Höhen gewahrt man bald eine üppige, dunkelgrüne Decke, und auf dem vom Wasser kaum verlassenen Boden erscheint ein in den schönsten Farben prangender Blumenteppich, der von summenden Insekten und dichten, wolkenartigen Schaaren verschiedener Vogelgattungen belebt wird. Aber dieses freundliche Bild währt nicht lange; Iris, Tulpen und Mandelstrauch sind bald verblüht und wie durch Zauber ist alle Pracht dahin; die Insekten sind verschwunden, ebenso die Schaaren der Vögel. Nur ein blendendes, schattenloses Lichtmeer umfließt noch mit glühendem, austrocknenden Strahlen die weite, grüne Fläche; die Fata Morgana erwacht, in dunkeln Wolken bräuet das Gewitter und in furchtbaren Säulen wirbelt der Staub empor. Aber der Sturm verscheucht die Wolken und vergebens sehnt man sich nach dem erquickenden Regen. Immer deutlicher theilt sich das Grün in verschiedenfarbige Felder ein, die Salzsümpfe und Sandebenen treten immer bestimmter hervor, Flüsse und Seen weichen allmälig in ihre Betten zurück und schrumpfen zusammen. Das Wasser wird dick und eräh, voll Infusorien, der Sand glühender, der Biß der Schlangen, Skorpione und Taranteln immer gefährlicher und unerträglich das wilde Heer der Mücken und Fliegen. Das Gras wird gelb und dürr und nur an den Ufern und zwischen den Sandhügeln erhält sich auch den Sommer hindurch einiges Grün.

Nun kommt der Herbst. Die Sonnenstrahlen haben das Stechende, Versengende verloren, die Lüfte werden kühler, die Wolken dichter, Regenschauer erquicken den Boden und unter den sonnenverbrannten Halmen entsteht abermals ein grüner Schimmer. An den Ufern der Gewässer knospen sogar wieder Blüthen hervor, als wolle es noch einmal Frühling werden. Aber dann bricht der Winter mit Frost und Schneesturm (Buran) herein, und streuet seine Flocken aus. Er versetzt die wiedererwachte Natur mit eisiger Strenge in den langen Schlaf.

In solchen Steppen wählt sich der und dort ein Kirgise, welcher nicht so glücklich ist, Heerden zu besitzen, eine Stelle zum Anbau, die er dann bewässern muß. Er theilt die Oberfläche des Landstückes durch kleine Erdwälle in Bierecke von verschiedener Größe ein und zieht Wassergräben, die einerseits mit dem Fluß oder See in Verbindung stehen, andrerseits mit einem der entfernteren oder am höchsten gelegenen Bierecke. Er versieht die Leitungsgräben noch mit Querdämmen, im Fall der Boden vom Wasser aus landeinwärts steigt, weil dann das mühsam Eingeschöpfte nicht wieder zurückfließen kann. Aber wo das Land vom Ufer her sich neigt, bewässert er ohne Gräben, unmittelbar aus dem Flusse. Der ärmste Kirgise beginnt mit dem höchstgelegenen Viereck und schöpft so lange Wasser aus dem künstlichen oder natürlichen Becken, bis das Viereck gefüllt ist; dann hunchbricht er den kleinen Erdwall zwischen diesem und dem nächsten Quadrat und schöpft wieder Wasser nach. So erntet er Getreide, das er, in Ermangelung von Gebäuden, in Erdlöchern aufbewahrt.

Der „unbekannte" Westen in Nordamerika.

Alles Unbekannte hat für die Menschen seine Schrecken; die Alten glaubten, das atlantische Meer sei eine fürchterliche Wasserwüste, über der ewige Nacht und Nebel lägen und in dessen Fluthen fabelhafte Ungeheuer hausen. Ebenso glaubte man noch in Amerika vor kurzer Zeit, daß nicht weit westlich von der Grenzlinie der Staaten Missouri und Jowa eine unwirthliche, öde Ebene beginne, die sich bis zu den Felsengebirgen erstrecke und jede Ansiedelung absolut unmöglich mache. Je mehr aber diese angeblichen Wüsten von Reisenden und Offizieren der Armee erforscht werden, desto mehr fruchtbare, grastreiche Thäler und wasserreiche Bäche werden gefunden, welche die Erhaltung von Heerden und den Anbau des Bodens möglich machen.

Die Auswanderung nach Californien auf dem Landwege war die erste Thatsache, die bewies, daß die angeblichen Wüsten nicht so absolut unfruchtbar sind. Die erfolgreiche Ansiedelung einer Gemeinde von 50—60,000 Mormonen zeigt abermals die Möglichkeit, diese Wüste bewohnbar zu machen. Und jetzt hat sich in kurzer Zeit ein neues Gemeinwesen von Goldgräbern in der Gegend von Pikes Peak festgesetzt, die bereits damit umgehen, einen neuen Staat zu gründen. Wäre das Land wüst und unfruchtbar, so würde es Niemand einfallen, sich in jenen entfernten Gegenden niederzulassen. Es ist jetzt so viel festgestellt, daß das Land zwischen dem Missouri und der Goldregion reich ist an Wasser und Gras und daß es sich deswegen zum Anbau eignet.

Aber selbst der höchste Norden Nebraska's bis an die nördlichen Felsengebirge ist nicht öde, wie die Reisen des Major Schoenover, des Agenten der „sechs großen" Indianernationen zeigen. Dieser Strich wird der ganzen Länge nach, von Osten nach Westen vom Yellow Stone-Flusse durchzogen. 27,000 Indianer bewohnen noch diese Gegenden; den Weißen sind sie sehr feindlich gesinnt, da sie wohl wissen, daß sie von ihnen eines Tages aus ihren Jagdgründen werden vertrieben werden. Major Schoenover und seine Begleiter brachten ihre Waaren, die sie mitführten, beinahe 600 Meilen weit auf dem Yellow Stone hinauf. Er versichert, daß der Fluß im Sommer 900 Meilen über seiner Mündung in den Missouri für Dampfer schiffbar sei. Dieser Fluß ist viel stärker wie der Missouri, ähnlich wie der Missouri an seiner Mündung in den Mississippi. Der Yellow Stone-Fluß wäre daher der eigentliche Missouri. (?) Bier- oder fünfhundert Meilen oberhalb der Mündung ist das ihn begrenzende Land allerdings öde und unfruchtbar. Weiter hinauf aber hat das Land Wald und Prärie. Wenn diese Ansicht des Major Schoenover richtig ist, so könnten auf diesem Flusse die Vorräthe für die Regierungstruppen und andere Waaren bis auf eine Entfernung von 400 Meilen von Salt Lake City zu Wasser transportirt werden und ganz bis in die Nähe verschiedener Forts in jener Gegend.

Das zum Anbau geeignete Land in dem Thale des Yellow Stone bedeckt einen Flächenraum von 100,000 Quadratmeilen, ist so groß als der Staat New-York und die New-Englandstaaten zusammengenommen. Wenn die Berichte des Majors Schoenover über die Schiffbarkeit des Yellow Stone richtig sind, so können die Ackerbauprodukte jener Gegenden leicht verschifft werden.

Digitized by Google

Die Centralregierung hat bisher für diese Regionen so gut wie gar nichts gethan, besonders für eine Route nach dem Stillen Meere in jenen Gegenden. Alle ihre Anstrengungen gingen in der Richtung von Neu-Mexico. Der Norden und Nordwesten wurden von ihr den wilden Thieren und Indianern überlassen.

Erd- und Seebeben.

Die Erdbeben dauern fort. Man schreibt aus Lahnstein in Nassau vom 29. August, daß dort und in dem benachbarten Koblenz in der Nacht vom 28. auf den 29. ein heftiger Stoß empfunden worden sei. Wir haben (Globus S. 36) Mittheilungen über die Erdbeben gemacht, welche in der Mitte des Februars im indischen Archipelagus so große Verwüstungen anrichteten. Noch im März hielten dieselben an, wie uns folgender Bericht zeigt: Die Insel Simo, welche zu der Batu-Gruppe an der Westküste Sumatra's gehört, wurde am 9. März von einem schrecklichen Unglück heimgesucht. Die Insel zählte vor der Katastrophe 120 Häuser mit 1045 Bewohnern. Gegen Abend des 9. März verspürte man ein ziemlich starkes Erdbeben, die Einwohner liefen daher nach der offenen Plätzen zwischen den Gebäuden, begaben sich aber nachher auf das freie Feld, da man fürchtete, die Häuser, welche schon große Risse bekamen und zu wanken begannen, würden einstürzen. Kurz darauf vernahm man aus der Ferne mehrmals hintereinander ein furchtbares Krachen, wie von Kanonenschüssen, und gleich darauf sah man weit draußen im Meere eine riesige schaumweiße Wogen, welche mit Blitzesschnelle dem Lande zuschoß; ihr folgte gleich eine zweite und dann noch eine dritte, und alle drei erreichten die fliehenden Bewohner und nahmen Alles — Menschen, Thiere, Häuser und Bäume — mit sich, da sie mit derselben Blitzesschnelligkeit, mit der sie gekommen, auch wieder zurückströmten. Von 282 Personen, welche da versammelt waren, wo sich unser glücklich verlebender Berichterstatter befand, wurden 206 vom Wasser fortgerissen, und von den 120 Häusern und 1045 Bewohnern der Insel wurden 96 Häuser zerstört und kamen 675 Menschen um, ohne die 103 zu rechnen, welche fremd und zufällig auf der Insel anwesend waren. Von den 4000 Bäumen einer Plantage blieben nur 6 stehen. Nach der Katastrophe bot die Insel ein Bild der entsetzlichsten Verwüstung dar und die Menge der umherliegenden verwesenden Leichname verpestete die Luft, obschon der größere Theil der Umgekommenen in der Tiefe des Meeres begraben liegt. — Große Felsstücke waren vom Meer 3—400 Fuß weit auf's Land geschleudert und einem riesenhaften Jawi-Jawi-Baum, welcher nahe am Ufer gestanden, fand man mit zerrissenen Wurzeln und Zweigen 400 Fuß von der Küste liegen. Bei alle dem Unglück kamen doch auch einige Beispiele wunderbarer Lebenserettungen vor, so z. B. fand man zwei Tage nach dem Unglück ein einjähriges Kind in der Krone einer 15 Fuß hohen Kokospalme, obschon geschunden und fieberkrank, doch noch lebend hängen; ein anderes Kind fand man lebend an der Brust seiner todten Mutter liegend. — Dieses Erd- und Seebeben wäre demnach das zweite auf der Batu- oder Batoagruppe gewesen, denn jenes, von welchem wir früher Meldung thaten, fand am 16. Februar statt.

Die Seebeben, welche sich schon im vorigen Jahre im atlantischen Ocean in der Nähe des Aequators bemerkbar machten, wurden 1861, wohl gemerkt im Märzmonate, wieder verspürt. Kapitän Wikander segelte mit dem russischen Schiffe Dallas von Mauritius an der hinterindischen Küste nach London. Am 20. März, 7 Uhr Abends empfand er auf 0 Grad 27 Minuten nördl. Breite und 20 Grad 30 Minuten westl. Länge einen heftigen Stoß und es war als ob die Dallas auf den Grund gerannt sei und die Masten erbebten. Das Wetter war schön, der Wind schwach. Am demselben 20. März, Abends 7 Uhr 15 Minuten war das Barkschiff Melbourne von Dundee, auf der Reise von Port Adelaide nach London, auf 0 Grad 20 Minuten nördl. Breite, 20 Grad 35 Minuten westl. Länge. Plötzlich vernahm die Mannschaft ein lautes, vollendes Getöse, und in demselben Augenblicke erbebte das Schiff vom Bug bis zum Stern. Die Bewegung hielt vier bis fünf Minuten an. Kapitän Cowri schreibt: „Ich wußte, daß wir in der Region vulkanischer Erscheinungen waren, und folgerte, daß wir ein Erbeben hatten. Doch war das Geräusch und das Erzittern des Schiffes so, daß man hätte glauben können, wir führen über harten Grund oder ein Korallenriff. Die See schäumte empor wie eine Brandung."

Zur Statistik der Schiffbrüche.

Aus einem Parlamentsberichte, welcher die im Jahre 1860 an den britischen Küsten stattgefundenen Schiffbrüche erörtert, geht hervor, daß durch dieselben jährlich im Durchschnitt ein Verlust von achthundert Menschen verursacht wird und Eigenthum im Belauf von anderthalb Millionen Pfund Sterling verloren geht. Das genannte Jahr zeichnete sich höchst unvortheilhaft aus, denn von der Mitte des Mai bis in jene des Juni ereigneten sich nicht weniger als 250 Schiffbrüche! Für das ganze Jahr beträgt die Summe derselben 1379. Schiffbrüche und Strandungen haben gegen früher zugenommen, dagegen ist die Zahl der Zusammenstöße geringer geworden; sie beträgt 298 Fälle, gegen 349 im Vorjahre. Auch sind nicht so viele Menschenleben als früher verloren gegangen, nämlich 264 weniger als durchschnittlich in den letztverflossenen neun Jahren. Bei den 1379 Schiffbrüchen von 1860 kamen 536 Menschen um, während 2152 durch Rettungsboote, Raketen und Mörserapparate und dergleichen Anstalten gerettet wurden. Von 2795 Fahrzeugen, welche in den Jahren 1859 und 1860 verloren gingen, waren nicht weniger als 1504 Kohlenschiffe; die übrigen gingen in Ballast, oder hatten Holz an Bord, oder waren Passagierschiffe. 912 waren Schuners, 644 Briggs. In England herrscht bekanntlich nicht, wie in unsern deutschen Seeplätzen, ein Prüfungszwang für Steuerleute und Kapitäne; deswegen sind auch so viele britische Kapitäne untüchtig. Von den Schiffbrüchen im J. 1860 kommen nicht weniger als 554 auf Kapitäne, welche keinen Nachweis ihrer Tüchtigkeit geliefert hatten. Unglücksfälle trafen zumeist kleinere Schiffe zwischen einer Tragfähigkeit von 50 bis 300 Tonnen. Bei Südwest gingen 111 Fahrzeuge verloren, bei Westnordwest 128, bei Nordwest 104. Acht scheiterten bei ganz ruhigem Wetter, 151 bei einer frischen Kühlte, 168 in heftigem Sturm, 101 in gewöhnlichem Sturme, 139 in einem Orkane. Bei 21 Schiffbrüchen hatte der Kapitän kein Senkblei am Bord, 2 gingen verloren durch Trunkenheit der Mannschaft, 35 wegen grober Fahrlässigkeit, 39 waren seeuntüchtig, 5 hatten unrichtigen Kompaß.

Gegenüber einem so ungeheuern Verluste von Gut und Blut hat man in England gewiß alle Ursache, endlich die Vorsichtsmaßregeln zu treffen, welche wir Deutschen nie außer Augen gelassen haben. Nächst den Engländern und Nordamerikanern haben wir Deutsche die meisten Schiffe auf See, weit mehr als jedes andere Volk, die beiden genannten aus-

Digitized by Google

genommen; aber die Zahl unserer Seeverluste ist ganz ungeheuer geringer.

An den britischen Inseln sind während der letztverflossenen elf Jahre 6983 Menschen in den Wellen umgekommen. Auf einer Schiffbruchkarte sind die gefährlichsten Stellen verzeichnet worden. Auf die Strecke von Skerries und Lambay bis Fair Head und Mull of Cantire kommen allein 1453; auf jene von Farn Islands bis Flamborough 523, von Flamborough Head bis North Foreland 957; von Landsend bis Hartland Point und bei den Scilly-Inseln 330, und so fort. Zwischen den Farn Islands und North Foreland sind jetzt 62 Stationen für Rettungsboote und eben so viele Raketen- und Mörserstationen. In jedem Winter werden durch sie dort viele Menschen dem Wassertode entrissen.

Daß Zusammenstöße von Schiffen in den englischen Gewässern vorkommen, erklärt sich leicht, theils aus der ganzen Gestaltung der Küste, dem engen Wasser zwischen den vielen Inseln und der ungeheuern Menge von Fahrzeugen, welche unablässig auf demselben schwimmen. Die Zahl derselben, welche einlaufen, beträgt für die letzten Jahre durchschnittlich 204,945 mit einer Tragfähigkeit von 29,580,906 Tonnen; jene der auslaufenden 209,402 mit 29,580,906 Tonnen. Binnen sechs Jahren sind aber trotzdem nur 1788 Collisionen, oder etwa 300 jährlich, vorgekommen. Viele von den Schiffen, welche in dunkler stürmischer Nacht mit einem andern zusammenprallten, sind binnen wenigen Minuten mit Mann und Maus spurlos verschwunden.

Die Baschikuay-Ameise.

Im Haushalte der Natur spielen bekanntlich die Ameisen eine wichtige Rolle, besonders in den tropischen Waldgegenden. In jenen Westafrika's findet man sie in ungeheurer Fülle, und manche Arten sind für Menschen und Thiere in hohem Grade gefährlich. Du Chaillu fand in den von ihm durchwanderten Gegenden mindestens zehn verschiedene Arten, von welchen die Baschikuay, welche bei dem Mpongawolke Nschunu heißt, am meisten gefürchtet wird; vor ihr schaudert selbst der grimmige Leopard zurück. Diese Thiere ziehen in langen regelmäßigen Reihen durch die Wälder, in Zeilen von etwa zwei Zoll Breite und oft in der Länge von einigen Wegstunden. Der ganzen, wenn man so sagen darf, Heerstraße entlang, gehen größere Ameisen als Offiziere, um das Ganze in Ordnung zu halten. Sobald der Zug an Stellen kommt, wo er nicht gegen die Sonne, welche das Thier nicht ertragen kann, geschützt wird, baut er sofort Gänge unter der Erde, und durch diese zieht das ganze Heer. Sobald es hungrig ist, macht es einen Frontmarsch und greift mit unwiderstehlicher Wuth an. Auch Elephanten und Gorillas ergreifen eben sowohl die Flucht wie die schwarzen Leute, denn was in den Bereich der Baschikuay kommt, ist ohne alle Rettung verloren. Strauße, Hunde, Leoparden, Antilopen werden in unglaublich kurzer Zeit überwältigt, getödtet und verzehrt; nur die nackten Knochen bleiben liegen. Diese Ameisen sind Tag und Nacht auf der Wanderung, und wenn sie einem Negerdorfe nahe kommen, läßt man Alles im Stiche und eilt hinweg. Sie ziehen in die Hütten und fressen alle Kakerlaken, Tausendfüße, Ratten und Mäuse auf. Eine große Ratte ist in wenigen Minuten in ein Gerippe verwandelt, aber alle Pflanzenkost bleiben unberührt. Selbst die Zwölftenwelt sieht vor einem sehr gefährlichen Feinde, welcher seine Beute bis in die höchsten Spitzen der Bäume verfolgt. Die Baschikuay greift im Sprung an und packt mit ihren zangenartigen Fühlern; der Biß ist sehr schmerzhaft. Die Neger erzählen, daß man ehemals bei ihnen Verbrecher solchen Ameisen vorgeworfen habe. Diese besitzen einen scharfen Geruch. Sie sind größer als alle amerikanischen Ameisen und wenigstens einen halben Zoll lang, roth oder dunkelbraun und in so ungeheurer Menge vorhanden, daß der oben genannte Reisende einen ununterbrochenen Zug beobachtet haben will, der zwölf Stunden lang an ihm vorbeikam. Er erzählt ferner: daß sie beim Ueberschreiten von Bächen einen lebendigen Röhrenschacht bilden, welchen sie an beiden Seiten des Ufers etwa an einem Baume oder hohen Busche befestigen und daß durch diese Röhrenbrücke der Zug hindurch marschire.(?) Eine andere, noch größere Art der Baschikuay kommt in den Gebirgen südlich vom Aequator vor; sie ist graulich weiß, und hat einen schwarzrothlichen Kopf und ein so starkes Gebiß, daß sie Stückchen aus dem Fleisch herausreißen kann. Aber sie bewegt sich langsam und ist auch nicht in so großer Menge vorhanden. Die Nschelelay oder weiße Ameise greift keine lebenden Wesen an, sondern lebt von Pflanzenstoffen und hat eine große Abneigung gegen das Tageslicht. Auch sie baut Gänge und außerdem Hügel, die wie ein riesiger Pilz aussehen, denn sie haben ein überhängendes Dach. Die rothen Blattameisen leben auf Bäumen und bringen manche derselben zum Absterben. Sie wählen das Ende eines Baumzweiges, das dicht belaubt ist, leimen die Blätter derart aneinander, daß sie einen Sack oder Beutel etwa von der Größe einer Orange bilden, und dieses ist ihr Nest. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, wenn man die Bäume mit einer unzähligen Menge solcher Nester behängt sieht, aber der Wanderer flieht sie, weil der Biß dieser Baumeister ungemein schmerzt. Eine schwarze Ameise baut ein an Baumzweigen hängendes Nest von zwei Fuß Länge und einen Fuß im Durchmesser; dasselbe hat im Innern Gänge und Gallerien; in diesen wird gearbeitet, das Ei gelegt, die Jugend erzogen. Das ganze Nest wird gegen den Regen durch ein aus einzelnen, übereinander hängenden Blättern gebautes Dach geschützt, welches zugleich der Luft Eingang gestattet.

Fischwanderungen in Südamerika.

Durch Amadeus Moure haben wir eine sehr eingehende Beschreibung des gewaltigen Paraguay-Stroms erhalten, der recht eigentlich im Herzen Südamerika's, in der brasilianischen Provinz Matto grosso, entspringt, in sieben kleinen Seen, Siete Lagunas, etwa unter 13 Grad südl. Breite. Im obern Laufe empfängt er von der linken Seite her, noch in Brasilien, den S. Lourenzo, der seinerseits unter 17 Grad 19 Minuten südl. Breite den Fluß Cuyabá aufnimmt. Dieses schöne Gewässer fließt an der gleichnamigen Stadt vorüber und kommt von der Serra dos Parecis. In ihm bemerkte Moure eine eigenthümliche Erscheinung. Alljährlich, sobald die Regenzeit eintritt und dann das Land weit und breit überschwemmt wird, also Ende Octobers und zu Anfang Novembers, schaaren sich vier oder fünf verschiedene Arten Fische zusammen, beginnen zu wandern, und machen dabei ein Geräusch, das man über eine halbe Stunde weit hören kann. Es hört sich an, als ob Karren über ein schlechtes Pflaster rollen.

Diese Fische ziehen langsam stromab und verbreiten sich dann in dem Ueberschwemmungswasser. Ich sah dieses merkwürdige Phänomen zum ersten Male bei der Stadt Cuyaba am 1. November 1851 und sie währte bis zum 15. November. Der Curimbata eröffnet die Wanderung; der eben so große Pacu folgt und scheint jenen zu verfolgen. Nachher kommen andere Arten. Die Leute

Digitized by Google

fangen dann eine wahrhaft unglaubliche Menge Fische, nicht etwa mit Netzen, sondern mit den Händen und in Körben, oder mit Pfeilen. Dann herrscht Lustbarkeit und für den Fremden hat das Schauspiel viel Anziehendes.

Die Schwämme laichen in dem Ueberschwemmungswasser, und im Mai oder Juni beginnt dann eine Wanderung stromaufwärts, aber ohne jenes Geräusch. Die Zahl der Fische ist dann noch größer, die Ordnung des Zuges aber wieder dieselbe wie beim Hinabschwimmen. Die kleinen werden von den größeren verfolgt, welche wieder von größeren flechen, von denen sie eifrig verfolgt werden. Sobald das Ueberschwemmungswasser seichter wird, eilen alle fort, und ziehen durch die schmalen Wasserwege, welche zum Flusse führen. Viele hunderttausende bleiben jedoch zurück und kommen um. Fast alle Schuppenfische jener Gegenden machen eine Jahreswanderung von etwa 50 deutschen Meilen abwärts und ebenso weit wieder stromaufwärts; in der Zwischenzeit ist der Cunyaba von jenen Arten gleichsam verwaist. Das Ueberschwemmungswasser hat durchschnittlich eine Tiefe von 15 bis 18 Fuß. Unter den Fischen jener Gegend wird der obenerwähnte Pacu am meisten geschätzt, weil er ungemein wohlschmeckend ist. Bemerkenswerth erscheint der Piranha, die Scheere. Er ist äußerst grimmig und beißt mit seinen scharfen Hakenzähnen auf Alles ein, was er für Fleisch hält. Er kommt gleich in Massen an Stellen, wo er Blut wittert, und macht auch das größte Thier in wenigen Minuten zu einem Gerippe. Die Menschen haben große Furcht vor diesem Flußtiger und er ist in der That unter den Fischen der allergefährlichste.

Kleine Nachrichten.

Die Goldentdeckungen in Neuschotland. Wir haben dieses überraschenden Fundes schon erwähnt; jetzt liegen uns amtliche Berichte vom Anfange Septembers aus Halifax vor. Bis 1860 hatte Niemand eine Ahnung davon, daß in jener Provinz Gold zu finden sei; selbst den Gegnesten, welche das Land unterkauft hatten, blieb der Schatz verborgen. Dann verbreitete sich ein Gerücht, daß Gold unweit der Küste liege und einige Hundert Leute gingen auf gut Glück in die Wälder; sie fanden, etwa zehn Wegstunden vom Meer entfernt, in der Nähe der Quellen des Flusses Tangier wirklich etwas Gold, es war aber nur wenig. Man hörte daß nichts mehr von der ganzen Angelegenheit, aber im März sah ein Mann, der aus einem Bache trinken wollte, ein Stück Gold aus den Kiesen im Wasser hervorschimmern. Er nahm dasselbe auf, suchte weiter nach und fand wirklich mehr. Diese Stelle liegt eine halbe englische Meile östlich von der Mündung des Tangier; dieser ist ein sehr kleiner Fluß, dessen Quelle unweit von jener des Musquedoboit liegt; er strömt durch eine Kette kleiner Seen, führt die Gewässer aus einer wilden, rauhen Gegend ab und mündet dann, etwa 40 Miles östlich von Halifax in den atlantischen Ocean. Die Fundstätte des Goldes lag sehr günstig, nur eine Viertelstunde vom schiffbaren Wasser. Im Frühjahr kam etwas nach Halifax; die Regierung ließ die Ländereien auslegen, und einige alte Auswanderer und Ansiedler nahmen Lots. Durch diese erfahrenen Männer kam die Sache in Aufschwung. Aus einem 5 Fuß tiefen und 4 Fuß breiten Loche wurden im März, binnen drei Tagen, für 75 Dollars Gold gewonnen, nicht etwa so, daß man es in Klumpen gefunden hätte, sondern aus zerstampften Quarzgestein. Goldführende Quarzgänge laufen meistenteils an der Küste hin. Wer ein angelegtes Loch von 50 Fuß Front und 20 Fuß Tiefe nahm, sollte dafür anfangs eine Jahresrente von 40 Dollars zahlen; sie wurde aber im Mai um die Hälfte ermäßigt, und die Regierung läßt von dem Gelde Wege nach und in der Goldgegend herstellen. In den Sommermonaten sind immer vier- bis achthundert Goldgräber am Tangier beschäftigt gewesen, und haben gute Ausbeute gewonnen. Den Betrag kennt man nicht, da seine Abgabe gezahlt wird. Jeder gräbt aus seinem „Claim" heraus, so viel er will und kann. Aber die Menge des nach Halifax gebrachten Goldes ist schon beträchtlich. Compagnien schlagen Schächte und Stellen; man ist schon in 45 Fuß Tiefe gekommen und hat einen Klumpen von 300 Dollars Werth gefunden. Im Juni wurde eine zweite Fundstätte bekannt. Sie liegt bei Lunenburg ungefähr 60 Miles von Halifax auf einer etwa eine Viertelstunde breiten Halbinsel, die ganz aus Quarzfelsen besteht. Dort führt auch der Sand Gold, und diese „Küstenwäscherei" soll sehr ergiebig. Bald entdeckte man Gold auch bei Dartmouth, Shubenacadie und Lawrencetown; an der ganzen Südküste und weit in's Innere hinein lagert goldhaltiger Quarz. Zehn Miles nördlich vom Halifaxhafen hat man zu Ende des August Gold bei Waverly am Themsos-See in zerstreut umherliegenden Quarzstücken gefunden und in benselben manche Stücke von 80 bis 100 Dollars Werth. Allem Anschein nach kommt auch noch in anderen Gegenden Gold zum Vorschein; inzwischen sind auch Londoner und Halifaxer Kapitalisten zusammengetreten und haben eine „Nova Scotia Gold-Mining Company" gebildet.

Aus Westindien. Im Jahre 1860 sind etwa 40,000 Negersklaven aus Afrika auf der Insel Cuba gelandet worden; während der Ueberfahrt sollen etwa 7000 gestorben sein. An einer Ladung von 500 Schwarzen machten die Unternehmer binnen vier Monaten einen Profit von etwa 170,000 Dollars. Sie zahlen in Afrika durchschnittlich 50 Dollars für den Kopf, rechnen, daß unterwegs ein Fünftel Schwarze sterben, Schiff, Ausrüstung ꝛc. werden zu 25,000 D. veranschlagt und in Cuba beträgt der Kopf 400 bis 500 Dollars. — Jamaica, wo wieder viele Zuckerpflanzungen unter dem Hammer stehen, läßt schwarze Einwanderer aus Sierra Leone holen; andere „Lehrlinge", die sich dazu verstanden, auf der Insel zu bleiben, haben jeder eine Prämie von 10 Pf. St. bekommen. — Trinidad hat wieder 500 Arbeiter aus China erhalten. — In Haiti betrug die Staatseinnahme für das Jahr 1860 die Summe von 1,292,400 D.; sie kam aus den Ausfuhr- und Einfuhrzöllen. An Kaffee wurden 10½ Millionen Pfund mehr verschifft, als in irgend einem frühern Jahre. Die Bauern müssen nach Vorschrift der Regierung Kaffee bauen; es existiren dafür Zwangsgesetze. Mulatten aus den nordamerikanischen Sklavenstaaten bauen etwas Baumwolle und haben schon einige tausend Ballen verschifft; die farbigen Einwanderer aus den nördlichen Vereinigten Staaten sind viel weniger arbeitsam. — St. Domingo, die vormalige „braune" Republik, welche den östlichen, größern Theil der Insel Haiti umfaßt, ist bekanntlich seit dem Frühjahr 1860 wieder unter die Herrschaft Spaniens zurückgekehrt. Die königliche Regierung hat ausdrücklich erklärt, daß die Sklaverei nicht wieder eingeführt werden solle oder dürfe; sie sei dort keine Nothwendigkeit.

Volksmenge von Jamaica. Diese Insel hatte 1844 eine Bevölkerung von 377,433 Seelen; nach der Zählung von 1861 war dieselbe auf 441,264 gestiegen. Seit der Freilassung der Sklaven hat vermehrt sich bekanntlich die Zahl der Weißen, auf seinen Fall hält sie in Westindien Schritt mit dem Zuwachs der dunkelfarbigen Menschen. Die Verausgabung, daß die Antillen allesammt den letzteren anheimfallen und damit für eine höhere Gesittung verloren gehen werden, erhält schon jetzt ihre Bestätigung. Auf Jamaica z. B. leben nur 13,816 Weiße neben oder zwischen 346,574 Negern und 81,065 Mulatten. Diese Neger sind, den Klagen der Missionäre zufolge, wieder Fetischanbeter geworden und verehren die Schlange. Da die freien Neger sich zu regelmäßiger Arbeit nicht verdingen lassen, so bringen die Engländer jene Schwarzen, welche sie auf gekaperten Sklavenhändlerschiffen finden, ohne Weiteres als „Lehrlinge" oder „freie Arbeiter" nach Jamaica. In den letzten Tagen des August brachten sie eine Ladung von 200 Köpfen und vertheilten dieselben ohne weiteres an Pflanzer, welche mit Hülfe dieser Arbeiter Baumwolle bauen wollen.

Auf den andamanischen Inseln im bengalischen Meerbusen haben die Engländer eine Strafkolonie angelegt, nach welcher die Verbrecher aus ihren östlichen Besitzungen schicken. Die Ansiedelung ist bei Port Blair und steht unter einem Kapitän Haughton. Die Pinang-Zeitung bringt erfreuliche Nachrichten über diese Anstalt. Eine beträchtliche Landstrecke ist urbar gemacht worden und unter Anbau, und giebt reichlichen Ertrag. Bisher hat man nur Verbrecher aus Indien nach Port Blair gebracht, wahrscheinlich kommen demnächst Chinesen ans Heng kong hinzu. Kokosbäume und Betel gedeihen vortrefflich; jene in den niedrigen Gegenden, diese im Bergwalde. Die Kokosbäume pflanzt man in Entfernungen von je 30, die Betelreben von 10 Fuß. Land und Klima eignen sich auch für den Anbau von Indigo, Zuckerrohr, Cayennepfeffer und Zanamen. Haughton hat auch auf der Insel Groß Kole ein Ansiedelung gegründet und läßt dort Teilbeet schlagen. Das Klima auf den Andamanen ist ungesund. Im Jahre 1858 starben in Port Blair nicht weniger als 63, sage drei und sechzig Procent der Zwangsansiedler, im Jahre 1860 nur etwas über 13 Procent.

Digitized by Google

Ihr Betragen ist im Allgemeinen gut, und mit den Eingeborenen kommt man leidlich aus. Dann und wann plündern sie freilich noch. Sechs von ihnen sind gefangen und nach Maulmein geschafft worden, wo sie Englisch lernen und so weit als möglich ist, civilisirt werden sollen. Die Bewohner der Andamanen sind gleich den Simangs an den Gränzen der Provinz Wellesley, ungemein gefräßig; sie verschlingen eine ungeheuere Menge Nahrung, wenn sie sich dergleichen verschaffen können, und zermalmen auch Thierknochen. Im Allgemeinen sollen sie ziemlich sügsam sein.

Aus der Kapkolonie. Den Nachrichten vom 31. August zufolge befand sich dort die Frau des Reisenden Livingstone, um demnächst sich nach dem Sambesi einzuschiffen, an welchem ihr Mann verweilte. Aus Hamburg waren zwei Schiffe mit Auswanderern angekommen, die sogleich lohnende Beschäftigung fanden. — Mit einem Theile der Zulukaffern ist die Regierung in Schwierigkeiten verwickelt; es sind aber nicht diejenigen, gegen welche England früher Krieg führte, sondern andere, mit denen die holländischen Boers (sprich Buhrs, d. h. Bauern) in Fehde lagen. Diese setzten den blutgierigen Häuptling Dingaan ab und erhoben dessen Bruder Panda. Dieser benahm sich friedlich gegen Holländer und Engländer, zu großem Mißvergnügen seines Sohns Ketschwayo, der von wilder Gemüthsart ist und großen Einfluß als sein Vater besitzt. Von dieses Ketschwayo Barbarei zeugt der Umstand, daß er vor einigen Jahren einen seiner Brüder verbrannte; ein anderer, welchem er nachstellte, ist zu den Engländern geflohen und wird vom Bischof von Natal erzogen. Somit hat man gleich einen Prätendenten in Petto. Die Thronfolge aber ist gesetzlich geordnet und nun 22 Jahren von den Engländern in Besitz genommen. Damals war diese Gegend in Folge von Schaka's und Dingaans Wüthereien verödet. Sobald aber die englische Flagge Schutz gewährte, zogen Massen von Kaffern aus dem Zululande in das Gebiet von Natal, weil sie dort sicher waren. Ihre Anzahl beläuft sich jetzt an 150,000; fast alle haben Vieh, Frauen und Töchter unitgebracht, und ein Weib gilt bei jenen Leuten so viel wie zehn Kühe. Ketschwaye, der Alles was in seinem Lande lebt, als sein persönliches Eigenthum betrachtete, ist über solche Verluste höchlich erbittert. Um den Irrungen ein Ende zu machen, gedenkt man ihm nun sein Land zu nehmen. Uebrigens ist die Kapkolonie in finanzieller Beträngniß; sie hat eine Zahresausgabe von 600,000 Pf. St. und hat sich jetzt um 100,000 Pf. St. höher besteuert, die Einganzsabgaben für Wein, Spirituosen und Tabak verdoppelt. Demnächst soll eine Zweigbahn von Wellington nach Worcestown in Angriff genommen und eine Telegraphenlinie von Kapstadt über Port Elizabeth nach Grahams Town hergestellt werden. Die gesetzgebende Versammlung hat beschlossen, das seither unabhängige Kaffernland (Caltraria), vom Keiflusse bis Natal, der Kolonie einzuverleiben. Dasselbe ist so gut wie Englisch, im Jahres zahlt 35,000 Krieger, aber die Häuptlinge sind einer Vereinigung mit England günstig. Auch die Guanoinsel Ichabee ist am 29. Juni für England in Besitz genommen worden und mit den benachbarten Eilanden soll ein Gleiches geschehen.

Der Hafen Lagos an der afrikanischen Sklavenküste. Londoner Blätter bringen die kurze Notiz: „Am 5. August wurde das Gebiet von Lagos an die britische Krone abgetreten; der König hat den Vertrag unterzeichnet.“ Die Sache ist nicht unwichtig: Lagos bildet den Seehafen für das Land Yoruba, das man früher Jarriba nannte. Dasselbe liegt zwischen Benin und Dahomen, ist aber größer als diese, und erstreckt sich von der Meeresküste bis zum Niger. Früher war es unter einem Könige vereinigt, ist aber jetzt in eine Anzahl kleiner Landschaften getheilt, deren Häuptlinge oft in Fehde mit einander liegen. Bis in den nördlichen und östlichen Theil sind von Norden her die erobernden Fellata gedrungen, und verbreiteten den Mohammedanismus; von Westen her wird Yoruba durch den König von Dahomey bedroht. Er will Abeokuta zerstören, eine von mehr als zwanzig verschiedenen Negerstämmen begründete Stadt, in welcher viele Christen wohnen und mehrere Missionäre sich aufhalten. Die Engländer haben viele halbcivilisirte Schwarze aus Sierra Leone dorthin geschickt, um den Baumwollenbau aufzumuntern, bis jetzt mit geringem Erfolge. Zu Rabba am Niger liegen noch immer die Leute von Baikie's bekannter Expedition, deren Dampfer dort scheiterte. Von Rabba aus wird seit einigen Jahren das Land oberhalb des Nigerdelta's nach verschiedenen Seiten hin durchforscht und von jener Stadt bis Lagos ist eine Heerstraße eröffnet worden. Was scheint nun, als ob das Bestreben der Engländer auf dreierlei gerichtet sei. Sie wollen dem weitern Vordringen der Fellata Schranken setzen und diese nicht bis an's Meer dringen lassen; sie wollen sodann dem blutdurstigen Könige Badahung von Dahomen entgegen treten und die Unabhängigkeit von Abbeokuta sichern, damit die dortigen Christen und Baumwollenbauer nicht gestört werden. Das erreichen sie, indem sie sich das Gebiet von Lagos gesichert haben. Der gleichnamige Hafen war früher ein sehr berüchtigter Sklavenmarkt. Er liegt an der Mündung des großen Flusses, welcher aus dem Herzen von Yoruba kommt und dorthin leichten Zugang gewährt, an einer schiffbaren Lagune, die sich westlich bis zum Nie Volta erstreckt und nach Osten hin mit den Armen des Nigerdelta's in Verbindung steht. Im Jahre 1852 stürmten die Engländer den Platz, um der Sklavenausfuhr ein Ende zu machen; aber der Sieg kostete viel Blut, weil die Neger von Lagos, welche zum Volke der Popo gehören, nachdrücklichen Widerstand leisteten.

Englische Bromlen in China. Die in Hong kong erscheinende Overland China Mail führt nachdrücklich Beschwerde gegen das barsche und hochhaltende Betragen, welches auch die englischen Beamten gegen die Chinesen sich zu Schulden kommen lassen. Wir Alle, schreibt sie, vom Gouverneur angefangen, sind gar zu geneigt, die Chinesen als niedriger stehende Menschen und untergeordnete Wesen zu betrachten. Vor wenigen Monaten hatte ein sechzigjähriger Mann vor dem vollziehenden Rathe eine Zeugenaussage zu machen Man ließ ihn vier volle Stunden lang stehen und bot ihm keinen Stuhl an, trotzdem er sich aus Mattigkeit oft an die Wand lehnte. Dieser Zeuge, Herr Seto, war alt und rheumatisch; einem jungen Engländer, der gleichfalls eine Zeugenaussage zu machen, wurde sogleich ein Stuhl gereicht. Man sah wohl ein, welche Rücksichtslosigkeit in einem solchen Verfahren lag, aber — es gab ja keinen Präcedenzfall, daß ein Chinese in Gegenwart des Gouverneurs auf einem Stuhle gesessen hätte! Der chinesische Dolmetscher durfte sich nur seitweilig setzen. Abgesehen von der Unbilligkeit, welche in einem solchen Benehmen der Behörde liegt, wäre ihr von der ganz gewöhnlichen Klugheit ein rücksichtsvolleres Benehmen geboten; es ist ein verhängnißvoller Irrthum, zu wähnen, daß wir gebildete Chinesen wie rohe Neger behandeln dürften.

Die Chinesen in Australien werden von den englisch redenden Leuten in Neu-Süd-Wales in gehässiger Weise angefeindet und arg mißhandelt. Man will ihnen das Goldgraben verwehren, das man als Alleinrecht der Englischen betrachtet. Ein Brief aus Sydney erzählt manches Unerhaulche über diese Rohheiten. „Die Chinesen haben sich friedlich und ordentlich betragen; ihre Gegner bemerkten gegen sie ein förmliches Complott. Eine Bande von künfzig Kerlen zog aus dem Tippeary Gull nach Lambing Flat, um die Himmlischen aus den Goldstätten, welche sie bearbeiteten, zu vertagen. Unterwegs schlossen sich ihnen andere Pöbelhaufen an, und dann sind die Rotte mit Musik über die Chinesen her. Sie wurden entsetzlich mißhandelt, mußten fliehen und alle ihre Habe in Stich lassen. Die Engländer plünderten und haben Alles was sie fanden, und was sie nicht mitnehmen konnten, wurde zerschlagen und verbrannt. Die trunkene Diebesbande rannte dann zwei Stunden weit nach dem Bach Creek, um dort dieselben Barbareien auszuführen. Viele Chinesen, welche rechtzeitig gewarnt worden waren, entflohen mit ihrer besten Habe, wenden aber von Reitern eingeholt und umzingelt. Dann ging es ohne Gnade und Barmherzigkeit über sie her; jeder Reiter packte einen Chinesen am Zopfe, zerrte die Köpfe bis an den Sattel und schlug auf sie los. Der Behandlung war ganz abscheulich. Natürlich wurden die Chinesen rein ausgeplündert und ihr Lager machte man dem Boden gleich. Die meist gepriigelten, entkleideten, verwundeten Menschen jagte man fort; sie hatten nichts zu essen und kein Obdach. Ein rechtschaffener Squatter in der Nachbarschaft, Herr Roberts, erbarmte sich ihrer und gab ihnen zu essen. Dafür wurde er jedoch von der Bande bedroht, und die weitsichen Mitglieder mußten, um sich zu sichern, in das nächste Dorf fliehen. Eben heißt es hier in Sydnen, Herrn Robert's Haus sei niedergebrannt worden. Die Regierung schickte Polizeimänner aus, um die Rädelsführer einzufangen. Drei derselben wurden verhaftet, aber sogleich entstand unter den Diggers ein „Reit up“; sie wurden sich zusammen und verlangten die Freilassung der Verbrecher. Es fielen Pistolenschüsse. Dann wurde die Autuhrarte verlesen, aber die Bande ging nicht auseinander. Der Commissar ließ sind feuern; auch das half nichts, und als die berittene Polizeimannschaft einsprengte, wurde sie mit Schüssen begrüßt. Vier Mann lanten vom Pferde. Nun gab auch die Fußpolizei Feuer und die Reiter hieben ein. Die Bande wurde dadurch auseinander gejagt, aber einzelne Schüsse fielen noch. Die Rotte ließ einen Todten auf dem Platze, viele wurden verwundet. Am andern Tage erfuhr der Hauptmann der Polizeimannschaft, daß er von etwa dreitausend Diggers angegriffen werden solle, sie hätten geschworen, ihre Kameraden zu rächen. Seine Mannschaft war nur 57 Köpfe stark; er mußte deshalb nach der Stadt Yaß zurückweichen und telegraphirte von dort nach Sydnen, damit er Verstärkung bekäme. Die Rotte verunstaltete sie den erschossenen Dieb ein feierliches Leichenbegängniß. Weit und breit werden Räubereien verübt. Die gefangenen Men-

Digitized by Google

terer wurden gegen Bürgschaft freigelassen, weil es den Behörden angenehmlicher an Macht fehlte, die Reise zu Waaren zu treiben." So standen die Dinge am 22. Juli; das Ganze ist ein Intermezzo, welches die europäischen Männer der vielgerühmten Civilisation aufführen.

Queensland, die vor einem Jahre von Neu-Südwales abgetrennte neue Kolonie, welche den nördlichen Theil der Ostküste von Australien einnimmt, eignet sich bekanntlich durch Bodenbeschaffenheit und Klima für den Anbau der Baumwolle. Jüngst hat sich nun eine „Queensland Cotton Company" mit einem Kapital von 50,000 Pf. Sterling gebildet; sie will den Baumwollenbau durch Arbeiter aus Indien in Angriff nehmen lassen.

Protestantische Missionäre in China sind in der jüngsten Zeit sehr thätig gewesen und ihre Zahl hat sich vermehrt. In der Provinz Canton leben 17 in der gleichnamigen Hauptstadt, 1 in Schantung in, 5 in Swatau und 6 deutsche Missionäre in den unerbrochlich von Hongkong liegenden Distrikten Sau on und Tung kun. In Amoy und dem südlichen Theile der Provinz Fo kien 10; in Futschen 8; in der Provinz Schantung 10 oder 12; zu Shanghai und überhaupt in der Provinz Kiang in 23; in der neu eröffneten Provinz Schau tung sind deren 5 in Tschi fu und in Tang tschi 2 thätig; die Provinz Tschi li hat 6 in der Stadt Tien tsin; Kanton in Hupe 2, Nankin 1. Nicht minder eifrig sind die katholischen Missionäre, welche längst über ziemlich alle Provinzen zerstreut sind, und angeblich etwa 80,000 Chinesen bekehrt haben. Der Verbreitung des Christenthums steht bekanntlich in China kein Hinderniß mehr im Wege.

Bankerolle in Nordamerika. Zuverlässigen Berechnungen zufolge betrug die Zahl der während des Jahres 1859 in den Vereinigten Staaten stattgehabten Geschäftsbankerotte 3,913 mit einer Gesammtschuldenlast von 65,294,000 Dollars. Dabei muß berücksichtigt werden, daß in diesen Zahlen nur die Fallissements größerer Geschäftsformen eingeschlossen sind. Rechnet man die kleineren Geschäfte, welche während des Jahres 1859 zusammenbrachen, so kann man den Gesammtbetrag der Bankerottschulden auf volle 80 Millionen Dollars veranschlagen. Von diesen Fallissements kommen allein auf die Stadt Neu-York 290 mit Passiven im Betrage von 13,218,000 Dollars. 410 von den 3,913 Fallissements werden als betrügerische klassificirt, mit einer Gesammtschuldenlast von 5,650,000 Dollars. 130 Bankerotteure, deren Passiva sich auf die Gesammtsumme von 6,242,000 Dollars belaufen, werden als solche aufgeführt, die wahrscheinlich ihren Gläubigern vollauf gerecht zu werden im Stande sind. Rechnet man zu diesen Summen noch die Gerichtskosten und Advokatengebühren, welche durch die Fallissements veranlaßt wurden, so kann man annehmen, daß durch das Verbrüchigsein mindestens 80 Millionen Dollars in den Vereinigten Staaten verloren gingen.

Kirchlige Sklaven aus den Vereinigten Staaten leben im westlichen Canada in großer Menge; man schätzt ihre Zahl auf ungefähr 55,000 Köpfe. Manche sind ganz erbentliche Leute, viele aber sehr träg und eine wahre Last für die Gemeinden, welche von ihnen beimgesucht werden. Schon mehrfach haben sie klarruben angestellt und die Weißen klagen über die unerträgliche Anmaßung des schwarzen Protestanten. Die Abolitionisten in den Vereinigten Staaten haben eine eigenthümliche Art von Menschenfreundlichkeit. Sie gründeten einen Verein, dessen Mitglieder verpflichtet sind, Sklaven ihren Herren abwendig zu machen, jene zur Flucht anzureizen und nach Canada auf Kosten der „Gesellschaft der unterirdischen Eisenbahn" zu schaffen. Sobald der Schwarze einmal in Canada ist, bekümmern jene Philantropen sich nicht mehr um ihn. Dieser Verein der unterirdischen Eisenbahn hat durch sein methodisches Sklavenstehlen viel böses besorgtegen, den Süden aus der Union zu treiben. In Canada ist man jener in's Land gewesenen Neger dermaßen überdrüssig, daß man schon mehrmals ganze Schiffsladungen nach Haiti geschafft hat, „um die arge Landplage zu vermindern."

Ein Clipperschiff, die Fiery Croß, das im vorigen December an der Mersey vom Stapel lief, segelte am 18. Januar von Liverpool ab, war am 8. Mai zu Hongkong in China und fuhr nach Fu tschen zu, um Ladung einzunehmen. Von dort kach der Clipper am 11. Juni wieder in See und war am 22. September in London. Das sind die schnellsten Reisen, welche je ein Segelschiff von nah nach China gemacht hat. Der genannte Clipper hat keine hölzernen Masten, sondern sie sind aus Stahl geschmiedet und haben sich trefflich bewährt.

Französische Civilisation. Es ist ermittelt worden, daß in dem französischen Departement der oberen Vienne 66 bis 67 Procent der Bevölkerung, also volle zwei Drittel der Gesammtbewohner, weder lesen noch schreiben kann. Gewiß hat Graf Gobineau Recht, wenn er in seinem ausgezeichneten Werke über die Ungleichheit der Menschenrassen ausdrücklich hervorhebt, daß „die ganz überwiegende Menge der Franzosen sehr zurückgeblieben sei und noch in tiefer Barbarei stehe." „Diese Menschen haben ein unüberwindliches inneres Widerstreben gegen unsere Civilisation. Sechsundzwanzig Millionen leben ganz augenbaub unseres Ideen-, Gestungs- und Gesellschaftstreises. Wir unteren Massen in Frankreich verbüßt es sich, wie mit den Wilden. Diese Masse der Bevölkerung in Frankreich ist ein Abgrund, über welchen die Civilisation in der Luft hängt, und diese tiefen, stagnirenden Gewässer, welche auf dem Boden dieses Abgrundes schummern, werden bermaleinst hervorbrechen, um aufsiehend und zerstegend zu wirken. Der französische Bauer steht in ganz höher gebildeten Menschen seine Feinde." So lautet das Urtheil eines ausgezeichneten Franzosen über seine eigenen Landsleute.

Gesundheitszustand in Manchester. In der British Association tat ein Herr David Chadwick eine Abhandlung vor, in welcher er die ungeheuren Fortschritte rühmte, welche man in dieser Stadt gemacht habe. Alles wurde rosenfarben geschildert. Aber ein anderer Herr Chadwick, mit dem Vornamen Edmund, stellte ein ganz anderes Gemälde daneben, und es ergab sich, daß die Regierstlaven in Amerika weit besser daran sind, als die freien britischen Arbeiter. Nirgends ist es mit den Gesundheitsverhältnissen so absichentlich bestellt, als in der Fabrikstadt Manchester. Der Typhus, welcher aus den Armenhäusern Englands längst verschwunden ist, richtet in den Wohnungen der Fabrikarbeiter schreckliche Verheerungen an. Jeder Arbeitslohn kann nicht für den Betrieb der Schutbreit entschädigen. Man hat die Leute in schlechte Arbeitsräume und sie schlafen in Zimmern, deren Luft aus einem Gemisch der Ausdünstung von Kloaken und Misgruben und von Kohlenqualm besteht. Bösartige Fieber bören nicht auf. Dr. Greenhow bezeichnete die Kloaken als das Ungeheuer von Manchester. „In dieser Stadt erleben die Hälfte aller Kinder, welche geboren werden, nicht das fünfte Jahr; auch Erwachsene leiden sehr an der, durch die Kloakenluft erzeugten, Diarrhöe, welche an einer großen Anzahl von Todesfällen schuld ist. Manchester weit-eifert in Ungesundheit mit Liverpool, und die Verbrechersstatistik zeigt, daß es auch mit den sittlichen Verhältnissen sehr schlecht steht." Ein Herr Tartt bemerkte, daß kaum ein einziges großes Gebäude in Manchester ordentliche Lüftung habe. Selbst die viel gerühmte Freihandelshalle (— in welcher so viel Humbug verhandelt wird, an welchen man auf dem Continente glauben soll —) ist schlecht gelüftet, „und der Duft, in welcher sie weben, ist, wegen der schlechten Gaseinrichtung, wie ein Backofen." Da hebt dann freilich das, was die Engländer Comfort, wir Deutschen Behäbigkeit, nennen.

Straußе in Europa ausgebrütet. Endlich ist ein Versuch gelungen. Seitdem die Franzosen im Besitze von Algerien sind, haben sie viele Straußе nach Europa gebracht und sich große Mühe gegeben, eine Brut zu erlangen, indeß alle Bemühungen schlugen fehl, auch im zoologischen Garten zu Marseille. Aber der Direktor desselben, Guinet, ließ sich nicht entmuthigen. Er wählte in der Gemeinde Montredon eine Landige Ebene aus, zwischen dem Meer und dem Gebirge, das südöstlich von der Bucht sich erhebt. Dort sind Bäume und Büsche, welche den Straußen Schutz gewähren, und der Sand ist warm. Man umzäunte eine Strecke von 2000 Fuß Länge und 1500 Fuß Breite und brachte am 12. März dieses Jahres einige Straußе dorthin. Anfangs übten sie sich dort nicht beimisch und liefen unruhig umher, aber bald gewöhnten sie sich und das Legen begann. Das Nest war weiter nichts als ein Loch im Sande und sah aus wie ein abgestumpfter Kegel, aber nach und nach wurde der Rand durch Anhäufung höher gemacht, und daran arbeiteten Männchen und Weibchen abwechselnd. Am 20. April waren fünfzehn Eier gelegt worden. Bis dahin hatte das Weibchen vor und nach dem Viertegen einige Stunden auf dem Neste gesessen, ein paar Mal sogar einen ganzen Tag lang. Nach jenem Tage überwachte aber das Männchen die Wache, das Weibchen nur, wenn jenes einmal zeitweilig sich entfernte. In Algerien hat man beobachtet, daß die Brutzeit 56 bis 60 Tage daure; Hr. Guinet war desbalb erstaunt, daß schon am 3 Juni früh das erste Junge auskroch; am Abend jenes Tages waren schon elf Stück vorhanden. Am nächsten Tage verließen die Jungen das Nest und gingen unter Aufsicht der Aeltern umher; einer blieb etwas zurück und starb sehr bald. Die übrigen zehn sind gediehen, wachsen auch rasch und am 8. August waren sie so groß wie junge Truthühner.

Verantwortl. Redakteur: Hermann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Druck von Wiesecke & Dorient in Leipzig.

Digitized by Google

In Sibirien bei den Jakuten und Tungusen.

Die ungeheure Länderstrecke vom Ural, welcher Europa von Asien trennt, bis zur Behringsstraße, die eine Scheide zwischen der neuen und alten Welt bildet, bezeichnen wir mit dem Namen Sibirien. Der alten Ueberlieferung gemäß schaudert uns, wenn wir diesen Namen nur hören. Man denkt noch immer an dorthin verwiesene Verbrecher, Räuber und Mörder, welche für Europa unschädlich gemacht werden, indem man sie an einsame Stätten verbannt, und in die dichten Wälder am Aldan, an der Lena oder Olekma schickt, wo sie auf Zobel jagen müssen. Wir sehen diese Unglücklichen mit weit aufgeschlitzten Nasen, an denen man sie erkannte, wie an einem Brandmark, und uns fröstelt es bis in die Knochen hinein, wenn wir an die sibirische Kälte auch nur denken, und uns im Geiste in die öden Moosebenen, diese schwammigen Tundern versetzen, welche von der Waldregion bis in die Nähe des Eismeeres reichen.

Aber wir müssen uns hüten, zu verallgemeinern. Das Wort Sibirien hat einen weiten Begriff. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß es nach Süden hin bis zum fünfzigsten Breitengrade reicht, und denselben an mehreren Stellen überschreitet. Drei Fünftel des ausgedehnten Gebietes entziehen sich freilich jedem Anbau, und damit jeder höhern Kultur. Der Norden und der Osten werden bis an's Ende der Tage im Besitze der Jägernomaden bleiben, aber im Westen und Süden sind viele fruchtbare Gegenden, mit einem Klima, das wenig strenger ist, als jene der entsprechenden Regionen im europäischen Rußland, und den Südwesten hat man sogar mit Italien verglichen. Das heißt freilich die Farben etwas stark auftragen, aber so viel ist gewiß, daß Sibirien im Fortgange der Zeit sich zu einem Kulturland emporarbeiten wird.

Vor etwa zehn Jahren äußerte einmal der westphälische Freiherr von Harthausen: Sibirien werde gewiß eine

Eine tungusische Zauberin.

größere Bedeutung für die Kulturentwickelung erhalten wie Nordamerika. Daß darin Uebertreibung liegt, wird Jedermann leicht begreifen. Wollte aber Herr von Harthausen nur sagen, daß jenes Land ungemein werthvoll für den Verkehr sein und im Fortgange der Zeit eine große Wichtigkeit erhalten werde, dann hatte er ganz recht. Sibirien hat eine Welttage, die man nicht leicht zu hoch anschlagen kann. Es ist ein großes Durchzugsland zur Vermittelung des Verkehrs mit Centralasien. Aus Bucharа und Turkestan überhaupt, aus Yarkand und Kokand, und aus China und der Mongolei kommen Karawanen, deren Handel Rußland in

Digitized by Google

seine Steppenhäfen zu lenken gewußt hat. Gen Osten hin bahnt der Amur einen Weg nach Japan, China und dem Stillen Ocean. Auf ihm kommen europäische und amerikanische Waaren bis auf den Markt von Irkutsk. Ein großer Theil der Mongolen, welche Sibiriens Nachbarn sind, insbesondere die vier Millionen Chalchas (Kalkas), sind zum Czar in eine Art von Vasallenverhältniß getreten, und seit nun fünf Jahren ist Rußland in der Lage, alle Karawanenwege, welche aus dem innern Asien nach Norden ziehen, zu kontroliren.

Die russischen Schildwachen reichen von Armenien bis an die Gränzen der Halbinsel Korea. Binnen zweihundert Jahren hat Rußland in Asien langsam, aber unablässig und sicher Fortschritte gemacht, bis es nun auch einen großen Theil der Mandschurei erworben, und nur wenige Tagereisen bis Peking hat! Diese fortschreitende Machtausdehnung Rußlands ist von großartiger Bedeutung für die Ausdehnung des Handels und der Gesittung; sie reißt halb Asien in die Strömung der europäischen Civilisation hinein, erobert ein Wüsten- und Steppengebiet, eine Einöde von dreimalhunderttausend Geviertmeilen. Wir sehen die Anfänge einer großen weltgeschichtlichen Arbeit, welche Rußland zu vollziehen hat. Seine Kultursendung ist ihm im Osten angewiesen. Dort hat es seit zwei Jahrhunderten eine große kontinentale Spürkraft bewährt; die oceanische Begabung ist seinem Volke versagt, und im Westen, nach Europa hin, haben die Moskowiter nichts zu schaffen. Jede Politik in Rußland, welche ihren Schwerpunkt nicht in Asien sucht, ist übel berechnet, und muß mit ihren Plänen nothwendig scheitern. Nur in Asien kann sie Lorbeeren, in Europa nichts als Dornen einernten.

Binnen wenigen Jahren wird der elektrische Telegraph vom Winterpalast an der Newa bis in das Haus der russischen Gesandtschaft in Peking vollendet sein; eine Eisenbahn bis an die Mündung des Amur wird folgen, und ist vielleicht schon hergestellt, bevor unser Jahrhundert in den Schooß der Zeiten hinabgerollt ist. Schon jetzt gelangen die Postreiter von Peking in China bis nach Irkutsk, der Kreisstadt Sibiriens unweit vom Baikal-See, binnen sechszehn Tagen, und die Nachricht vom Abschlusse des Tientsiner Friedens kam über Irkutsk und Sanct Petersburg fast vier Wochen früher nach London, als auf dem Seewege und über den arabischen Meerbusen. Die russische Regierung bietet Alles auf, um die Verbindung in Sibirien und in der Mongolei so viel als möglich zu beschleunigen. Auch im Winter wird sie nicht unterbrochen; sie ist dann, der

Eilpost und Fuhrwesen in Sibirien.

trefflichen Schlittenbahn wegen, weniger anstrengend, und noch rascher als im Sommer.

Durch die Eröffnung der Amurschiffahrt hat Ostsibirien eine Pulsader für den Verkehr gewonnen. Früher war es von dem belebenden Elemente, dem Meere, völlig abgeschlossen. Nach den Häfen Ochotsk und Ajan am ochotskischen, sechs Monate im Jahre durch Eis versperrten Meere, war die Verbindung mit entsetzlichen Beschwerlichkeiten und großer Gefahr verbunden. Man mußte, je nach der Gegend, aus welcher man kam, das albanische, das Jablonoi- oder Stanowoi-Gebirge überschreiten. Alle Städte Ostsibiriens werden sich nun heben, namentlich auch Nertschinsk, das einst als Verbannungsort so verrufen war. Es bildet einen Mittelpunkt für die umgemein ergiebigen Blei- und Silbergruben eines ausgedehnten Bergreviers, in welchem etwa 50,000 Menschen beschäftigt sind. Schwere

Digitized by Google

Verbrecher werden noch jetzt zu lebenslänglicher harter Arbeit in jene Gruben verbannt und streng behandelt; Andere, welchen kein todeswürdiges Vergehen zur Last fällt, erfreuen sich einer mildern Behandlung; das wird von dem leider so früh verstorbenen Reisenden Castrén aus Finnland bezeugt. Jeder gewöhnliche Verbannte bekommt monatlich zwei Pud Mehl und zwei Rubel Geld; Handwerker erhalten täglich 15 Kopeken. Wenn sie in den Gruben arbeiten, haben sie in jedem Monate eine freie Woche. Sobald ein gewöhnlicher Verbannter in Nertschinsk ankommt, nimmt man ihm die Ketten ab; wer zwanzig Jahre lang sich untadelhaft betragen hat, ist frei, zahlt auch keine Abgaben und erhält Ackerland.

Nertschinsk liegt am obern Amur, nämlich am Hauptarme desselben, der Schilka. Rußland schloß dort 1687 den ersten Gränzvertrag mit China. Im Jahre 1781 wurde die Ortschaft zur Stadt erhoben. Sie zählt etwa 3000 Einwohner, hat zwei russische Kirchen, eine Sternwarte und eine Bergschule. Neben Blei und Silber liefert das Grubenrevier auch Gold, Quecksilber und Zinn.

Der Verkehr ist lebendig. Vor dem nach Art der morgenländischen Karawanserais gebauten Kaufhofe (Gostinoi Dwor) sehen wir ein buntes Durcheinander von Russen, Tataren, Nord- und Ostasiaten. Der Kosack handelt einen Reitzaum oder ein Messer ein, russische und kirgisische Frauen haben ihre Kinder mit auf den Markt genommen, Kamele stehen beladen, um Waaren nach Irkutsk zu bringen, auch deutsche Handelsleute fehlen nicht. Die Nomaden kaufen Tabak und Flintensteine, geschäftige Tataren tuschen Kappen aus Buchara, Gürtel und Schlafröcke aus; selbst der Hausirer aus dem Yankeelande bietet hier seine „Notions", allerlei Waaren durcheinander, feil, aber der Tatar ist ihm gewachsen und nicht minder pfiffig. Denn der tatarische Hausirer, gegen welchen selbst der jüdische nicht aufkommt, ist in allen Schlichen erfahren. Im Vordergrunde sehen wir beturbante Bucharen, welche mit ihrer Ruhe und Genussenheit einen scharfen Gegensatz zu den beweglichen Tataren bilden. Ihr bleiches, meist schön geformtes Antlitz sticht vortheilhaft ab gegen die breiten, gelben Gesichter der Mongolen oder der Kirgisen.

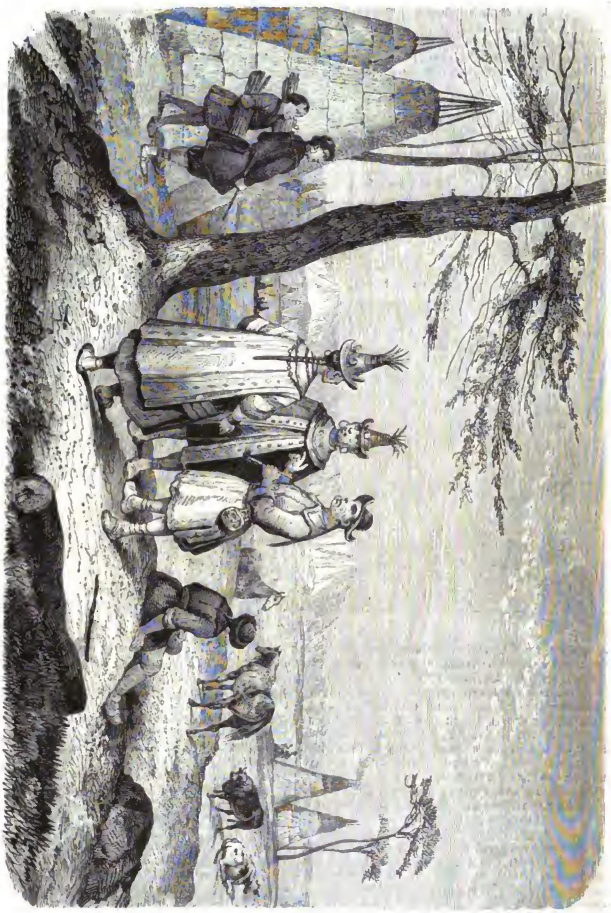
Auch Jagennomaden aus dem nordöstlichen Sibirien, Jakuten und Tungusen, erscheinen nicht selten in Nertschinsk, auch Buräten finden sich ein. Diese letzteren gehören zum großen mongolischen Menschenstamme; dagegen sind die Tungusen, Bewohner des Kreises Nertschinsk, Stammgenossen der Mandschuren, und die Jakuten, in der Provinz Jakutsk, mit den Tataren verwandt, obwohl sie in Sprache und Blut manche mongolische Zuthat erhalten haben.

Die Tungusen reichen bis an das ochotskische Meer, doch wohnen in einzelnen Gegenden auch Korjäken, Jakuten und russische Ansiedler zwischen ihnen zerstreut. Der Tunguse ist entweder ansässig, ein „Stand-Tunguse", oder ein Nomade, „Rennthier-Tunguse", und dieser hat noch am meisten von der alten Urthümlichkeit seines Volkes bewahrt. Er ist gutmüthig, fröhlich, bleibt immer nur wenige Tage an einem und demselben Orte, zieht unablässig umher, und ist glücklich, wenn er unter freiem Himmel leben und die frische Luft genießen kann. Dieser kräftig gebaute Mensch hat eine offene Physiognomie, ist sanguinischen Temperamentes, sorglos, leichtsinnig, leichtgläubig, höflich und gutmüthig, gastfrei und fröhlich, ehrt das Alter, begreift leicht, ist aber oberflächlich und unbeständig.

Der Bazar von Nertschinsk.

Diese Rennthier-Tungusen wohnen in Jurten, welche unten kreisförmig sind, und nach oben hin in einen Kegel auslaufen. Unser Bild zeigt die Bauart derselben. An die Querstäbe, welche auf den unteren Pfahlstöcken ruhen, bindet man lange Stangen, deren obere Enden derart an einander gelegt werden, daß sie einen zuckerhutförmigen Kegel bilden. Dieses Stangengerüst wird mit gegerbten Rennthierfellen bedeckt, und oben läßt man eine Oeffnung, durch welche der Rauch abziehen kann. Jede Jurte hat zwei einander gegenüberliegende Thüren, welche durch Rennthierfelle geschlossen werden; der Fußboden wird mit klein gehacktem Cedernholze belegt, in der Mitte, gerade unter der Rauchöffnung, befindet sich der Herd.

Der Tunguse baut sich ein luftiges Obdach auch für den Winter, und ist in demselben allerdings gegen Kälte und Unwetter wenig geschirmt, aber er schläft dasselbe an sehr geschützten Stellen auf, wo es vom Winde nicht bestrichen werden kann, und warme Kleider besitzt er in Hülle und Fülle. Sein Lieblingsgetränk ist der Ziegelthee. Solch einem Nomaden ist das Rennthier vom größten Werthe;



Ein Trommelfest der Jakuten.

Digitized by Google

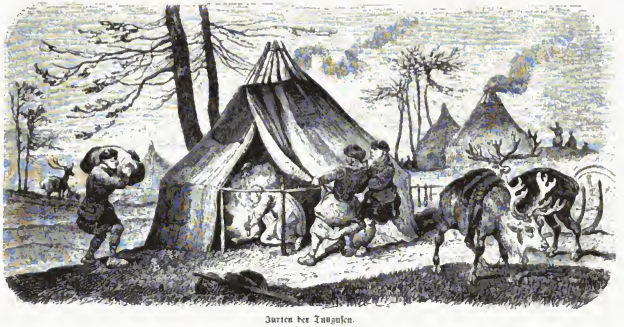
denn er reitet auf demſelben, es iſt außerdem ſein Zug- und und Laſtvieh, das Fleiſch bildet eine Hauptnahrung, die Sehnen geben den Frauen Zwirn, die Felle Allen Kleidung und Tücher für die Jurten. Deshalb ſchätzt man auch den Reichthum eines Mannes nach der Anzahl der Rennthierweibchen, welche er beſitzt, aber die genaue Zahl derſelben

Ein Jakut auf dem Schlitten.

erfährt man nie, weil der Tunguſe den Aberglauben hat, daß ſeine Heerden ausſterben, wenn ein Anderer weiß, aus wie vielen Häuptern ſie beſteht. Das Rennthier paßt vortrefflich zum Tunguſen, denn gleich ihm liebt es ein Umherſchweifen, und bleibt nicht gern längere Zeit an demſelben Orte. Der Mann beſorgt die Heerde und geht auf die

glücklicher Menſch. Er braucht keinen fruchtbaren Boden, keine Wieſen oder Steppen, und lebt am liebſten im finſtern Walde oder in den Bergen. Auf ihren Jagden durchſtreifen die Tunguſen eine ungeheuere Strecke Landes, von der Mündung des Amur bis in die Nähe des Baikal-Sees; man findet ſie an der Angara und Lena, an der Kowyma

und Indigirka, am Eismeer und an der Küſte von Ochotsk. Die meiſten von ihnen ſind äußerlich zur griechiſchen Kirche bekehrt, aber das alte Schamanenthum ſpielt noch immer eine große Rolle, und die Zauberfrau, welche in hohem Anſehen ſteht, muß in wichtigen Fällen Rath durch Wahrſagung ertheilen.



Jurten der Tunguſen.

Jagd oder den Fiſchfang; das iſt ſeine Beſchäftigung, alles Andere liegt den Frauen ob. Uebrigens iſt auch bei dieſen Wanderhirten jetzt viel Ruſſiſches eingedrungen; ſie rechnen bei ihren Einkäufen ſchon nach moskowitiſchem Maß und Gewicht.

So iſt der Tunguſe ein in der ihm zuſagenden Weiſe

Der Jakute liebt, im Gegenſatz zum Tunguſen, die weiten Ebenen, ſowohl die bewaldeten, wie die offenen. Das Land, welches er durchſtreift, iſt ſo recht normal oſtſibiriſch. Im Oſten und Süden von Jakutsk ſteigen hohe Felſengebirge empor; im Weſten und Norden dehnen ſich zum Theil bewaldete Ebenen aus, und der aus Dammerde

beſtehende Boden iſt ganz ungemein fruchtbar. Seine Triebkraft erſcheint geradezu wunderbar, und in jener Gegend kann man wirklich das Gras wachſen ſehen. In den erſten Tagen des Maimonats iſt noch Alles mit Schnee bedeckt, und man erblickt vom Raſen noch keine Spur; drei Wochen ſpäter iſt Alles grün, die Bäume ſind vollſtändig belaubt, und auf den Inſeln in der Lena erreicht das Gras binnen Monatsfriſt eine ſolche Höhe, daß es einem Reiter bis an den Kopf reicht. Aber trotz der ſtarken Sommerwärme thauet der Boden höchſtens bis in eine Tiefe von vier Spannen auf, weiter kann die Hitze nicht eindringen; unterhalb iſt Alles gefroren. Das weiß man genau, weil man in Jakutsk bis 370 Fuß Tiefe gegraben hat. Bis dahin fand man den Boden noch eiſig, weiter konnte man nicht eindringen.

Oſtſibirien iſt ungemein reich bewäſſert, und mit einem Gewirr breiter und tiefer Ströme gleichſam überſponnen. Aber die Ufer ſind öde, auf den Flüſſen ſchwimmen nur kleine Kähne aus Birkenrinde, in denen zwei bis drei Menſchen Platz haben, oder Nachen, die man aus ſieben Brettern zuſammen zimmert. Flüſſe und Seen ſind höchſt ergiebig an Fiſchen. Dieſe ganze Region wird von ſehr ſtrenger Kälte heimgeſucht; während der vier Wintermonate hat ſie 40 bis 49 Grad Reaumur. Aber deshalb iſt ſie nicht ungeſund; die Eingeborenen leiden zumeiſt nur an Huſten und Rheumatismen, aber auch bei ſolcher Kälte gehen ſie auf die Jagd und unternehmen weite Reiſen. Im Sommer iſt an allen Stellen, welche von den Sonnenſtrahlen erreicht werden, die Hitze fürchterlich drückend, ärger und empfindlicher als in den Wüſten Afrika's; man hat kaum Luſt, ſich zu bewegen, und mit nackten Sohlen kann man gar nicht auf den Sand treten; man verbrennt ſich die Haut. Deshalb gehen die Jakuten lieber im Winter (und in welchem Winter!) barfuß, als während der heißen Monate, und die Hitze iſt ihnen weit empfindlicher, auch weit ungeſunder, als die ſtrenge Kälte, und Blutdurchfälle ſtellen ſich dann häufig ein. Die ruſſiſchen Aerzte kennen bis jetzt kein wirkſames Gegenmittel.

Aber in dem weit ausgedehnten Jakutenlande ſind die Temperaturverhältniſſe natürlich ſehr verſchieden, je nach der Lage. Im weſtlichen Theile, zum Beiſpiel bei Olekminsk, wo die von den Jablonnoi-Gebirgen herabkommende Olekma in die Lena mündet, ſtellen ſich die Fröſte ziemlich ſpät ein, und deshalb wird Getreide dort reif. Dagegen thauet im Nordweſten, bei Tſchigansk, unter dem nördlichen Polarkreiſe, der Boden nur zwei Spannen tief auf, und vom Monat Auguſt an fällt dort Schnee bis in den Monat Mai hinein. Bei ſolcher Kälte hüllen die Eingeborenen ſich in wärmende Pelze. Ein wunderlicher Engländer, Kapitän Cochrane, unternahm 1820 eine Fußreiſe durch Rußland und Sibirien bis zum Eismeer und Kamtſchatka, und führte dieſelbe glücklich zu Ende. Er kam im Oktober von Olekminsk nach Jakutsk, blieb dort drei Wochen und zog im November weiter nach Oſten. „Meine Abſicht war, das etwa dreihundert deutſche Meilen entfernt liegende Nſchni Kolymsk (am Eismeer, im Lande der Jukagiren) zu erreichen, alſo in der kälteſten Jahreszeit den kälteſten Theil von Nordoſtaſien zu durchwandern. Das hielt ich für eine leichte Sache, da ich gewiß wußte, mit meiner warmen Kleidung fünfzig Grad Reaumur Kälte aushalten zu können. Bei 27° R. ging ich in Jakutsk in einem Rocke von Nanking, in Beinkleidern von Nanking, in Stuben und Strümpfen, und unter dem Hemde hatte ich weiter nichts, als eine abgetragene Flanelljacke.

Das ſibiriſche Argali.

In Irkutsk bin ich während des Januars bei einer Kälte von vierzig Grad Reaumur ohne warme Bekleidung zu Bällen und Mahlzeiten gegangen. Selbſt die Eingeborenen begreifen nicht, wie ich das aushalten könne, aber der Menſch vermag ſich an Vieles zu gewöhnen, wenn er nur will. Ich habe Kälte, Hunger und Ermüdung ausgeſtanden, fühlte aber nie ſo viel Muth und heitern Sinn, als wenn Andere ihn verloren; daher dachte ich auch jetzt, daß ein paar leichte Handſchuhe und eine Kappe auch im ſchlimmſten Falle mich ſchützen würden."

Man veranſchlagt die Zahl der Jakuten auf etwa hunderttauſend männliche und eben ſo viele weibliche Seelen. Sie ſind faſt alle nach ruſſiſchem Ritus getauft, halten viele Kirchengebote, gehen alljährlich zur Beichte, aber nicht zum Abendmahl, und faſten nicht gern. Aber auch bei ihnen iſt, gleich wie bei den Tungusen, viel vom alten Schamanismus hängen geblieben; namentlich kommen bei Unglücksfällen und Krankheiten die Schamanen, die Zaubermänner, zum Vorſchein, ſtellen Beſchwörungen an, um Teufel und böſe Geiſter zu verſcheuchen, und opfern ein Thier.

Durchſchnittlich iſt der Jakute ein Menſch von mitt-

lerem, kräftigem Wuchse, mit etwas plattem Gesicht, verhältnißmäßig gebauter Nase, braunem oder schwarzem Auge, schlichtem schwarzem Haar und ohne Bart. Die Hautfarbe ist bei denen, welche kein mongolisches Mischblut haben, weiß, aber etwas in's Gelbliche spielend; doch wechselt die ursprüngliche Hautfarbe in Folge äußerer Einflüsse drei- oder viermal im Jahre; im Frühling durch die Einwirkungen der Luft, im Sommer durch jene der Sonne, und im Winter durch die Kälte und den Rauch des Herdes. Diese Leute sind friedlich und führen keinen Krieg, außer gegen die wilden Thiere; sie zeigen sich sehr intelligent, und sind so schlau, daß selbst der Russe sie nicht übervortheilen kann. Ihre Gastfreiheit ist musterhaft, und gern geben sie dem Reisenden zu essen und zu trinken, ohne dafür etwas zu verlangen. „Gott hat mir zu essen und zu trinken gegeben, damit auch andere Menschen daran Theil nehmen können." Alte Leute werden hoch geehrt, man befolgt ihren Rath, und es wäre ein großes Verbrechen, sie zu beleidigen oder auch nur zu reizen. Die Kinder sind auch dann noch folgsam gegen die Aeltern, wenn sie längst geheirathet und ihren eigenen Hausstand haben. Viele Frauen sind recht hübsch, und Töchter reicherer Leute erhalten in Jakutsk eine sorgfältige Erziehung. Der Jakute liebt Tabak und Branntwein, ist ein höchst ausdauernder Mensch, kann im Nothfalle drei Tage lang arbeiten, ohne etwas zu essen, und ist auf seinen Reisen jeder Entbehrung gewachsen. Der Balkjakute lebt manchmal Monate lang vorzugsweise nur von Wasser und Fichtenrinde, und meint, daß das eben so und nicht anders sein müsse; zu anderen Zeiten aber stopft er sich mit Fleisch voll. Diebstahl wird mit Ruthenstreichen bestraft; der Empfänger einer solchen Strafe verliert, wenn der Ausdruck erlaubt ist, seine bürgerlichen Rechte, kann nie wieder ein Zeugniß ablegen, und hat im Rathe der Männer keine Stimme mehr. Prozeßsucht ist eine der Schattenseiten im Charakter der Jakuten, welche übrigens zu Handwerken sehr anstellig sind. Manche sind zugleich Goldschmiede, Huf- und Kesselschmiede und Zimmerleute zugleich, sie können Schießgewehre auseinander nehmen und wieder zusammensetzen, und das Volk hat überhaupt ein großes Talent zum Nachahmen. Sie sind auch gute Schützen auf der Jagd und haben Neigung zum Handelsbetrieb.

Auch der Jakute wohnt in einer Jurte. Er schlägt auf einer weiten Wiese eine Sommerhütte von kegelförmiger Gestalt auf, stimmen Stangen auf, und bedeckt dieses Gebäude, das die Gestalt eines spitzen Zuckerhutes hat, mit Birkenrinde; die Winterwohnungen haben eine ähnliche Gestalt, sind aber dauerhafter und werden von Innen und Außen mit Thon, Heu und Dünger überzogen; dazu kommt dann noch die Schneedecke. Eingesetzte Eisscheiben, Marienglas, Thierblasen oder geöltes Papier lassen etwas Licht eindringen.

Die westlichen Jakuten halten Rindvieh und Pferde; die östlichen treiben vorzugsweise Rennthierzucht. Als Zugthier dient, außer dem Hunde, auch das Rennthier. Zwei, höchstens drei derselben, spannt der Mann vor seinen leichten Schlitten, die Narta, und er fliegt mit ihnen wie ein Pfeil über die glatte Schneefläche.

In den Jurten der Tungusen und jener Jakuten, welche bis in die Thäler der Alpengebirge Ostsibiriens ziehen, herrscht allemal große Freude, wenn es im Herbst gelingt, ein wildes Schaf zu erlegen. Dieses Argali, Ovis Ammon, ist vom Altai bis zum Meerbusen von Tschotsk verbreitet, und geht nach Norden hin bis etwas über den sechzigsten Breitegrad hinaus. Ein ausgewachsener Bock mißt in der Länge siebenthalb Fuß und hat ungefähr vierthalb Fuß Höhe. Die Hörner erscheinen ungeheuer massig und werden dreißig bis vierzig Pfund schwer. Das wilde Schaf hat also die Größe eines Damhirsches; im Sommer ist die obere Seite schmutzig weiß, Seiten und Bauch sind braun, über das Kreuz läuft ein brauner Streifen. Im Winter wird die ganze Färbung weißlich, und nur an der Schwanzwurzel bleibt ein weißer Ring. Unter dem langen, starken Haare liegt eine dichte weiße Wolle. Dieses sibirische wilde Schaf lebt in Heerden, weidet im Sommer in den Alpenthälern, und ist im Herbst wohlgenährt und schmackhaft; im Winter nährt es sich von Moos und Flechten. Die Jägernomaden wissen diesem scheuen aber neugierigen Thiere auf eine schlaue Art beizukommen. Sie stellen eine Art von Puppe in's Freie, um die Aufmerksamkeit des Argali zu fesseln. Während das Thier den ihm neuen Gegenstand neugierig betrachtet, schleicht der Jäger von der andern Seite herbei und erlegt die Beute.

Sklaven und Sklavenhalter in Nordamerika.

Seit länger als dreißig Jahren ist, vorzugsweise durch die englischen sogenannten Menschenfreunde und ihre Nachtreter, die nordamerikanischen Abolitionisten, in alle Erörterungen über die Frage der Negersklaverei eine große Leidenschaft hineingetragen worden. Das hat nicht gut gethan; wir sehen die Folgen dieser so in jeder Hinsicht ungerechtfertigten Aufregung. Durch sie ist vorzugsweise der große überseeische Staatenbund in Trümmer gegangen, und ein Bürgerkrieg heraufbeschworen worden, der gleich von vorne herein mit einer Barbarei geführt wird, die ihres Gleichen sucht! —

Die Bestrebungen der Abolitionisten, welche unter dem Deckmantel der Philanthropie den Apfel der Zwietracht in die Welt geworfen haben, sind grundverderblich und erscheinen, von welcher Seite man sie auch ansehen möge, als ein gradezu heilloses Unglück für die weißen wie für die schwarzen Menschen in den heißen Ländern. Man darf sich darüber nicht länger täuschen; die salbungsvolle Phrase, welcher aller höhere sittliche Inhalt fehlt, darf nicht länger die Herrschaft behalten, der Fanatismus seinen verderblichen Einfluß auf die Gemüther nicht ewig behaupten. Er wird ihn einbüßen, wenn man in weiteren Kreisen sich mit den Thatsachen bekannt macht und von den Luftgebilden der Abstraction auf den Boden der Wirklichkeit zurückkehrt. Ohnehin ist ja der Abolitionismus den Ereignissen gegenüber bankerott geworden. Selbst in England, das bis vor einem halben Jahrhundert der größte und unbarmherzigste Sklavenhändler der Welt war, die Neger seinen Kolonien aufzwang, und nachher die Negerfreundlichkeit bis zum Zerrbilde steigerte, gewinnt nun bei vielen Leuten der gesunde Menschenverstand die Oberhand. In unserem Deutschland, wo man an der wichtigen Frage nicht unmittelbar betheiligt ist, gewahren wir dieselbe Erscheinung.

Wir werden uns angelegen sein lassen, den hochwichtigen Gegenstand im Globus, wie wir glauben vorurtheilsfrei, zu erörtern. Uns liegt es nur an der Wahrheit, an der wirklichen, praktischen Humanität, nicht an einer angeblichen Menschenfreundlichkeit, welche den Thatsachen gegenüber nicht Stich hält und in ein wahres Labyrinth von Jammer und Elend geführt hat.

Digitized by Google

Wenn die Erziehung der Menschen zu höherer Gesittung etwas gilt, wenn es als eine Pflicht der höher Gebildeten erscheint, für die sittliche und wirthschaftliche Entwickelung derer zu sorgen, welche ihrer Herrschaft oder Obhut anvertraut sind, dann läßt sich ohne Mühe nachweisen, daß die Abolitionisten sich schwer an der Menschheit, namentlich an dem schwarzen Theile derselben, versündigen, also gerade an jenen, welchen sie nützen möchten.

Nichts liegt und ferner, als die gegenwärtige Form der Negersklaverei vertheidigen zu wollen; wir billigen sie eben so wenig wie die Uebertreibung, mit welcher man die Schwarzen in vielen Ländern emancipirt hat. Wo das geschah, und wo sie sich selbst überlassen blieben, namentlich überall in Südamerika und in Westindien, gewahren wir eine fortschreitende Verwilderung. Das allein Richtige liegt zwischen den beiden verwerflichen Systemen, der unbedingten Emancipation und der unbedingten Sklaverei in der Mitte. Für den Neger, der unter den großen Menschenstämmen von Anbeginn der Geschichte als der Minderjährige da steht und noch lange, vielleicht bis an's Ende der Tage, ein solcher bleiben wird, ist eine wohlwollende Vormundschaft von Seiten der Weißen, zwischen und neben denen er wohnt, das einzig und allein Angemessene. Er versteht mit der unbedingten Freiheit nichts anzufangen, und von einer schrankenlosen Gleichheit mit den Weißen ist ohnehin keine Rede.

In Nordamerika spielt eine verächtliche Heuchelei in die Frage hinein; der Abolitionismus steht in der Lüge, er steht im Widerspruch zwischen den Grundsätzen, welche er aufstellt und der Praxis, durch welche er sie zu schanden macht. Als im Juli dieses Jahres die freien Farbigen im erzabolitionistischen Staate Massachusetts sich als Freiwillige an die Regimenter der Bostoner aufschließen wollten, wurden sie von diesen zurückgewiesen. Sie wandten sich dann, im Namen der, von den Abolitionisten immer so stark betonten, Gleichheit aller Menschen, der Freiheit, Brüderlichkeit und Nächstenliebe, mit einer Beschwerdeschrift an die Legislatur, und baten, als „Vertheidiger der Freiheit" am Kampfe gegen die südlichen Seesklavisten theilnehmen zu dürfen. Was war die Antwort? Die Legislatur entschied, daß die Neger und Mulatten nicht in die Regimenter eintreten sollten; und dabei hatte es sein Verbleiben.

In der Armee der sklavenhaltenden Staaten dienen dagegen freie Farbige zu tausenden und in der für den prahlerischen Norden so schimpflichen Niederlage von Bulls Run haben sie mit Erbitterung gegen die angeblichen Wohlthäter der Neger gekämpft. In manchen südlichen Regimentern bekleiden sie Unteroffizierstellen; bei den nördlichen aus den „freien" Staaten wäre dergleichen unmöglich.

Wir wollen noch mehr Beispiele anführen, durch welche die seltsame Liebe zur Gleichheit aller Menschen in den „freien" Staaten gekennzeichnet wird. Als das durch die Abolitionisten in blutigen Bürgerkrieg gestürzte Gebiet Kansas sich 1860 eine Staatsverfassung gab, schloß es nicht nur, und mit Recht, die Sklaverei aus, sondern nahm in seine Verfassung den Satz auf, daß kein freier Farbiger den Boden von Kansas betreten dürfe!

In Ohio wurden die farbigen Aeltern von der Schulsteuer befreit, damit man nicht genöthigt sei, schwarze und gelbe Kinder in die Volksschulen aufzunehmen. Man hat die Farbigen von aller nicht geradezu verübergehenden Arbeitsbeschäftigung ausgeschlossen, indem ein Gesetz diejenigen, welche sich ihrer bedienen, auch verpflichtet, sie dann auch ihr Lebenlang zu unterhalten. Julius, ein Berliner Menschenfreund, aber ein ehrlicher, wunderte sich sehr, als er in den „freien" Staaten die Abneigung gegen die Farbigen weit stärker fand, als im Süden. Er sah, daß man sie im Norden nicht einmal in den Kirchen der Weißen zuließ; sie müssen ihre Kinder in „Niggerschulen" schicken; nicht einmal in den Rettungshäusern für jugendliche Verbrecher nimmt man Schwarze und Mulattenkinder auf, eben so wenig in den Taubstummen- und Blindenanstalten.

In New-York, Boston und Philadelphia und anderen großen Städten sind Häuser und Kirchen der Schwarzen nicht selten vom weißen Pöbel geplündert und eingeäschert worden, ohne daß die Missethäter bestraft worden wären. In den Sklavenstaaten Tennessee und Nord-Carolina hat der freie Neger und Mulatte Stimmrecht wie der weiße Bürger.

Im „freien" Staate Neu-York wird keinem Farbigen ein Erlaubnißschein zur Haltung eines von einem Pferde gezogenen Karrens ertheilt; dieses Privilegium ist den Weißen vorbehalten; der Neger darf nur Schub- und Stoß-Karrner sein. Das ist Freiheit!

In Philadelphia und in Boston stehen die Namen der Farbigen im Wohnungsanzeiger abgesondert hinter denen der Weißen oder werden durch einen Stern bezeichnet. Das ist Gleichheit!

Auf dem Leichenacker zu Cincinnati in Ohio liegen die weißen Leichen in der Richtung von Osten nach Westen, die Schwarzen in jener von Norden nach Süden. Das ist Brüderlichkeit! Und noch dazu in einer so abolitionistischen Stadt. Absonderung sogar noch auf dem Gottesacker! —

Und die Philanthropie! Ein Farbiger in Boston klagte eine Gebührforderung gegen einen Weißen ein, der nicht bezahlen konnte. Aber der fromme Mann war Inhaber eines Kirchenstuhles. Diesen wollte Niemand kaufen und das Gericht sprach ihn dem Gläubiger zu. Aber damit der Schwarze nicht in die Kirche komme, sie durch sein Gebet nicht etwa verunreinige, nahmen die Vorsteher der congregationalistischen Gemeinde ohne Weiteres den Stuhl in Beschlag, vermietheten ihn und gaben den Ertrag dem schwarzen Christen. Zu Randolph, in demselben erzabolitionistischen Massachusetts, ereignete sich genau der gleiche Fall.

Im abolitionistischen Staate Connecticut eröffnete eine wohlwollende weiße Frau Namens Crandall eine Schule, in welcher sie schwarzen Kindern unentgeltlichen Unterricht gab. Davon nahm die Legislatur dieses „freien" Staates Anlaß, ein Gesetz zu geben, welches verbietet, den nicht im Staate selbst gebornen Schwarzen Unterricht zu ertheilen.

Die „freien" Staaten Indiana und Illinois haben sich gegen alle Farbigen anderer Staaten völlig abgesperrt. Ein Neger, welcher die Gränze überschreitet, wird vierzehn Tage in's Gefängniß gesperrt, und dann wieder fortgeschickt. In abermaligem Betretungsfalle wird er ausgepeitscht und verkauft!

Von so erbaulichen Thatsachen, welche in den freien Staaten zur Tagesordnung gehören, könnten wir eine lange Reihe anführen. Doch genügen die obigen, um darzuthun, wie es mit der vielgepriesenen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit jener nördlichen „freien" Staaten sich verhält.

Wer die Thatsachen erwägt, wird die Redensart verlachen, mit welcher man so lange Europa zu täuschen versucht hat. Wer möchte so thörig sein und auf die Phrasen solcher „Menschenfreunde" noch irgend einen Werth legen? Was uns entgegentritt, das ist die platte Lüge und die Inconsequenz.

Die Philanthropen des Nordens haben überall dem Neger und Mulatten die Stellung eines Paria, eines Aus-

Digitized by Google

würflings in der Gesellschaft aufgedrängt. Einem solchen „freien“ emancipirten Paria gegenüber ist die Lage der bei weitem überwiegenden Menge Sklaven geradezu beneidenswerth. Im Süden hat der Neger eine klare Stellung und weiß, woran er ist. Man steckt dem schwarzen Manne gegenüber nicht in der Lüge, sondern sagt ihm ganz einfach und gerade heraus: „Du hast von Natur eine andere Anlage und Begabung als wir Weißen. Wir erkennen dir eine gesellschaftliche Gleichberechtigung nicht zu. Du hast auch eine andere Stellung als wir; sinnst du dich in diese, so bleibst du in jeder Beziehung ungehindert“. Die freien Farbigen haben sich in dieselbe gefügt. Es steht ihnen frei, auszuwandern, aber sie bleiben in den südlichen Staaten, und bis jetzt haben sie trotz zu ihren weißen Landsleuten gestanden. Auch die Sklaven haben sich nicht gesträubt, sondern gearbeitet nach wie vor. Sie wögen ihre Lage mit jener der „freien“ Farbigen im Norden nicht vertauschen, und in vielen „freien“ Staaten würden sie ja nicht einmal Aufnahme finden.

Es giebt verschiedene Arten von Abolitionisten. Zu den ehrlichen gehören die Abstract-Radikalen, welche für Alles nur Eine Formel haben und die Lehren der Ethnologie und der Geschichte, überhaupt alle Erfahrungen vollkommen unberücksichtigt lassen. Zu den unehrlichen gehören die Stellenjäger und Aemterfischer, welchen der „Nigger“ lediglich ein Vorwand für eigennützige Zwecke ist; sie benützen ihn als Lasthier, um auf seinen Schultern in Amt und Würden einzureiten, um „von der Krippe zu fressen“, d. h. sich einen Antheil an den Staatseinnahmen zu sichern.

Neulich sprachen wir in einer großen Stadt Mitteldeutschlands mit einem eifrigen Abolitionisten, welcher Feuer und Flamme gegen die südlichen Secessionisten war. Der Mann hatte die Mittheilungen, welche aus Neu-York vielen deutschen Blättern zugesandt werden, naiv genug, für Wahrheit genommen. Er befürwortete eifrig die Emancipation der Neger. Aber wir kennen denselben Mann als einen entschiedenen Gegner der Emancipation der Juden!

Seit einer langen Reihe von Jahren haben die Abolitionisten planmäßig eine Menge von Schriften in Umlauf gebracht, deren Zweck dahin geht, den Süden der ehemaligen Unionsstaaten so schwarz als möglich zu schildern. In vielen dieser Bücher spricht sich eine fürchterlich giftige Bitterkeit gegen die Sklaven haltenden Staaten aus. In erster Linie steht der durch und durch unsittliche Roman der Frau Becher Stowe. Onkel Toms Hütte ist voll von lügenhaften Uebertreibungen und selbst in England hat man das Buch ein „Monstrum“ genannt. Lügenhaft und planmäßig ist auch das Buch eines Mannes, der einst zu Raleigh in Nord-Carolina im Zuchthause saß. Wir meinen jenes von Rewan Hinton Helper über die „bevorstehende Krisis“. Sie ist nun da.

Im Interesse der Abolitionisten durchreiste Frederic Law Olmsted mehrmals den Süden, über welchen er nun bereits fünf umfangreiche Werke veröffentlicht hat. Alle beziehen sich auf die Sklaverei und die Neger. Das letzte dieser Bücher: Journeys and Explorations in the Cotton Kingdom, erschien vor einigen Wochen in zwei Bänden zu London. Olmsted ist in einer Parteiansicht befangen, aber er verschweigt die Thatsachen nicht und seine Urtheile sind von der ingrimmigen Wuth, durch welche so viele seiner Parteigenossen sich charakterisiren, weit entfernt. Es liegt in ihnen eine Art von Milde und wir wollen aus den Mittheilungen dieses Abolitionisten Einiges hervorheben.

Olmsted gesteht zu, daß das System der „gezwungenen Arbeit“ für den Neger viel Gutes mit sich bringe. Er schildert den „Nigger“ im Allgemeinen als einen plumpen, schelmenhaften, trägen, grotesken Burschen, als eine glückliche Creatur, welche an Sonn- und Feiertagen tanzt und singt, und an den Wochentagen so viel als möglich das Arbeiten umgeht. Er ist gut genährt und für sein leibliches Wohlergehen wird emsig gesorgt. Einen Neger, das achthundert bis dreitausend Dollars werth ist, thut man ohne Noth nichts zu Leide. Der ländliche Arbeiter in England muß sich sehr häufig mit Brot und Wasser behelfen und freuet sich, wenn er ein Stückchen Käs; von abgerahmter Milch dazu hat. Der Nigger hat alle Tage Brot und Schweinefleisch so viel er nur essen mag; Zeit zur Erholung und Ruhe von der Arbeit ist ihm vollkommen gegönnt, und es sieht nur bei ihm, durch Extraarbeit, zu welcher er auch hinreichende Muße findet, Geld für sich zu erwerben. Er wird gerade so behandelt, wie ein weißer Arbeiter in England behandelt werden würde (aber nicht behandelt wird), wenn der Grundbesitzer erst zwei- bis dreihundert Pfund Sterling für den Ankauf einer solchen Arbeitskraft ausgeben müßte; wenn er ferner verpflichtet wäre, den Mann in Krankheit und in seinen alten Tagen zu verpflegen. Niemand kann in Zweifel ziehen oder in Abrede stellen, daß dann der englische Feldarbeiter eine weit bessere Stellung hätte; er würde mehr ausruhen können, weniger arbeiten, besser gekleidet sein und mehr und besser speisen. Jetzt nützt man ihn völlig aus, er muß sich überarbeiten, wird jeder Unguust des Wetters preisgegeben, leidet an dreuischen Rheumatismen, Fanlfieberu und Lungenkrankheiten. Diese nun nichten unter den Feldarbeitern Verheerung an, nehmen dem Leibe Kraft und Leben. In dieser Beziehung steht der Nigger beneidenswerth gegen die Feldarbeiter anderer Länder da. Allerdings schwebt die Peitsche des Aufsehers über ihm, aber Olmsted, der Abolitionist, hebt hervor, daß er auch in dieser Beziehung nicht schlimmer daran sei wie der englische Bauer bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als der Gemeindebüttel und der Gutsbesitzer ihre Knüttel weidlich tanzen ließen gegen jande oder betrügerische Arbeiter und schlechtes Gesinde. (Die „Prügel“ kommen noch überall vor, auch auf dem Festlande. Der Handwerksmeister „drischt auf ehrsleigt“ den Lehrjungen und die Meisterin thut nicht selten ein Gleiches, der Bauer prügelt den Jungknecht, und so fort. Das ist nicht hübsch, aber diese „kurze Justiz“ ist unter den weißen Menschen zu allen Zeiten herkömmlich gewesen und wird es ohne Zweifel auch bleiben. — Vertheidigen wollen wir sie nicht, sondern nur die Thatsachen hervorheben. Die Mißhandlung von Negern, welche brutal gezüchtigt wurden, bildet immer nur Ausnahmen und einzelne Fälle, welche von den Abolitionisten angeführt werden, finden in England, in dem idyllischen Mecklenburg und auch sonst an der Ostsee ihre Nebenstücke.)

Olmsted sagt, daß harte Grausamkeit dem heutigen Sklavereisystieme fremd sein. In ganz Virginien erhalten nur Kinder, namentlich Burschen von zehn bis vierzehn Jahren, eine körperliche Züchtigung, wenn sie unnütze Streiche gemacht haben, aber genau in derselben Weise, wie ungezogene weiße Knaben und Mädchen in allen Ländern der Welt auch. Ein Pflanzer ist nicht so thörig, seine kostspieligen Diener zu mißhandeln, deren Arbeitskraft wesentlich durch heitern Sinn bedingt wird. Man stachelt den von Natur trägen Neger zur Arbeit an nicht durch Furcht vor Strafe, sondern dadurch, daß man ihm Gelegenheit zum Erwerb in Aussicht stellt. Er macht es gerade so wie der Handwerksgeselle, der in Feierstunden arbeitet, um sich Extragelt für einen lustigen Sonntag zu verschaffen oder sich besser zu kleiden. Der Pflanzer weiß, wie viel darauf ankommt, die Neger bei guter Laune zu erhalten.

Die obigen Stellen haben wir dem Londoner Athenäum entlehnt, weil in ihnen die Ergebnisse von Olmsteds Beobachtungen zusammengefaßt sind. Das Folgende ist wörtlich aus dem Buche des Abolitionisten.

Digitized by Google

„Die Sklaven haben sehr viele Gelegenheit, sich Geld zu erwerben. Dem Gesetze zufolge gehört dasselbe ihrem Herrn, ähnlich wie die Habe eines Minderjährigen dem Familienvater. Aber niemals nimmt man dem Sklaven das Geld, er kann dasselbe nach Belieben für sich verwenden, und ist dabei weniger behindert, als für seine Moral und seine Gesundheit gut erscheint. Ein Blatt zu Richmond beschwerte sich einmal, daß man den Ausschweifungen gegenüber zu nachsichtig gegen die Sklaven sei und erzählte, daß sie Abendessen mit Champagner hielten. Die Polizei jener Stadt hob eine Spielhölle auf, die höchst elegant eingerichtet war; zwanzig schwarze Gentlemen, Sklaven, spielten um hohe Summen. Unter ihnen waren mehrere, die im Geruche großer Frömmigkeit standen. Alle wurden Abends zur Haft gebracht, erhielten am andern Morgen ein Dutzend Hiebe und wurden dann entlassen."

„Auf der Straße gingen zwei Negersklaven vor mir her, und ich vernahm Folgendes. — Ich habe das ganze Jahr in der Tabaksfabrik gearbeitet und für die Weihnachtstage nur zwanzig Dollars, habe scharf gearbeitet, manchmals bis zwölf Uhr; habe einen Nigger zum Aufseher. — Einen Nigger? — Ja, einen schwierigen Nigger, der beschlen will, als wäre er ein weißer Mann. Das ärgert mich; sonst wäre Alles gut! — Es ist in den Tabaksfabriken Brauch, daß man Sklaven und freie Neger auf ein ganzes Jahr für einen bestimmten Jahreslohn annimmt. Jeder braucht täglich nur 45 Pfund Tabak aufzuarbeiten; was er darüber schafft, ist sein Privatgewinn, der ihm alle vierzehn Tage richtig ausgezahlt wird. Durchgängig verthut er dieses Geld mit Spielen, Trinken und auf noch schlimmerem Wege. Dem oben erwähnten Sklaven waren zwanzig Dollars nicht genug zum Verthun für die zwei Weihnachtstage."

Es kommt gar nicht selten vor, daß Negersklaven, welche sich freigekauft haben und nach anderen Staaten, z. B. Pennsylvanien, gegangen sind, von dort wieder in die Sklavenstaaten zurückkehren, obwohl das verboten ist. Sie fühlen sich unbehaglich in den „freien" Staaten, wo die falsche Stellung ihnen nicht behagt, und wo kein weißer Mann einen Farbigen am Tische oder im Omnibus dulden würde. Sie sind dort eben gesellschaftliche Parias, Ausgestoßene.

Das ist im Süden ganz anders; der Abolitionist selber bezugt es: „Ich war erstaunt über das gesellige Zusammen- und Nebeneinanderleben von Weißen und Schwarzen. Negerfrauen tragen zugleich ein schwarzes und ein weißes Kind auf dem Arme; schwarze und weiße Kinder spielen miteinander; aus Thüren und Fenstern gucken, wenn ein Bahnzug vorüber geht, zumal weiße und schwarze Köpfe. Ich sah einen hübschen wohlgekleideten Mulatten von gutem Benehmen im Eisenbahnwagen neben einem weißen Herrn. Farbige stellen, den Bahnerdrangen zufolge, nur in zweiter Klasse fahren, aber jeder Herr kann seinen farbigen Diener neben sich in die erste Klasse nehmen. Weiße Mädchen und Mulattinnen schwatzen freundlich mit einander; ich sah, daß schwarze und weiße Kinder Confect aus derselben Düte nahmen und daß sie alle mit einander, Groß und Klein, so freundlich und vertraulich mit einander umgingen, daß man im Norden dergleichen nicht nur mit Erstaunen, sondern auch mit dem äußersten Widerwillen und Mißbehagen ansehen würde."

Das klingt anders als die Lügen und die Zerrbildergeschichten der Frau Becher Stowe.

Für uns Europäer ist schon der bloße Begriff der Sklaverei widerwärtig, namentlich seit etwa einhundert Jahren. Trotzdem zwangen die Engländer den Kolonien immerfort Sklaven auf; sie tragen viele Schuld daran, daß deren eine so große Masse, im Ganzen noch etwa neun Millionen vorhanden sind. Jetzt spielen sie die Ultraphilanthropen, obwohl sie mit ihrer eignen Emancipation, die ohnehin völlig übereilt war, ein Heil gestiftet haben! Der Neger selbst, und der Afrikaner insbesondere, hat freilich ganz andere Begriffe von Sklaverei als der Europäer. Die Ansicht vom Werthe und Wesen der persönlichen Freiheit ist bei den verschiedenen großen Menschenrassen sehr verschieden und es erscheint angeeignet, die Abstractionen des sogenannten philosophischen Jahrhunderts für alle Rassen und alle Kulturstufen als gültig hinzustellen, etwa Rousseau's Heischesätze auf 11: ganze Menschheit ohne Weiteres anwenden zu wollen. Weit man vergessen hat zu individualisiren, ist man in ein Irrgewinde gerathen und hat vielfach die Natur der Dinge auf den Kopf gestellt. Wir sehen an der allgemeinen Verwirrung in ganz Amerika, von Peru bis zum St. Lorenz, wohin man mit den Abstractionen gerathen ist und welche Zerrüttung einen ganzen Erdtheil heimsucht. Man verkennt nicht ungestraft die von der Natur selbst ganz verschiedenartig gegebenen Kulturwerthe und anthropologischen Anlagen der verschiedenen großen Menschenrassen. Phrasen und Wünsche sind ohnmächtig gegenüber immanenten Begabungen.

Wir werden, wie schon bemerkt, diese wichtige, so tief in das sittliche, bürgerliche und Verkehrsleben eingreifende Frage nicht außer Acht lassen. Heute schließen wir unsere Betrachtungen mit einer Stelle aus dem zu Neu-Yorker erscheinenden Hunt's Merchants Magazine, die von Belang ist, und zu besonderem Nachdenken Veranlassung giebt.

„Der gesammte Welthandel dreht sich um das Erzeugniß der Sklavenarbeit. Was wäre der Handel ohne Baumwolle, Zucker, Reis, Tabak und die zum Schiffbau nöthigen Gegenstände? Sie alle sind aber mehr oder weniger Erzeugnisse der Sklavenarbeit. Es ist eine festgestellte Thatsache, daß freie Arbeit allein, jetzt wenigstens, die Nachfrage und den Bedarf der Menschen an diesen Waaren nicht befriedigen kann. Man hat gesagt, ein freier Arbeiter leiste so viel wie fünf Sklaven. Wenn dem so ist, weshalb hat man denn nicht schon längst freie Arbeit angewendet, um alle jene Artikel in hinreichender Menge zu schaffen? Versuche wurden gemacht, wir wissen auch, daß sie (je weit Neger in Frage kommen) gescheitert sind. Wenn freie Arbeit vortheilhafter wäre als Sklavenarbeit, so würde man sie längst in Brasilien, Cuba und Nordamerika eingeführt haben. In allen diesen Ländern ist ja die freie Arbeit nicht etwa verboten. Die Sklavenstaaten geben weit liberaler zu Werke als die freien Staaten. Diese verbieten Sklavenarbeit, jene lassen auch freie Arbeit zu. Der Capitalist aus dem Norden kann mit seinem Gelde und der freien Arbeit nach dem Süden kommen und der Sklavenarbeit so viel Concurrenz machen als ihm beliebt. Hingegen verbieten die freien Staaten die Concurrenz der Sklavenarbeit, während der Süden seine Thore aller und jeder Arbeit weit geöffnet hat. Weshalb kommt die freie Arbeit nicht? Was wird aus England, dem Exzagitator für den Abolitionismus, wenn die Baumwolle aus den Sklavenstaaten stockt! Und noch eine Frage: Brasilien zählt auch mehr als drei Millionen Sklaven. Weshalb hat die englische Pferdephilanthropie immer nur gegen die südlichen Staaten Nordamerika's geeifert, während sie ein Gleiches gegen Brasilien mit machen thut?"

Daß es mit der Logik der Engländer nicht weit her ist, weiß die Welt. Wir lesen jetzt eben in der Times, daß man von Manchester aus auch in Brasilien den Baumwollenbau durch englische Kapitalien anwuntern und ausdehnen will. Natürlich mit Hülfe der Sklavenarbeit!

Digitized by Google

Die Stadt Oporto am Douro.

Die Mündung des Stromes. — Die Straßen der Stadt. — Der Portwein und dessen Verfälschung. — Recepte zu Mischungen. Einwohner und Beleben.

Oporto, das heißt der Hafen, ist in Portugal nächst Lissabon die wichtigste Stadt. Wer kennt nicht den weltberühmten Wein, welcher am Flusse Douro wächst und von diesem Hafen aus in alle Welt verführt wird? Er hat Feuer und Kraft und ist vortrefflich, wenn er unverfälscht bleibt. Aber leider läßt sich keine andere Weinart so leicht „nachmachen", und unsere Weinkünstler bringen „Portwein" in den Handel, der den Ufern des Douro so fremd ist, wie die Eisbären den Ländern unter dem Aequator. Doch davon sprechen wir später.

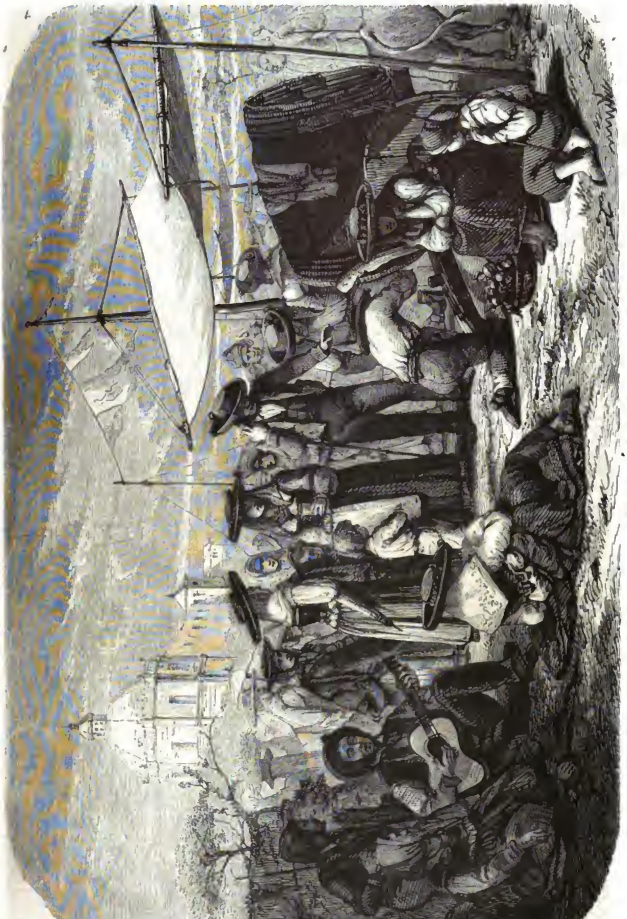
Die Stadt liegt etwa eine deutsche Meile weit von der Mündung des Stromes, dessen Barre sehr gefährlich ist und die einfahrenden Schiffe zu großer Vorsicht nöthigt; und die aus dem Wasser hervorragenden Felsen lagert sich Sand, welcher das Fahrwasser sehr veränderlich gestaltet. Die englische Handelsgesellschaft in Oporto schlug einst der portugiesischen Regierung vor, die Felsen zu sprengen und die Einfahrt frei zu machen, aber darauf ging man nicht ein, weil man jene Barre für die beste Schutzwehr des Hafens gegen Ueberfälle barbarokischer Seeräuber hielt. Und doch wären die Festungswerke, von welchen die Mündung beherrscht wird, vollkommen ausreichend gewesen, jenen Piraten den Zugang zu verwehren und heute giebt es ja ohnehin keine Barbarokken mehr. Uebrigens ist der Douro bei der Stadt nicht viel breiter als der Main bei Frankfurt, und er kann auch nur Schiffe tragen, welche höchstens dreihundert Tonnen Last halten.

Das südliche Gepräge der ganzen Stadt und ihres Treibens fällt dem Reisenden gleich beim ersten Blick auf. Sie steht an und auf zwei großen Granithügeln zu beiden Seiten des Stromes, wenn man die Ortschaften hüben und drüben als ein Ganzes rechnet. Die eigentliche Stadt erhebt sich in der Provinz Entre Douro e Minho, am rechten Ufer; auf dem linken steht Villa nova de Gaia (Portus Cale, daher der Name Portugal), während die Altstadt im Alterthum als Castrum novum bezeichnet wurde. Ueber die Häuser ragt die Domkirche empor, welche 1832 von Dom Pedro als Citadelle benutzt wurde, und in der That beherrscht sie die Stadt. Beide Theile sind, wie das Bild zeigt, durch eine Hängebrücke verbunden. Der Hafen, in dem jährlich im Durchschnitte etwas mehr als zwei Tausend Schiffe einlaufen, ist sehr belebt und man trifft dort die Flaggen aller auf See fahrenden Völker. Aus der Ferne gesehen, bietet Oporto einen überraschenden Anblick dar. Die Straßen steigen hügelan, in vielen hat man Treppenstufen eingehauen, manche sind eng, düster, winkelig und natürlich sehr unbequem für den Verkehr. Dieser hat sich deshalb die neuen Stadttheile und das Ufer ausgewählt, und dort drängen sich die Geschäfte zusammen. Hier sind die Gassen breit und schnurgerade, die Plätze geräumig, es fehlt aber auch alles eigenthümliche Gepräge; sie sind eben modern, gleichartig und ohne architektonischen Charakter, wie der neue Anbau in so vielen andern Städten Europa's; der höhere Kasernen- und Papptastenstyl, welchen

Rua nova dos Inglezes in Oporto.

Fischhändler in Oporto.

Digitized by Google



Eine Gruppe von Portugiesen.

Digitized by Google

die platte Rüchternheit beliebt, herrscht vor. — Für die rege Geschäftsthätigkeit dieses Hafenplatzes zeugt schon die Thatsache, daß im Zollhause nicht weniger als dreihundert und siebenzehn Beamte angestellt sind. Im Jahre 1859 betrug der Gesammtwerth der Einfuhr mehr als achtundreißig, jener der Ausfuhr mehr als vierundvierzig und eine halbe Million Francs; von der letztern kamen allein siebenzehn Millionen auf den Portwein; das Uebrige vertheilt sich auf andere Landeserzeugnisse, namentlich Oel, Korkholz, Rosinen, Sumach, Südfrüchte und dergleichen mehr. Auch hat Oporto einhundert und zwanzig verschiedene Fabriken.

Am Stromufer herrscht das regste Handelstreiben; auf dem Wasser liegen die Schiffe; dem Ufersaume entlang und in den benachbarten Straßen, namentlich in der Rua nova dos Inglezes, das heißt der Neuen Engländerstraße, befinden sich die meisten Comptoirs. Oporto hat auch ein recht hübsches Börsengebäude, aber unter dem blauen Himmel und bei dem meist schönen Wetter macht man die Geschäfte gewöhnlich im Freien auf der Straße ab. Sie drehen sich vorzugsweise um den Wein, von dem aber in der Stadt selbst nur wenig lagert; die Hauptkeller sind am linken Ufer in Villa nova de Gaia, und manchmal enthalten sie die beträchtliche Menge von fünfzigtausend Pipen! Die Riesenlagen sind trefflich gebaut; man legt nur zwei Pipen übereinander.

Das unter dem Namen Portwein bekannte Gewächs wird nicht in der Umgegend der Stadt gebaut, sondern weiter landeinwärts am obern Douro. Wie wir die Weine von Rüdesheim, Geisenheim, Oestrich, Rauenthal ꝛc. als Rheingauer bezeichnen, und wie wir von Pfälzer-Weinen reden, um Weine aus einer gewissen Gegend mit einer allgemeinen Benennung zu bezeichnen, so spricht man im Handel auch im Allgemeinen von Portweinen. Doch kennzeichnen jene in Portugal auch wohl unter dem Namen anderer Häfen vor, in welchen sie zur Verschiffung gelangen, ähnlich wie man in Frankreich von Bordeaux- oder Cette-Weinen redet. So nannte der Figueiras-Wein aus der Gegend zwischen Coimbra und Aveire, aus der sogenannten Bairrada. Er geht zumeist nach Brasilien, wohin er von Figueiras aus verkauft wird. Die Weine aus dem portugiesischen Estremadura kommen von Lissabon aus in den Welthandel und heißen Lissabener Weine.

Am Douro beginnt die beste Weingegend etwa zehn deutsche Meilen oberhalb Oporto's und zieht weiter stromaufwärts. Es ist die Cima do Douro, das portugiesische Rheingau.

Börse in Oporto.

Dort sind alle Hügel mit Reben bestanden, und die zumeist von Engländern gebildete Gesellschaft zur Bewirthschaftung der Weinberge am obern Douro, welche früher ein Monopol hatte, läßt eine sorgfältige Aufsicht führen. Sie bestimmt, in welcher besondern Gegend diese oder jene Rebensorte gepflanzt werden müsse, damit sie volle und kräftige, leichte oder halbschwere Weine erhalte. Alle, welche zur Verschiffung gelangen, erhalten bekanntlich einen Zusatz von Branntwein. Von den vierzigtausend Pipen einer Jahresernte gehen fast zwei Drittel nach England, wie denn überhaupt ein großer Theil der Weinberge am Douro in englischem Besitze sich befindet.

Man macht schon in Oporto den Wein für den Geschmack der einzelnen Länder zurecht. Die Engländer beziehen ihn am liebsten jung und in Fässern, lagern ihn in ihren

Digitized by Google

Kellern eine Zeitlang, ziehen ihn dann auf Flaschen und lassen ihn reif werden. Die Nordamerikaner nehmen meist zweite Qualität; sie muß mild schmecken und viel Farbe haben. Nordeuropa nimmt von Portugal direkt gern alte, reine, feine Sorten, und davon geht Manches nach Bremen und Hamburg, wo man trefflichen Portwein findet; doch kommt dort auch viel Ordinäres in den Handel, das aus den Londoner Docks stammt.

Die Fälschung der Portweine wird übrigens in mehr als einem Lande, vor Allem aber in London, ganz systematisch und in großartigem Maßstabe betrieben. Die von Parlamentsausschüssen angestellten Untersuchungen haben darüber merkwürdige Dinge zum Vorschein gebracht. Schon in Portugal beginnt die Versetzung mit Branntwein. Daran ist theilweise die dortige Gesetzgebung schuld. Weine zweiter Qualität dürfen gar nicht nach England geschickt werden, sondern nur nach außereuropäischen Gegenden. Die kleinen, leichten, der Gesundheit zuträglichen Weine, welche man ganz allgemein in Portugal selbst trinkt, sollen auch jetzt noch nicht ausgeführt werden. In England fabricirt man jährlich etwa vierzigtausend Pipen Portwein, namentlich in den Niederlagen an den Catherine-Docks. Ein Fabrikant theilte dem Parlamentsausschusse, welcher über die Weinverfälschungen zu berichten hatte, folgendes „Recept zu Portwein“ mit. Man nimmt:

963	Gallonen	Wein aus Sicilien,
1766½	„	französischen, am liebsten Roussillon,
2604	„	verschiedene spanische Weine,
1419	„	Portwein,
394	„	Xapwein,
1620	„	„Mélange“,
205	„	Branntwein.

Das Ganze wird gemischt und ergiebt dann 8971½ Gallonen Portwein! Da die verschiedenen Mischungssorten bereits mit Branntwein versetzt waren, so ist klar, welche große Menge Alkohol in solchem unechten Getränk enthalten ist.

Die ganze Sache wird so offenkundig getrieben, daß in den Londoner Docks besondere Vorschriften gegeben worden sind, welche der Weinfabrikant beobachten muß. Die Weine sind dort in zwei Klassen getheilt. Zum Verbrauch in England sollen die Mischungen nur aus Weinen ein und desselben Landes bestehen; die zur Ausfuhr bestimmten kann man dagegen, wie obiges Recept zeigt, aus allen möglichen Sorten zusammenbrauen. In der Praxis kommen aber auch die letzteren zum Verbrauch in England; man verschifft sie nämlich nach einer beliebigen Insel im Kanale, z. B. nach Jersey und führt sie von dort in den ersten besten englischen Hafen ein. Ein Sachverständiger bemerkte in dem erwähnten Ausschusse: „Man kann allemal Drei gegen Eins wetten, daß ein Mann, welcher in England Portwein zu genießen glaubt, nicht einmal verfälschten Wein aus Portugal trinkt, sondern ein Geschmier aus Weinen, die schon in ihrem Ursprungslande verarbeitet worden sind und dann in England als Gesammtgeschmier auf's Neue zurechtgemacht werden.

Aber dieser Mischmasch besteht doch wenigstens aus Wein; dagegen bildet der Rebensaft in manchem andern Gebräu nur den allergeringsten Bestandtheil. Dasselbe wird zusammengesetzt aus Ingwer, Stachelbeeren, Erdbeeren, Primelblüthe, Hollunderblüthen und Hollunderbeeren (Flieder). Ein beliebtes Recept für Portwein ist noch folgendes: man nimmt 45 Gallonen Aepfelwein, 6 Branntwein, 8 Portwein, 2 Gallonen Schlehen, die in 2 Gallonen Wasser gekocht werden; dann drückt man den Saft aus. Die Farbe giebt man mit rothem Sandelholz. Dieser „Portwein“ kann schon nach einigen Tagen auf Flaschen gezogen werden; man gießt dann in jede Bouteille noch einen Theelöffel voll Kaschusaft, welcher dem Gemisch das Ansehen giebt, als ob es alt sei und taucht den Kork in eine Brühe von Basilbetz mit Alaun. Eine Hauptrolle beim fabricirten Portwein spielt immer die Hollunderbeere und die Blüthe vom Holunder; man nimmt auch sehr häufig Brasilholz, Hartriegel, Rübensaft und Lackmus.

So viel vom natürlichen und künstlichen Portwein.

Es gewährt ein großes Vergnügen, in den Straßen von Porto umherzuschlendern. Zumächst kann man den Kaufmann beobachten, der durchgängig ein sehr bedächtiger Mensch ist und im Verkehr große Vorsicht beobachtet. Sein Stand ist der einflußreichste in der Stadt, nachdem der Adel sich selber in die zweite Linie gestellt hat. Früher besaß dieser ein thatsächliches Alleinrecht auf Aemter und Würden; als er aber Partei für Dom Miguel genommen hatte, während die Bürgerschaft der liberalen Sache zugethan war, kam er in den Hintergrund. Jahre lang hielt er sich fern von der Stadt, mit Scheue sich erst allmälig mit der constitutionellen Regierung aus. Nun lebt er wieder in Porto, wo die Häuser der Erellente zumeist in der Nähe der Kathedrale stehen.

Am elegantesten nimmt sich die Blumenstraße aus. Die Häuser dieser Rua das Flores stammen zumeist aus dem sechzehnten Jahrhundert. Dort wohnen die Juweliere und Modehändler; am Largo da Feira sind die Wechslerläden; in den Gassen, welche dem Douro nahe liegen, drängt sich Alles zusammen, was mit Schiffahrt und Fischfang zu thun hat. Diese Unterstadt ist eng und finster. Als die hübschesten, geräumigsten Gassen kann man die Neue Johannes- und die Sanct Antons-Straße bezeichnen; außerdem noch die schon erwähnte Rua nova dos Ingleze. Diese bildet einen Sack, denn sie ist an einem Ende durch einen steil abfallenden Felsen geschlossen, auf welchem sich dann die Kathedrale und der bischöfliche Palast erheben. Der Pfaffenweg, Caltada dos Clerigos, führt zur Promenade der Tugenden, Passeio dos Virtudes, und zum Karmeliterplatz.

Das Volkstreiben ist regsam genug. Wir sprachen schon vom Kaufmanne und vom Edelmanne. Im Allgemeinen sind die Portweines Leute, welche die Gemächlichkeit lieben; sie gehen langsam und auch Männer tragen den großen Sonnenschirm, Chapeo de sol; aber das Gesicht hat einen lebendigen Ausdruck, die Bewegungen sind lebhaft und bezeichnend. Bunte Bilder und Gruppen findet man überall. Da sieht man eigenthümliche Trachten auf dem Fischmarkte; wie denn überhaupt am Wasser viel Bewegung herrscht; in den Straßen rufen Bauern und Bäuerinnen Orangen, andere Früchte, Gemüse, Nüsse und Blumen aus, welche sie in ihren aus Binsen geflochtenen Körben tragen. Die Bäuerinnen lieben an ihrer Kleidung grelle und volle Farben. Ueber den Platz geht ein Maultiertreiber und pfeift ein Liedlein vor sich hin; seine Thiere hat er mit rothen und blauen, gelben und grünen Bändern behängt. Ein Mann treibt Kühe, welche vor den Häusern gemolken werden; man weiß also, daß man unverfälschte Milch bekommt. Schwerfällige Karren werden von Ochsen gezogen, aber in vielen Straßen kann gar kein Fuhrwerk benutzt werden; sie sind zu steil und haben auch Treppenstufen. Dort hilft der fleißige und stämmige Lastträger aus, welcher aus der norspanischen Provinz Galizien stammt. Der Gallego ersetzt das Lastthier, er trägt die Cadeirinha, Portechaise, und je zwei und zwei tragen in taktmäßigem Schritt eine solche Sänfte in den steilen Gassen; sie sind auch Wasserträger. Am Hafen sieht man Barqueiros, Bootsführer, in Menge. Sie wittern bald heraus, ob man ein Fremder sei, nehmen die braune Wollenmütze vom Kopfe und schreien uns in allen möglichen Tonarten an:

Digitized by Google

Oporto am Douro.

Digitized by Google

Hum Bote, Excellenzia, hum Bote, hum Bote, Bote, Bote, Bote! Also ein Boot. Daß Mönche und Nonnen nicht fehlen, versteht sich von selbst.

Der Portugiese ist kein rüstiger Arbeiter, und über die verschiedenen Beschäftigungen geben noch immer manche Vorurtheile im Schwange. Ein englischer Kaufmann in Oporto wollte einst eine beträchtliche Menge Düngererde in seinen Garten bringen lassen und sich dazu eines Werkzeuges bedienen, das in jener Stadt zu den Seltenheiten gehört, nämlich eines Schubkarrens. Der Gärtner mochte aber von einem solchen, wie er meinte, neumodischen Dinge nichts wissen und erklärte dasselbe für unzweckmäßig. Da griff der Kaufmann selbst zu und schob den Karren, um zu zeigen, wie man die Sache anzugreifen habe. Sie wollte aber dem Gärtner doch nicht einleuchten, er schüttelte den Kopf. Der Kaufmann wurde abgerufen; als er wieder kam, sah er, daß der Gärtner sich einen Gehülfen geholt hatte und beide schleppten nun Düngererde in einem Korbe, der halb so viel faßte als der Schubkarren. Beide Leute wurden fortgeschickt; statt ihrer kam ein Neger, der die Arbeit ganz ordentlich verrichtete. Uebrigens gilt es auch für unanständig, Lasten auf dem Rücken zu tragen.

Ein Eingeborener der andamanischen Inseln.

Es ist merkwürdig, wie nahe oft die äußerste Barbarei neben der höchsten Civilisation liegt! Ostindien ist seit uralten Zeiten ein Kulturland und nun schon längst im Besitz einer europäischen Macht. Den bengalischen Meerbusen kennen wir als eine der belebtesten Fahrbahnen des Welthandels, und ganz nahe diesem Verkehrswege liegt die Hafelung der Andamanen, deren Urbewohner noch heute zu den wildesten auf der ganzen Erde gehören. Man hat sie gemieden, sich in keine Berührung mit ihnen eingelassen, bis vor wenigen Jahren die englische Regierung Indiens diese Inseln als Station für deportirte Verbrecher auserkor; sie schaffte gefangene Sipahis dahin; die „Meuterer" sollten den Aufstand gegen ihre europäischen Gebieter auf den Andamanen büßen. — Die Inseln liegen unweit der hinterindischen Küste zwischen 10° 32' und 13° 40' N. Breite; die beträchtlichste derselben, Groß-Andaman, ist 140 englische Meilen lang und etwa 30 breit, aber durch drei schmale Meeresstunde in drei Theile geschieden. Auf ihr erhebt sich der Saddle Peak bis etwa 2400 Fuß Meereshöhe. Der Pflanzenwuchs ist üppig, die Salangane baut ihre eßbaren Schwalbennester in den Felsenlöchern.

Ein Urbewohner der Andamanischen Inseln.

Wissenschaftliche Reisende wurden beauftragt, diese Insel zu untersuchen; ein Arzt aus Bengalen, D. Mouat, leitete das Unternehmen, welchem der französische Naturforscher Mallitte sich angeschlossen hatte; ein wohlbewaffneter Dampfer wurde vom Kapitän Baker befehligt. Die Engländer landeten im Monat December 1857 und begannen ihre Forschungen. Als der Dampfer sich in einer nur etwa flußbreiten Meeresstraße befand, zeigten sich bewaffnete Insulaner und steuerten ihre Nachen gegen das Schiff hin. Sogleich setzten die Engländer ihre Boote aus, um mit Jenen freundliche Verbindungen anzuknüpfen. Sie schwenkten ihre Tücher, erhielten aber einen wahren Hagel von Pfeilen als Antwort. Darauf gaben die Europäer Feuer, tödteten eine Anzahl Wilder und nahmen einen Krieger gefangen.

Diese Wilden wohnen in Hütten der allereinfachsten Art,

welche mit Palmblättern gedeckt und allen Winden offen ſind. Der ganze Hierrath beſteht in Schweinsknochen und Schildkrötenſchalen. Die Engländer fanden nichts, das auf Menſchenfreiheit deuten konnte; bisher hielt man die ſchwarzen Bewohner der Inſeln für Anthropophagen. Sie gehören zu jener großen Gruppe öſtlicher Schwarzen, welche man mit ſehr verſchiedenen Benennungen als Papuas, Alfuren, Endamanen, Aetas oder Negritos, bezeichnet. Beſtimmte, zuweilläufige Abtheilungen dieſer Gruppe haben wir auch heute noch nicht. Die Leute auf den Andamanen ſind ſehr dunkel, und ſelten fünf Fuß hoch; der dicke Kopf ſitzt tief zwiſchen den Schultern, das Haar iſt wollig, wie bei den Negern. Bei ſehr vielen ſteht der Bauch weit hervor; Arme und Beine ſind hager. Dieſe Andamanen gehen völlig nackt, ſtatt aller Bekleidung beſchmieren ſie den Leib mit rothem Ocker oder Thon, welcher ſie gegen die Stiche der Inſekten ſchützt. Die Geſammtzahl dieſer Inſulaner wird auf etwa dreithalbtauſend Köpfe geſchätzt.

Unſere nach einer Photographie gezeichnete Abbildung liefert den Beweis, daß die Andamanen unſchöne Leute ſind, aber viele Stämme auf dem auſtraliſchen Feſtlande ſind doch weit häßlicher. Wild ſind ſie auch, ob aber in den früheren Schilderungen dieſer Leute, die namentlich nach den Ausſagen birmaniſcher Holzfäller berrühren, welche auch Salangannen-Neſter ſammeln, nicht Manches übertrieben war, bleibt zweifelhaft. Der oben erwähnte Kriegsgefangene, welchen unſer Bild darſtellt, wurde nach Kalkutta gebracht, wo er an der Schwindſucht ſtarb; er war nicht wild und ſtürmiſch, ſondern traurig und niedergeſchlagen. Man ermittelte durch ihn, daß die Sprache auf den Andamanen keine Aehnlichkeit mit jener auf den Nicobaren oder von Tennaſſerim hat.

Die Waffen der Inſulaner, namentlich die Bögen aus Eibenholz, ſind ungemein ſtark und geſchmackvoll gearbeitet, die Pfeile, theils glatt, theils eingezackt, ſind vier Fuß lang; eine Art derſelben hat eine bewegliche Spitze und dient als Harpune. Der Fiſchfang liefert die Hauptnahrung; dieſe Schwarzen ſind recht eigentlich Ichthyophagen. Seit dem neunten Jahrhundert hielt man ſie für Anthropophagen.

König Peppel, Herrſcher von Bonny im Nigerdelta.

Er wollte die Welt und die Herrlichkeiten Europa's ſehen. Alſo fuhr der ſchwarze König nach London, wo natürlich Alles, was um ihn her verging, ſein höchſtes Staunen erregte. Nur ſchwer trennte er ſich 1861 von allen dieſen Herrlichkeiten. Ein Segelſchiff brachte ihn nach Bonny zurück. Er trägt eine Admiralsuniform und ſeine Königin trägt Crinoline. Die ſchwarze Dame iſt 17 Stein ſchwer, und wurde vom Bord in's Boot mit Hülfe von ſechs ſtämmigen Kruleuten hinabgeſchoben. Peppel hatte eine aus vier Männern beſtehende Regentſchaft eingeſetzt, aber die Regenten machen ihm nun alle möglichen Schwierigkeiten. Er ſollte nur an's Land gehen, wenn er dreien dieſer würdigen Männer jährlich 7000 Pfd. Sterling Einkünfte verſtiegen wollte. Der vierte wollte ihn gar nicht wieder zur Regierung laſſen. Keine Spur von Legitimitätsgefühl lebt in den Herzen jener Schwarzen, und König Peppel, der in Europa allerlei gelernt hatte, wollte ſich die Krone auf's Haupt ſetzen.

Als wir dieſe Nachricht von König Peppel in der Times laſen, erinnerten wir uns einer Unterredung, die Hr. J. Smith mit dieſem „Könige“ vor etwa zehn Jahren gehabt hat. Burton, welcher jetzt im Fernando Po britiſcher Conſul iſt und ſich gewiß mit dem König Peppel in Verkehr einlaſſen wird, erwähnt derſelben in ſeinem Buch über Dahomia. Die Schwarzen möchten gern einmal Gott vor Augen ſehen, aber nur um Rache dafür zu nehmen, daß er ihre Freunde, Verwandten und Ochſen ſterben läßt.

Smith erzählt: Ich nahm jete Gelegenheit wahr, mit ihnen über Gott und Religion zu ſprechen. Eines Tages ſagte ich zum Häuptling: Was habt Ihr gethan, König Peppel?

Daſſelbe wie Ihr; ich danke Gott.

Für was?

Für alles Gute, das Gott mir ſendet.

Habt Ihr Gott ſchon geſehen?

Schi! nein! Ein Menſch, der Gott ſieht, muß ſogleich ſterben.

Wiederholt Ihr Gott leben, wenn Ihr ſterbet, König Peppel?

Das weiß ich nicht. (Dabei wurde er ſehr aufgeregt.) Wie kann ich das wiſſen? Denke gar nicht daran und will auch über dieſen Gegenſtand gar nichts mehr hören.

Wohnt denn nicht?

Das geht Euch nichts an und Ihr habt nicht danach zu fragen, denn Ihr ſeid hierher gekommen, um mit mir Handel zu treiben

Smith ſchreibt weiter: Ich wußte nun, daß ferner nichts mit ihm anzufangen ſei, und ließ den Gegenſtand fallen. Indem ich von Sterben und Tod ſprach, hatte ich eine zarte, ſehr empfindliche Saite berührt. König Peppel ſah nun wild und grämlich aus, der Ausdruck in ſeinem Geſicht wechſelte raſch, und er war innerlich ſehr aufgeregt. Endlich gebärdete er ſich ſehr heftig, ſein Antlitz zeugte von wildem Grimm und er fuhr dann mit den Worten heraus: Wenn ich Gott hier hätte, ſo würde ich ihn auf dem Flecke todtſchlagen. — Nach ſo diaboliſchen Worten trat ich voll Entſetzen einen Schritt zurück: Ihr möchtet Gott todtſchlagen, König Peppel? Ihr ſchwatzt wie ein Verrückter, Ihr könnt Gott nicht todtſchlagen. Aber anzuennen, Ihr könntet ihn umbringen, dann würde ja Alles gleich aufhören, denn er iſt ja der Geiſt, welcher das Weltall zuſammenhält. Er aber kann Euch tödten.

Ich weiß, daß ich ihn nicht todtſchlagen kann, aber wenn ich ihn todtſchlagen könnte, ſo würde ich ihn todtſchlagen.

Wo lebt Gott?

Dort oben. (Er zeigte nach dem Himmel.)

Aber weshalb möchtet Ihr ihn denn todtſchlagen?

Weil er die Menſchen ſterben läßt.

Aber, mein guter Freund, Ihr möchtet doch nicht etwa ewig leben? Oder möchtet Ihr das?

Ja, ich möchte immer leben.

Aber nach und nach werdet Ihr alt und dann ſchwach und hinfällig, wie jener Mann dort. (In der Nähe ſtand ein blinder abgemagerter Menſch.) Ihr werdet lahm und taub werden wie dieſer, und blind obendrein und habt kein Vergnügen mehr auf der Welt. Wäre es nicht beſſer, Ihr ſtürbet vorher und machtet Eurem Sohne Platz, wie Euer Vater Euch Platz gemacht hat?

Nein, das will ich nicht; ich will bleiben, wie ich bin!

Aber bedenkt doch; wenn Ihr nun nach dem Tode an einen Ort kämet, wo es ſchön und herrlich iſt und —

König Peppel fiel mir in's Wort: Davon weiß ich nichts, das kenne ich nicht; ich weiß, daß ich jetzt lebe, ich habe ſehr viele Frauen, viele Neger (Sklaven) und Kähne; ich bin König und viele Schiffe kommen in mein Land. Weiter weiß ich nichts, aber am Leben bleiben will ich.

Ich konnte zu keiner Antwort kommen, denn er wollte nichts mehr hören, und wir ſprachen dann von Handelsgeſchäften.

Digitized by Google

Eine Signare zu St. Louis am Senegal.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß man den Menschen nur in sehr bedingter Weise einen Kosmopolitismus nennen kann. Jede große Menschenrasse ist vom Schöpfer auf gewisse klimatische Regionen angewiesen, innerhalb welcher sie völlig allein gedeiht. Der Bewohner der heißfeuchten tropischen Tiefländer und Küstenstrecken könnte in Norwegen und Sibirien nicht ausdauern. Der Europäer, auch jener aus den südlichen Ländern unseres Erdtheils, entartet an Leib und Seele in den glühenden Gegenden des äquatorialen Afrika. In Bengalen werden die Kinder aus ungemischtem europäischem Blute selten alt; oder zweifl Jahre alt; man schickt sie deshalb früh nach Europa oder in die kühlen Gegenden der Vorberge des Himalaya. Es giebt weder in Mosambique, noch in Angola oder Benguela eine portugiesische Familie von reiner Abstammung im dritten Grade. Negerfamilien aus Benguela würden in Rußland es gleichfalls nicht bis zur dritten oder vierten Generation bringen.

Europäer, welche sich, zumeist des Handels wegen, oder als Soldaten längere Zeit in solchen heißen Ländern aufhalten, finden dort keine europäischen Frauen. Das gilt namentlich von den Kolonien und Faktoreien der an der westlichen wie an der östlichen Küste Afrika's. Die meisten, welche man aus der Heimath dorthin gebracht hat, sind rasch dem Klima erlegen, oder, mit siechem Körper, so schnell als möglich wieder heimgekehrt.

Deshalb gehen die Europäer Verbindungen mit eingeborenen Frauen ein, und so entsteht ein Mischlingsgeschlecht. Die Kinder bezeichnet man bekanntlich als Mulatten, wenn die Mutter eine Negerin, als Mestizen, wenn sie eine amerikanische Indianerin ist. Die Kreuzungen sind so mannichfaltig, daß man zum Beispiel in Peru deren mehr als funfzig zählt. Die Manchfaltigkeit der Blutmischungen ist dort am größten, wo Menschen verschiedener Rassen neben und durch einander wohnen.

Am untern Senegal, in den französischen Besitzungen, namentlich in der Hauptstadt St. Louis, leben Europäer neben Negern verschiedener Völker; auch kommen Mauren, Araber, Berbern und Mischlinge, welche aus den Kreuzungen dieser verschiedenen Stämme entsprossen sind, nicht selten vor. Sie haben, je nach der Blutmischung, und je nachdem das Blut des einen oder anderen Stammes vorherrscht, ein sehr verschiedenes Gepräge. Die Frauen aus gemischtem Blute bezeichnet man am Senegal mit dem aus dem Portugiesischen verderbten Namen Signaren.

Viele von ihnen sind bildhübsch, besonders wenn auch berberisches und maurisches Blut in ihren Adern fließt, und der Negertypus mit den aufgeworfenen Lippen, den vorstehenden Backenknochen und dem Wollhaare zurückgetreten ist. Eine Signare wählt der Weiße sich als Genossin für die Zeit welche er in der Kolonie lebt; er betrachtet und behandelt sie als seine Frau, er feiert die Hochzeit, erkennt die Kinder an, aber eine bürgerliche und kirchliche Bestätigung einer solchen Verbindung gestattet das Herkommen nicht; es würde die Trauung nur mit einer weißen Frau aus ungemischtem Blut erlauben.

Die Signare leitet das Hauswesen, und wird von reichen Leuten wie eine vornehme Dame gehalten, welcher schwarze Dienerinnen zur Verfügung stehen. Den Verbindungen geht manchmal ein eigenthümlicher und landesüblicher Auftritt vorher. Die Signare verständigt sich mit einem Weißen, der sie zur Lebensgenossin wählt. Dann verläßt sie ganz in der Stille an einem Abend das Haus ihrer Mutter und entläuft. Die Sitte will, daß sie dabei von den schwarzen Dienerinnen unterstützt werde. Vorher hat eine Wahrsagerin, deren es unter den Negerfrauen viele giebt, Glück prophezeiet, Beschwörungen veranstaltet, Zauber gelungen und Gift verkündet.

Im Hause des Weißen nimmt die Signare dessen Namen an, wird Madame N. N., und die Kinder werden vom Vater anerkannt. Es giebt einzelne Fälle, in denen ein Weißer sich in späteren Lebensjahren die Mutter seiner Kinder auch in aller Form antrauen ließ, aber dergleichen bildet die Ausnahme.

Die Expedition auf dem oberen Yang tse kiang in das Innere von China.

Wir haben dieses höchst interessanten Reisezuges schon einige Male im Globus kurz erwähnt. Jetzt erhalten wir aus Hong Kong vom 12. September einen ausführlichen Bericht, welchen die kortige Overland China Mail in einem Supplement mittheilt. Wir geben einige Auszüge über die Regionen, welche früher von europäischen Reisenden noch nicht besucht wurden; sie eröffnen einen Einblick in die Verhältnisse des innern China.

Die vier Männer, welche den Zug unternahmen, waren Oberstlieutenant Sarel, Kapitain Blakiston, Dr. Barton und Hr. Schereschewsky von der nordamerikanischen Mission zu Schang hai. Sie verließen diese Stadt mit dem Geschwader des Admirals Hope am 11. Februar 1861 und fuhren mit demselben bis Ye chow (Je tschen) unweit des Tung-thing-See's, von wo sie dann in chinesischen Booten weiter stromauf fuhren. Unsere Leser wissen (Globus S. 61), daß es ihre Absicht war, durch die westliche Provinz Sze tschuen nach Tibet vorzudringen, Lhassa, die Hauptstadt des Dalai Lama, zu besuchen und von dort über den Himalaya nach Indien zu gehen. Das Unternehmen war riesenhaft und macht dem Muthe jener vier Männer alle Ehre, aber es ist fehlgeschlagen; weiter unten wird sich ergeben, weshalb man es nicht durchführen konnte.

Der Yang tse kiang ist von der Mündung bis zu dem großen Stapelplatze Hankeu genau bekannt; von dort bis Ping schan hat Blakiston ihn aufgenommen. Ueberall war der Strom mit Dschunken gleichsam besäet; sie kamen aus der Provinz Hu-nan, über den Tung-thing-See nach Hankeu oder aus Tschung-king in Sze-tschuen. Manche waren sehr roh gezimmert und führten Matten-segel, namentlich jene, welche Steinkohlen aus Pan-king im Innern von Hu-nan brachten. In Hankeu laden sie aus und werden, ähnlich wie manche Donauschiffe in Wien, auseinander geschlagen und als Nutzholz verkauft. Auch schwammen viele Holzflöße auf dem Strome; aus Sarel's Beschreibung ersehen wir, daß sie unseren großen Rheinflößen gleichen.

Die meisten Städtenamen, welche Sarel erwähnt, findet man auf guten Karten von Ostasien, zum Beispiel jener in Kiepert's Handatlas. Bei Kuei fahen die Reisenden, wie die Chinesen ihre Kohlenwerke bearbeiten; diese lagen offen an Hügelabhängen. Wir wollen hier bemerken, daß in China das Wort Fu eine Stadt ersten Ranges bedeutet; tschen (welches die Engländer, die ja überhaupt eine abscheuliche Namenschreibung haben, unrichtig als chow bezeichnen) eine solche zweiten, und hien eine solche dritten Ranges bezeichnet.

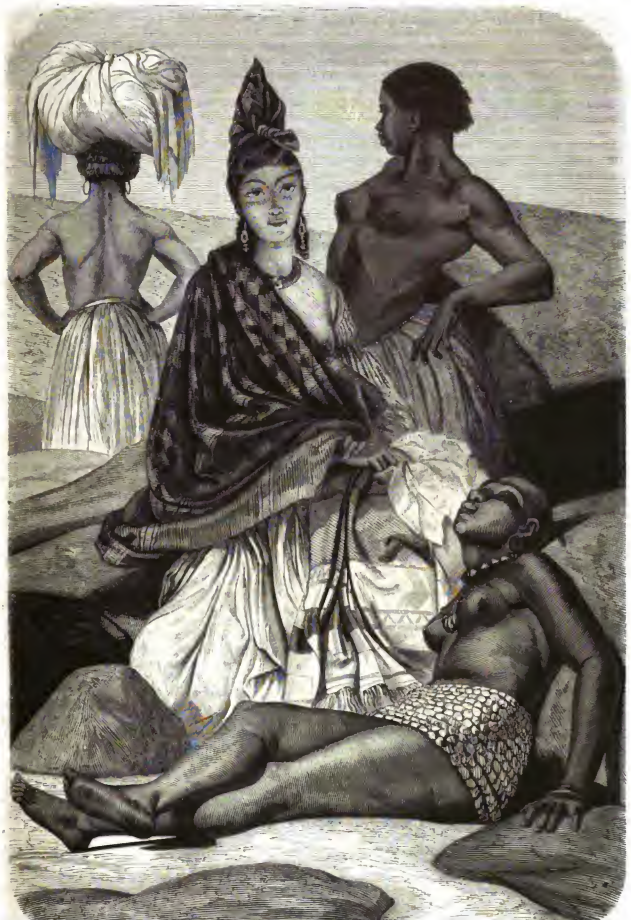
Unweit der Stadt Wu-schan-hien, wo Mohn zur Opiumverfertigung gebaut wird, liegt die Gränze zwischen den Provinzen Hu-pe und Sze-tschuen. Dort wachsen wilde Aprikosen, Walnüsse, die Castorölpflanze und der Baum Tung-Schu, dessen Nuß einen werthvollen Firnis liefert. Sie gleicht der sogenannten Brasilnuß (von der Bertholletia excelsa), ist aber giftig.

Weiter aufwärts liegt Kuei-tschen-fu (englisch Quaichow!), 1080 engl. Meilen oder 1200 Statutmiles von Schang-hai, 444 der letzteren

Digitized by Google

Signare und Negerin zu St. Louis am Senegal.

Digitized by Google



Signare und Dienerinnen.

Digitized by Google

aufwärts von Hankeu und 78 oberhalb J-tschang. Stromau von dieser letztern Stadt bietet die Schiffahrt einige Schwierigkeit, weil auf der Strecke die Kuei-tschen acht Stromschnellen liegen. Die größten Boote, welche aufwärts an Leineu gezogen werden, haben eine Länge von 120, eine Breite von 15 Fuß und gehen beladen drei Fuß tief. Dampfer können mit aller Sicherheit aufwärts und abwärts fahren. In einem Ort oberhalb Wan, im Dorfe Juling, wurden die Reisenden von römisch katholischen Chinesen sehr freundlich empfangen; die Leute klagten, daß sie von den Mandarinen sehr schlecht behandelt würden; vor einiger Zeit habe der von letzteren aufgereizte Pöbel die Kapelle ausgeplündert und verbrannt. Von Wan bis Tschung-king wird überall Mohn in großer Menge gebaut. Die Ernte findet etwa gegen Ende des Maimonats statt; dann pflügt man die Felder rasch um und bestellt sie mit Zuckerrohr, Mais und Baumwolle; auch Reis ist häufig.

Oberhalb Tschang-tschen hatte sich überall das Landvolk zusammengerottet, um sich der Rebellen zu erwehren. Diese westlichen Rebellen werden dort als Tu-fih, örtliche Räuber, bezeichnet und haben mit den bekannten Tai-ping im Osten keinen Zusammenhang; man nennt aber die einen wie die anderen Schang-mao, Langhaare. Die Tu-fih schneiden aber den Zopf ab. Tschung-king-fu liegt an der Mündung des Hotscheflusses, der aus dem nördlichen Sze-tschuen kommt, und hat eine vortreffliche Handelslage. Etwa 120 Miles weiter oberhalb mündet der Fintung, wieder 80 Miles höher der Min-ke bei Su-tschen; er ist mit Tsching-tu-fu, der Hauptstadt von Sze-tschuen, durch einen Kanal verbunden. Der Hotschen ist bis Schün-king für große Dschonken schiffbar, Seide, Bäche und Hanf kommen in großer Menge aus dem Bezirke Kia-ting am Min, der sich aber damals im Besitze der Rebellen befand. Oberhalb Tschung-king führen die Boote keine Segel mehr; die zu Thal fahrenden sind zumeist mit Salz und Landeserzeugnissen beladen; Baumwolle wird auf Bambusflößen stromau geschifft. Bei Fu mündet der Fin-jung, bei Sui-tschen, einer großen Stadt, der Min-liang von Norden her. In der Umgegend richteten die Rebellen arge Verwüstung an; Leichen mit abgeschnittenen Köpfen, denen man die Hände auf den Rücken gebunden hatte, trieben in Menge den Min hinab. Der Handel mit gelber und weißer Seide, Wachs, Tabak und Honig ist in ruhigen Zeiten sehr beträchtlich war aber jetzt völlig unterbrochen.

Oberhalb Sui-tschen ist das Land sehr gebirgig und der Fluß wird so schmal, daß seine durchschnittliche Breite nur etwa dreiviertelhundert Yards beträgt. Dort lagerten überall Steinkehlen, welche man in etwa zwanzig Tagen nach Hankeu hinabschifft. Den Reisenden war es auffallend, daß in jener Gegend viele Leute braunes Haar haben; weiter abwärts kommt dergleichen nicht vor. Von Sui-tschen aufwärts bekommt der Yang-tse-kiang den Namen Kin-scha-kiang „der Goldstrom;" die Schiffer bezeichnen ihn indeß gewöhnlich als Fluß von Jün-nan.

Die vier Reisenden gelangten nun bis Pin-Schang, einer kleinen, mit Mauern umzogenen Stadt am linken Ufer; deutlich war vor ihnen noch kein Europäer gekommen. Der Oberbeamte benahm sich anfangs höflich, bemerkte aber, daß die Rebellen in der Nähe seien und die Fremden wohl thäten, die Stadt zu verlassen. Das Volk schloß die Thore und feuerte gegen sie, aber die Europäer nahmen davon weiter keine Notiz. Mit den Rebellen hatte es übrigens keine volle Richtigkeit, denn sie unternahmen in derselben Nacht einen Sturm. Es war ächt chinesisch, daß jeder den ihnen im Gefecht eine Laterne trug; auch die Mauern waren beleuchtet! Ueber die Beschaffenheit des Stromes oberhalb Ping-Schan konnte Sarel nichts Näheres erfahren, er hörte nur, daß etwa 100 Li weiter aufwärts Wasserfälle oder Stromschnellen sich befänden. Die Bootsleute verweigerten ihre Dienste, weil die Rebellen zu gefährlich waren; auch gehen oberhalb Ping-Schan keine Boote mehr. Man mußte darauf verzichten, das Land der Miaotse zu besuchen, welches westlich von Ping Schan liegt.

Aber es traf sich, daß ein Häuptling dieser unabhängigen Stämme mit einigen seiner Landsleute an Ort und Stelle war. Er machte den Reisenden einen Besuch und benahm sich sehr freundlich. Wir gaben ihm, sagt Sarel, Messer und Wein. Diese Miaotse (Mautse) sehen ganz anders aus als die Chinesen; ihr Gesichtsausdruck hat etwas Offenes und Rechtschaffenes, was man von jenem der Chinesen nicht behaupten kann. Einige hatten das Haar ganz abgeschoren, andere ließen es lang wachsen und einige hatten einen Zopf. Bei dem warmen Wetter trugen sie nur eine leichte Baumwollenjacke, Beinkleider und Grassandalen; den blauen Turban hatten sie oberhalb der Stirn in einen Knoten geschlungen. Sie selber nannten sich Huh-ei oder J-schin, schwarze Barbaren oder Fremde, und wiederholten mehrmals, daß sie keine civilisirten Leute seien. Alles was sie in den Kajüten sahen, wurde genau von ihnen betrachtet, sie waren überhaupt sehr neugierig, benahmen sich aber dabei durchaus anständig. Der Häuptling sprach etwas Chinesisch, von seinen Begleitern verstand aber keiner diese Sprache. Wir wurden von ihnen gewissermaßen als Anverwandte betrachtet und sie nannten uns weiße Mautse. Keiner von ihnen konnte schreiben oder lesen. Sie besitzen in ihrem Lande Pferde und Hornvieh, haben aber, wie sie selber sagten, kein anderes Getreide als Mais. Der Häuptling versicherte, daß wir in ihrem Lande Mittel zum Fortkommen genug finden würden, aber zuvor müßten wir eine sehr gebirgige Gegend durchwandern und in Ping-schan sei keinerlei Fahrzeug zu bekommen. Wenn die Reisenden nicht unter dem Schutz eines Häuptlings ständen, würde man sie ausplündern. Ueber die Gränzen ihres Landes konnten wir nichts Genaues erfahren, auch Bösches hin müssen sie aber in der Nähe von Burma und Assam liegen. —

Das Land in der Umgegend von Pin-Schang ist hügelig und feuchtbar; Mais, Reis, Zucker und Curcumae gedeihen vortrefflich, der Cactus erreicht eine beträchtliche Höhe, die Seidenraupen bilden eine Hauptbeschäftigung. Wasserschlangen und Aale fängt man in den Reisfeldern und sie werden gegessen. Die Bewohner sind ruhige, friedliche Leute, haben sich aber gegen die Rebellen bewaffnet, weil die Regierung ihnen nicht zu Hülfe kommt. Das Letztere ist ihnen in mancher Hinsicht ganz recht, denn wo die kaiserlichen Truppen im Felde stehen, werden die Leute auch von ihnen ausgeplündert. —

Schon oben wurde bemerkt, daß die Rebellen im Westen mit den Tai-ping in keiner Verbindung stehen. Sie sind aus Räuberbanden entstanden, die immer stärker und zahlreicher wurden, weil die kaiserliche Regierung ihrem Unfuge nicht steuerte. Obnehin sind die Provinzen Hünn-an und Sze-tschuen allzeit durch Räuber mehr oder weniger beunruhigt worden. Vor zwei Jahren traten vier Räuberhauptleute auf, brachten große Banden zusammen, vereinigten sich und treyen seitdem den Mandarinen. Ein großer Theil von Sze-tschuen ist in ihrer Gewalt, sie haben sogar die Vorstädte von Tsching-tu-fu und diese Hauptstadt selbst belagert. Auch ein Theil der mohammedanischen Bevölkerung von Jünnan ist im Aufstande. An ihrer Spitze steht ein Mekkapilger, der Hadschi Ma Jünfin; er hat sein Hauptquartier im westlichen Theile der Provinz zu Ta-li fu, und beherrscht die ganze Straße, welche aus Burma durch Jünn-nan nach Sze-tschuen führt.

Man kann sagen, daß das westliche und südliche China den Händen der kaiserlichen Regierung entglitten ist. In einzelnen Bezirken und Städten regieren zwar die Mandarinen noch; wenn aber die Rebellen anrücken, ergreifen jene in der Regel das Hasenpanier. Der Handel ist im ganzen Westen gelähmt. Uebrigens sind jene Rebellen nicht so „fanatische Wilde" wie die Tai-ping, sie verwüsten nicht um zu verwüsten, obwohl sie freilich auch die Häuser niederbrennen, wen welchen aus man ihnen Widerstand leistet. Die Tai-ping sind bis in die Provinz Kuei-tschen gedrungen, weiter westlich aber bisher nicht gekommen.

Sarel bemerkt am Schlusse seines Berichtes Folgendes: „So viel wir abnehmen konnten, haben die Mandarinen unserer Expe-

Digitized by Google

dition keine Hindernisse in den Weg gelegt, mit Ausnahme jener von Tschung-ting; sonst sind wir überall von ihnen höflich behandelt worden. Die Behörden waren neugierig, zu wissen, was wir eigentlich wollten; wir erhielten angeblich ein Ehrengeleit, aber dieses sollte offenbar uns überwachen und Bericht erstatten. Wenn wir nicht bis Tibet kamen, so liegt die Schuld nicht an den Behörden, sondern weil es unmöglich war, Reisebegleitung zu erhalten. Die Leute wollten nicht in Gefahr kommen, sich die Haare abschneiden zu lassen. Der Vicekönig von Sze-tschuen ist auch Gouverneur von Tibet und soll den Fremden nicht abhold sein. Den besten Weg, auf welchem man in's Innere von China eindringt, bildet ohne Zweifel der Yang-tse-kiang."

Das Emporblühen Californiens.

Wir haben (Globus Nr. 1.) die Anfänge dieses Staates geschildert, der noch nicht einmal fünfzehn Jahre alt ist und doch schon eine so hohe Bedeutung für den Welthandel gewonnen hat. Er verdankt dieselbe dem großen Umschwung im Verkehr, zu welchem er selber durch seine höchst ergiebigen Goldgruben so wesentlich beigetragen, der raschen Entwicklung seiner Hülfsquellen überhaupt, seiner vortrefflichen Weltlage am Stillen Ocean und der unablässigen Einwanderung, welche ihm aus dem östlichen Amerika und aus China immer frische Arbeitskräfte zuführt.

Als in Folge eines beklagenswerthen, unverantwortlichen Strebens vieler Führer der gegenwärtig republikanischen Partei, welche ihr demagogisches Treiben mit dem Mantel der Philanthropie zu verdecken suchten, die südlichen Staaten der Union zum Ausscheiden gedrängt wurden, tauchte in Californien die Frage auf, ob man nicht einen besondern Staatenbund am Großen Weltmeere bilden solle. In der That erblickten wir in Californien den Anfang, den Kernpunkt dafür, und wir sind auch überzeugt, daß sich im Vorgange der Zeit ein solcher bilden werde. Die Nothwendigkeit und der Vortheil werden den Ausschlag geben. So lange einige Aussicht war, die große Union zu erhalten, mochte man in San Francisco Alles aufbieten, um mit derselben Hand in Hand zu gehen. Allein heute sehen sieht jeder Unbefangene, daß die politische Verbindung der herrschenden Partei in den Nordstaaten den weiten Riß unheilbar gemacht hat. Der Scheidungsprozeß hat einmal begonnen und wird weiter gehen; eine neue Gruppirung der Staatencomplexe in Nordamerika kann nicht ausbleiben und ist nur noch eine Frage der Zeit. Eine pacifische Gruppe, eine Conföderation der Staaten am Großen Ocean, welche Californien, Oregon und Washington umfaßt, erscheint als etwas eben so Zweckmäßiges als Natürliches, und eben deshalb wird sie auch nicht ausbleiben. Die Bande des Verkehrs mit den Staaten am atlantischen Gestade sind einmal festgeknüpft, und sie werden auch nicht zerrissen werden, wenn der Staatenbund am Großen Weltmeere als selbstständige Gruppe dasteht. An der Hand der Union sind jene Gemeinwesen so sehr emporgewachsen, daß sie allein, auf eigenen Füßen gehen können. Sollten alle Versuche zu einer Wiederherstellung der Union scheitern, so kann Californien, vermöge seiner Lage, mit verhältnißmäßiger Ruhe dem Parteienkampfe zusehen und die Erschütterung am ersten verschmerzen. Die Wichtigkeit seiner Weltstellung würde erst dann völlig gewürdigt werden.

Die Redaktion des Globus verdankt freundlicher Theilnahme die Mittheilung eines Berichtes aus San Francisco, der manche werthvolle Angaben enthält, welche unsern Lesern willkommen sein werden. Wir geben einen Auszug.

Californien hat die Prüfungszeit überwunden, die harte und strenge Schule, durch welche neue Länder gehen müssen, ist überstanden. Das verderbliche Treiben gewissenloser Politiker, die gleich Haifischen nach Beute schnappen, die Verschwendung der öffentlichen Gelder und die schlechte Verwaltung, sie alle haben den Staat glücklicherweise nicht zu Grunde gerichtet. Die zerrütteten Finanzen wurden geordnet, der Wohlstand der Bürger ist im Wachsen.

Der Zuwachs der Bevölkerung Californiens betrug im Jahre 1860 ungefähr 30,000 Köpfe, so weit die Einwanderung in Betracht kommt. Die Anzahl derer, welche auf verschiedenen Wegen über Land kommen, läßt sich nicht genau ermitteln. Die Gesammtbevölkerung übersteigt gegenwärtig 650,000 Seelen.

Seewärts haben sich neue Handelswege nach China, Japan und dem Amur eröffnet, der Ackerbau wird immer bedeutender und dasselbe gilt von der Gewerbthätigkeit. Californien hat jetzt schon seine eigenen Wollfabriken, Papiermühlen, Zuckerraffinerien und Gießereien sammt Werkstätten zum Maschinenbau; der Ertrag der Goldgruben hat aber zu- als abgenommen und die Silberminen von Washoe haben sich als ungiebig bewährt.

In dem Hafen von San Francisco kamen 1860 von auswärts 1686 Schiffe mit einer Tragfähigkeit von 538,081 Tonnen an; die ihnen ausgezahlten Frachtbeträge beliefen sich auf 4,110,650 Dollars. Im Jahre vorher waren etwa 60,000 Tonnen mehr angekommen, aber trotz der Verminderung hielt der Markt überfüllt, weil die auswärtigen Verschiffer nach einem sehr fehlerhaften System arbeiten, indem sie ihre überschüssigen Waaren in Californien um jeden Preis loszuschlagen trachten. Ein wilder Betrieb des Einfuhrgeschäfts ist für jenen Markt, der sich aus so weit entlegenen Quellen versorgt, gleichsam zur Regel geworden; er paßt aber um so weniger, weil, wie schon bemerkt wurde, Californien seine eigene Gewerbthankeit steigert und dafür alle günstigen Bedingungen hat.

Die Ausfuhr, Gold abgerechnet, stellte sich auf 8½ Millionen Dollars und beinahe die Hälfte davon bestand in californischen Landeserzeugnissen. Das ist eine Vermehrung von 125 und 132 Procent gegen die Vorjahre. Die Ausfuhr von Wolle, welche 1854 erst 175,000 Pfund betrug, war 1860 auf 3,055,425 Pfund gestiegen und außerdem hatten die inländischen Fabriken 266,000 Pfund verarbeitet. Die Weizenernte stellte sich auf 6,650,000 Bushels, von welchen etwa 2 Millionen zur Ausfuhr gelangten. Californisches Getreide wird jetzt regelmäßig nach nach England, Australien und selbst nach den atlantischen Staaten verschifft, und mit der steigenden Arbeitskraft kann man sehr leicht das Drei- und Vierfache zur Ausfuhr liefern. Nachdem das Land dahin gekommen war, sich selbst zu versorgen, konnte es rasch zur Ausfuhr übergehen. Das ist auch für die Schifffahrt von Wichtigkeit. Früher mußten die fremden Schiffe, nachdem sie ihre Waaren gelöscht hatten, in Ballast versegeln, jetzt werden alle frei gewordenen Schiffsräume rasch für Getreide gewonnen. Die Aufgabe, das Getreide lohnend ausführen zu können, wird erfüllt, die Güte und Haltbarkeit der Waare ist erprobt und die Anfrage tauchen in solcher Menge ein, daß vielleicht leider kaum zur Hälfte ausgeführt werden konnten. Nun ist San Francisco noch mehr wie früher ein Sammelplatz unbeschäftigter Fahrzeuge aus allen Gegenden der Südsee geworden; sie kommen in Menge, sobald der Ernteertrag anfängt, aus dem Innern an die Küste zu kommen.

Das Alles wirkt nicht nur belebend auf den Hafenverkehr, sondern auch auf die Wechseloperationen. Unablässig zieht edles Metall, insbesondere Silber, nach Asien ab, in Folge der starken Ausfuhrbilanz zu Gunsten China's. Das ist ein hervorstechendes Merkmal im heutigen Welthandel. Die Controle darüber wurde seither von London ausgeübt. Nun aber hat San Francisco angefangen, in dieser Beziehung eine Rolle zu spielen. Es liegt den mexikanischen Häfen, aus welchen das Silber

Digitized by Google

zur Verschiffung kommt, nahe und bildet einen geeigneten Vermittelungspunkt zwischen den nur eintausend deutsche Meilen entfernten Endpunkten der großen commerciellen Bewegung, nämlich der Westküste Amerika's und der Ostküste Asiens. Mexico ist als die Wiege, China als die Gruft des Silbers zu betrachten. In Ostasien, Indien mit eingerechnet, das für sein Opium auch Silber erhält, verschwindet die Hälfte der Silberproduction Amerika's wie spurlos. Dafür zeugen schon die Extreme des englischen Courses, der zwischen 43 und 58 D. auf 40 Tage Segeleinsetzung eine Differenz von 30 Procent bildet, während die Hälfte genügend ist, die wirklichen Kosten und das Zinsverhältniß der direkten Ueberschiffung in westlicher Richtung zu decken. Bisher ist die Verbindung mit Ostasien durch raschsegelnde Klipper unterhalten worden, man geht aber ernstlich mit dem Plane um, eine regelmäßige Dampfschifffahrt herzustellen.

Gold, ein Stapelerzeugniß des Landes, wird fortwährend in großer Menge gewonnen. Zur Verschiffung kamen im Jahre 1850 für 42,303,316 Dollars, 1851 für 47,040,255 Dollars. Aber die Production war 1850 nicht etwa viel geringer, weil mehr im Lande selbst blieb. Silberwerke werden in einer größern Zahl in Angriff genommen. Dahin gehören die Coso-Gruben in Inlare County. Einige ergaben von 1100 bis 2200 Dollars Werth pro Tonne Erz, andere von 400 bis 2000 Dollars. Die Erze der Galena-Aber haben auf 15 Fuß Tiefe 800 Dollars und auf 40 Fuß Tiefe 2000 Dollars Gehalt geliefert. Zwei andere Adern versprechen gleichfalls gute Ergebnisse. Auch im Tejon Cañon und in der San Emedie-Schlucht sind Erze in mächtigen Adern aufgefunden worden. Die Prüfung ergab 600 Dollars Silber auf die Tonne Erz. Die Silberentdeckungen erstrecken sich von Mendocino nach San Diego. In Nevada, Amador, Napa, Santa Clara, fast in jedem County des Staates ist Silber nachgewiesen worden. Auf Kupfer wird in Crescent City gearbeitet; auch in Amador, Klamath, Napa und Sonoma kommt dieses Metall vor. Der Reichthum an Zinnober unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr. Er findet sich nicht nur in der Gebirgskette, wo die Neu-Almaden-Quecksilbergrube liegt, sondern auch im Rücken der Küstenkette, wo rechts und links von Neu-Idria vielfache Aber anstaucht, sodann auf Zwischenzügen durch Santa Clara County; in Klamath, Sonora, Eldorado, Calaveras und Mariposa, im Napathale bei den Geysern. Vom Heienabetze im Napathale wird auch Quecksilber zu Markte gebracht, von welchem überhaupt 8348 Flaschen zur Ausfuhr kamen, unmeiß, so lange einen Preisgefes wegen die Gruben von Neu-Almaden geschlossen waren, auf jenen von Neu-Idria, Guadalupe und Enriqueta. Neu-Almaden ist nun auch wieder im Betriebe. Californien kann den Quecksilberbedarf aller Erdtheile, Europa ausgenommen, reichlich decken. Es führte von 1854 bis 1859 nicht weniger als 126,661 Flaschen von dieser Waare aus.

Jedenfalls ist für Californien ein materielles Gedeihen gesichert, und die Ergebnisse, welche man in einem so kurzen Zeitraum erreicht hat, machen der Betriebsamkeit und der Ausdauer seiner Bewohner alle Ehre.

Dr. Hayes und das offene Polarmeer.

Am 7. Juni 1850 fuhr Dr. Hayes, welcher Kane's zweite Expedition nach dem Polarmeere (1853 bis 1855) mitgemacht hatte, aus den Vereinigten Staaten nach dem hohen Norden ab. Er wollte wo möglich zwei wichtige Probleme lösen, nämlich das Verbandensein eines offenen Polarmeeres nachweisen und den Nordpol erreichen.

Am 9. August verließ er mit seinem kleinen Schuner „United States“ Upernavik in Grönland, und war am 27. September im Winterhafen (Winter-Harbour), wo Kane überwintert hatte. Derselbe liegt, unter 78° Nördl. Breite, etwa vier Wegstunden vom Kap Alexander, welches den am weitesten nach Westen hin vorspringenden Punkt der ganzen grönländischen Westküste bildet, an der Ostküste der Smiths-Straße. Den nördlichsten Punkt, welchen einer von Kane's Begleitern, Morton, erreichte, bildet Kap Constitution, etwa unter 81° 2.' N. Br.

Hayes litt im Winterhafen keinen Mangel an frischen Lebensmitteln; etwa dreihundert Rennthiere wurden an Bord gebracht, und manche andere am Lande geschossen und verzehrt; auch erlegte man zwanzig Polarbaren und sechzig blaue Füchse. Der Assistent Sonntag starb, während er mit dem aus Kane's Reisen wohlbekannten Grönländer Hans einen Ausflug machte. Hans war Morton's Begleiter Dr. Hayes unternahm am 4. April 1861 eine Schlittenfahrt, welche bis zum 28. Mai dauerte. Er kam bis 82½° nördl. Breite; er behauptet wenigstens die kurze Notiz, welche uns bis jetzt über Hayes' Unternehmen vorliegt.*) Das offene Polarmeer, welches er suchte, und dessen Dasein er als gewiß angenommen hatte, fand er natürlich nicht, sondern nur offene Wasserstellen, derselchen überall in den hochnordischen Meeren vorkommen. Am 15. Juli brachte er sein Schiff und dem Winterhafen, war am 31. August wieder in Upernavik und Mitte Octobers in New-York.

Wir wollen an die Umstände erinnern, welche zu der Annahme veranlaßten, daß ein offenes Polarmeer vorhanden sei. Sie ist von Manchen, auch von dem Schreiber dieser Zeilen, gleich anfangs bestritten worden.

Morton hatte Kane's Schiff, die Advance, welche unter 78° 37' N. Br., 70° 40' W. L. im Eise lag (und noch liegt), am 4. Juni 1854 verlassen, war mit seinem Hund in einem Hundeschlitten nach Norden hin gefahren, und hatte am 24. Juni das Kap Andrew Jackson, 80° 17' N. erreicht; auf der gegenüberliegenden Seite lag ein anderes Vorgebirge, das er Kap John Barrow nannte, in etwa 80° 17' N. Br., 69° 58' W. L. Bis dorthin reichte die feste Eismasse in der Smith-Straße; weiter nach Norden hin wurde das Eis weich und morsch. Den Meeresthell, welcher sich nördlich von dieser Eismasse in der Smiths-Straße ausdehnte, bezeichnete Kane als den Kennedy-Kanal. Da, wo er beginnt, mußte Morton das Meeres verlassen, und mit seinem Schlitten auf dem festen Lande weiter fahren. Gegen Norden hin erblickte er nach einiger Zeit offenes Wasser. Anfangs glaubte er an eine Täuschung, als er dann aber viele Seevögel von solchen Arten erblickte, die nur in offenem Wasser leben, glaubte er nicht mehr an dem offenen Polarocean zweifeln zu dürfen. Das Eis bildete ein großes Hinderniß von einer Küste der Straße bis zur andern. Der Wind, welcher drei Tage hinter einander aus Norden wehete, trieb eine einzige Eisscholle herbei, obwohl auch die Strömung von Norden her kam. Am 23. Juni erreichte Morton das Kap Constitution, 81° 22' N., 66° W.; weiter kam er nicht. Diese nördliche Ostküste des Smith-Sunder, respective Kennedy-Kanales, bezeichnete Kane als Washington-Land. Morton bestieg am Kap Constitution einen etwa 480 Fuß hohen Punkt, und gewahrte von dort aus auf der gegenüber liegenden Seite (also im Grinnell-Lande) des Kennedy-Kanales, in der Richtung nach Nordnordwest, einen abgestumpften Kegelberg. Er schätzte die Höhe desselben auf

*) Wir finden eben, in New-York Herald, vom 15. Octoben noch eine Notiz über Hayes. Dieser prüfte überwinterte er im Port Kentle, machte von dort aus Schlittenfahrten und kam nach Norden hin nur bis 81° 5' Nördl. Breite am 18. Mai dieses Jahres. Außer Herrn Sonntag starb auch der Schiffszimmermann Gibson Gardiner.

Digitized by Google

mehr als 2500 Fuß und nannte ihn Mount Edward Parry; er verlegt ihn unter 82° 30' N.

Dieser Berg war bisher der nördlichste Punkt auf Erden, welchen weiße Menschen gesehen hatten, wenn nicht etwa anderswo irgend ein alter Wallfischfahrer bei Spitzbergen eben so hoch hinaufgefahren ist. Jetzt wäre nun, der oben erwähnten kurzen Mittheilung zufolge, Dr. Hayes dem Pole zu eben so nahe gekommen. Sein Reisebericht wird darüber Näheres melden.

Die Bergkette, zu welcher der Parry-Berg gehört, nannte Kane Victoria- und Albert-Kette; sie war höher als jene auf der grönländischen Seite. Morton sah vor sich nach keiner Richtung hin Eis, und Kane glaubte daraus folgern zu dürfen, daß der Ocean vom achtzigsten Grade bis zum Pol hin frei von Eis sei. Morton habe am Kap Constitution ein offenes Wasser gefunden, in welchem eine ganze Flotte von Fregatten segeln könnte, und dieser Kennedy-Kanal habe sich zu einer freien, unabsehbaren Meeresfläche erweitert. In jener eisfreien Region war ein munteres Thierleben, namentlich sah man Ringel- und Eidergänse in großer Menge. Namentlich die erstere (Anas bernicla) kommt selten in's Binnenland und hält sich nur in offenem Wasser auf. Morton sah, daß sie in großen Zügen nach Norden und Osten hin zog, und folgerte daraus, daß nach jenen Richtungen hin kein Eis liege. Die Seeschwalbe (Sterna arctica), ein Vogel, welcher gleichfalls offenes Wasser verlangt, brütete am Kap Constitution. „Das Rauschen der Wellen schlug wie Musik an mein Ohr und tief unter mir brandete die offene See."

Daß er offenes Wasser gesehen hat, unterliegt keinem Zweifel, aber ob es zu einem eisfreien Polarbecken führte oder, was viel wahrscheinlicher, nur auf einen Theil jener Polarregion beschränkt ist, das war nicht nachzuweisen, und gehört in das Gebiet der Vermuthungen. Das offene Wasser des Kennedy-Kanales erstreckt sich mitten in der starren Eiswüste als eine mysteriöse Flüssigkeit. So viel ist sicher, daß Hayes das offene Polarmeer nicht gefunden hat, sondern „nur eisfreie Stellen, welche an der grönländischen Küste keineswegs ungewöhnlich sind."

Es möge daran erinnert werden, daß schon der holländische Seefahrer Heinrich Barenty 1596 nördlich von Nowaja Semlja freies Wasser fand. Seit Jahrhunderten spricht man von dem offenen Polarmeer und sucht, stets vergeblich, nach einem solchen. Scoresby glaubte an das Vorhandensein desselben; Wrangell wollte nördlich von Sibirien einen ausgedehnten, unendlichen Ocean gesehen haben, der aber, wie wir längst wissen, nicht vorhanden ist. Das Gegentheil räumt auch ist in jedem Jahre anderes. Genau da, wo einst Kapitän Parry im Wellington-Sunde freies Wasser fand, frei Spitzer Belcher mit seinen Schiffen ein. Inglefield wollte im Smith-Sund ein offenes Polarmeer gefunden haben, und genau an jener Stelle traf Kane auf eine undurchdringliche Eisschranke, und konnte mit seinem Schiff Advance nicht weiter. Der Schreiber dieser Zeilen äußerte vor länger als vier Jahren, als Kane's Bericht erschien, Folgendes:

„Den Kennedy-Kanal und das Meer nördlich und östlich vom Kap Constitution fand Morton gewiß frei vom Eise während und so lange er dort war. Aber nichts billigt dafür, daß dieselbe Meeresstrecke zu anderen Zeiten ganz mit Eis angefüllt sei. Wenigstens spricht alle Analogie für das letztere, und wir unsererseits können uns nicht entschließen, an das Vorhandensein von Kane's oder vielmehr Morton's offenem Polarmeere zu glauben, bevor dasselbe bündig erwiesen und wiederholt besahren worden ist. Bis dahin steht weiter nichts fest, als daß Morton im Juni 1854 offenes Wasser im Norden des 80. Breitengrades gesehen hat."

Kane suchte seine Annahme in etwas seltsamer Weise zu begründen. Noch in historischen Zeiten sei das Klima in jenen Regionen weniger streng gewesen, als gegenwärtig; auch habe eine beträchtliche Erhebung der Küsten stattgefunden. Abgesehen von dem deutlich nachweisbaren alten Meeresufer, den verschiedenen Terrassen und anderen geologischen Anzeichen, erkenne man die Erhebung der Küste auch daran, daß die Steinhütten der Eingeborenen jetzt nicht selten an Stellen lägen, wo sie rings vom Eis umschlossen seien. Vielleicht dürfe man annehmen, daß der Golfstrom, den man vom Westen her bis zur Küste von Nowaja Semlja nachweisen könne, durch das letztere gleichfalls abgehegen, und nach dem Meeresraum am Pol hingetrieben worden sei. — Diese letztere Vermuthung ist die schwächste; denn wie sollte der Golfstrom, nachdem er auf weiten Strecken durch das Eis des Polarmeeres geflossen, noch Wärme genug haben, in seinem verwandten Auslaufe auf bei jedenfalls niedriger Wassertemperatur einen ganzen Polarocean frei von Eis zu halten, in einer Region, wo die mittlere Jahrestemperatur weit unter Null steht; wie könnte es in der Eiswüste eine immerwährende Oase nie gefrierenden Wassers schaffen?

Dove, ohne Frage die größte Autorität, hat nachgewiesen, daß die mittlere Jahrestemperatur am Pole 30° unter dem Gefrierpunkte betragen müsse, jene des kältesten Monats 58.6°, und daß jene des wärmsten Monats noch einen Grad unter dem Gefrierpunkte stehe. Mit Recht konnte Admiral Beechey, der auf die von Parry mitgetheilten Temperaturtabellen von der Melville-Insel hinwies, fragen: „Wer kann solche entschieden Mitteltemperaturen lesen und noch glauben, daß dabei das Meer schiffbar bleibe, außer in dem sehr beschränkten Raume zwischen zerbrochenen Eisflarden, und auch dann immer nur während einer sehr kurzen Zeit?"

Aus den Berichten aller Seefahrer, welche die hochnordischen Gewässer besucht haben, wissen wir, daß in jenem Oceane an vielen Stellen sich zeitweilig größere oder kleinere Becken offenen Wassers bilden, aber diese sind nicht andauernd, und werden zu anderen Zeiten wieder vom Eise ausgefüllt. Man kann sich gar nicht auf sie verlassen. Und deshalb mußten und müssen auch für alle Zeiten die Versuche, den Nordpol zu erreichen, fehlschlagen. Eine zusammenhängende feste Eisdecke, auf welcher man von Süden her mit Hunde- oder Rennthierschlitten beliebig weiter fahren könnte, ist nicht vorhanden. Schiffe können nicht einen Ocean befahren, der eine unablässige und durchaus unberechenbare Reihenfolge von festem Eis, Packeis, Treibeis, Eisbergen, Eisfeldern, Scholleneis und offenem Wasser darbietet, und wo ein fester Cours gar nicht inne gehalten werden kann.

So wird denn wohl der Nordpol wie der Südpol für uns mit ewiger Nacht bedeckt bleiben. Dr. Hayes, der mit so großer Zuversicht seine Expedition unternahm, hat weder das offene Polarmeer gefunden, noch den Pol erreicht, wohin beinahe ein halbes Jahrhundert vor ihm Edward Parry zu gelangen hoffte. Der Pol ist noch unzugänglicher, wie seither die Reliquellen. Ueber diese werden wir in's Klare kommen, über den Nordpol schwerlich.

Thee und Theehandel in Rußland.

Im mittlern und westlichen Europa ist ziemlich allgemein die Meinung verbreitet, daß man in Rußland vorzugsweise nur ausgezeichnet gute Theesorten trinke. Man beizieht deshalb von dort den theuren „Karawanen-Thee", zahlt die Eingangsabgabe und hält sich überzeugt, daß man nur feinste Waare habe. Manchmal ist das auch richtig, eben so oft aber auch nicht. Der Gegenstand selbst wurde durch einen sachkundigen Mann in Rußland erläutert, dessen Berichte das Ministerium des Innern veröffentlicht hat.

Der Thee kommt aus seiner Erzeugungsgegend, hauptsächlich

Digitized by Google

den mittleren Provinzen China's auf dem Kaiserkanale nach Norden und dann vermittelst der Kameel-Karawanen durch die Mongolei an die sibirische Gränze, als seither nach Kiachta. Die Kisten sind 63 bis 67, oder 87 bis 93 Pfund schwer; im ersten Falle heißen sie Quadratkisten, in letzterem halbe Kisten (Kwadratnyje und Polintornije). Aber der Blumenthee feinerer Sorten wird in kleine Kisten verpackt, und von diesen gehen 32 auf eine Kiste.

Der Käufer in Kiachta nimmt vor dem Abschlusse des Handels eine Probe vermittelst einer kleinen Schaufel, nachdem er ein Loch in die Kiste gebrochen. Diese wird, wenn ihm die Waare gefiel, in feuchte Kubiselle genäht, und so geht sie nach den russischen Märkten Europa's. Hier wird der Thee aus den Originalkisten genommen und in Bündchen von verschiedenem Gewicht umgepackt, wenn er für den Verbrauch in Rußland bestimmt ist. Der russische Wiederverkäufer geht schlecht mit der Waare um, weil er sie im Kramladen neben Zucker, Kaffee und dergleichen mehr, aufstellt; dadurch verliert der Thee bald sehr viel von seinem feinen Geruche.

Der Thee, welcher aus Schang-hai und Canton nach Europa kommt, leidet durch die Seeluft und das Lagern im Schiffsraume; nachher geht man dann oft eben so barbarisch mit ihm um, wie in Rußland. In England, Deutschland und Frankreich steht er in den Verkaufsläden nicht selten mitten zwischen Kaffee, Bananenen und dergleichen mehr; in Paris stellt man ihn sogar in offenen Schaalen aus, und dadurch verliert er natürlich allen feinern Duft. In den chinesischen Theehäusern ist dieser so stark, daß die Matrosen beim Einladen einen leichten Rausch bekommen.

Die „Thee-Barbaren" in Europa, auch in Rußland, gießen kochendes Wasser auf den Thee und stellen diesen auf die Feuerpfanne des Samowar; sie fassen ihn gleichsam schmoren und auslaugen und dabei geht der feine Duft verloren. Ein Chinese wollte Thee, welcher eine Viertelstunde auf der Maschine, und gar in einer Kanne gekandten hat, durchaus verschmähen.

Der ächte Sohn des großen Blumenreiches der Mitte befolgt bei der Bereitung des Thees fünf Regeln. Er nimmt erstens, wenn irgend möglich, frisches Berg- oder Quellwasser, und in Ermangelung desselben lieber Fluß- als Brunnenwasser. Zweitens nimmt er zum Kochen desselben einen irdenen Topf und gießt dasselbe auf den Thee, welcher sich in einer Porzellantasse befindet, oder noch besser in einer Tasse, welche in der Mitte mit einem Deckel zugedeckt werden kann. In der Nähe von rohem Fleische, Fisch, Oel oder Talg verliert der Thee seinen feinen Geruch und bekommt einen unangenehmen Beigeschmack. Drittens: der Chinese mischt nie verschiedene Sorten durcheinander. Viertens: er gießt lieber abgekochtes als völlig siedendes Wasser auf. Fünftens wirft vor dem eigentlichen Aufgusse der Thee mit warmem Wasser abgespült, damit er allen Staub verliere.

Bevor Rußland von der chinesischen Regierung die Abschaffung der früheren Handelsbeschränkungen erwirkt hatte, kam der Tschai baichowy, der Karawanenthee besserer Sorte, nur über Kiachta, und in kleinen Quantitäten auch über Semipalatinsk, nach Europa. Von Kiachta ging er zunächst nach Irkutsk und von dort zumeist nach der Messe von Nischni Nowgorod. Die bisherige Gestalt nahm der Theehandel erst 1792 an, und seitdem ist die Theeeinfuhr fortwährend angewachsen. Damals betrug sie nur 6851 Pud (zu 40 Pfund); dann verbreitete sich der Theeverbrauch immer mehr, und 1820 kamen schon 101,000 Pud nach Rußland, 1847 schon 226,410 Pud; jetzt wohl weit über 250,000. Das gilt von dem Tschai baichowy, den feinen Sorten.

Aber auch die geringeren sind von Wichtigkeit. Von sibirischen Nomaden und von den Russen im Lande jenseit des Baikal-See's, sodann westlich von demselben auch bei Kalmücken und Tataren, wird der Ziegel- oder Backstein-Thee, verbraucht. Dieser Kirpitschni tschai geht seit 1830 zollfrei ein, und die Einfuhr stieg 1847 auf mehr als 130,000 Pud allein über Kiachta. Der gemeine Mann in Rußland kennt ihn nicht; er geht aber in großer Menge nach Nischni Nowgorod und von da, wohlgemerkt, an die Theehändler in Moskau und St. Petersburg. Wir werden sehen, wozu diese biederen Männer ihn verwenden.

In Irkutsk kostet ein Pfund Karawanenthee von der geringsten Sorte 1 Rubel 70 Kopeken Silber, in Petersburg gilt die angedeutete gleiche Sorte 1 Rubel 50 Kopeken!

Man weiß aus Erfahrung, daß der allergewöhnlichste Thee, welcher in Irkutsk gekauft und in einer wohlverwahrten Kiste nach Petersburg geschickt wurde, von besserer Beschaffenheit ist, als die Petersburger Sorten zu zwei Rubel. Wenn man die Petersburger Theehändler fragt, woher sie ihre geringeren Sorten beziehen, dann sagen sie: aus Semipalatinsk. Aber von dort muß der Thee einen Weg von fünfhundertdreißig deutschen Meilen bis zur Newa machen, Zoll bezahlen, Transport, Lagergeld ꝛc. tragen und kann also, wenn Alles mit rechten Dingen zugeht, in Petersburg nicht zu 1 Rubel 40 Kopeken verkauft werden, was doch oft geschieht. Auch kommt überhaupt, wie die Zollregister ausweisen, im Ganzen nicht so viel Karawanenthee nach Semipalatinsk, als nur allein die beiden Städte Moskau und Petersburg verbrauchen.

Die Sibirier, welche in den genannten Hauptstädten leben, ließen es sich angelegen sein, das „Geheimniß" aufzuklären. Woher kamen die ordinären Sorten und der billige Preis? Die Leute haben genau zu, fanden in dem Thee ungewöhnliche Blätter, Spitzen und Stengel; der Aufguß war röthlich und trübe. Die Regierung wurde aufmerksam gemacht, ließ Untersuchungen vornehmen und dadurch wurde ermittelt, daß der Thee allerlei Verfälschungen erfuhr. In Petersburg mischt man ihn mit den Blättern des Weiderichs (Epilobium), in Nischni Nowgorod und Kasan mit Scartentrank (Serratula). Diese Beimischungen sind der Gesundheit nachtheilig und die Verfälscher wurden deshalb gerichtlich verfolgt. Die stets anwachsende Einfuhr von Ziegelthee erregte Aufmerksamkeit; davon kamen 130,000 Pud nach Rußland, wo in Europa, außer den Tataren in Kasan, niemand ihn trinkt. Für wenigstens 65,000 Pud waren keine Verbraucher nachzuweisen. Es ist bekannt, daß der Baichowy tschai, der Karawanenthee aller Sorten, nur aus den feinsten Blättern der Theestaude bereitet wird. Je jünger das Blatt, um so besser der Thee; von Stengeln und Stielen kann in dergleichen Sorten keine Rede sein. Dagegen wird der Backsteinthee aus treiben, vollkommen ausgebildeten Blättern bereitet, vielleicht auch mit aus solchen einer andern Stande. Man pflückt die Blätter mit Zweigen und Stengeln ab und preßt sie in hölzernen Formen zusammen wie Backsteine; daher der Name. Wenn man im Karawanenthee auch nur ein Stengelchen oder ein Bruchstück von einem Zweige findet; wenn unter den kleinen Blättern auch nur ein einziges langes, röthliches, die normale Größe übersteigendes Blatt vorkommt, dann ist sicherlich der Thee gemischt, hat eine Verfälschung erfahren.

Die Sibirier sind gelindliche Theekenner und unterscheiden alle Sorten gleich am Geschmack des rohen Blattes, ohne sich zu irren. In Irkutsk zum Beispiel geht jede Hausfrau in die Läden, probirt den Thee, indem sie einige Blätter in den Mund nimmt, und weiß dann die Qualität genau anzugeben. Im europäischen Rußland wird eine solche Probe nicht vorgenommen; man nimmt den Thee aus den Kisten, macht Päckchen von verschiedenem Gewicht daraus und bietet diese feil.

Die sibirischen Kaufleute untersuchten den Petersburger Thee genau. Sie nahmen ein Pfund zum Preise von 1 Rubel 50 Kopeken, schütteten ihn in eine Theekanne, übergossen ihn anfangs mit heißem, aber nicht kochendem, Wasser. Der Geruch war dumpfig, wie von abgestandenen Theeblättern. Man ließ dieses erste Wasser ablaufen und begoß ihn mit noch heißerem; nun verwandelte sich der Geruch in jenen des Backsteinthees. Zuletzt nahm man siedendes Wasser und dann stellte sich der eigentliche Theegeruch ein. Durch dieses Verfahren überzeugten sich die Sibirier, daß

Digitized by Google

daß in der von ihnen geprüften Petersburger Mixtur nur ein Drittel aus reinem Thee, der Rest aber aus abgekochten Theeblättern und Backsteinthee bestand. So war nun auch das Räthsel gelöst, wo die oben erwähnten 65,000 Pud Ziegelthee ihr Unterkommen gefunden haben.

Der Theeälteste kauft die ordinäre Sorte reinen Thees zu 1 Rubel 50 Kopeken; das Dritteljfund kostet ihn 50 Kopeken; ein Dritteljfund Ziegelthee 16 Kopeken, die gerechneten Theeblätter hat er für höchstens 4 Kopeken; das Pfund, welches er als Thee verkauft, kommt ihm also auf höchstens 70 Kopeken zu stehen und er läßt sich daßelbe mit anderthalb Rubel bezahlen. Die Vermischung mit Ziegelthee ist übrigens ganz unschädlich.

„Wer in Petersburg Thee zu 1 Rubel 50 Kopeken verlangt wo für der Kaufmann schon in Kiachta eben so viel oder noch mehr bezahlen muß, beleidigt sich selbst"

Mit dem Thee sollte man stets sehr sorgsam umgehen. Einst wurde von Moskau nach Petersburg eine Kiste mit der allerbesten und theuersten Sorte abgefertigt. Man hatte sie nugemein sorgfältig verschlossen und dann in Leder verpackt. Durch ein Versehen kam sie nicht sogleich an ihre Bestimmung, sondern blieb ein Jahr lang bei einem Pelzwaarenverkäufer stehen. Als man sie dann öffnete, war aller seine Geruch völlig verschwunden und der Thee war ganz ordinär.

Ein Schiffbruch an der Westküste von Australien.

Daß diese Westküste zu den unwirthlichsten Gegenden der Erde gehört, ist eine Thatsache, für welche wir jüngst wieder einen Beleg erhalten haben. Das Schiff Marie Gabriele aus Nantes kam am 12. Februar dieses Jahres jenem Gestade zwischen dem 22. und 23. Grade südlicher Breite nahe, also etwa da, wo das Centralgebirge und de Wittoland zusammenstießen. Es scheiterte früh Morgens etwa 12 Seemeilen von der Cloatesspitze auf einer elf Fuß unter Wasser liegenden Korallenbank. Die Mannschaft rettete sich in der Schaluppe und zwei kleineren Booten durch die sehr gefährlichen Riffe an's Land, welches sie gegen 10 Uhr erreichten; den Strand bildeten weiße Sandbänen. Mittags unternahm der Kapitän mit einigen Begleitern einen Streifzug nach dem Innern hin. Er fand kein Wasser, die ganze Gegend trostlos öde, überall nur Sandhügel und hin und wieder einige durchaus kahle Bäume. In dieser Wüstenei konnten die Schiffbrüchigen nicht bleiben, sie mußten fort. Anfangs erwogen sie, ob eine Wanderung nach Süden hin bis zu den englischen Niederlassungen am Schwanenflusse möglich sei; aber der Umstand, daß auch nach jener Richtung hin das Gestade überall eben so öde ist, war entscheidend. Also mußten sie sich zu einer gefährlichen Seereise entschließen; sie wollten das mehr als anderthalbhundert deutsche Meilen entfernt liegende Java zu erreichen suchen. Ein Theil der Mannschaft barg Alles, was vom Wrack der durch die Brandung an's Land gespült wurde, namentlich Fäßer mit Mehl, Wein, Branntwein, Essig und andere Sachen, die übrigen gingen mit dem Kapitän bis an die Cloatesspitze, wo sie einen Eingeborenen antrafen, der bald fortlief. Man folgte ihm und sah hinter den Sandhügeln mehrere Gruppen schwarzer Menschen. Jener Mann kam bald nachher an den Strand, machte allerlei Zeichen und wies auf einen schwachen Rauch, der hinter einigen Bäumen emporwirbelte. Zwei Matrosen unternahmen das Wagstück, mit ihm derthin zu gehen. Etwa fünfzig Männer saßen oder lagen um ein kleines Feuer herum. Sie waren durchaus unbekleidet und hatten nicht einmal Hals- oder Armringe, die man bei jenen Wilden, welche mit Europäern in Berührung kamen, zu finden pflegt. Das Haar hatten sie mit röthlichem Ocker beschmiert. Von Frauen, Hausthieren und Hütten war nichts zu sehen. Jener Eingeborene, welchen die Schiffbrüchigen zuerst sahen, nahm nichts zu essen oder zu trinken an, warf aber gierige Blicke auf das Messer. Als man ihm ein ganz neues zeigte, wollte er sich überzeugen, ob es auch durchsichtig sei. Der Kapitän wollte ermitteln, ob er etwa schon mit Europäern, insbesondere mit Missionaren in Berührung gekommen sei und zeigte ihm ein Crucifix, das aber weiter keinen Eindruck auf ihn machte. Der Mann war doch aber schwach gewachsen, aufsaller im höchsten Grad und hatte die fleischigen Körpertheile tätowirt. Als die Mannschaft der Küste entlang fuhr, folgten ihr die Eingebornen am Strande. Am 14. Februar kam sie mit der Schaluppe einen Weg durch die Riffe, war nun in diesem kleinen Fahrzeuge auf dem freien Ocean und schiffte westnordwestlicher Richtung nach Java zu. Am 22. Febr. traf sie unter 13° 23' südl. Breite 108° 17' westl. Länge von Paris, ein Holländerschiff, das von Java nach Europa fuhr; die Louise, Kapitän Buys von Amsterdam. Sie wurde an Bord genommen und kam wohlbehalten in die Heimath.

Geisterklopferei in den Vereinigten Staaten.

Der vierte Jahresbericht der Spiritualisten ist im Buchhandel erschienen. Verleger ist H. Clark in Auburn, N. Y. Das Dokument enthält verschiedene statistische Angaben, welche die Zahl der Anhänger des Spiritualismus in den Ver. Staaten und die Literatur dieser Verirrung des Geistes als im raschen Wachsen begriffen erscheinen lassen. Ihnen zufolge zählt der Spiritualismus 1,537,000 Anhänger in den Ver. Staaten und 63,000 in den beiden canadischen Provinzen, Cuba und Südamerika, also 1,600,000 in ganz Amerika. Im Staate Neu-York hausen 420,000, in Ohio 200,000, in Illinois 100,000, in Massachusetts 150,000, in Michigan und Wisconsin 100,000, in Maine 50,000, in Missouri 32,000 und in Pennsylvanien 40,000 Spiritualisten. Die südlichen Staaten stellen kein so zahlreiches Contingent, wie die östlichen und westlichen Staaten. Südcarolina und Arkansas figurieren in dem Berichte mit 3000, Kansas, Nebraska, Oregon und Neumexiko, alle vier zusammen genommen mit 8000. In jedem Staate und jedem Territorium leben dem Berichte zufolge spiritualistische Gläubige. Florida, das unter allen Staaten am schwächsten vertreten ist, prangt mit 1000 Anhängern in den statistischen Tabellen. Im Laufe des verflossenen Jahres sollen nicht weniger als 100,000 Proselyten gewonnen worden sein. Der Verfasser dieser statistischen Zusammenstellung giebt durchaus keine Quellen an, aus denen er geschöpft hat, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieselben in seinen eigenen Conjecturen zu suchen sind, und daß er die Zahl seiner Mitgläubigen durch die Vergrößerungsbrille des sich selbst schmeichelnden Egoismus gemustert hat. — Denn es läßt sich kaum denken, daß über 1½ Millionen mit Vernunft begabter Wesen am Gängelbande einiger unverschämten Betrüger und Taschenspieler laufen.

Blättern wir weiter in dem Jahresberichte, so finden wir, daß es in jenem Lande 226 Mediums (oder Mittelspersonen zwischen der Erde und den geschiedenen Geistern) giebt, welche im Zustande der Verzückung mit den Geistern verkehren und Orakel ertheilen; ferner 303, welche die Gabe, Krankheiten zu heilen, besitzen, und andere Mediums. Wenn doch ein „Medium" die Nordamerikaner von ihrer Parteiwuth heilen könnte!

Digitized by Google

Eine türkische Aeußerung.

Folgende Bemerkungen, welche ein Pascha in Kleinasien gegen einen europäischen Reisenden äußerte, verdienen mitgetheilt zu werden. Seit dreißig oder vierzig Jahren, so sprach der Osmane, hat Europa uns gequält und gedrängt, damit wir Bau-, Serwal (Pumphosen) und Turban ablegen möchten; nur dann würden wir civilisirte Leute sein. Sultan Mahmud vernichtete die Janitscharen und gab sich unendliche Mühe, sein Heer auf europäische Weise einzurichten. Aber was haben wir? Als die Franzosen im Kriege gegen Rußland nach Konstantinopel kamen, erschienen sie als Zuaven mit grünen Turbanen, als Turcos mit weißen Turbanen, als Spahis mit rothem Burnus, als afrikanische Jäger mit weißem Burnus; die ganze Armee hatte weite Pumphosen (Schawar serifat) und an den Beinen Terliks, gerade wie unsere Arnauten sie tragen. Ei, da war mir's, als ob ich eine Armee aus den Zeiten des Sultans Bajasid sähe! Was sollen wir vom gesunden Menschenverstande der Europäer denken? Ihr tadelt unsere Tracht und dann nehmt ihr sie selber an. Wir wissen gar nicht mehr was uns geschieht; den Turban haben wir verloren und nun werden wir auch bald den Kopf verlieren. Ihr habt über unsere langen Bärte gespottet. Wir haben sie uns gestutzt und nun laßt ihr sie lang wachsen. Maschallah, Maschallah! Welche Regel sollen wir nun befolgen, wenach uns richten? Ihr habt mit unserer Regierung besondere Capitulationen, denen zufolge ihr über enere Landsleute Gericht halten dürft. Wenn wir aber einen fränkischen Verbrecher festnehmen und dem Consul überantworten, läßt der ihn entweichen und stellt wohl gar noch eine Klage auf Schadenersatz gegen unsere osmanische Behörde an. Beim englischen Consul habe ich ein merkwürdiges Bild gesehen; es stellt indische Rebellen dar, die an Kanonenläufe gebunden sind und englische Artilleristen legen die Lunte an das Zündkraut. Der Indier wurde von der Kanone weggeblasen. So etwas thun christliche Europäer und ihr findet das in der Ordnung. Was würdet ihr aber schreien, wir würdet ihr gegen türkische Barbarei wettern, wenn wir mahammedanischen Osmanen Andersgläubige von Kanonenläufen bänden und durch Kugeln auseinander rissen? Antworte mir, christlicher Europäer! — Der Reisende schwieg

Stand der Gesittung in Irland.

Jüngst machte ein Londoner Blatt die ganz richtige Bemerkung: nachdem England sechs Jahrhunderte lang im Besitze der Smaragd-Insel gewesen, habe es noch nicht einmal wagen dürfen, diese Insel, wie sie wirklich sei, dem Könige zu zeigen. Jetzt sei das anders. Irland, das als seinen größten Wohlthäter die Auswanderung, Kartoffelkrankheit und Hungersnoth zu preisen habe, werde nun rasch so werden wie England, wo freilich auch der letzte Mensch ein Almosenempfänger ist. Freilich sei viel irischer Boden in die Hände von Engländern gekommen, aber der Bauer achte das Gesetz mehr als früher, sei der Trunkenheit weniger ergeben; man höre nicht gerade oft, daß ein Grundbesitzer oder dessen Verwalter bei Tische oder vor der Thür todtgeschossen werde. Man könne jetzt in Irland leben und wie ein vernünftiger Mann leben.

Die Times haben seit einiger Zeit einen wandernden Berichterstatter in Irland, welcher ein Bild von den wirthschaftlichen und sittlichen Zuständen der verschiedenen Provinzen entwirft. Rosenfarben sind sie freilich nicht, aber der Engländer ist doch leidlich zufrieden. In den nördlichen Theilen von Tipperary, Kings County und einigen anderen Bezirken, die noch vor wenigen Jahren wegen der Familienkämpfe und blutigen Parteiauftritte berüchtigt waren, geht es nun friedlicher. Durch Auswanderung und Hungersnoth ist die Zahl der Raufbolde vermindert worden, welche in dieser Gegend so viel Unfug trieben; die Zurückgebliebenen bessern sich und das alte heiße Blut macht sich nicht allzu oft in alter Weise Luft. In den Landstädtchen sieht man allerdings noch große Begräbnisse mit Branntweintrinken, einen Auflauf mit Prügelei und zerschlagene Köpfe. Bei Jahrmärkten schließt der Handelsmann wohl seine Bude zu, um sich gegen die Steine zu schützen, in deren Werfen die Tipperary Neughs eine große Kraft und Geschicklichkeit zeigen. Gelegentlich wird bei Nacht und Nebel ein Karren mit solchem Wurfgeschütz beimgesucht, und nach Einbruch der Dunkelheit schlägt sich die junge munitere Welt in den Straßen herum, daß es nur so krachi und klappt. Auf dem Lande zeigt man uns das und jenes Dorf, in welchem Herr N. N. erschossen wurde, oder eine Stelle, wo man vor etlichen Monaten einen Mann, der Abends heimging, mit einem Steine todschlug, „aber er wurde doch nicht ausgeplündert, man ließ ihm sein Geld". Auch wird mandmal auf Agenten der Gutsbesitzer gefeuert und so weiter. Ein englischer Ansiedler sagte uns trotz alledem, daß die Leute in Tipperary so barmlos als möglich seien, und daß sie ihm nie etwas zu Leide gethan haben. Dabei zeigt er mir freilich allemal seine geladene Doppelflinte und seinen Revolver, welchen er stets zu seiner Vertheidigung bereit hält. Manchmal entsteht ein Gefecht aus religiösen Zänkereien und Mordthaten sind am hellen Tage verübt worden. Jüngst war auf den Gütern des Grafen Derby bei Doon ein Gefecht, an welchem sich viele Menschen betheiligten; die Veranlassung lag in den vielen Uebertritten vom Protestantismus.

So sieht alle ein Land aus, in welchem es sich, wie die Times sagt, für vernünftige Leute recht wohl leben läßt. Der Berichterstatter meint, die oben angeführten Vorgänge seien Ausnahmefälle und der Bauer sei jetzt besser daran als in irgend einer früheren Zeit. Das wollen wir glauben. Denn klägsicher als ehemals kennte ein Mensch überhaupt nicht daran sein.

Kleine Nachrichten.

Friedrich Gerstäcker ist von seiner Reise nach Südamerika, welche er im Frühjahr 1860 antrat, in der Mitte des Oktobers 1861 glücklich und in voller Frische zurückgekommen. Er fuhr von Southampton nach Aspinwall, über die Isthmus-Eisenbahn nach Panama. Ein Hauptzweck seiner Reise ging dahin, die Republik Ecuador näher kennen zu lernen. Deshalb schiffte er zunächst nach dem Hafen Esmeralda's und dann an den Paßen. Unter großen Mühseligkeiten stieg er landein, durchwanderte die Provinz Imbabura und verweilte einige Zeit in Quito. In Guayaquil schiffte er sich nach Lima ein, und durchkreuzte einige Theile von Peru, indem er über Cerro de Pasco und Huanaco nach der von Tyrolern gegründeten Kolonie am Flusse Pezoya verdrang, um die Zustände dieser Ansiedelung kennen zu lernen. Ueber Huancabamba kehrte er nach Lima zurück, um sich in Callao, dem Hafen dieser peruanischen Hauptstadt, nach Chile einzuschiffen. Nachdem er kurze Zeit in dem ihm schon von früher her bekannten Valparaiso sich aufgehalten, fuhr er nach Valdivia. Dieser südchilenische Platz sollte den Ausgangspunkt für eine Reise in das Land der Patagonier bilden. Es war, so bemerkte uns der Reisende, sein Lieblingswunsch, diese vielbesprochenen Indianer, insbesondere den mächtigen Stamm der Pehuenches, näher kennen zu lernen, einige Zeit unter ihnen zu verweilen und bei El Carmen, an der Mündung des Rio Negro, am atlantischen Meere, wieder zum Vorschein zu kommen. Er gelangte aber nur bis zu den Indianern am Nanco-

Digitized by Google

und am Naphue-Binnensee; ein weiteres Vordringen nach Osten hin erlaubten der südliche Winter und die hochangeschwollenen Ströme nicht; Gerstäcker hat aber keineswegs auf einen Besuch Patagoniens verzichtet und hofft, gelegentlich einmal unter den Pehuenches leben zu können. Im chilenischen Hafen Constitucion ging er an Bord einer nach Montevideo bestimmten Schaluppe, lief um das Kap Horn, und gelangte glücklich in die Mündung des La Platastromes. Nachdem er in Buenos Ayres, das er schon von früher kannte, einige alte Freunde besucht, wanderte er von Montevideo zu Lande durch Uruguay nach Südbrasilien bis Santa Catharina, und fuhr von Rio de Janeiro nach Europa zurück, nach Bordeaux. Ueber Ecuador und Südbrasilien kann Gerstäcker gewiß manche interessante Aufschlüsse geben. In Porto Alegre wird, wie wir von ihm erfahren, zu Anfang des Jahres 1862 eine deutsche Zeitung erscheinen. Gründer derselben sind die dortigen deutschen Kaufleute; die Leitung wird Herr Theodor Oelckers, einer der vormaligen Mitgefangenen in Sachsen, übernehmen.

Friedrich Gerstäcker über die Tyroler am Pozoun in Peru. Herr Damian von Schütz aus Nassau hatte sich gegenüber der peruanischen Regierung verpflichtet, eine Anzahl deutscher Ansiedler in's Land zu bringen und schaffte auch einige Hundere über das Weltmeer. Nachdem wir vor zehn Jahren ein schlagendes Beispiel von der Gewissenlosigkeit der peruanischen Behörden gegenüber unseren Landsleuten erhalten hatten, ließ sich voraussehen, daß auch jetzt das Schicksal der Tyroler sein beneidenswerthes sein werde. Von Zeit zu Zeit verlauteten auch sehr unglünstige Berichte über ein Unternehmen, das auch unter den günstigsten Umständen als ein unbeneunenes hätte bezeichnet werden müssen. Denn man brachte die Leute in eine Wildniß, wo sie von allem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschert sind. Durch Gerstäcker erfahren wir nun vermittelst der Allgemeinen Zeitung Näheres und Zuverlässiges, denn er ging selbst an den Pozoun, um mit eigenen Augen zu sehen. Er fand den Fluß als einen reißenden Bergstrom voll großer Steine und bezeichnete ihn als einen jungen Niagara. Die binderführende Brücke bestand in einer starken — Rebe, welche naturgemäß mit Messingdraht geflickt war; „eine bitterböse und auch gefährliche Passage, welche nur noch mehr dazu dient, die Colonie zu isoliren. Auf der andern Seite, wo die Richtung gerade nach Cerro so Pozo liegt, ohne daß man nöthig hätte, den Pozoun zu überschreiten, existirt gar kein Pfad oder Weg, der diesen Namen verdient. Ich wollte aber auch diese Gegend kennen lernen und mußte später fünf Tage ununterbrochen durch die furchtbarste Wüstniß klettern, brechen und hauen, welche eine tropische Vegetation aufzubringen im Stande ist. Die Deutschen am Pozoun leben nicht ursprünglich unter fremdartigen aber von der Welt abgeschnittenen Insel im Ocean. Das Klima ist warm, aber nicht ungesund, der Boden sehr fruchtbar. Die Tyroler ziehen Alles, was sie gebrauchen: Kaffee, Mais, Reis, Yuca, Bananen, Kartoffeln, Zuckerrohr, Tabak. Durch die Freundschaft eines Landsmannes, des Herrn Reimer aus Hamburg, hat jede Familie eine Kuh und ein paar Schweine bekommen; wilde Schweine und Geflügel sind in den Wäldern häufig. Die Leute leben in Bezug auf Speise und Trank im Ueberfluße, können aber nicht für einen Thaler Werthes von allem Ueberfluß verkaufen, denn sie haben keine Absatzwege; nicht einmal Kleider und Schuhe können sie anschaffen. Auch selbst ein Arzt. Sie erkranken, daß Herz von Schütz sich ebenmerklich gegen sie benommen habe. Der ursprüngliche Plan der peruanischen Regierung war darauf hinausgegangen, die Ansiedelung dicht an die oberen Ufer des Amazonenstromes oder dessen schiffbare Zuflüsse zu verlegen, um dort mit ausländischen Kräften dem peruanischen Staate neue Handelsverbindungen zu eröffnen, überhaupt den Verkehr an der Ostseite der Cordilleren zu beleben. Die Regierung gab das versprochene Geld, aber daselbe wurde von ihren Beamten verunreinet; der Weg von Cerro de Pasco nach dem Pozoun, wohin man, nach Aufgeben des ersten Planes, die Tyroler brachte, wurde nicht gebaut. Die Regierung hat dann Herrn von Schütz im Stich gelassen und er wähnt sich in Lima vom Unterrichte.“ Gerstäcker stellte den Präsidenten von Perm die Sachlage vor; ob aber Abhilfe kommen wird, bleibt mehr als zweifelhaft, da in Perm Revolutionen an der Tagesordnung sind. Die Niederlassung am Pozoun zählt 143 Personen. Wir wollen hier bemerken, daß bis auf den heutigen Tag alle solche Niederlassungen im tropischen Südamerika nicht haben gedeihen können, und so wird es auch ferner sein; das liegt einmal unabwendbar in den Verhältnissen selbst und läßt sich eben nicht ändern.

Adolf Schlagintweit's Tagebücher sind gerettet. Sir Roderich Murchison meldete der Londoner Times vom 4. November diese für seinen Freund der Wissenschaft höchst willkommene Nachricht. Lord William Hay, Civilcommissar in Kaschmir, hatte seine Mühe gespart, um über das Schicksal unseres unternehmenden deutschen Landsmannes und dessen Nachlaß Erkundigung einzuziehen, und es ist ihm auch gelungen, das Tagebuch des Reisenden zu erlangen. „Dasselbe,“ schreibt Lord W. Hay an seinen Bruder, Lord Gifford, „ist nun in meinen Händen, und enthält 135 eng geschriebene Seiten. Dann besaß ich auch einen Schädel, der, wie man mir vertraulich mittheilte, seiner Schlagintweit's ist. Die letzten Notizen hat S. am 11. August 1856, wenige Tage vor seinem Tode, eingetragen.“ Dieses Tagebuch wird an die Brüder des Verstorbenen, die Herren Robert und Hermann von Schlagintweit, geschickt, welche daselbst bei der Bearbeitung ihres großen Werkes benutzen werden. Die drei Reisenden hatten bekanntlich das Karakorumund das Kuenluen-Gebirge überschritten, und waren bis Etschi, in der Nähe von Yarkand, gekommen. Dort kennte sich Areif von seinen Gefährten, ging in westlicher Richtung nach Norden hin, um Kokand zu erreichen, wurde aber bei Kaschgar von einem mohammedanischen Räuber enthauptet.

Eine Expedition nach Spitzbergen war im Frühjahr unter der Leitung O. Torrel's nach dem Norden abgegangen. Sie erreichte am 22. Mai Danes-Insel, und erforschte die nordöstlichen, nördlichen und westlichen Küsten von Spitzbergen. Nachdem sie eine beträchtliche Anzahl von Punkten astronomisch bestimmt, und meteorologische und magnetische Beobachtungen angestellt hatte, kehrte sie zurück, und war am 25. September wieder in norwegischen Haven Tromsöe. Durch ihre Aufnahmen wird die Karte von Spitzbergen manche Berichtigung erfahren. Torrel hat auch werthvolle Sammlungen für Geologie, Botanik und Zoologie mitgebracht; lebende Weich- und Schalenthiere wurden aus einer Meerestiefe von 100 bis 1500 Faden zu Tage gefördert.

Livingstone hat, wie die neuesten Nachrichten aus der Kapstadt melden, darauf verzichten müssen, den Rufuma-Strom zu befahren. In seiner Begleitung befand sich Mackenzie, aber alle Bemühungen der Reisenden schlugen fehl. Näheren Berichten sehen wir entgegen.

Japan und die europäischen Seemächte. Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß Japan, in Folge der Eröffnung für den Weltverkehr, in manche Verlegenheiten gerathen ist. Das Volk hat Anfangs gegen die Fremden, und darun sind vorzugsweise die Engländer durch ihr ganz ungezügeltes Benehmen getrieben, Wir begreifen sehr wohl, daß die kaiserliche Regierung in Yedoe keine Neigung hegt, noch mehr Verträge abzuschließen. Sehr bezeichnend für ihre Ansichten ist ein Aktenstück, welches sie dem amerikanischen Ministerresidenten Townsend Harris übermittelt hat, damit derselbe es in Amerika und Europa bekannt mache. Es trägt das Datum vom 2. Mai 1861. Die Regierung sagt: „Seit fast drei Jahrhunderten fanden wir in keiner Beziehung zu den auswärtigen Mächten. Die Erzeugnisse des Landes genügten den Bedürfnissen des Volkes; die gewöhnlichen Verkaufsartikel waren für mäßige Preise, die sich fast gleich blieben, zu bekommen; allenthalben herrschte Ruhe und Zufriedenheit.“ Dann wird des Abschlusses von Verträgen mit verschiedenen Mächten erwähnt; die Schattirung des auswärtigen Handels in den geöffneten Häfen haben aber in ganz anderen Ergebnissen geführt, als man erwartet. Die verwöhnlichen Volksklassen leben davon seinen Vortheil und den Armeren erwächst daraus eine Vobtheur die fortwährenden Lebensbedürfnisse werden theurer, das Volk fühlt sich unbehaglich. Der Schluß lautet: „Es unterliegt übrigens keinem Zweifel, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in der unser Volk zur Erkenntniß des Nutzens kommen wird, welcher ohne Zweifel aus einem Handelsverkehr mit auswärtigen Ländern entspringt. Aber bei dem jetzigen Stande der öffentlichen Meinung müssen die Abschließung neuer Verträge mit anderen Mächten, schwere Folgen, vielleicht sogar eine Empörung nach sich ziehen. Wie man es bei den dermaligen Verhältnissen für nöthig erachtet hat, vorzuschlagen, daß die vertragsmäßig zugesicherte Eröffnung der Häfen von Hiogo und Nicgata, so wie der Städte Yedoe und Osaca für den auswärtigen Handel verlängig aufgeschoben werde, so haben wir auch zu constatiren, daß wir für jetzt außer Stande sind, uns in neue Verträge mit fremden Staaten einzulassen. Es ist der Zweck dieser Zuschrift, über den gegenwärtigen Stand der Dinge in unserm Lande zuverlässige Mittheilungen zu machen und dadurch der Sendung von diplomatischen Agenten zuvorzukommen, welche den Auftrag hätten, neue Handelsverbindungen anzuknüpfen, in die wir zu unserem Bedauern nicht eintreten könnten. Der Wunsch unserer Regierung geht dahin, daß die hiermit gegebene Auseinandersetzung zur Kenntniß der Regierungen der Hauptweltmächte gelange.“

Uebrigens muß zwischen dem Mai und dem Juli doch wieder eine andere Strömung am japanischen Hofe die Oberhand bekommen haben, denn wir finden in einem neuvorler Blatte, dem Weekly

Digitized by Google

Herald vom 9. Oktober, einen Brief aus Kanagawa vom 3. Juli, demgemäß eine japanische Gesandtschaft nach verschiedenen europäischen Hauptstädten, auch nach Berlin, abgehen sollte. In den uns zugänglichen chinesischen Blättern, welche bis zum 15. September reichen, haben wir darüber nichts gelesen.

Die Russen nehmen im nordöstlichen Asien einen wichtigen Punkt nach dem andern in Besitz. Nachrichten aus China vom 12. September melden, daß sie sich auf Tsu-sima festgesetzt haben, einer Insel zwischen Japan und Korea. Sie legten ohne Weiteres Waarenhäuser an und bauten ein Spital. Das Eiland ist wichtig, weil es einen vortrefflichen Hafen hat und man von dort mit Dampfern in wenigen Tagen nach Nagasaki oder nach Schanghai fahren kann. Als die Engländer von dieser Besitznahme hörten, steuerte Admiral Hope sogleich nach Tsu-sima (Sima bedeutet im Japanischen Insel) und fand dort ein russisches Kriegsfahrzeug vor Anker. Das Eiland gehört eigentlich einem japanischen Fürsten, welcher sein gutes altes Recht auf einen so werthvollen Besitz nicht aufgeben mag.

Indische Baumwolle. Der Gegenstand ist von äußerster Wichtigkeit, und von geben deshalb von Zeit zu Zeit darüber einige Notizen, welche den sichersten Aufschluß darüber enthalten. Ein mit den indischen Verhältnissen genau bekannter Mann weist (im Englishman vom 14. September) nach, daß allerdings die hohen Preise der Baumwolle zu einer gesteigerten Ausdehnung Anlaß gegeben haben, aber nur in wenigen Bezirken. Im Allgemeinen sei der indische Bauer (der Reiot) sehr abgeneigt, sich auf neue Kulturen einzulassen, besonders wenn man sie ihm dringend anempfehle; er fürchte eine Vermehrung der Abgaben. In Dharwar, im Radsch Pore Doab und im westlichen Berar mache man allerdings große Anstrengungen, „was aber das Ergebniß sein wird, kann nur die Zukunft lehren.“ Die Preisverhältnisse fallen wenigstens in's Gewicht, als das große Resultat des Exportes sich an die Küste, und die damit verbundenen großen Auslagen. Als Erzeugungsland für Baumwolle wird das Pendschab, das Fünfstromland, dringend empfohlen, wo man 1860 schon 43,316,800 Pfund gerntet habe. Davon hätten etwa vier Millionen Pfund den Weg bis an die Küsten gefunden, das Übrige werde im Lande selbst verbraucht. Als ein Baumwollenland kann auch Ober-Burma gerühmt, von wo vor der Rebellion in China jährlich zehn Millionen Pfund nach der chinesischen Provinz Yünnan ausgeführt wurden. Sein seichs Jahren ist dieser Markt nicht mehr zugänglich, und man hat deshalb den Baumwollenbau fast ganz eingestellt. Nangbon, die Hauptstadt des birmesischen Reichs, könne ein großer Markt für diese wichtige Staplewaare werden, wenn man den König von Burma veranlassen könne, den Ausfuhrzoll abzuschaffen; das lasse sich erreichen, wenn England seine Ausfuhrzölle auf Reis oder Fisch aufhebe.

Hien-fung, Kaiser von China, ist am 22. August 1861 in seinem Palaste zu Jehol, an der Gränze der Mandschurei, mit Tod abgegangen. Sein Vater Tao-kuang starb, nach einer Regierung von dreißig Jahren, im Februar 1850. Den Reichsgesetzen zufolge kann der Herrscher ein beliebiges Mitglied der kaiserlichen Familie zu seinem Nachfolger ernennen, alle auch einen Bruder oder Oheim oder einen Sohn. Hien-fung war Tao-kuangs vierzehnter Sohn. Der Vater hoffte viel von ihm, aber der neue Kaiser ergab sich den Lüsten wie ein Sardanapal und lebte zumeist in seinem Harem. Die Leitung der Staatsgeschäfte übertrug er seinem Bruder, dem Prinzen Kung. Im Oktober 1860 verließ er die Hauptstadt und flüchtete vor den europäischen Barbaren nach Jehol, wo er, abgemattet durch ausschweifendes Leben, erst dreißig Jahre alt, starb. Auch in sehr kritischen Zeiten mochte er nichts von öffentlichen Angelegenheiten hören oder Geschäfte besorgen. Als er den Thron bestieg, war er zwanzig Jahre alt.

Der Dulkan bei Aïd, der Dschebel Dubbeh, welcher am 8. Mai dieses Jahres eine ungeheure Menge Asche auszuwerfen anfing, hatte im August nicht weniger als 19 Krater, die bei Tage rauchen, während man bei Nacht zugleich die Flammen aufsteigen sieht. Der eine ist 600 Fuß lang und halb so breit. An manchen Stellen des Vulkans stürzen Wasserfluthen hervor. Durch den Ausbruch sind zwei Dörfer völlig zerstört worden.

Britisch Cafraria. Der von den Engländern seither schon in Besitz genommene Theil des Kaffernlandes, mit Einschluß des sogenannten Transkei-Gebietes, hatte zu Anfang des Jahres 1860 eine Bevölkerung von 64,212 Seelen. Davon waren Deutsche (welche zumeist der englisch-deutschen Legion angehört haben) 2650, andere Europäer 3236, die übrigen Landeseingeborene. Diese hatten 11,208 Hütten in 242 Dörfern, 25,148 Kühe und Ochsen und 8640 Pferde. Die Europäer, welche sich besonders auf die Schafzucht verlegen, hatten 76,146 Häupter Wollvieh und etwa 9000 Kühe und Ochsen. Im Allgemeinen gedeihet diese Ansiedelung.

Die Postverbindung mit der Westküste von Afrika ist sehr regelmäßig. Sie reicht bis in das Delta des Niger, nach Akkalabar. Der Dampfer, welcher am 29. August diesen Platz verlassen hat, war am 11. Oktober in Liverpool. Er berührte Cameruns am 1. September, Fernando Po am 2., Bonny am 5., Aun und Brass-Mündung am 6., Benin am 7., Lagos und Accra am 12., Cape Coast Caste am 14., Cap Palmas am 16., Sierra Leone am 21. Von Bathurst am Gambia fuhr er am 25. September ab, war am 1. Oktober bei Teneriffa, am 3. bei Madeira.

Der Archipelagus der Salomons-Inseln, welcher sich östlich von Neu-Guinea in einer langen Inselkette vom Nordwest nach Südost erstreckt, bildet eine der fruchtbarsten Regionen im Großen Ocean, und steht in dieser Beziehung weder den Molukken noch den Philippinen nach. Im laufenden Jahre ist dort im Auftrage einer antwerdener Gesellschaft eine belgische Expedition angelangt, um an einem geeigneten Punkte zunächst eine Handelsfactorei anzulegen. Es scheint, als ob man vor der Hand mit dem Anbaue edler Gewächse beginnen wolle.

Die Sträflinge in Westaustralien. Westaustralien ist die einzige Kolonie, wohin uns England noch Verbrecher bevölkert werden; die Ansiedler selbst wünschten die Zufendung solcher Arbeitskräfte, weil die Einwanderung freier Leute allzu spärlich war. Allmälig hat man seit 1853 etwa 5000 „Convicts“ dorthin geschickt. Ein Geistlicher, welcher acht Jahre in Freemantle lebte und alle Theile der Kolonie kennt, hebt hervor, daß dieselbe sich in materieller Beziehung, eben in Folge der Einführung solcher Deportirter, gehoben habe; vor derselben bestand sie sich, während der ersten 21 Jahre nach ihrer Gründung, in traurigen Verhältnissen, und stand 1850 geradezu am Rande des Abgrundes; durch die Arbeit der Deportirten wurde sie gerettet. Die Consumsteuer, welche von 1850 gezogen wurde, stieg von 1854 eine Bevölkerungszunahme von 26 Procent; die Einnahme der Kolonie stieg von 34,000 auf 48,000 Pfd. Sterling, und gab einen Ueberschuß von 3000; die Ausgabe der Reichsregierung verminderte sich von 132,000 auf 92,000 Pfd. St.; die Einfuhren fielen von 129,000 auf 125,000, die Ausfuhr stieg von 36,000 auf 93,000 Pfd. St. Im Jahre 1854 waren erst 11,000 Acker Landes urbar, 1859 schon mehr als 25,000; man hatte nun 8000 Pferde, 30,000 Stück Hornvieh, 251,000 Schafe; auch Kupfer- und vier Bleigruben sind im Betrieb. Das Betragen der „Convicts“ wird im Allgemeinen gelobt; sie wissen, daß sie nicht entfliehen können und streng beaufsichtigt werden, finden gute Behandlung, erwerben Eigenthum und fügen sich in die neuen Verhältnisse. Sie befinden sich in einem ungeheuren, überall von Büschreinen und Meer umgebenen Gefängnisse, aber in demselben können sie sich auf einem Raume von mehreren Tausend Quadratmeilen frei bewegen. Jeder einigermaßen fleißige Convict kann ein unabhängiger und wohlhabender Mann werden. Nach einer, den Umständen gemäß kürzeren oder längeren Probezeit, bekommt er einen Urlaubsschein, und kann sich dann, ganz nach seinen Neigungen und Fertigkeiten, Beschäftigung suchen. Als Schäfer erhält er 15 Thaler jährlich und reichliche Kost; als Hausdiener erhält er Kost, Wohnung und 165 bis 200 Thaler jährlich; als Diener außer dem Hause wöchentlich 6 bis 10 Thaler; als Tagarbeiter 1 Thaler 5 bis 20 Neugroschen; Handwerker bekommen täglich 2 bis 3 Thaler. Er kann Grund und Boden erwerben und Ackerbauer werden. In Folge guten Betragens erhält die Regierung ihn für vollfrei in der Kolonie; er wird dann in derselben Bürger, aber er muß im Lande bleiben, denn in Großbritannien oder in anderen Kolonien darf er sich nicht aufhalten. Rückfälle in das Verbrecherwesen kommen selten vor. Die Bevölkerung von Westaustralien ist über einen weiten Raum hin zerstreut, und die verschiedenen bewohnten Distrikte, man könnte sagen die Oasen, sind durch ausgedehnte Waldwüstereien oder Sandstrecken von einander getrennt. Buschklepper (Buschrangers) kommen in Westaustralien nicht vor, von Straßenraub hat man kaum jemals etwas gehört. Verlassen kann sich Niemand, der nicht in der Wüste verdungen will; jeden Flüchtling spürt die Polizei mit Hülfe ihrer schwarzen eingeborenen Diener aus. Im Jahre 1859 leben in der Kolonie 3846 deportirte Männer, davon waren 1173 bedingt begnadigt worden, oder Leute, deren Termin ablief, 1096 hatten einen Urlaubschein, 1007 waren Gefangene. Einen großen Uebelstand bildet das große Mißverhältniß zwischen den Geschlechtern, denn auf ein entwachsenes Frauenzimmer kommen sieben Männer.

Digitized by Google

Zur Bevölkerungsstatistik in Australien. Wir fügen der vorigen Notiz einige statistische Angaben über die anderen Kolonien Australiens bei. Das Mißverhältniß zwischen Männern und Frauen zeigt sich auch in diesen. In den achtziger Jahren von 1842 bis 1859 kamen in die Kolonie Victoria (die von dort wieder Ausgewanderten abgerechnet) 235,749 Männer und 130,759 Frauen. Als 1860 die Seitzählung vorgenommen wurde, ergaben sich 64 weibliche auf 100 männliche Seelen; in Westaustralien nur 56, und 72 Procent der erwachsenen Männer waren unverheirathet oder hatten in der Kolonie keine Frau. Es erklärt sich also, daß die Gerichte manchmal gegen Männer wegen „Weiberverlaufs“ einzuschreiten haben. — In Neuseeland wurde, wie Bäuche's Archiv 1859 zufolge, je der achte Mann in's Gefängniß gebracht; die Hälfte der Verbrechungen geschah in Folge von Berauschen, die in trunkenem Zustande verübt worden waren. Von 350,000 Köpfen wurden 9419 von der Polizei wegen Trunkenheit verhaftet. Die gefälligen Getränke bieten den Irgfern Feind der Kolonien. In Neuseeland's besuchte jeder zehnte Kopf die Schulen, aber Südaustralien (Hauptstadt Adelaide) mit 122,000 Einwohnern hatte dagegen nicht weniger als 2125 Lehrer für Sonntagsschulen, welche von mehr als 20,000 Leuten besucht wurden. — Port Philipp, in der Kolonie Victoria, hatte 1856 erst 117 Ansiedler aus Europa; ehe ein Vierteljahrzehnt verfloß, zählte es deren mehr als eine halbe Million.

Die Münzstätten und Münzen in den Vereinigten Staaten. Die Hauptmünzstätte der nun auseinander gerissenen Union befindet sich zu Philadelphia; daneben bestehen fünf Zweigmünzen. Die erstere begann 1793 ihre Thätigkeit; sie lieferte im Fiskaljahre 1858 (am 30. Juni endigend) für 10,221,877 Dollars Goldmünzen, für 4,971,823 Dollars Silbermünzen, für 234,000 Dollars Kupfermünzen, zusammen 15,427,700 Dollars Münze. Die im Jahre 1838 errichtete Zweigmünze zu New-Orleans lieferte für 1,315,000 Dollars Goldmünzen, für 2,242,000 Dollars Silbermünzen, zusammen für 4,257,000 Dollars Münzen. Die im gleichen Jahre errichtete Zweigmünze zu Charlotte (Nord-Carolina) lieferte 177,950 Dollars Goldmünze; die ebenfalls im Jahre 1838 errichtete Zweigmünze zu Dahlonega (Georgia) lieferte 140,467 Dollars Goldmünze. In der im Jahre 1854 in San Francisco (Californien) errichteten Münze wurden für 19,276,095 Dollars Gold- und für 147,503 Dollars Silbermünzen, und in der 1854 errichteten Münze zu Neu-York (Assay-Office) für 21,798,691 Dollars Gold- und für 171,852 Dollars Silbermünzen geprägt. Im Ganzen wurden seit 1793 bis zum 30. Juni 1858 für 651,539,189 Dollars Gelds in den Ver. Staaten gemünzt. Die Minen der Ver. Staaten lieferten dazu für 443,127,921 Dollars Gold und für 3,017,200 Dollars Silber. Der neue Cent besteht aus 88 Theilen Kupfer und 12 Theilen Nickel. Ein Silber-Dollar wiegt 412½ Gran, davon sind 371¼ Gran reines Silber, der Rest Kupfer. Ein Goldvollar wiegt 25,8/10 Gran, davon 23 22/100 Gran reines Gold sind, der Rest aus Kupfer und Silber besteht. Ein englischer Sovereign wiegt 123¼ Gran; davon sind 113 Gran reines Gold.

Gold und Kohlen. Ein amerikanisches Blatt stellte neulich folgende Betrachtungen an, bei denen es die Bedeutung des Geldes, als eines Hebels im Verkehr, doch wohl etwas zu gering schätzt. Seit der Entdeckung des Goldes in Australien und Californien, repräsentirte der alljährliche Ertrag desselben einen bestimmten Werth in den wechselseitigen Bezahlungen der Völkerstrecken. Wohl mag ein Vergleich zwischen den Producten Diamanten und dem gelben Metall Californiens anmaßend erscheinen; doch statistische Tabellen, welche schon manches Unsichtbig zerstört, werden auch über die Täuschung beleuchten, daß das glänzende Metall vom commerciellen Standpunkte aus betrachtet den Werth der festen Kohle übertreffe, wenn nicht gar weit über Hügel angestellt sind. Die statistischen Tabellen für das Jahr 1850 schätzen den Gesammtwerth der Goldernte der Erde auf nicht mehr als 145,000,000 Dollars an, wovon Californien für 70,000,000 Dollars, Australien für 50,000,000 Dollars, und Europa, Asien, Afrika und die übrigen Theile Amerika's etwa für 25,000,000 Dollars Werth producirt haben. Dagegen weisen die zuverlässigen Tabellen desselben Jahres 1858 nach, daß in den verschiedenen Minen der Welt 150,000,000 Tonnen Kohlen gegraben worden sind, deren Werth sich auf wenigstens 187,000,000 Dollars oder nahezu auf die Hälfte mehr beläuft, als der Werth der Goldernte desselben Jahres beträgt. Die Umwandlung des Goldes in Münze verleiht menschliche und mechanische Kraft. Die Münze als solche hat an und für sich einen bloß nominellen, die Kohle aber einen produktiven Werth. Während der Werth des Geldes im Golde selbst liegt, und in einem gewissen Grade ein blos relativer ist, ist der der Kohle ein reeller und productiver. Das Gold repräsentirt Werth, die Kohle producirt ihn. Die Kohle ist die Erzeugerin bedeutender Arbeitskraft, die Bereitwin des zu unserm Unterhalte und unserer Bequemlichkeit Erforderlichen. Der, welcher sich weigerte, den Werth und die Vortheile, die der Besitz des Goldes mit sich führt, anzuerkennen, wäre freilich im Unrecht: Kohlen würden ein schlechtes Taschengeld abgeben; doch sind sie im Allgemeinen viel werthvoller als das glänzende Metall. Pennsylvanien hat in dem weiten Schooße seines Gebietes einen Schatz geeignet und das Wohl des Menschheit förderndern Reichthum, als Californien und Australien zusammengenommen.

Die Oelquellen in den Vereinigten Staaten und Canada. Vor etwa zwei Jahren entdeckte man im westlichen Pennsylvanien und in den benachbarten Gegenden des Staates Neu-York eine große Menge von Erdölquellen, die einen reichen Ertrag geben. Neuerdings hat man dergleichen auch in Canada gefunden. An den Vereinigten Staaten liegen die ergiebigsten Quellen unweit der Atlantic und Great Western-Bahn, auf welcher das Oel nach New-York zum Markte gebracht wird. Jene in Canada sind man etwa zwölf englische Meilen von der Station Wooming, die an der Great Western- und Canada-Bahn liegt. Vor zwei Jahren hatte man von den Quellen noch reine Kunde, denn sie lagen im dichten Urwalde; jetzt sind dort mehr als 500 Menschen angesiedelt; im vorigen Winter kamen in Landstrichen täglich etwa 50 Leute dort an, viele blieben, und zwei große Gasthäuser nehmen Fremde auf. Im August schöpfte man aus ungefähr einhundert „Brunnen“ Oel. Die Grundbesitzer geben Landstrecken auf 99 Jahre ab, und erhalten dafür 300 Dollars Anzahlung und für jene Zeit ein Drittel des geförderten Oeles. Man gräbt die Brunnen bis zu 40 bis 60 Fuß Tiefe und kommt dann auf Gestein; oft quillt das Oel schon früher zu Tage, ist aber gewöhnlich von großer Beschaffenheit, und nicht so gut wie das „Felsenöl“. Man bohrt nämlich im Gestein etwa 40 bis 70 Fuß tief und ist dann fast allemal sicher, auf Oel zu treffen. Neben jedem Brunnen stehen große Behälter von Holz, welche von 500 bis 2000 Gallonen fassen; man pumpt in sie das Oel aus dem Brunnen, zieht es dann auf Fässer und verschickt es. Die Arbeit, einen Brunnen zu bohren, kauert kaum einen Monat und kostet nur einige Hundert Dollars. Ein Arbeiter an der Pumpe erhält täglich einen Dollar und fördert dafür 4000 Gallonen oder 100 Fässer voll. Nimmt man, was sehr gering ist, nur an, daß jeder der einhundert Brunnen bei Wooming täglich 15 Fässer oder 600 Gallonen liefere, so ergiebt sich schon ein großer Ertrag; man meint aber, daß der Absatz des Jahres 1861 mindestens fünfhundert im Betrieb sein werden. Aber schon jetzt geben jene hundert Brunnen 60,000 Gallonen täglich, 360,000 in jeder Woche oder 18,720,000 Gallonen jährlich. Nun fragt sich aber, wie lange diese natürlichen Oelquellen vorhalten werden.

San Francisco in Californien hat nach dem neuesten Adreßhandbuche 83,223 Einwohner. Davon sind etwa 3000 Chinesen und 2000 Neger und Mulatten.

Der Handel von Peru ist, trotz der bürgerlichen Zerrüttung dieses immer unruhigen Landes, nicht unbedeutend. Im Jahre 1859 betrug der Werth der eingeführten Waaren, so weit dieselben an den Zollhäusern controlirt werden konnten, 76,596,111 Francs, wovon für 12½ Millionen Baumwollenwaaren, für beinahe 6 Millionen fertige Kleidungsstücke waren. Kurzwaaren 18 Millionen Tuche mehr als 8½; dazu kommt aber noch der sehr beträchtliche Schleichhandel. Die Ausfuhr betrug 83,583,286 Francs oder 16,716,657 Silberpiaster. Es fand statt aus den acht Häfen Callao, Janiane, Arica, Islay, Huanchaco, San Jose, Payta und Loreto und den Chincha-Inseln. Diese letzteren lieferten für 8,535,720 Piaster Guano. Deutschland-Hamburg war bei der Einfuhr mit nur 500,495 Piastern betheiligt.

Wallfischfang. Bekanntlich durchkreisen die Wallfischfahrer alle Oceane, und suchen immer neue ergiebige „Wiesen“ auf. Ebenso stellten sie vorzugsweise in den grönländischen Gewässern den Leviathan der Tiefe nach, später kreuzten sie vorzugsweise gern im südlichen atlantischen Ocean, dann im südlichen stillen Weltmeere. Als die Waltbiere, insbesondere jene, von welchen das Spermaceti kommt, dort an Menge abnahmen, fuhr der größte Theil der Schiffe in die nördlichen Theile dieses Oceans und bis über die Beringsstraße hinaus. Eben jetzt verändern sie abermals den Schauplatz ihrer Thätigkeit, und besuchen vorzugsweise den indischen Ocean und weiter die südlichen Theile des atlantischen Weltmeeres. In diesen Gewässern kreuzten im Jahre 1861 mehr als einhundert Schiffe, zumeist nordamerikanische. Die neue Walfischregion im indischen Ocean reicht von Java Head bis Nap Leeuwin in Australien, eine Strecke von etwa 1600 Seemiles, und die dreißigfache Ausdehnte hat dort etwa anderthalb Millionen Thaler eingetragen. Einzelne Geschwader kreuzten schon 1858 in

Digitized by Google

jenen Gegenden. Dieser Walfischfang belebt den Handel im indischen Ocean; die Normannenlaner versehen nämlich allerlei Fabrikwaaren und nehmen dagegen Sandelholz, Wachs, Perlmutter und andere Landeserzeugnisse.

Ein neuer Punkt für den Stockfischfang. Die Hauptregion, auf welcher dieser wichtige Zweig der Schifffahrt betrieben wird, sind bekanntlich die Bänke von Neufundland; aber auch bei den Farören und im Meere bei Island kommt der Fisch in großer Menge vor. Im Laufe dieses Jahres war er aber hier fast ganz ausgeblieben, und am 28. Juni kamen die Schiffe Reekutwan aus London und Abenteure aus Grandesand ganz leer nach der Themse zurück. Indeß der Kapitän des letztern Schiffes erinnerte sich, daß ein isländischer Seefahrer ihm vor einigen hundzehn Jahren eine Mittheilung über den Fischreichthum bei Rockall gemacht habe. Rockall ist ein Felsen, der 500 englische Seemeilen südwestlich von Island liegt und kaum 20 Fuß über die Meeresfläche emporragt; er liegt auf einer etwa 80 englischen Meilen langen Bank und wird bei hoher See völlig überfluthet. Das nächste Land ist St. Kilda, eine der Hebrideninseln, von wo Rockall etwa 130 Meilen entfernt liegt. Die Kapitäne der beiden obengenannten Schiffe stachen nun am 2. Juli wieder in See, um noch einmal ihr Glück zu versuchen und kamen schon am 13. Juli mit voller Ladung zurück; der Fang war so reich gewesen, daß sie nach fünf Tagen Arbeit wieder heimgesegelt kamen. Obwohl sie eine Leine mit den Haken ausgeworfen hatten, konnten sie auch schon eine andere anziehen, so eifrig stürzten die Fische an. Um die Fahrzeuge schwärmten blaue Haifische in großer Menge und bieten eine feine Ernte; die Seehund waren so zahm, daß sie auf Deck kamen und den Fischabfall verzehrten. Die Cabeljaus waren ungewöhnlich groß, manchmal bis 100 Pfund schwer; der Leber giebt reichlich Thran; die Zunge ist dick und fett, aber kürzer als jener bei Neufundland. Die beiden Schiffe sind, von einigen anderen Fahrzeugen begleitet, noch einmal nach Rockall gefahren, das im Juli 1862 ebenfalls von vielen Schiffen besucht worden war. Spätere Nachrichten aus Westray, nördliche Orkaden, bestätigen das Vorstehende. Die genannten Schiffe hatten binnen sechs Tagen abermals eine volle Ladung Fische gefangen. „Das Meer um jenen einsamen Rockalfelsen ist Millionen werth, ist ein Cabinetsen in der See. In solcher Anzahl und Größe hat sie zuvor ein Fischer Schottische gesehen. Dazu kommt, daß sie von 30 Faß Länge; mit einem Nachen, der ein Kalb verschlingen könnte, und eine Menge von Walthieren. Auch sah man andere Fische, die noch unbekannt waren, und Tintenfische größer wie Dolphine. Künftig wird man die nöthigen Geräthschaften mitnehmen, um den Haifischfang regelmäßig zu betreiben; der schonlich gefräßigen Thiere sind in unglaublicher Menge vorhanden und liegen einander oft die wildesten Kämpfe. Drei zumal waren mit einander im Gemenge auf dem Kamm einer gewaltigen atlantischen Wege und peitschten sie brennen zu Schaum, daß sie einer an felsiger Küste sich brechenden Brandungswoge glich. Der kein Hai, welcher sich in den Streit zweier anderer um die Beute, einen großen vom Angelhaken herabgezallenen Fische mengte, trug jene davon. Er hatte auch ein Faß verschlingen können, so mächtig war sein Rachen." Im laufenden Jahre kann man keine Fahrten mehr nach Rockall unternehmen; der September ist im jener Gegend schon zu unruhig, der Nebel zu dicht, die Nacht zu lang, und alle Gefahr vorhanden, daß ein Fahrzeug gegen die Felsen treibe. Aber im nächsten April und Mai will eine ganze wohlausgerüstete Flotte ihr Glück dort versuchen, auch gedenkt man den Abfall der Fische nützlich zu verwenden, zu Thran oder Guano. Die Stockfische ziehen gern aus Gegenden fort, in denen man die abgeschnittenen Köpfe und Eingeweide in's Meer wirft. Auch Walfischfahrer gedenken bei Rockall ihr Glück zu versuchen.

Die Ausgrabungen von ephesischen Alterthümern. Ephesus war eine der blühendsten Kolonien der alten Griechen. Sie wurde im Jahre 631 vor unserer Zeitrechnung von Männern der Ionen Insel Thera, bei Creta, an der nordwestkarischen Küste gegründet, auf dem Hochlande von Barka, in fruchtbarer Gegend. Lange Zeit behauptete diese Republik ihre Unabhängigkeit, unterwarf sich dann den Macedoniern und später den Römern. Ephesus war Bauerstadt einiger der ausgezeichnetsten Männer des Alterthums, namentlich des Geographen Eratosthenes und des Philosophen Antipp; auch der Dichter Kallimachus stammte von dort. Gleich so vielen anderen Städten, über welche die Völkerstürme verwüstend hindrausten, verfiel es in einen Trümmerhaufen, aus welchem nun in unseren Tagen Schätze der alten Kunst hervorgegraben werden. Im October wurden nicht weniger als 63 Kisten mit Statuetten und Denkmälern von Maria Luisa (dem alten Apollonia, Hafenstadt von dem drei deutsche Meilen landeinwärts liegenden Lyrene; nach Malta geschifft. Sie gehen nach England in's britische Museum, und wir wünschen nur, daß man dort nicht so mit ihnen verfahren möge, wie mit den Alterthümern aus Lycien und Nineve, die noch jetzt nicht einmal aufgestellt worden sind. Cyrene lag 2000 Fuß über der Meeresfläche, und es kostete nicht geringe Mühe, die Schätze der Alterthums bis an den Hafen zu bringen. Unter denselben befanden sich eine Statue der Minerva, in halber Lebensgröße, und ein kolossales weibliches Standbild; in einem andern Theile der Stadt fand man eine Statue, wahrscheinlich einen König aus dem Herrscherstamme der Ptolemäer darstellend; im Apollotempel gleichfalls eine weibliche Statue mit einem sehr schönen Kopfe; eine weibliche Gestalt in sitzender Stellung, mit ägyptischen Geschichtsgütern, und vieles Andere, z. B. eine Jägerin mit einem Hunde, und im Tempel der Venus sehr schöne Skulpturen und Statuen. Ein Apollostandbild ist beinahe völlig unverletzt; ebenso eine Venus mit Cupido, der auf einem Delphine sitzt; verschiedene Reliefs, insbesondere eines der Nymphe Cyrene, welche einen Löwen erwürgt; sodann vortrefflich ausgeführte Köpfe in Lebensgröße, eine völlig erhaltene weibliche Büste. Die englischen Offiziere Smith und Porcher legten auch zwei große Tempel bloß, aber die Säulen waren zerstört. Die schöne Knobvute an Alterthümern erhielt man aus nur fünf Häusern; die Nachgrabungen haben elf Monate in Anspruch genommen.

Die russische Handels- und Schifffahrtsgesellschaft, welche dem Triester Lloyd in den östlichen Theilen des mittelländischen Meeres Wettbewerb macht, hat gegenwärtig nicht weniger als siebenundzwanzig Dampfer in Thätigkeit. Sie besitzt mit denselben nicht blos die Häfen am asowschen und am schwarzen Meere, sondern unterhält von Odessa aus auch regelmäßige Verbindung mit Konstantinopel und Galatz. Gelegentlich besuchen diese Dampfer auch Smyrna, Salomiki, Jaffa, Alexandria, Messina, Neapel, Marseille und sind auch schon oft bis London gefahren. Sie arbeiten mit Vortheil.

In Odessa kamen im Jahre 1860 nur 1135 Hochseeschiffe an; im Jahre vorher 1462. Von den Dampfern waren 360 russische, 5 englische, 1 belgische und 51 österreichische. Die Weizenausfuhr belief sich auf 11,755,651 Silberrubel, jene des Mais auf 1,767,109, des Hafers auf 1,341,286, der Gerste auf 1,211,025, des Roggens 880,686, des Mehls auf 781,132. Odessa ist bekanntlich einer der wichtigsten Getreideplätze. Auch der Ausfuhr von Wolle, 1860 für 7,927,370 Silberrubel, ist von Bedeutung; jene von Leinsaamen stellte sich auf mehr als drei Millionen Rubel, die von Talg auf etwas mehr als eine Million. Die übrige Ausfuhr bestand in Erdöl, Alkalamen, Häuten, Schiffbauholz, Seidenwerk &c.; und der Gesammtwerth der 1860 ausgeführten Waaren betrug für das Jahr 1860 die Summe von 33,156,137 Silberrubel; jener der Einfuhr 14,476,513. Die anderen Getreideplätze jener pontischen Region sind Kertsch, Theodosia, Berdiansk, Mariupol und Taganrog. Der Hafen und die Rhede von Theodosia waren im Januar, bei einer Kälte von 18 bis 20 R. so weit das Auge reicht, dicht mit Eis bedeckt; dergleichen war seit 1842 nicht mehr vorgekommen.

Griechenland hat eigentlich nur ein einziges wichtiges Ausfuhrerzeugniß. Das sind die Korinthen; diese bilden die Grundbedingung seines Wohlstandes und Wohlstandes, von dem Gedeihen dieser Frucht hängt das Land ab. Im Jahre 1860 gerieten sie vortrefflich. Nicht weniger als 80,000 (?) Pfund wurden ausgeführt; die Hafenstadt Patras allein exportirte 52 Millionen Pfund, während in den Berjahren die Ernte des ganzen Landes kaum so viel betragen hatte. Gegen die Krankheit der Korinthenraubes hat man im Schwefeln ein untrügliches Heilmittel gefunden. Die Stadt Patras ist durch den Korinthenhandel zur Blüte gelangt; auch Benitza nimmt an dem Handel theil. Die ionischen Inseln liefern im Durchschnittsjahre etwa dreißig Millionen Pfund.

Lübeck hat sehr viel von seinem alten Glanze verloren, ist aber immer noch eine wichtige Handelsstadt, welche namentlich mit allen baltischen Ländern einen lebhaften Verkehr unterhält. Im Jahre 1860 liefen 1134 Schiffe über See ein; dann kamen aus Rußland und Finnland 288, Schweden 369, Dänemark und dessen deutschen Herzogthümern 178, Großbritannien 168, Belgien 6, Frankreich 12, Holland 6, Norwegen 7. Von deutschen Flaggen waren betheiligt Preußen mit nur 37 Schiffen, Mecklenburg 11, Bremen 18. Die Zahl der abgegangenen Schiffe betrug 1151, wovon 742 mit Ladung, die übrigen in Ballast.

Verantwortl. Redakteur: Hermann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Druck von Grieseke & Devrient in Leipzig.

Digitized by Google

Die Länder am Senegal und ihre Eroberung durch die Franzosen.

Die Bedeutung des Senegal. — Charakter der Küste an der afrikanischen Wüste. — Die Portugiesen als Entdecker. — Ansiedelung der Franzosen — Ihre Stellung zu den Häuptlingen der Eingeborenen. — Der Marabu Al Hadschi als Prophet und Eroberer. — Seine Kriegszüge und Verwüstungen. — Belagerung der Burg Medine und deren Entsatz durch den Gouverneur Faidherbe. — Tapferer Widerstand Paul Holls. — Eine Expedition nach dem grünen Vorgebirge. — Gorée. — Auffaque, die Geister des Meeres und ihre Paläste. — Die Republik Nones. — Christen in Zeal. — Eine Schlacht mit dem Könige der Waloss. — Die Tiedos — Leben und Treiben der Eingeborenen.

Alles drängt darauf hin, die schönen Länder am sagenreichen, aber in unseren Tagen zum größten Theil bekannt gewordenen Niger, in den europäischen Handelsverkehr hinein zu ziehen. Von Norden dringen europäische Waaren durch die große Wüste bis Kano und Timbuktu; nach dieser

Ein Hofraum in Gorée.

letztern Stadt, über welche wir durch René Caillié und Heinrich Barth ausführliche Berichte erhielten, trachten die Franzosen, von ihren Besitzungen am Senegal aus, einen sichern Handelsweg zu eröffnen; der untere Stromlauf des Niger, dessen Mündungen wir erst seit etwa einem Vierteljahrhundert kennen lernten, wird von englischen Dampfern befahren.

Wir wollen heute einen Blick auf Senegambien werfen. Ein Schiffer, der vom Norden her an der westafrikanischen Küste hinsteuert, verliert bald die hohen, schneebedeckten Gipfel des Atlasgebirges und die anmuthigen Uferlandschaften zwischen dem Kap Spartel und der Bay von Agadir aus dem Auge. Er kommt auf die Höhe des Kap Nun, das früher von den Seefahrern gefürchtet wurde, und gewahrt dann zu seiner Linken einen hohen, kahlen Strand, auf welchen eine glühende Sonne herabbrennt, und gegen den auch der Wogendrang des atlantischen Oceans gewaltig anprallt. Das ist der oceanische Saum, die Einfassung der großen Wüste, der Damm, welcher das Sandmeer gegen das Eindringen der gewaltigen Wellen und Strömungen des Weltmeeres schützt. Schiffbrüchige haben diese Saharamauer erklommen; sie fanden an der innern Seite nur eine einförmige, trostlose, weit ausgedehnte Fläche, einen Horizont ohne Gränzen, ausgedörrten Boden, kein grünes Gras, keinen Strauch, kein Wasser. Der Wall der Wüste zieht sich auf einer Strecke von einigen hundert Stunden am Ocean hin. Erst am Weißen Vorgebirge fällt er allmälig ab, und statt seiner zieht sich am Gestade hin eine Dünenkette, die gegen Süden niedriger wird, und dann,

etwa unter dem sechszehnten Breitengrade, in eine lange und schmale Sandzunge ausläuft. Bei dieser bricht sich ein großer Strom aus dem tropischen Afrika seine Bahn in's Meer. Das ist der Senegal. Den Namen erhielt er nach dem Berberstamme der Senaga, welche der portugiesische Seefahrer Lancarote im Jahre 1417 am rechten Flußufer fand. Hat schon der Karthager Hanno diesen Fluß gekannt? Ist dieser schöne Wasserlauf der Stachyris des alexandrinischen Geographen Ptolemäus? Wir Europäer lernten ihn erst seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts kennen; aber bis in's sechszehnte Jahrhundert ist er nur von den Portugiesen besucht worden. Sie trieben Handel mit den Anwohnern, und durch diesen ist in die Sprache der Wolofs, Serere und Malinke mancher portugiesische Ausdruck gekommen. Sie gaben den zu Berber- oder Araberstämmen gehörenden oder aus beiden gemischten Bewohnern der westlichen Wüste die allgemeine Benennung Mauren.

Die Portugiesen kannten nur einen kleinen Theil ihrer vielen überseeischen Besitzungen behaupten. Jene am Senegal kamen in die Hände der Franzosen, welche niemals das Kolonisiren verstanden haben. In den Jahren 1626 bis 1758 bildeten sich nach und nach nicht weniger als acht große Handelsgesellschaften, die aber alle zu Grunde gingen. Sie befestigten das grüne Vorgebirge mit der Insel Gorée und gründeten die Stadt St. Louis. Es fehlte ihrem ganzen Treiben an Schwung. Aber durch einen ihrer Beamten, Andreas Brue, wurde das innere Land am Senegal bis zu den Felu-Katarakten bekannt; nicht minder der Faleme-Fluß und das Land Bambuk, dessen goldhaltige Distrikte Brue erforschen ließ.

Im Jahre 1758 nahmen die Engländer den Senegal in Besitz, 1777 kam er wieder an die Franzosen, welche ihn während der napoleonischen Zeit noch einmal verloren, und erst 1817 wieder in Besitz nehmen konnten. Sie schickten fünfzehn Gouverneure nach einander dorthin, aber alle zeigten sich unfähig. Von einer eigentlichen Kolonie konnte gar keine Rede sein, und Ansiedler aus Europa kamen nicht. Die Zahl der Europäer belief sich auf höchstens einhundert Köpfe; sie wohnten auf einer kahlen, armseligen Sandinsel, und trieben mit den anwohnenden Völkern einen wenig belangreichen Handel.

St. Louis, die Hauptstadt, hatte allerdings zwölftausend Einwohner, buntscheckig an Farbe und Lumpen, viele üppige Signaren und einige ausschweifende Europäer. Am Strome lagen mehrere kleine Festungswerke zerstreut, unter

Baobab, Adansonia digitata.

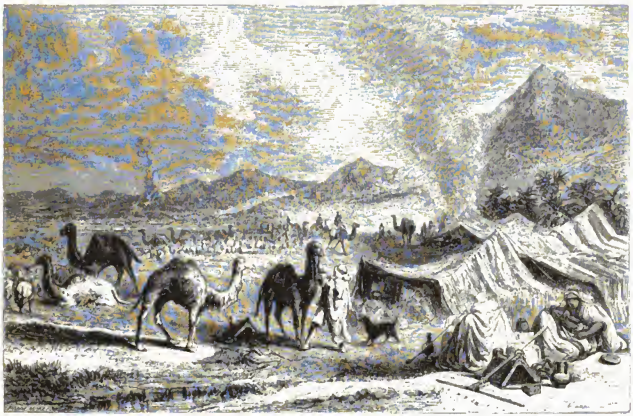
deren Mauern Tauschhandel getrieben wurde. Früher verkaufte man dort Sklaven, nachher handelte man Gummi aus der Sahara ein, oder Felle, welche die viehzüchtenden Fulbe brachten, und etwas Goldstaub. Vor acht Jahren beschränkten sich die Besitzungen der Franzosen noch auf die Stadt St. Louis an der Mündung des Senegal; stromaufwärts hatten sie eine Faktorei in Bakel, wohin 1854 der erste Dampfer ging, und ein Comptoir zu Senedebu am Faleme. Für jeden Fleck, auf welchem sie wohnten, mußten sie den eingeborenen Häuptlingen einen Jahrestribut zahlen; selbst für den Grund und Boden, auf welchem St. Louis steht, erhob der Häuptling von Sor, einem aus etwa einem Dutzend Strohhütten bestehenden Dorfe, eine Abgabe. Ein Franzose, der irgendwo Handel treiben wollte, mußte unter dem Namen Coutumes den Häuptlingen einen Zoll er-

Digitized by Google

legen, ehe er noch wußte, ob man überhaupt Verkehr gestatten wolle. An den Escales, Stellen, wo die Gummimärkte abgehalten werden, zahlte ein Boot für sechshundert Francs Werth an die Mauren, und die Erlaubniß, das Gummi nach St. Louis zu schaffen, mußte gleichfalls erkauft werden. Die französische Regierung ihrerseits zahlte Tribut an den schon erwähnten Dorfhäuptling von Ser, an die Häuptlinge von Walo, den König von Cayor, an die maurischen Fürsten der Trarzas, Bracknas, Duaisch und Askörs, an den Almamy von Futa, den Häuptling von Dimar, an jenen von Gadiaga, an den Almamy von Bondu, und sogar an die Sklaven verschiedener Häuptlinge. Der König von Frankreich schloß Verträge „im Namen des Schöpfers von Himmel und Erde," welche z. B. folgende Bestimmung hatten: „Die Regierung zahlt dem Brak von Walo 10 Flaschen Branntwein ꝛc., seinem Diener zwei Flaschen Branntwein und eine Stange Eisen; der Prinzessin Gimbotte einen kleinen Koffer, ein Stück Musselin, vier Flaschen Branntwein, zehn Rollen Taback und ein Pfund Gewürznelken, außerdem noch, zu ihrem Lebensunterhalt, ein Faß Cognac."

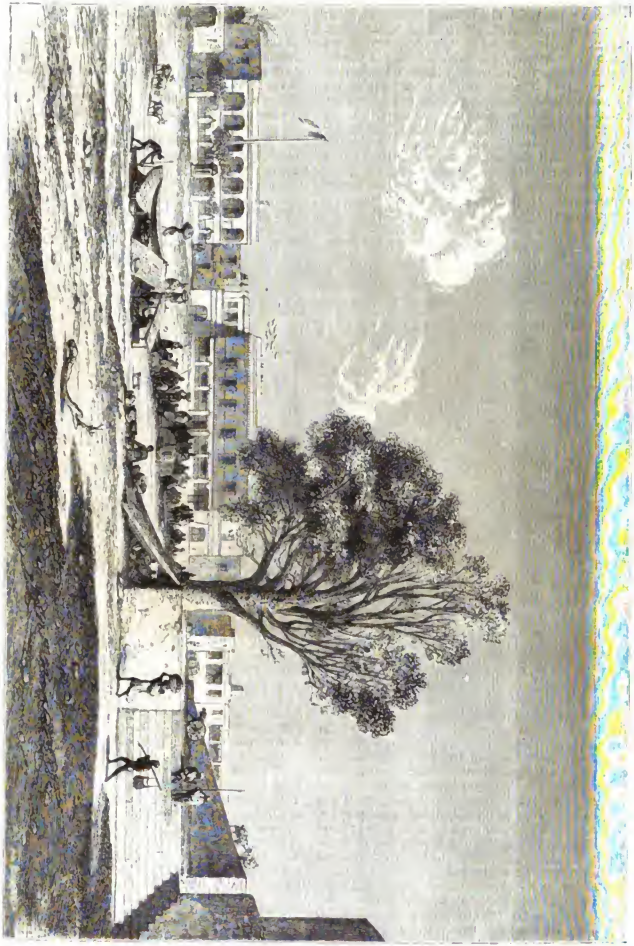
Trotz alledem waren die senegambischen Handelsleute von Seiten der Häuptlinge manchen Erniedrigungen ausgesetzt, und wurden beraubt und bestohlen. Europäer durften auf dem Strome keinen Handel treiben, Eingeborene von St. Louis mußten jedem Dorfe, bei welchem sie anhielten, Tribut geben, und oftmals wurde ihnen, trotzdem sie französische Flagge führten, von den Mauren das erhandelte Gummi weggenommen. Schiffe, welche an der Mündung des Stromes auf den Strand geriethen, gehörten nach Eintritt der zweiten Fluth dem Könige von Cayor. Die Franzosen zahlten Tribut sogar für die Erlaubniß, in dem Flußnetze bei der Insel St. Louis mit Booten fahren zu dürfen. Der König der Trarzas-Mauren erhob Zölle in Getudar, einer Vorstadt von St. Louis! Er war der hochmüthigste und mächtigste aller maurischen Häuptlinge, und schrieb den Handelsleuten nach seinem Gutdünken Gesetze vor. An den Punkten, wo er den Verkehr gestattete, mußte der Kaufmann an Abgaben zahlen: Zwei Stück Guinee (blaues Baumwollenzeug) für jede 2000 Pfund eingehandelten Gummis; für das Abendessen des Königs und für kleine Ausgaben desselben je zwei Stücke, für die kleinen Ausgaben der Königin anderthalb Stücke, für den Minister und dessen Abendessen zusammen zwei Stücke. Außerdem mußte man allabendlich dem Minister, bei Strafe von fünf Ellen Guinee, eine Schüssel mit Reis senden. Beim Verweigern dieser Abgaben wurde „der Handel geschlossen."

Die „Räuber der Wüste", die Mauren, waren die eigentlichen Gebieter des Landes, und auch die eingeborenen Völker Walofs, Peuls, Sereres und Malinkes schmachteten unter ihrem Drucke. Die Trarzas hatten auch das linke Ufer des untern Senegal in Besitz genommen, und trieben die Ausbeutung des Landes ganz systematisch. Der eine Maurenhäuptling erhob Tribut in Cayor, der andere in Dimar, ein dritter nannte sich Fürst von Dagana, ein vierter Herr von Daë und so fort. So arg war der Druck, daß im Verlaufe der Zeit nach und nach etwa anderthalbhundert einst volkreiche Dörfer der Walofs allein auf der Strecke zwischen dem See von Cayor und dem Meere völlig verschwanden. Einige eingeborene Häuptlinge nahmen den Mohammedanismus an, stellten sich unter die Schutzherrschaft der Mauren, und ihre schwarzen Krieger (Tiédos, Waffenmänner) waren bald eben so fanatisch und grausam, wie die maurischen Oberherren. Es war von Seiten der französischen Handelsleute sehr unklug, daß sie diesen Barbaren Schießpulver und Waffen lieferten.



Ein Lager der Mauren am Senegal.

Allen diesen Zuständen machte ein Mann ein Ende, der sich auch um die Länder- und Völkerkunde Verdienste erworben hat, und dessen wir im Globus schon mehrfach



Marktplatz in Gerci.

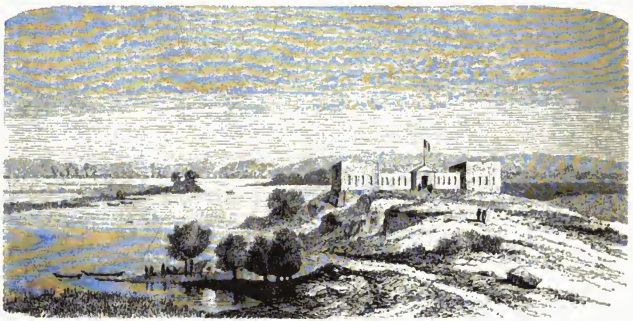
Digitized by Google

Häuptling der Waiofé.

Digitized by Google

erwähnt haben. Das ist der Oberst Faidherbe, seit acht oder neun Jahren Gouverneur am Senegal. Er beschloß, um jeden Preis dem Unfuge der Mauren ein Ende zu machen, sie vom linken Ufer des Stromes zu verdrängen, und den schwarzen Bewohnern Ruhe und Frieden zu sichern. Er führte seine Streiche rasch und kräftig; 1857 bezwang er die Trarzas und den Fanatiker Al Hadschi, im April 1858 die Schwarzen von Ndiampur, 1859 jene von Gimu und Sine; er durchzog das Land vom Meere bis zu den Felu-Katarakten, und bis in die Nähe des Gambia. Die Folgen eines so nachdrücklichen Einschreitens waren sehr wohlthätig. Alle oben erwähnten Abgaben (Countumes) sind abgeschafft, Walo und Dimar ist den Mauren entrissen und unter die Kolonialregierung gestellt worden; die Bevölkerung ist von 17,000 auf 34,000 Seelen gestiegen; die Oberherrlichkeit der Franzosen, welche, im Vergleich zu jener der Mauren oder fanatischer Fellata, als eine wahre Wohlthat erscheint, reicht nun schon bis zu den Schwarzen in den Landschaften Futa Toro, Bondu, Kasson und Bambuk. Ueberall hat Faidherbe Schulen für beiderlei Geschlechter gegründet, und bemüht sich, Civilisation zu verbreiten.

Also ging er an's Werk. Zunächst versicherte er sich der Zustimmung seiner nächsten Nachbarn, und ward Verbündete, bewaffnete auch seine zahlreichen Sklaven, hatte bald einen beträchtlichen Heerhaufen beisammen, und predigte nun in allen Gauen der Fulbe (Peuls, Fellatah) den heiligen Krieg gegen die Kafirs, die Ungläubigen. In der linken Hand hielt er den Koran, in der Rechten ein Schwert. Allen, die mit ihm zogen, versprach er die Habe der Ungläubigen auf dieser Welt, und Mohammeds Paradies in jener. Bald strömten große Schaaren herbei; sie kamen aus den Wäldern von Futa, aus den Schluchten von Fuladu und Tschalonka, und Al Hadschi gebot über etwa zwanzigtausend beutelustige Fanatiker. Diese stürmten zuerst gegen die Malinkes (Mandingos) in der Landschaft Bambuk, und verschonten auch die ärmste Hütte nicht; Alles wurde ausgeraubt und niedergebrannt, im Namen Gottes und des Propheten. Dann zogen sie, plündernd und sengend, an den Bafing, das heißt den obern Senegal, und an den obern Niger, und bedroheten Sego, die Hauptstadt der Bamanas, den Mittelpunkt, von welchem aus das Heidenthum, der Fetischismus der Neger, dem fanatischen Mohammedanismus bis auf diesen Tag



Fort Kamsar am Senegal.

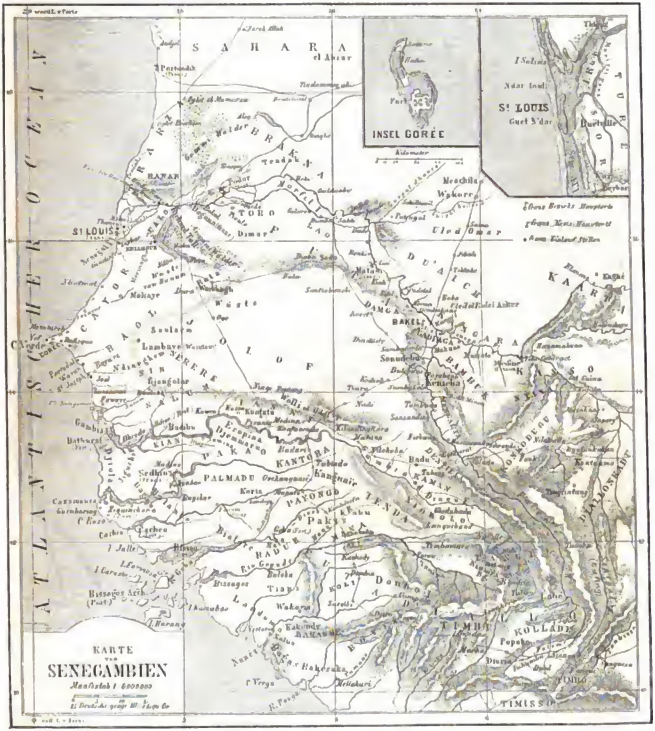
Es ist von Interesse, die Art und Weise der Kriegführung am Senegal näher zu betrachten; sie gewährt einen Einblick in das Leben und Treiben der Völker jener Gegend.

Wir haben in einer frühern Nummer des Globus (S. 23) die Wasserfälle von Felu geschildert; unweit derselben haben die Franzosen das Fort Medine angelegt, und dieser Posten ist wichtig für sie, weil er den Zugang nach den Landschaften Bambuk, Kasson und Kaarta sichert. Aber er gerieth einmal in dringende Gefahr.

Im Jahre 1854 oder 1855 kam ein Marabu aus dem senegambischen Futa von einer Pilgerfahrt nach Mekka zurück. Dieser Al Hadschi, Ballfahrer, Pilger, war ein ehrgeiziger Mann; es gelüstete ihn, am Senegal eine Rolle zu spielen, wie weiland der große Prophet in Arabien, oder wenigstens wie Abd el Kader in Algerien. Und hatte nicht erst zu Anfang unseres Jahrhunderts ein Emir der Fulbe, Sultan Danfodio, ein mächtiges Reich von Sokotu aus gegründet? War doch auch der Scheich Ahmadu am Niger, zwischen Dschenne und Timbuktu, mächtig geworden; und was Jenen gelungen, war doch auch für Al Hadschi erreichbar. Also ging er an's Werk. Zunächst versicherte er sich der Zustimmung seiner nächsten Nachbarn, und ward Verbündete, bewaffnete auch seine zahlreichen Sklaven, hatte bald einen beträchtlichen Heerhaufen beisammen, und predigte nun in allen Gauen der Fulbe (Peuls, Fellatah) den heiligen Krieg gegen die Kafirs, die Ungläubigen. In der linken Hand hielt er den Koran, in der Rechten ein Schwert. Allen, die mit ihm zogen, versprach er die Habe der Ungläubigen auf dieser Welt, und Mohammeds Paradies in jener. Bald strömten große Schaaren herbei; sie kamen aus den Wäldern von Futa, aus den Schluchten von Fuladu und Tschalonka, und Al Hadschi gebot über etwa zwanzigtausend beutelustige Fanatiker. Diese stürmten zuerst gegen die Malinkes (Mandingos) in der Landschaft Bambuk, und verschonten auch die ärmste Hütte nicht; Alles wurde ausgeraubt und niedergebrannt, im Namen Gottes und des Propheten. Dann zogen sie, plündernd und sengend, an den Bafing, das heißt den obern Senegal, und an den obern Niger, und bedroheten Sego, die Hauptstadt der Bamanas, den Mittelpunkt, von welchem aus das Heidenthum, der Fetischismus der Neger, dem fanatischen Mohammedanismus bis auf diesen Tag erfolgreichen Widerstand geleistet hat. Auch Al Hadschi wurde zurückgeworfen, und begab sich nun in nordwestlicher Richtung nach der Landschaft Kaarta, wo das uneinige Volk mit einander in Fehde lag. Die Diavaras, die alten Besitzer des Grundes und Bodens, hatten sich gegen die Massassis aufgelehnt; diese sind Bambaras, welche im vorigen Jahrhundert als Eroberer aus Sego nach Kaarta kamen. Hier hatte Al Hadschi leichtes Spiel. Er fiel über beide Parteien her, schlachtete mit heiliger Unparteilichkeit Alle ab, die sich ihm in den Weg stellten, verwandelte ganz Kaarta in eine Wüstenei, und that ein Gleiches mit Kasson. Hier wüthete er am ärgsten gegen die Ulad Mbarekê, einen mohammedanischen Stamm, der in dem plündernden Krieger seinen Heiligen erblickte.

Mit Beute beladen und mit Blut besudelt, wollte Al Hadschi nach dem senegambischen Futa zurückkehren, denn dieses sollte der Mittelpunkt seiner neuen Macht werden. In seinem Wege lag das Fort Medine, welches Oberst Faidherbe vor ein paar Jahren gegründet hatte. Während Al Hadschi in den umliegenden Landschaften mit Feuer und

Schwert wüthete, hatten sich viele Flüchtlinge aus Kaarta und Kasson zu den weißen Leuten geflüchtet, um bei ihnen Schutz zu suchen. Als ihren Häuptling betrachteten sie den Kassonke Sambala, welcher von ihren alten Königen abstammte. Unter den Kanonen von Medine hatten sie ein Dorf gebaut und daneben eine Tata, eine Art von Burg in die Vertheidigungslinie der Burg einbezogen. Die Arbeiten waren kaum beendet, als am 18. April einige Flüchtlinge meldeten, Al Hadschi käme heranngezogen. Sogleich nahm Holl mit Sambala Rücksprache; auch dieser war zur äußersten Gegenwehr entschlossen. Dann begab er sich zu den Bambara-Flüchtlingen, auf deren Ausdauer er weniger



aus Steinen und Erde. Ihre Zahl betrug mehr als sechstausend Köpfe.

Die kleine Besatzung der Burg stand unter dem Befehl eines tüchtigen und tapfern Mannes, Paul Holl. Der Name läßt auf deutsche Abstammung schließen. In der Voraussicht, daß Al Hadschi auch für das Fort Medine gefährlich werden könne, hatte Holl schon im Anfange des Jahres 1857 jene Tata durch eine doppelte Erdumwallung

rechnen zu dürfen glaubte; aber auch diese Schwarzen waren zum Widerstand entschlossen, wenn sie von weißen Männern angeführt würden.

Noch am Abend jenes Tages erfuhr Paul Holl, daß Al Hadschi einen Sturm gegen das Fort unternehmen wolle; die Leitern hatte er, mit seiner heiligen Hand, den wildesten Fanatikern seines Heeres anvertraut. Er hatte in offenem Felde gepredigt, seinen Streitern Lohn und Ruhm verheißen.

Digitized by Google

Walofs und Pruls am untern Senegal.

Digitized by Google

Schutz gegen die Mücken am unteren Senegal.

Digitized by Google

Offenbar wußte er, wie viel gerade auf einen Sieg über die Weißen ankam, denn wenn er Medine eroberte, war seine Macht fester als je begründet.

Die regelmäßige Besatzung der Burg zählte nur vierundfechszig Mann; davon waren zweiundzwanzig schwarze Soldaten, vierundreißig Laptots, das heißt schwarze Matrosen, dazu kamen der Sekretär des Kommandanten, zwei weiße Artilleristen, drei Seesoldaten und ein Sergeant.

Am andern Morgen, 20. April, zog Al Hadschi heran. Er hatte seine aus zwanzigtausend Kriegern bestehende Macht in vier Angriffssäulen getheilt, und diese warfen sich zumal gegen Sambalas Tata und gegen das Fort. Zum Erstaunen der Europäer schritten sie, ganz gegen die Gewohnheit der Schwarzen, in dichten Linien, ganz still und den gesenkten Hauptes einher. Sie benahmen sich wie Leute, die einen festen Entschluß für alle Fälle gefaßt, und einen unerschütterlichen Glauben an die Worte ihres Propheten haben. Dieser hatte ihnen die Versicherung gegeben, daß die Kanonen der Weißen nicht losgehen würden; das habe Allah ihm offenbart; er wolle seine Gläubigen schützen und bewahren. Aber es kam anders.

Holl wartete ruhig, bis der Feind nur noch etwa hundert Schritte von den Mauern entfernt war. Dann ließ er Feuer auf Feuer geben, und in die dichten Reihen der Fanatiker hinein kartätschen. Aber immer füllten sich die gelichteten Reihen wieder, und bis elf Uhr Morgens wurde allemal der Angriff erneuert. Sechs Stunden hatte der Kampf gedauert; dann erst wichen Al Hadschi's Krieger zurück. Der Prophet hatte sich mit seiner Frau außerhalb der Schußweite aufgestellt; jetzt mußte aber auch er weichen. Weinend und in fürchterlicher Wuth zog er nach seinem Lager zurück. Die Tapfersten seiner Taliba's, gläubigen Anhänger, hatte er eingebüßt, sie lagen in Reihen und Haufen vor den Wällen von Medine. Allah hatte doch gestattet, daß die Kanonen losgingen.

Noch am Abend vorher hatte Holl Eilboten nach den verschiedenen französischen Posten gesandt, namentlich nach Bakel, das stromabwärts am Senegal liegt, und nach Senudebu am Falemé; ferner an den Befehlshaber des Dampfers Gnet Ndar, welcher unterwegs war, um neue Vorräthe nach Medine zu bringen. Eilige Unterstützung war in der That vonnöthen, denn Al Hadschi gab sein Spiel noch nicht verloren. Im Laufe des Monats unternahm er noch zwei, allerdings vergebliche Stürme gegen Medine; aber hier ging der Pulvervorrath auf die Neige, und der Feind, der über viele tausend Krieger gebot, hielt die Festung umzingelt, und schnitt ihr alle Verbindung nach Außen ab. Gegen Ende des Maimonats stellte sich in Medine Mangel an Lebensmitteln ein, die Tausende von Flüchtlingen, welche in Sambala's Tata sich zusammengedrängt hatten, mußten hungern, und fristeten ihr Leben nur noch nothdürftig durch Erdnüsse, deren täglich eine kleine Menge vertheilt wurde. Bald stellten sich auch, in Folge der Entbehrung, Krankheiten ein. Die eigentliche Besatzung bekam außer Erdnüssen auch ein wenig Hirse; Wein und Branntwein war erschöpft, Mehl und Schiffsbrot beschwdigt, aber zum Glück war noch Kaffee und Farinzucker vorhanden.

Die Blockade zeigte sich so wirksam, daß keine Seele aus dem Fort heraus konnte; es war unmöglich, bis an den Fluß zu gehen oder in Sambala's Tata, ohne daß den Leuten die Kugeln um den Kopf sausten. Al Hadschi hatte eine förmliche Belagerung unternommen, und seine Approchen bis etwa achtzig Fuß von den Wällen vorgeschoben. Von dort aus flogen Kugeln und Drohreden herüber, und mit den ersteren durfte die Besatzung nicht antworten, weil sie ihren Schießbedarf auf das Aeußerste zu Rathe halten mußte. Nachts konnte Holl ganz genau hören, was sie mit einander sprachen. Nicht selten riefen sie: „Verloren seid ihr, Männer von Medine; eure Dampfer (Sahare) haben wir bei Diakandape weggenommen; die Männer, welche euch zu Hülfe kommen wollten, sind durch uns aus einander gejagt. Schießbedarf werdet ihr auch nicht bekommen, denn er ist in unsere Hände gefallen. Der Gouverneur kommt auch nicht. Al Hadschi ist der Gebieter, ergebt euch. Die Muselmänner von St. Louis wollen wir schonen, die Bambaras wollen wir tödten; Paul Holl soll langsam verbrannt, Sambala in Stücke gehauen werden. Hört, ihr Tubab (wahren Gläubigen), weshalb haltet ihr es mit den Kafirs, den Bambaras und den Kassonkes? Ohne euch hätten sie längst einen rothen Streifen um den Hals herum."

Die Mohammedaner und schwarzen Soldaten unter Holl's Befehl riefen ihrerseits: „Ihr habt erfahren, wie stark unser Arm ist, und wir halten treu zu unseren Verbündeten. Die Weißen handeln anders, als euer Prophet, sie verrathen ihre Freunde nicht. Wir wollen standhaft zu ihnen halten. Ihr selbst ausgerettet werden; der Tag kommt. Der Gouverneur nahet mit seinem Feuerschiffe."

Ein paar Tage später kamen Feinde ganz in die Nähe der Tata Sambala's, um ihn abwendig zu machen. „O Sambala, du stammst von den Königen in Kassen ab, du bist Dawa Temba's Sohn, desselben Mannes, welchen die Weißen einst um Schutz ansteheten. Wie niedrig bist du geworden! Du bist nur ein Gefangener der Weißen und hast deine Familie entehrt."

Sambala antwortete: „Bin ich ein Gefangener der Weißen? Um so besser. Ich will gern ihr Gefangener sein. Die Weißen sind gut, sie haben Erbarmen mit den Unglücklichen, sie nehmen dem Manne das Weib nicht und lassen der Mutter die Kinder. Sie machen es nicht, wie euer Al Hadschi. Euer Al Hadschi ist ein Räuber. Weshalb verfolgt mich euer falscher Prophet mit seinem Hasse. Ehe er seinen Raub begann, sprach ich den Salam (war ein Mohammedaner); ich allein von allen Söhnen Dawa Temba's trank kein starkes Getränk. Nun sagt dem Hadschi, daß ich ihn und seine Lehre verachte; sagt ihm, daß ich Wein trinke, sagt ihm auch, daß ich sogar Sangara (Branntwein) trinke. Ja, sagt ihm das!"

So befehdeten sie einander auch mit Worten, wie einst Griechen und Trojaner vor den Mauern Ilions. Aber die Lage wurde immer bedenklicher, das Pulver war bis auf eine Kleinigkeit zusammengeschmelzen. Sambala kam und verlangte Schießbedarf, und Holl durfte doch nicht eingestehen, daß es ihm daran fehlte, weil er dann seine Verbündeten entmuthigt hätte; er mußte sie hinhalten. „Dort, im Magazin, habe ich noch viel Pulver, aber wir wollen davon gegen die Unglücklichen keinen Gebrauch machen. Haben wir nicht schon genug dieser Leute getödtet? Sieh nur, wie die Leichen umher liegen! Die Luft ist ohnehin schon stark verpestet. Wenn sie uns wieder angreifen, sollt ihr Pulver haben. Bleibt nur ruhig, in den nächsten Tagen kommt Entsatz."

Paul Holl hatte bis in den Juli standhaft ausgeharrt, und drei Angriffe abgeschlagen. Jetzt war er ohne Munition und Lebensmittel, und nicht im Stande, einen vierten Sturm abzuwehren. Seine Leute waren so abgemattet, daß die Wachtposten nicht mehr hinlänglich besetzt werden konnten, und von den sechstausend zusammengedrängten Schwarzen starben schon viele Hungers. Holl begriff vollkommen die ganz hoffnungslose Lage; es blieb ihm nichts weiter übrig, als wie ein tapferer Mann sein Leben theuer zu verkaufen, und ehrenvoll zu sterben. Er verständigte sich darüber mit seinem Sergeanten, Namens Depiat, und dieser dachte

Digitized by Google

eben so. Wenn der Feind eindrang, wollte der letztere im Blockhause, wo Bomben lagen, Feuer anlegen, und Holl ließ die noch übrigen Bomben in sein Zimmer bringen, um sich mit ihnen in die Luft zu sprengen, sobald der Feind da sei.

Am 18. Juli waren die Lebensmittel völlig ausgegangen, auch die letzten Ueberbleibsel hatte man aufgezehrt, für den andern Tag war gar nichts mehr vorhanden. Da vernahm die auf das Aeußerste bedrängte Besatzung einzelne Kanonenschüsse aus der Ferne. Sie horchte auf. Kleingewehrfeuer folgte. Das Geräusch kam aus der Gegend, wo die Kippes liegen; diese sind zwei hohe Felsen auf beiden Seiten des Senegal, stromabwärts, und bilden gleichsam eine Riesenschlense, durch welche sich das Wasser mit reißender Schnelligkeit hindurchdrängt. Al Hadschi wußte vollkommen, wie wichtig dieser Punkt war, und hatte ihn besetzen lassen, um jedem Schiffe die Durchfahrt zu verwehren. Aber Faidherbe vereitelte seine Anschläge.

Der Gouverneur hatte sich am 4. Juli, als das Stromwasser anwuchs, von St. Louis nach Bakel begeben, wo er erfuhr, daß die mit dem Dampfer nach Medine abgeschickten Vorräthe noch unterwegs waren; das Schiff saß fest und war fast gescheitert. Die größte Eile war geboten, und doch war der Flußweg beschwerlich, weil das Wasser fiel. Aber Faidherbe wollte das Fort um jeden Preis entsetzen. Mit etwa einhundert Handwerkern, meistens Maurern aus Matam, einigen Laptots und sechzig weißen Soldaten zog er weiter, und war am 18. Juli Morgens bei den Kippes. Bis dahin war er mit seinem Dampfer glücklich gelangt. Die Stromenge wurde vom Geschütze Al Hadschi's beherrscht; mit dem Dampfer konnte man nicht hindurch. Faidherbe faßte rasch einen kühnen Entschluß. Er setzte seine Leute am rechten Ufer aus, griff von dort die eine Kippe an, und sein Plan gelang. Die Streiter des Propheten hatten von dorther keinen Angriff erwartet, und waren völlig überrascht. Nachdem man ihnen einige Ladungen gegeben, flohen sie; der Oberst pflanzte einen Mörser auf, und beschoß die gegenüberliegende Kippe.

Das Geräusch drang, wie bemerkt, bis nach Medine, aber Holl meinte, es komme von den Kanonen des Dampfers Guet Ndar, dessen Eintreffen er so lange vergeblich erwartet hatte. Er ließ die Flagge aufziehen, stellte seine ausgehungerten Leute zum Streit auf, und erwartete in großer Aufregung die Ereignisse, welche kommen würden. Faidherbe hatte inzwischen seinem Dampfer, dem Basilisk, Befehl gegeben, im Strome vorzudringen, während er selber gegen die Krieger Al Hadschi's feuerte. Der Dampfer kam auch, wiewohl mit großer Mühe, über die Stromschnellen hinweg. Nun war Medine gerettet. Paul Holl erkannte durch sein Fernglas die Befreier, riß am Glockenstrange und verkündete das glückliche Ereigniß. Da war großer Jubel auch unter den Schwarzen. „Die Weißen sind da! Die Männer vom Senegal kommen! Der Gouverneur ist hier! Nun gegen Al Hadschi!“

Sambala eilte zu Holl und verlangte Pulver, um einen Ausfall zu machen; jetzt sei die rechte Zeit da. Er war wie vom Donner gerührt, als er die Antwort bekam, daß schon längst kein Pulver mehr vorhanden sei.

„Aber du sagtest mir doch, dein Magazin sei gefüllt.“

„Aber wenn ich dir gesagt hätte, daß wir kein Pulver mehr hätten, was würdest du dann wohl gethan haben?“

Sambala dachte ein wenig nach und sprach: „Ihr Weißen seid kluge Leute, du thatest wohl daran, daß ich die Wahrheit nicht erfuhr.“

Inzwischen kamen die Befreier in die Nähe von Medine und feuerten auf die Belagerer ein, gegen welche nun Holl einen Ausfall mit der blanken Waffe unternahm. Der Feind wurde auseinander gesprengt und floh nach allen Richtungen hin. Al Hadschi hat sich von diesem Schlage nicht wiederholt; ein Jahr später nahmen ihm die Weißen auch den Waffenplatz Gemu ab, welchen er dem Fort Bakel gegenüber errichten wollte. Vorläufig ist er so ziemlich verschollen, und den Europäern nicht mehr gefährlich.

Durch ein einfaches Dekret hat sich Frankreich auch die ganze Region vom rechten Ufer des untern Senegal bis zum grünen Vorgebirge, und weiter nach Süden hin bis an den Gambia, angeeignet. Schon im Jahre 1679 hatte ein Seeoffizier, Ducasse, mit den Häuptlingen oder „Königen“ von Cayor, Baol und Sin Verträge abgeschlossen, kraft deren sie einen sechs Lieues breiten Landstreifen von der Halbinsel, welche mit dem grünen Vorgebirge endigt, bis zum Flusse Salum abtraten. Dieses Anrecht wurde nicht geltend gemacht; die am Gestade und an den Flüssen da und dort sich aufhaltenden Handelsleute aus Goree bekamen von den Häuptlingen oft nicht einmal Erlaubniß, sich Strohhütten zu bauen, und waren auch manchen Erpressungen ausgesetzt.

Im December 1858 machte in Rufisque (an der Halbinsel des grünen Vorgebirges) ein Verwandter des Königs von Cayor einen Mordversuch gegen einen französischen Handelsmann und dessen schwarzen Diener; er schoß drei Kugeln in ihre Hütte. Der Diener starb an der Wunde; auch der Kaufmann war schwer verletzt. In Joal, dessen Bewohner angeblich Christen sind (se weit eben ein Neger in Afrika Christ sein kann) wurden zwei Missionäre von den Tiedos des Königs von Sin mißhandelt. Der Tiédo ist ein Gegensatz des Marabu; das Wort bedeutet buchstäblich einen ungläubigen Mann, einen Gottlosen, einen Menschen ohne Glauben oder Gesetz. Diese Krieger sind der ärgsten Wüllerei ergeben, und fast immer berauscht. In Joal war nun eine Rotte dieser Tiédos, in Gesellschaft zügelloser Weiber, in die Kirche eingedrungen, hatte sich in abscheulichen Orgien gewälzt, und einen Missionär verwundet. Gleich nachher war der Groß-Fitor, das heißt der Steuereinnehmer des Königs von Sin, nach Joal gekommen, hatte das Missionshaus überfallen, dort Alles auf den Kopf gestellt, einem Missionär die Taschen untersucht, und dem andern drei Messerstiche versetzt. Die Schwarzen jener Gegend benahmen sich überhaupt ohne alle Rücksicht; am grünen Vorgebirge plünderten sie, sogar im Schußbereich der Kanonen von Gorée, gestrandete Schiffe, und erzwangen Abgaben von den Waaren, welche aus Cayor an die französischen Kaufleute jener Stadt geschickt wurden.

Diesem Unfuge wollte Oberst Faidherbe mit Einem Schlage steuern. In den ersten Tagen des Maimonats begab er sich mit zweihundert senegambischen Scharfschützen und ein paar Feldkanonen von St. Louis nach Gorée, nahm dort noch anderthalbhundert Seesoldaten mit sich, und forderte die Schwarzen auf, sich ihm anzuschließen. Etwa einhundert Freiwillige traten unter seine Fahne. Die Bewohner der Halbinsel des grünen Vorgebirges wurden zu einer großen Versammlung einberufen, und ohne Weiteres für französische Unterthanen erklärt. Das ließen sie sich gefallen. Dann predigte Faidherbe unter einem riesigen Baobabbaume den „heiligen Krieg“ der Gesittung gegen die Barbarei.

Der Zug begann, und ging zunächst nach Rufisque, dessen Bewohner, einige Tausend an der Zahl, vorzugsweise dem Fischfang obliegen. Deshalb verehren sie die Geister der Tiefe, von denen sie abzustammen vermeinen. Diese Geister wohnen unten auf dem Meer in schönen Palästen, und wenn ein Sterblicher zu ihnen kommt, wird er freundlich empfangen. Die Wenigen, welche so glücklich waren, die

Digitized by Google

Geister zu sehen, erzählen Wunderdinge, welche sie dort erlebt haben wollen. Die Springfluth bei Rufisque ist sehr gefährlich (siehe das Bild, Globus S. 21), heftige Windstöße richten manches Fahrzeug zu Grunde, und die in unzähliger Menge vorhandenen Haifische halten manches leckere Mahl. Aber der Neger glaubt, daß die auf dem Meere Verunglückten in die Paläste der Geister eingehen und dort herrlich und in Freuden leben. Manchmal geben sie durch Blasen auf Muscheln, das aus der Tiefe heraufschallt, ihre Freude zu erkennen. Die auf der Oberwelt behaupten dann, daß jene dort unten eben köstlichen Palmwein trinken.

Bei Rufisque bauete Faidherbe ein Blockhaus und erklärte, daß fortan jeder französische Unterthan das Recht habe, steinerne Gebäude aufzuführen. Künftig solle kein bewaffneter Tièdo sich blicken lassen; keinem Fremden dürfe man Grund und Boden verkaufen. Der Vertrag von 1679 wurde in Kraft gesetzt. Damit waren die Neger einverstanden, stellten auch Freiwillige, und nun zog Faidherbe der Küste entlang. Seine Leute fischten Austern von den Manglebüschen, welche von der Fluth bespült werden.

zum Nachfolger dieses Bur bezeichnete Mann ist allemal dessen nächster Verwandter, führt den Titel Bumi, steht in hohem Ansehen und übt eine große Macht aus. Nun wußte der Bumi von Sin nicht, daß die Franzosen in Joal seien, und kam mit einem zahlreichen Gefolge dorthin, um, nach altem Brauche seiner Dynastie, ein Bad im Meere zu nehmen. Dieses sollte die Sühne für einen Mord sein, welchen er vor Kurzem an einem seiner Hofleute verübt hatte. Die Reiter kamen heran, als es eben dunkel wurde; die Franzosen, welche eine feindliche Absicht vermutheten, sandten zwei Patrouillen aus, und die eine derselben umzingelte den Bumi. In einem Handgemenge wurde derselbe verwundet, entkam aber, und wäre beinahe ertrunken; zwei Männer und zwölf Pferde blieben in den Händen der Franzosen.

Der eine dieser Gefangenen war ein Häuptling aus Sin, über dessen Gewaltthätigkeiten oft Klage geführt worden war. Aber Faidherbe ließ ihn vorsätzlich frei, schrieb zugleich dem Könige von Sin, daß er nach Fatik kommen werde, um zu erfahren, ob man Krieg oder Frieden haben wolle. Während des Zuges dorthin, wagte der Bumi

St. Louis am Senegal.

Zwischen dem rothen Vorgebirge und dem Kap Nase liegt ein eigenthümliches Gemeinwesen, die „Republik Nones". Dort wohnt ein hübscher, kräftiger Menschenschlag, welcher sich durch Sprache und weniger niedrige Civilisation von den umwohnenden Balefs und Sereeres unterscheidet. Diese Leute haben sich stets der Sklaverei erwehrt, und auch dem Sklavenhandel niemals Vorschub geleistet. Sie verboten, um jenen Handel bei sich nicht aufkommen zu lassen, jedem Fremden den Zugang, und wer ihnen verdächtig war, bekam eine wohlgezielte Kugel in den Leib. Dabei sagten sie: „Unsere Erde will dich nicht mehr tragen, kehre in sie zurück." Dann gruben sie der Leiche ein Grab.

Seit der Abschaffung des Sklavenhandels haben sie die frühere Absperrung auf, und kamen als Lohnarbeiter nach Gorée.

In Joal wurde Faidherbe von den Missionären und Einwohnern freundlich empfangen; die Tièdos und der Groß-Fitor hatten das Weite gesucht. Inzwischen begab sich ein Vorfall, der sich vortrefflich ausbeuten ließ. Die Landschaften der Balefs haben, gleich jenen der Djolofs, wie Sin und Salum, zum Häuptling einen Bur. Der

einen Angriff, wich aber bald zurück. Als jedoch Fatik erreicht war, strömten die Männer von Sin aus den Wäldern hervor. Hier wurden sie mit Kartätschen empfangen; eine Abtheilung weißen Fußvolkes schoß Reiter und Pferde nieder, und ging dem sehr muthigen Feinde mit dem Bayonnet auf den Leib. Viele Häuptlinge wurden getödtet oder verwundet, und nach tapferer Gegenwehr floh endlich die Streitmacht von Sin. Auf dem Schlachtfelde lagen auch fünf entseelte Prinzen. Nun wurde Fatik eingeäschert. Der König zog in östlicher Richtung fort, und ließ kund und zu wissen thun, daß er sich niemals wieder in einen Kampf mit den Weißen einlassen wolle. Am andern Tage erhielt Faidherbe noch fünfzig Mann Fußvolk Verstärkung, und drang nun bis Kaolak, bei der Escale Kaun, der Hauptstadt von Salum vor, wo er den Alkaty, des Königs Minister, zu sich entbot.

Die Könige von Sin und Salum stammen von einer Mandingofamilie ab; ihre Unterthanen sind vom Stamme der Sereeres. Die Eigenschaft eines Geltuar, und mit ihr die Ausübung der höchsten Gewalt, wird von weiblicher Seite übertragen. Der König von Salum war vor Kurzem

Digitized by Google

gestorben, und ein Jüngling von achtzehn Jahren, Namens Samba Laobe, sein Nachfolger. Gegen ihn hatte sich eine feindliche Partei aufgelehnt, und er war deshalb geneigt, mit den Weißen in gutes Einvernehmen zu treten. Sie konnten ihn schützen, und er fügte sich in alle ihm auferlegten Bedingungen.

In allen genannten Landschaften, welche einst das Königreich Walof bildeten, richtet die Völkerei großes Unheil an. Die Könige, ihre Familie, die Minister und die Tiedos sind nur selten nüchtern; sie verüben jede Gewaltthat, um sich Branntwein zu verschaffen. Jetzt sind sie unter Aufsicht gestellt worden und in Abhängigkeit gerathen; die Weißen haben bis auf zwanzig deutsche Meilen landeinwärts eine Anzahl von Blockhäusern aufgeführt, und sind nun im Besitze des ganzen Viereck's zwischen dem Senegal und dem Salumflusse, der wenige Stunden nördlich vom Gambia mündet, und vom grünen Bergebirge bis hinauf zu den Kataraften von Felu.

Senegambien kann, seiner trefflichen Lage halber, von großer Wichtigkeit werden; wir wiederholen, daß von dort aus die bequemste Handelsverbindung mit den Ländern am obern Niger sich herstellen läßt.

Thessalonich in Macedonien.

Diese alte Stadt, an deren griechische Bewohner der Apostel Paulus zwei Briefe schrieb, erregt in unseren Tagen allgemeine Aufmerksamkeit, weil sie, wenn nicht Alles täuscht, dazu bestimmt scheint, ein wichtiger Knotenpunkt für den großen Weltverkehr zu werden.

Ein Jude in Thessalonich.

Sie hat eine vortreffliche Lage im innern Winkel des Busens von Selanik (Salonik) und ein sehr fruchtbares Hinterland, welches der Wardar durchströmt. Bald nach der Gründung (auf der Stelle der Ortschaft Thermä) durch Kassander, Alexander des Großen Schwager, welcher sie zu Ehren seiner Gemahlin Thessalonika nannte, gewann sie Aufschwung; ihre Bedeutung für den Handel hat sie durch alle Zeiten bewahrt, und gegenwärtig zählt sie etwa siebenzigtausend Bewohner. Sie bilden, wie in allen Seestädten des südöstlichen Europa's, ein buntes Gemisch. Man darf sie nicht, wie manchmal geschieht, als eine griechische Stadt bezeichnen, denn die griechisch redende Bevölkerung bildet, selbst mit Hinzurechnung der gräkoslavischen Hausbaltungen, eine Minderzahl, und ist gleichsam nur als Kolonie und Fremdenansiedlung zu betrachten. Fallmerayer meinte, der Volksmasse und dem allgemeinen Charakter nach sei Thessalonika viel mehr eine Stadt Israels, und sollte eigentlich Samaria heißen; denn von den etwa siebenzigtausend Insassen waren 1850 zwischen 30- und 36,000 Juden, in etwa 6200 Familien.

Auch ist der Verkehr im Allgemeinen, die Börse, Cours und Geldwechsel nebst dem Kleinhandel in den Händen von Angehörigen des rührigen, immer betriebsamen, jeden Vortheil klug erspähenden und ewig zähen Volkes, das in den sonst sehr starren Orient eine Regsamkeit und Bewegung bringt. Fast alle Hausdienerschaft und ein großer Theil der Ruderer im Hafen sind Juden, welchen die Leute anderen Stammes auch das Lastentragen überlassen; die Bulgaren und Griechen können auch in dieser Beziehung dem viel fleißigern Juden keine Konkurrenz machen. — Abgesehen von dem scharfen, ganz semitisch gezeichneten Gesicht erkennt man den Juden leicht an seinem rothen Kopftuche, das er wie einen Turban gestaltet, und an dem mit Pelz besetzten Rocke. Die Kleidung der Frauen zeigt das gleichfalls phe-

Digitized by Google

tographisch aufgenommene Bild. In beiden Gesichtern liegt etwas Weinerliches, ein Leidenszug, der bei einem Volke, das ja seit Jahrtausenden fast überall einem schmachvollen Druck unterlag, und an welchem sich die Brutalität christlicher und mohammedanischer Völker um die Wette versündigte, nicht auffallen kann.

Aber in Salonichi geht es jetzt den Juden leidlich, und sie gedeihen wunderbar. Es giebt zwar ein eigenes Judenviertel in der Stadt, aber unsere Zeit schämt sich eines Ghetto selbst in der Türkei, und auch am macedonischen Meere durchbrechen die Söhne Abrahams Schranken, welche einst die Unduldsamkeit barbarischer Jahrhunderte gezogen. Fallmerayer, ein vortrefflicher Beobachter, bemerkt, daß die ehemals viel gerühmte hohe Schule der Rabbiner, an welcher 200 Lehrer thätig waren, längst nicht mehr bestehe; man weiß heute gar nichts mehr von ihr. Die Juden fabriciren auch keine Teppiche mehr, aber mit Nachkommenschaft sind sie reichlich bedacht. Keiner darf ledig bleiben, und in dieser Beziehung hat die Gemeinde sich strenge Vorschriften gesetzt. Jünglinge, die das mannbare Alter erreicht haben, werden vorgeladen, und man schärft ihnen ein, sich zu verheirathen. Ob und wie sie ihre Frau und Familie ernähren, das bleibt ihrer Betriebsamkeit überlassen. Stirbt die Frau, und ist dann der Wittwer noch nicht über die Schwelle des Alters getreten, so muß er von Gemeindewegen in möglichst kurzer Frist eine neue Verbindung eingehen. Nur Kindheit, Tod oder Altersschwäche befreien von der Last. Aernere Familien ernähren die Knaben nur bis zur Vollendung des zehnten Lebensjahres; von da an müssen sie selber für ihre Nahrung sorgen. Das schärft nun freilich die Sinne, aber es führt zu Unordnungen und Leichtfertigkeiten, die nirgends bedenklicher sind, als gerade in Salonichi.

Eine Jüdin in Thessalonich.

„Die Größe der Stadt, ihre Lage an der See, der milde Himmel, die schnelle und sichere Verbindung mit dem Occidente, der lebhafte Verkehr, der Zusammenfluß von Fremden, der lebensame Sinn der Bewohner aller Sekten, die Leichtigkeit des Erwerbes und Lebens, verleihen dem Aufenthalt in Thessalonika einen Reiz, wie ihn keine andere Stadt der europäischen Türkei besitzt. Selbst die Luft hat an dieser Küste etwas Weiches, Jonisches und zum frohen Genuß des Daseins Einladendes."

Das brüderliche Zusammenstehen der Israeliten gegen die Mitbewohner der Stadt ist in vielen Dingen musterhaft. Ein Christ oder Mohammedaner, welcher seinen jüdischen Diener ohne Grund fortschickt, mag sich selbst bedienen; um keinen Preis findet er einen andern, bis er sich mit dem vorigen verglichen hat.

Die Zahl der Osmanli beträgt etwa fünfundzwanzigtausend Köpfe, kommt also jener der Juden nahe. An Reichthum und Ansehen, Phlegma, Stolz und Macht behauptet der Türke den ersten Rang; von sogenannten Griechen leben nicht viel über dreitausend in der Stadt; vor der Zeit des griechischen Aufstandes waren ihrer etwa zehntausend.

Die Mohammedaner besitzen 37 Moscheen; manche sind einst christliche Kirchen gewesen, und an zehn derselben erkennt man noch jetzt die alten Basiliken. Die Türken haben Minarets hinzugefügt und Manches am innern und äußern Bau verändert. Die alte Demetrinskirche im Stadtviertel Eski Akapussi ist jetzt in eine Moschee verwandelt worden u. heißt Kassumihich Dschami. Der Maler Preust und der Photograph Schranz haben dieselbe besucht, und ein jüdischer Wechsler diente ihnen als Führer. Das allein kann schon von einer gewissen Duldsamkeit in Thessalonika zeugen.

Die Basilike des heiligen Demetrius ist zu Anfang des achten Jahrhunderts über den Gebeinen dieses von den byzantinischen Christen hochverehrten Kirchenlichtes erbaut worden. Demetrius fand im Jahre 307 in Thessalonich den Märtyrertod. So lange das Grab von den orthodoxen Priestern bewacht wurde, enthielt dasselbe eine Wunderquelle, aus welcher heiliges Oel hervorquoll. Aber das Wunder nahm ein Ende mit dem Tage, da Sultan Amurath als Sieger einzog, denn gegen die Türken hielt der Heilige nicht Stand. Die mohammedanischen Imame haben jedoch Grab und Gebeine des Christen geachtet und unangetastet gelassen;

jenes wird in einem Winkel der Moschee den Fremden gegen ein Trinkgeld gezeigt.

Die Wichtigkeit der Handelslage von Theſſalonich iſt jüngſt von Dr. J. G. von Hahn (öſterreichiſchem Konſul für das öſtliche Griechenland und Verfaſſer der „Albaneſiſchen Studien") vortrefflich nachgewieſen worden. Ihm zufolge iſt dieſe Stadt ein natürlicher Hauptpunkt für den raſcheſten Verkehr zwiſchen England und Indien, ſobald er

Moſchee in Theſſalonich.

durch eine Eiſenbahn mit Belgrad verbunden wird. Jetzt läuft von Norden her der Schienenſtrang von Calais und Oſtende ununterbrochen bis Temeſchwar im Banate, und die Lücke bis Belgrad wird im Laufe der allernächſten Jahre ausgefüllt ſein. Die Entfernung zwiſchen Saloniki und Alexandria in Aegypten beträgt nur 670 Seemeilen (deren vier auf eine deutſche Meile gehen), während ſie von Trieſt auf 1200, von Genua 1300, von Marſeille 1380 ſich ſtellt. Wenn zwei Dampfer, welche mit der gewöhnlichen Schnelligkeit von zehn Seemeilen in der Stunde fahren, gleichzeitig Alexandria verlaſſen, ſo wirft der eine ſchon in Saloniki die Anker aus, wenn der andere noch 1700 Seemeilen nach Marſeille zurücklegen muß, alſo in günſtigem Falle noch 71 Stunden unterwegs bleibt. Sobald aber eine Eiſenbahn von Saloniki nach Belgrad geht, auf welcher die Lokomotive in einer Zeitſtunde nur zwölf Wegſtunden zurücklegt, dann macht man über Wien die 670 Wegſtunden weite Strecke von dem macedoniſchen Hafen bis Calais in 56 Stunden. Die oſtindiſche Poſt gelangt demnach, allen Zeitaufenthalt mit eingerechnet, in derſelben Zeit nach London, in welcher jener zweite Dampfer, wenn er günſtige Fahrt hat, erſt im Hafen von Marſeille einläuft.

Belgrad iſt von Saloniki nur 165 Wegſtunden entfernt, und die Unterſuchungen des Herrn von Hahn, welcher die ganze Strecke bereiſt und genau erforſcht hat, zeigen, daß

die letztere dem Bau eines Schienenwegs nicht das mindeste Hinderniß in den Weg lege, ja für die Anlage der Bahn von der Natur wie geschaffen sei. Die alte Annahme, daß quer durch das illyrische Dreieck, von der Küste des adriatischen Meeres bis zum Schwarzen Meer, eine Centralalpenkette mit unwegsamen Steilseiten und Schluchten sich ziehe, ist durchaus falsch. Es führt vielmehr ein bequemer, fahrbarer Weg von Belgrad nach Saloniki, eine „Naturrinne" längs den cascadenlosen Rinnsalen der Morawa und des Wardar durch Serbien und Macedonien. Herr von Hahn hat den ganzen Weg in einem Dreispänner gemacht, und ihn so flach und eben gefunden, daß eine Lokomotive nur $17^1/_2$ Wegstunden Flußengen zu passiren hätte. — Von alle dem hat man vor den Mittheilungen Amy Boué's in Wien und des Herrn von Hahn nichts gewußt; es gab in Europa eine völlige Terra incognita in einer Region der Türkei, welche bei der immer wachsenden Steigerung des Verkehrs mit Nothwendigkeit eines der wichtigsten Passagelände der Welt werden muß. Dann wird auch Thessalonich zu einer Handelsstadt ersten Ranges sich erheben. Es kann nicht fehlen, daß man über kurz oder lang jene Eisenbahn baut und die klaffende Lücke ausfüllt.

Ein Winter in St. Petersburg.

Der erste Eindruck. — Vorkehrungen für den Winter. — Der Ofen. — Schnee und Eis. — Die Brücken. — Winterkleidung. — Schlittenbahn. — Nordlicht. — Ein Traktir. — Eine russische Winternacht. — Schlittenkarawanen. — Weihnachten. — Dampfbäder. — Die Wasserweise.

Peter der Große verlangte für sein Reich, das man wohl als „Steppenerdtheil neben Europa" bezeichnet hat, Sonne und Meer. Um das Land mit der Ostsee in Verbindung zu bringen, erbauete er am äußersten Rande des Mosseiwiterstaates die nach ihm benannte Stadt. Sie ist binnen anderthalb Jahrhunderten zu einer der größten Capitalen in der Welt empor gewachsen, und steht als Vertreterin des modernen, amtlichen Rußlands da; sie ist eine Hauptstadt der Regierung. Die Hauptstadt des russischen Volkes ist und bleibt Moskau.

Die Verbindung mit St. Petersburg ist von Deutschland aus nicht mehr schwierig; wir haben von Lübeck und Stettin aus Dampfschifffahrt bis in die Newa, und an das große europäische Netz von Schienenwegen sind nun auch die russischen Bahnen angeschlossen worden. An schönen Sommertagen ist die Fahrt auf der Ostsee keineswegs unangenehm, und sobald man in St. Petersburg am Uferstaden von Wassili Ostrow landet, sieht man sich gleichsam in eine neue Welt versetzt. Man findet ein ungemein reges Treiben, steigt in eine Droschke, und fährt über die Nikolausbrücke nach der innern Stadt. Es fällt uns auf, daß beiden Stromufern entlang Schiff bei Schiff liegt, eine unabsehbare

Schlitten in St. Petersburg.

Digitized by Google

vier- und fünffache Reihe von Fahrzeugen, die alle mit Brennholz beladen sind. Auch alle Kanäle finden wir mit solchen Kähnen gleichsam bedeckt; nicht minder begegnen uns unzählige Telegas, Wägen, welche eine ungeheuere Menge von Brennholz nach den verschiedenen Theilen der Stadt fahren.

Man denkt schon im Sommer an den langen Winter, und trifft sorgfältig alle nöthigen Verkehrungen. Nordrußland hat ein strenges Klima, aber die Leute wissen sich vortrefflich mit demselben abzufinden. Die Winterzeit ist ihnen willkommen, dann beginnen die Lustbarkeiten, und Bauern drängen sich in großer Menge nach den Städten, wo sie guten Erwerb finden. Der Verkehr ist immer lebhaft, im Sommer auf den Flüssen und Seen, im Winter auf der vortrefflichsten Eis- und Schneebahn. Menschen und Waaren werden mit großer Raschheit befördert. Man hat Alles in Fülle, namentlich Lebensmittel; in Petersburg und Moskau liegen bei demselben Verkäufer frische Fische vom weißen Meere neben solchen von der Wolgamündung.

Der Oktober ist gekommen. Gestern waren die Bäume noch grün und trugen ihren vollen Blätterschmuck; aber während der Nacht kam ein Frost, und heute sind die Linden kahl. Die Birke hält noch ein wenig aus, doch das dauert nicht lange, und bald ist auch sie entlaubt. Nun findet sich ein sogenanntes Schlackerwetter ein, bald Regen, bald dichtflockiger Schnee; vom baltischen Meere her weht ein heftiger, feuchter Wind, der unruhig bald nach Norden und dann auch nach Osten umschlägt. Sobald sich aber trockene Kälte einstellt, ist der Winter da, und seine Herrschaft bleibt sechs Monate lang unbestritten.

Indeß der Russe fürchtet sich nicht vor ihm. Er hat die Doppelfenster eingehängt, alle Ritzen und Spalten sorgfältig verkittet, und unten in den Raum zwischen dem innern und äußern Fenster seinen Sand gestreut, in welchen er künstliche Blumen steckt; auch stellt er wohl kleine mit Salz gefüllte Gefäße dorthin. Die Fortuschka's, bewegliche Glasscheiben im Fenster, erhalten einen neuen Rand, und Alles wird so behaglich, als nur immer angeht, hergestellt. Nun ist der Ofen des Menschen bester Freund.

Der Ofen spielt in der That eine große Rolle, und die Russen verstehen ganz trefflich mit ihm umzugehen. Es kommt darauf an, eine möglichst große Fläche derart zu erwärmen, daß die Hitze recht lange anhält. Zu diesem Behufe haben sie ein sinnreiches System von Röhrenleitungen ausgedacht, durch welche die Wärme einen sehr weiten Weg nehmen muß, bevor sie entweichen kann; wenn der Rauch

Eistransport in St. Petersburg.

seinen Austritt an die Luft nimmt, ist er beinahe kalt, und vom Heizungsstoffe sehr wenig verloren gegangen. Oft sind die Oefen recht hübsch aufgeziert. Man macht täglich einmal Feuer an, wirft die erforderliche Menge Holz hinein, schließt den Ofen fest ab, sobald Alles zu Kohlen verbrannt ist, und hat sich dann nicht über Kälte zu beschweren.

Ich war auf das Einsetzen des ächten russischen Winters sehr gespannt. Eines Abends trieb ein Wind von der Ostsee einen feinen Regen vor sich her, und auf dem Pflaster erdröhnte das dumpfe Rollen von hundert Wägen und Kutschen. Am andern Morgen dagegen war es still; als ich durch die Fensterscheiben blickte, war Alles schon hoch mit Schnee bedeckt. Die Droschke war verschwunden, und der Schlitten an ihre Stelle getreten. Aber den rechten, eigentlichen Winter hatten wir noch nicht, sondern nur erst einen Vorläufer, denn zwei Tage nachher rasselten die Räder abermals wieder durch

Digitized by Google

hohen Schmutz. Indessen die Wege für Fußgänger waren vollkommen sauber, dafür sorgt der Dwornik.

Der Dwornik entspricht dem Hausmeister in Wien, dem Hausmann in Leipzig. Das Wort bedeutet Hofmann, von Dwor, Hof. Dieser Portier muß auf Reinlichkeit in und vor dem Hause achten, und bei Tag oder bei Nacht den Schnee fortschaufeln, gleich nachdem derselbe gefallen ist. Es war jetzt noch nicht Vollwinter, aber bald stellten sich unverkennbare Vorboten desselben ein, denn einzelne Schollen begannen auf der Newa zu treiben, die Schiffe waren verschwunden, und in das schützende Hafenbecken bei Kronstadt oder in andere Winterhäfen gelegt worden. Die Zahl und die Masse der Schollen wuchs, sie rieben sich gegen einander, machten ein dumpfes Geräusch, und am Ufer bildete sich ein Eisrand. Nach zwei Tagen waren auch schon einige Bögen bezeichnet, und sobald es dunkel wird, zündet man die Lampen an. Tag und Nacht herrscht ein sehr reges Leben auf der Newa.

Die scharfen und höckerigen Stellen auf dem Eise verschwinden sehr bald. Auf die ersten Fröste und Schneefälle folgt allemal wieder Thauwetter, nachher friert es wieder, und oft ist die Bahn erst nach dem siebenten Schnee glatt. Zu Winteranfang walten noch die Westwinde vor, und diese treiben das Wasser des finnischen Meerbusens über und zwischen die angehäuften Schollenmassen. Beim Umschlagen des Windes stellt sich dann strenge Kälte ein, das Wasser kann nicht wieder ablaufen, gefriert, auch Schnee fällt, und bald ist das Ganze eine aus Eis und Schnee zusammen gewachsene Fläche, ellendick und glatt wie ein Spiegel. Es bedarf schon beträchtlicher Wärmegrade, um

Ein Traktir in St. Petersburg.

der Nikolausbrücke vollgestaut, der Strom floß träge unter der gewaltigen Masse Eis, die er tragen mußte. Sie bildete nun ein unabsehbares Chaos, einen schwimmenden Gletscher von unüberseh barer Länge.

Die Stadttheile an beiden Ufern der Newa stehen durch vier Brücken mit einander in Verbindung, nämlich der Admiralitäts-, Sommer-, Liteyne- und Nikolausbrücke. Nur die letztere besteht aus Granit und Eisen, die übrigen liegen auf Schiffen, welche man beim Eintritt des Eisganges abfährt und der Länge nach am Ufer hinlegt. Sobald aber das Newaeis fest steht, machen sich die Pioniere an's Werk, hauen das Eis auf und legen die Schiffe wieder hin. Außerdem bahnt man auf dem Eise noch eine Menge anderer Wege, die mit Tannenzweigen belegt werden. Bald deckt Schnee das Ganze; das Eis wird so fest, daß es Fuhrwerke tragen kann. Diese Wege sind durch Laternenpfähle diese Decke zu schmelzen, und ich habe gesehen, daß sie noch Menschen trug, als schon der Thermometer elf Grad Reaumur Wärme im Schatten zeigte.

Im Winter denkt der Russe schon wieder an den Sommer; auf den Newakanälen beginnt rasch die Eisernte. Man hauet aus dem gefrorenen Wasser große Würfelblöcke, und das ganze Treiben erinnert an jenes in großen Steinbrüchen. Das Eis wird fortgebracht auf Schlitten, welche der russische Bauer selber verfertigt. In jedem Hause hat man Eisbehälter, und die Zahl derselben soll sich auf mindestens zehntausend belaufen. Der Bauer, welcher die Blöcke an Ort und Stelle schafft, spannt seinen unansehnlichen aber kräftigen Gaul vor, und setzt sich auf das Eis. Das ist allerdings ein kalter Sitz, aber der dicke Schafspelz ersetzt ein warmes Polster.

Gewöhnlich ist die rechte Schlittenbahn in der Mitte

Digitized by Google

des Decembermonats fertig; dem November kann man noch nicht ganz trauen. Wenn der Schnee langſam und ſenkrecht in dicken Flocken herabfällt, dann bleibt er nicht lange liegen; aber er hält, wenn ein Nordwind ihn faſt wagerecht in kleinen Flocken vor ſich herjagt, und wenn er unter dem Tritte kreiſcht und knirſcht. Das iſt der ſegenannte gute Schnee, den man haben will.

Nun kommt die rechte Winterkleidung zum Vorſchein. Die Sonne ſteht als opalgelbe Scheibe an dem von Duft überzogenen Himmel, und färbt das leichte Gewölk roſenroth. Am Morgen ſind alle Bäume im Sommergarten mit Kryſtall von blendender Weiße überzogen, man möchte ſagen mit Diamantenſtaub bedeckt. Die Menge drängt ſich auf den breiten Fußwegen der Newski-Perſpective, und leicht erkennt man die Gardeoffiziere an ihren grauen, mit ſchön ſein. Die Zimmer waren hell beleuchtet; im Hauſe fanden wir behagliche Wärme; draußen hatten wir zwanzig Grad Kälte gehabt. Die Zimmer waren nett; man ſah gleich, daß ſie für Gäſte aus den wohlhabenden Ständen eingerichtet ſind. In einer Ecke brannte eine Lampe vor Heiligenbildern.

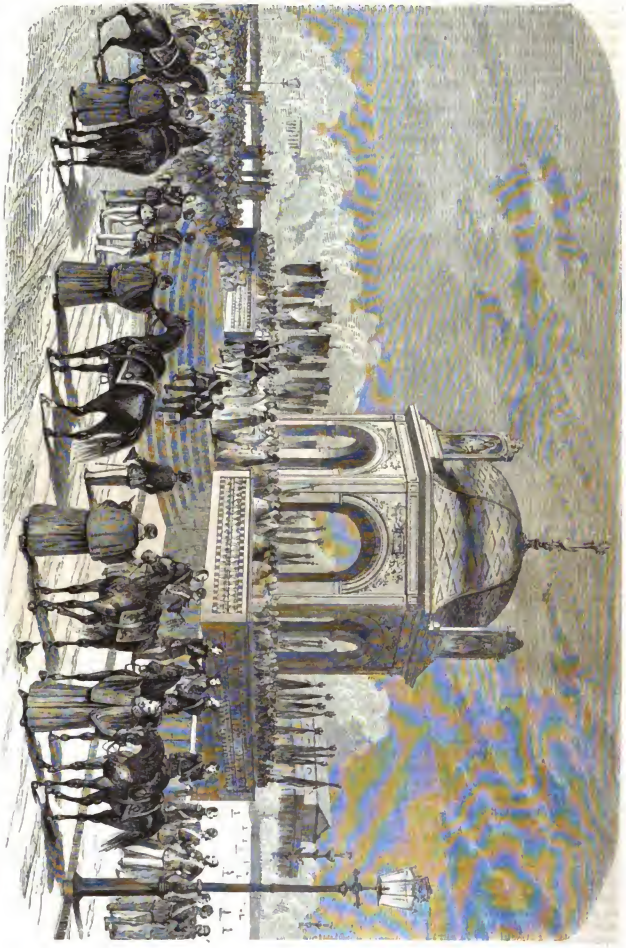
Wir nahmen Platz, der Samovar, der berühmte ruſſiſche Keſſel mit warmem Waſſer zum Thee wurde auf den Tiſch geſtellt, und bald genoſſen wir den Duft dieſes herrlichen Erzeugniſſes, welches wir dem Blumenreiche der Mitte verdanken. Auch brachte man Citronenſchnitzchen auf einem Teller und Milchrahm. In Rußland trinken die Herren den Thee nur aus Gläſern, die Damen aus Taſſen. Thee iſt immer ein erquickendes Getränk, aber bei kaltem Wetter geradezu unſchätzbar. Bald kam auch Kwas und Meth und

Vor einem Badhauſe am Samstage.

Aſtrachanpelz verbrämten Röcken. Kutſchen und Schlitten fliegen blitzſchnell an uns vorüber; die großen, mit drei Pferden beſpannten Kibitken, Reiſeſchlitten mit Verdeck, zählt man in großer Menge; manche nehmen Fahrgäſte nach der Krasnoe Kaback ein, dem berühmten Traktir, das etwa zwei deutſche Meilen von der Hauptſtadt entfernt an der Straße nach Peterhof liegt. In dieſem Gaſthauſe fuhret man vorzügliche Gänſeleberpaſteten aus Straßburg. Unſere Pferde riſſen mit geradezu raſender Schnelligkeit die Kibitke fort; wir flogen förmlich, anfangs durch belebte Straßen, dann durch eine Vorſtadt, in welcher die Häuſer weit auseinander ſtehen. Sobald aber dieſe hinter uns lagen, fanden wir zu beiden Seiten hübſche Landhäuſer. Es war Vollmond bei heiterm Himmel, die weiße Landſchaft war mit einem eigenthümlichen magiſchen Licht übergoſſen; wir konnten auch die feinſten Birkenzweige unterſcheiden, die Luft war ganz ſtill. Die Pferde rannten über die Schneefläche, als wären ſie in ihrer heimathlichen Steppe, und ſchleuderten mit ihren Hufen den Schnee hinter ſich; die Glocken an dem Duga, dem Bogen über dem Geſchirre des Reſſes, klingelten melodiſch in die Nacht hinein. Ich dachte nicht mehr an die Batwinia, die Fiſchſuppe, zu welcher ich nach Krasnoe Kabak eingeladen war. Mir war, als ſei ich in einem phantaſtiſchen Traume befangen und ſchwämme im Aether. Die Pferde dampften, ſchnaubten mit den Nüſtern, und es ſchien als ob ſie durch Wolken flögen.

Aber bald machte die Wirklichkeit ihre Rechte geltend. Wir waren vor der Rothen Schenke, denn das heißt Krasnoe Kabak, die aber jetzt einen grauen Anſtrich hat. Im Ruſſiſchen hat der Ausdruck Roth einen Nebenbegriff von hübſch

Digitized by Google



Postzug-Empfangung in St. Petersburg.

Digitized by Google

Wein auf den Tisch; wir speisten verschiedene Fischgerichte, und der Sterlet mundete mir vortrefflich. Ich war mit der Rothen Schenke und Allem, was dort aufgetischt wurde, vollkommen zufrieden.

Auf der Heimfahrt wurde mir eine neue Ueberraschung zu Theil. Das vorher sanfte, milde Licht des Mondes war nun weit stärker. Am nördlichen Horizonte bemerkte ich einen Anfangs schwachen Glanz, der rasch immer heller und leuchtender wurde; dann schossen blaßgelbe und veilchenblaue Flammen daraus hervor. Das Ganze war wie ein ungeheurer Glorienschein, und der Himmel stand in voller Gluth. Aber aus dem Kernpunkte desselben zuckten Blitze von blendender Helle empor, weiße Meteore, die am Himmelsgewölbe hinliefen. Allmälig wurden sie seltener, das Nordlicht verschwand, und ich war nur noch vom Lichte des Vollmondes umgossen.

Ich wende mich wieder zu prosaischen Dingen. Petersburg hat eine große Menge von Wirthshäusern aller Art. In einigen vom ersten Range wird man von Tataren bedient; sie tragen — schwarzen Frack und weiße Halsbinde! Man kann sich nichts Albereres denken, als diese geschmacklose Salontracht für Tataren, für diese guten Muselmänner, von denen Manche auch deutsch und französisch reden. Die Traktirs entsprechen unseren Speise- und Schantwirthschaften, die man jetzt einfältigerweise in „Restaurationen" umgetauft hat, wie den Speisewirth in „Restaurateur", den Gastwirth in einen — „Hotelier!" Traktir ist aus dem französischen Traiteur verballhornt. Einige sind recht großartig, und dort geht Alles ächt-russisch her; sie sind keine Zwitterdinge und man fühlt sich dort wohl. In anderen, wo man halb und halb ist, etwas Mode mitmachen will, hat man die Tschelawek, Aufwärter, in „Garçons" umgewandelt, und diese Bauernburschen in schwarzen Frack gesteckt. Die Traktirs werden fleißig besucht, und viele Kaufleute machen in ihnen beim dampfenden Samowar Geschäfte ab. Der Tisch ist immer gedeckt; vor der Mahlzeit trinkt man Zakuskas, starke Liköre, und nicht selten fließt der Champagner in Strömen, besonders wenn die Kaufleute aus Sibirien eingetroffen sind, welche aus dem Verkaufe von Edelsteinen und Pelzwerk große Summen lösen. Diese hyperberäischen Nabobs lassen sehr viel Gold springen, und führen in der Hauptstadt ein lockeres Leben.

In St. Petersburg kennt man den „Vobeugei" der großen westeuropäischen Städte nicht, man knappt nicht mit dem Manne, sondern baut geräumig und bequem. Die Gastfreundschaft kennt keine Gränzen, man empfängt gern „Gäste", und das gilt von allen Klassen. In vornehmen Häusern wird man vom Schweizer, Schweizer, einem Diener in voller Livrée empfangen; ein Lakai nimmt den Pelz ab, die breiten Treppen sind mit Blumen geziert, denn sie leiden nicht von der Kälte, weil das ganze Haus gleichmäßig geheizt wird.

Gegen Weihnachten zeigt sich das Winterleben ungemein lebendig. Auf Strecken von vielen hundert Werst kommen ganze Schlittenkarawanen nach der Hauptstadt, um den Semnaiamarkt zu versorgen. Auf diesem „Heumarkte" sind hohe Haufen gefrorenen Fleisches aufgestapelt, ganze Lämmer, Schöpse und Schweine, welche wie frisch werden, wenn man sie im Wasser aufthaut. Dort liegen ganze Berge von Lachsen, Stören, Sterlet und kleineren Fischen. Stets findet sich eine große Masse von Käufern ein und drängt durcheinander. Der Weihnachtsmarkt bietet einen andern Anblick dar. Die Russen haben den Christbaum und die Weihnachtsfeier der Deutschen, deren ja in St. Petersburg mehr als sechszigtausend leben, nachgeahmt, und vor den Weihnachtstagen halten sie einen Christmarkt vor dem Gostinoi Dwor, dem Kaufhofe, wo ganze Wälder grüner Tannen stehen, denn eine jede Familie will am heiligen Abend einen von Kerzen flimmernden Baum im Zimmer haben.

Die Dampfbäder sind für die Russen nicht etwa ein Gegenstand des Luxus, sondern ein wahres Lebensbedürfniß. Alle Stände bis zum Bettler herab nehmen solche Bäder, deren es drei verschiedene Klassen giebt. In der dritten kostet ein Bad nur drei, in der zweiten nur fünfzehn Kopeken, und man nimmt in ihnen das Bad in Gesellschaft anderer Leute. In Bädern erster Klasse befindet man sich allein, aber die Einrichtung, obwohl luxuriöser, ist im Wesentlichen dieselbe. Es giebt der Badanstalten eine große Menge, und alle sind sehr geräumig; Abends werden die Bersäle glänzend erleuchtet. Zweimal in der Woche werden die Dampfbäder geschlossen, aber gewöhnliche warme Bäder kann man jederzeit haben. Am Sonnabend findet allemal der stärkste Andrang statt. Von allen Seiten kommen Muschiks (Bauern), Frauen, Soldaten, Bürger; jeder trägt ein Päckchen mit Wäsche unter dem Arm, und obendrein Bergbündel oder Büschel von Roßhaaren, um damit Reinigungen vorzunehmen. Einzelne Dampfbäder zählen am Sonnabend drei- bis viertausend Besucher.

Der Neujahrstag ist kein Fest, wohl aber Epiphanias. In allen Städten, Flecken und Dörfern, wo Wasser läuft und ein Priester am Orte ist, wird das Wasser geseget. Die Russen nennen diese Wasserweihe Jordanu, zur Erinnerung an den Fluß Jordan im gelobten Lande, und in Petersburg wird sie mit großem Pompe vollzogen. Vor dem kaiserlichen Palast, am Ufer der Newa, wird auf dem Eis ein reich verzierter Tempel aufgeschlagen. In der Mitte des Fußbodens befindet sich ein Loch, durch welches man das an jener Stelle von Eis befreite klare Wasser sehen kann. Gegen Mittag versammelt sich die kaiserliche Familie sammt dem ganzen Hofstaat. Alles ist in Gallakleidung, der Metropolitan von St. Petersburg und von Nowgorod hält in der kaiserlichen Kapelle ein großes Hochamt, bei welchem alle hohen Würdenträger der Kirche assistiren.

Der kaiserliche Palast, ein gewaltiges Gebäude, steht am linken Ufer der Newa. Die nördliche Vorderseite ist von ihm stromaufwärts hin durch den Quai des Hofes getrennt; an diesem Quai liegen die Eremitage, die Kaserne des preobratschenskischen Regiments und viele Paläste der Großfürsten. Man sieht dort ferner das Admiralitätsgebäude und die zum Andenken Kaiser Alexander des Ersten errichtete Säule, sodann den Admiralitäts- und den Isaacsplatz und das kolossale Reiterstandbild Peters des Großen. Auf dem andern Ufer liegt die Festung und die Peters- und Paulskirche mit den Gräbern der Herrscher aus dem Hause Romanoff. Vor dem kaiserlichen Palaste theilt sich der Strom und bildet eine Insel, Wassili Ostrow, und diese bildet das belebteste Handelsquartier. Dort steht auch die Börse.

Am Morgen rücken die Gardetruppen aus und stellen sich auf dem großen Platze in Parade auf. Wenn die Kälte nicht viel über sechs Grad ist, dann tragen sie ihre feste Uniform ohne den grauen Mantel. Gewöhnlich liegt Schnee, und der Himmel ist heiter. Gleich nach dem Gottesdienste erschien der Kaiser mit seiner Gemahlin und den Großfürsten nebst deren Familie, den Ministern, Würdenträgern mit dem ganzen Hofstaate und mit der Klerisei. Die ungeheure Menschenmenge entblößte das Haupt; der von Gold, Diamanten und Stickereien strotzende Zug ging um den Palast nach dem an der Newa errichteten Tempel, neben welchem die Fahnen der kaiserlichen Garde und die Banner der Prozession aufgestellt waren. Der Monarch trat ein, und die Ceremonie begann

Digitized by Google

mit einem Kirchengesang. Dann weihete der Metropolitan alles Wasser im russischen Reiche, nahm das Kreuz und tauchte dasselbe in das klare Wasser der Newa. Nun donnern hundert Geschütze, die Soldaten knieen nieder, und nachher drängt sich das Volk zu der offenen Wasserstelle, um die Hände zu benetzen.

Der Kaiser ist zu Pferde gestiegen, und reitet mit seinem Generalstabe den Reihen der Soldaten entlang. Jedes Regiment empfängt ihn mit Hurrah, und marschirt dann an ihm vorüber. Er hält vor der Alexandersäule; hinter ihm sind Tscherkessen und andere Asiaten aufgestellt.

Diese Wasserweihe macht einen großartigen Eindruck.

Hermann Allmers über die Marschen der Weser und Elbe.

II.

Die Siele. — Fluth- und Stauthüren. — Schott und Sielhammer. — Sielkiefe. — Die standhaften Friesen und ihre Leidensgeschichte. — Die Bracken. — Pflanzenwuchs. — Klima. — Regen. — Seewebel. — Die salze Luft. — Krankheiten. — Luftspiegelungen. — Die Bodenverhältnisse. — Darg.

Wir entlehnen unserem trefflichen Gewährsmanne noch einige Schilderungen, um das Gemälde dieser interessanten Gegend zu vervollständigen.

Wir haben das wichtige Deichwesen geschildert. In demselben spielen die Siele, das heißt die Schleusen, eine wichtige Rolle. Durch sie sichert sich der Marschbewohner die Vortheile einer Verbindung mit dem Meere; sie bahnen dem überflüssigen Wasser einen Ausgang. Die Wassermenge, welche die kleinen Binnenflüsse und die Bäche der höher gelegenen Geest und endlich Regen und Schnee den Marschen zuführt, würde sich hinter den Deichen sammeln, anschwellen und in kurzer Zeit das ganze niedere Marschland überschwemmen, es in eine öde Sumpfgegend umwandeln. Man mußte daher bedacht sein, derselben einen bequemen Ausgang zu verschaffen, durch den sie ungehindert in's Meer fließen konnte. Wären nicht Ebbe und Fluth vorhanden und wäre der Meeresspiegel immer von gleicher Höhe, so hätte es zu diesem Zwecke nur eines einfachen, hinreichend weiten Kanals durch den Deich bedurft. So aber war man genöthigt, zugleich der andringenden Fluth, welche das Land ebenfalls überschwemmt haben würde, den Eingang zu versperren. Auf diese Weise entstanden die Siele.

Ein langer, der hindurchzulassenden Wassermenge angemessen geräumiger Kanal, oder besser gesagt Stellen, zieht sich quer unter dem Deichkörper sowohl, als unter seinen Bärmen hin. Er ist entweder mit Balken und starken Bohlen bekleidet und dann viereckig oder aus Sandsteinquadern bestehend und in diesem Falle mit einem Tonnengewölbe bedeckt. Vorne, das heißt nach der äußern Mündung zu, erhöht und erweitert sich der Stellen, hier fast immer aus Holz bestehend, und heißt Vorsiel. In diesem Vorsiel befinden sich zwei mächtige, aus starken Bohlen gezimmerte und reichlich mit Eisen beschlagene Thorflügel, die sich nur nach außen hin öffnen. Das Binnenwasser stößt sie daher leicht auf und stießt ungehindert hindurch, sobald aber die Fluth kommt, dringt dieselbe mit gewaltigem Drucke gegen die offenstehenden Thüren, diese geben dem Drucke des Wassers nach und schließen sich fest zu. Auf diese Weise hat sich die Fluth selbst den Eingang verperrt, so daß, wenn die Thüren gut schließen, auch kein Tropfen hindurch kann; westhalb auch diese Thorflügel den Namen Fluththüren führen.

Da Beschädigung oder Zerstörung einer solchen Thüre von großen verderblichen Folgen sein kann, so hat man in den meisten Schleusen vor jenen noch ein anderes Paar Thüren angebracht, welche die äußeren Fluththüren oder Noththüren heißen. Für gewöhnlich sind diese aber an den Wänden festgehakt, wodurch sie aufgesperrt erhalten werden und werden nur dann freigelassen, wenn die inneren Fluththüren beschädigt sind oder ausgebessert werden.

Damit aber gerade so viel Wasser durch den Siel gehe, als der Marschbewohner für nöthig erachtet, so ist an den größeren und wichtigeren Schleusen endlich ein drittes Paar Thüren, die Ebbe- oder Stauthüren, angebracht. Diese haben ihren Platz vor der innern Mündung des Stollens und öffnen sich in einer den Fluththüren entgegengesetzten Richtung. Auch diese Thüren sind, wenn man ihrer nicht bedarf, durch Haken aufgesperrt, verschließen jedoch, wenn sie beweglich gemacht werden, nur die untere Hälfte des Stellens, da sie eigentlich nur Halbthüren sind.

Herrscht starke Dürre, so daß auch die Geest den Marschen wenig Wasser zuführt und das Vieh auf den Weiden zu durften beginnt, dann läßt man die Ebbethüren los, um das mit jeder Ebbe mehr und mehr wegfließende jetzt so nöthige Wasser zurückzuhalten. Dieses drängt dann die Ebbethüren zu, staut davor bis zur Höhe derselben auf und das überflüssige Wasser strömt darüber weg, während der andere Theil zurückbleibt und die lechzenden Wiesen und Weiden erfrischen kann.

Anstatt der Ebbethüren besitzen auch manche Schleusen nur ein einziges Zichthor vor ihrer innern Mündung, das Schott genannt, welches gleiche Bestimmung hat, aber durch Ketten und eine Art von Ankerwinden, oder durch eine Daumkraft aufgezogen und niedergelassen werden kann. Namentlich wird dieses Schott im Winter bei starkem Froste herunter gelassen, um zu verhüten, daß die Fluththüren nicht festfrieren, wodurch unfehlbar eine Ueberschwemmung verursacht werden würde.

Schließlich wird die äußere Mündung noch durch ein Balkengerüst, der Sielhammer genannt, bekrönt, das ihr theils als Zierrath, theils als schützendes Geländer dient; während sich über der innern Mündung häufig ein steinernes Denkmal von verschiedener Form erhebt, den Namen des Erbauers dieser Schleuse, die Zeit und Kosten ihrer Anlegung und die Namen des damaligen Deichgrafen, wie der Deichgeschworenen tragend.

Da sich fast immer zwischen Deich, Meer und Strom ein größeres oder kleineres Vorland befindet, so führt eine Fortsetzung des Kanals das aus der Schleuse hervorströmende Wasser vollends in den Fluß, dient häufig zugleich als Hafen für kleinere Schiffe und Kähne und wird Sieltief genannt.

Das Hindurchlassen der Binnengewässer ist aber nicht der einzige Zweck der Schleusen. Der nächste ist, zugleich die Schiffahrt zwischen den Binnenkanälen und dem Flusse herzustellen. Zwar werden hierzu nur die größeren Schleusen genommen und auch durch diese können natürlich ebenfalls nur schmale Schiffe, sogenannte Böte, passiren, die entweder gar keinen Mast haben oder denselben niederlassen können. Sie warten, bis sich die Schleuse geöffnet hat und der hohe,

Digitized by Google

während der Fluth aufgestaute Wasserstand hinreichend gefallen ist, und arbeiten sich dann rasch hindurch, oder lassen sich ziehen. Am häufigsten wählen sie die allerletzte Ebbe dazu, müssen aber alsdann sehr vorsichtig und schnell zu Werke gehen, damit nicht die kommende Fluth sie überrasche, während sie sich vielleicht gerade zwischen den Thüren befinden. Die Gewalt, mit welcher diese mächtigen Bohlenwerke zuschlagen, ist so groß, daß eine Zertrümmerung der Schiffe unvermeidlich wäre. Das Wasser dringt mit jeder Minute heftiger gegen die halbzugesperrten Thüren, welche keine Macht mehr zurückbringen kann und eine allgemeine Ueberschwemmung ist unabwendbare Folge.

Noch wird durch die Schleusen ein dritter Zweck erfüllt. Die Bewohner der Marschen nämlich, deren Fluß süßes Wasser führt, haben durch sie den Vortheil, dieses nach Belieben in's Land lassen zu können, wenn dort Wassermangel herrscht. Durch eine Vorrichtung sperrt man die Fluththüren um ein Weniges auseinander, wodurch das frische Wasser einströmt, bis man genug hat. Die höher hinauf liegenden Flußmarschen haben daher einen großen Vorzug vor denen, welche vom salzigen Wasser bespült werden.

Die Schleusen gehören zu den wichtigsten Werken der Wasserbaukunst und die Kosten ihres Baues gehen immer in die Tausende. Die Anlage der größten derselben erforderte unzweifelhaft die Summe von 30 bis 40,000 Thalern.

So umgiebt denn sämmtliche Marschländer, viele Meilen weit, der Deich mit all seinen Schleusen. Hunderte von Thüren lassen ruhig und ungehindert das Binnenwasser in's Meer fließen und schließen sich zweimal jedes Tages mit dumpfem Gekrache, wenn die Fluth heraufwüllt.

Die Geschichte des Friesenvolks, so weit zurück wir sie verfolgen können, ist eine einzige Kette unsäglicher Kämpfe und namenloser Leiden, wie wir sie in solchem Maße bei keinem andern Volke wiederfinden werden.

Wo es auch seine Wohnungen aufgeschlagen, ob am Zuyderse, am Dollart oder am Busen der Jahde, ob im Stedinger- oder Butjahdingerland, in Osterstade, im Lande Wursten und weiter an der Nordsee bis hinauf zu Jütlands Küste: was seine Chroniken melden, ist ein ewiges Siegen und Erliegen, ein grausiges Ringen und Kämpfen ohne Ende; hier mit den Fluthen um den theuern Heimathsboden, um Existenz, um Hof und Herd, um Weib und Kind; dort um seine Freiheit und sein gutes Recht mit hochmüthigen Fürsten, kriegerischem Adel und den mächtigen herrschsüchtigen bremischen Erzbischöfen.

Es ist herkömmlich geworden, den Muth der Besitznachbarn anzustaunen, welche ohne Furcht, wenn kaum der alte Feuerspeier, der soeben ihre Hütten, Felder und Weinberge zerstörte, ausgetobt hat, immer und immer wieder an seinem Fuße ihre Wohnungen bauen und von Neuem zu säen und zu pflanzen beginnen in dieser gefährlichen Nachbarschaft. Allein was sind solche Gefahren gegen das namenlose Elend, welches das Friesenvolk seit so vielen Jahrhunderten erduldete! Was sind die einzelne Besitzansbrüche, die dann und wann nach langen Zwischenräumen einige von ihren Bewohnern meistens schon verlassene Dörfer und Flecken zerstören und ein paar hundert Morgen Landes begraben, — was sind sie gegen die ungeheuren Sturmfluthen, deren das Volk der Friesen so viele in seinen Annalen aufzuweisen hat; — Sturmfluthen, von denen eine einzige oft 20 bis 30 Dörfer vom Erdboden verschwinden ließ, meilenlange reiche Landstriche in ödes Watt verwandelte, vielen Tausenden wackerer Menschen das Leben raubte, die kostbarsten Schleusen und Deichanlagen in wenigen Stunden vernichtete und ganzen Küstenstrichen nicht selten eine andere Gestalt gab!

Und demnoch trotz alledem und alledem verließen sie nicht ihre vielbedrängte, fluthenumtoste Heimath! Nie wanderten sie in sichere höher gelegene Gegenden, sondern immer und immer kehrten sie zurück, sowie sich nur das Wasser verlaufen, und suchten wieder die verwüsteten, kaum mehr kenntlichen Plätze, wo ihre Wohnungen gestanden hatten, begannen von Neuem ihre verwüsteten Felder zu bestellen und von Neuem die hundertmal zerrissenen Deiche zu bauen, wohl wissend, daß schon der nächste Tag ein gleiches Elend bringen konnte.

Nein gewiß, in gleicher Weise hat kein Volk der Erde gelitten und gestritten, mit so rührender Liebe und Treue keines seiner Heimath angehangen! Eine derartige tausendjährige Leidensgeschichte mußte ihm endlich das tiefste Gepräge aufdrücken.

Ein Blick auf die Karte genügt, die Zerrissenheit der ganzen Küste, von der Schelde bis Jütland, darzuthun. Wie früher gesagt, man kann dreist annehmen, daß noch zur Zeit Karls des Großen das Land der Friesen das Doppelte an Umfang hielt als ihr jetziges Gebiet. Was heute noch übrig ist, sind nur die Trümmer des großen Ganzen; jene Inseln, die sich in langer, nur von Weser und Elbe unterbrochener Reihe an der ganzen Küste hinziehen, sind ärmliche dünengeschützte Brocken, welche sich oben erhielten, als ringsum so viel schönes Land in die Fluthen sank. Und hier und da wühlten die Wogen noch tiefe Meerbusen in's Land, als wollten sie gierig bis zum Herzen Deutschlands vordringen. Die Zuyderse, das jetzt wieder nach vielen hundert Jahren trocken gelegte Harlemer Meer, der Dollart, der Jahdebusen: Alles, was dort die trübe salzige Meerfluth bedeckt, war einst Land voller Fluren und Saatfelder, voller Dörfer, Kirchen und Klöster, und belebt mit einer kernigen, wackeren Bevölkerung.

Die unbedeutende Landgewinnung in den letzten Jahrhunderten, die paar eingedeichten, mühsam erworbenen Polder sind ein kläglicher Ersatz gegen so viel Versunkenes. Auch an jenen Inselbrocken nagen fort und fort die Fluthen und werden sie allmählich sämmtlich ihrem Untergange zuführen, denn einige von ihnen schon längst anheim gefallen sind.

Ohne Zweifel beginnt die Zertrümmerung Frieslands schon in den vorgeschichtlichen Tagen, mit dem Durchbruche der Meerenge von Dover und Calais, oder vielmehr mit der im neunten Jahrhundert eintretenden Erweiterung derselben; denn die vom Süden kommenden Fluthwellen, welche vorher nach ihrem weiten Umwege um Schottland und nach dem Anprall gegen Norwegens Felsenwände nur höchst kraftlos die deutsche Küste erreichten, mußten wohl, durch diese neue Pforte zusammengedrängt und hoch aufgestaut, mit verderbenschwangerer Macht auf das unbeschützte Land heranbrausen.

Von den ältesten Sturmfluthen haben wir nur sehr dunkle Kunde, auch die späteren sind meistens mit wenigen dürren, oft von einander abweichenden Worten aufgezeichnet. Im Munde des Volkes haben sich ebenfalls verhältnißmäßig wenig Nachrichten darüber erhalten.

Von allen früheren und späteren Fluthen ragt keine mit so furchtbarer Großartigkeit hervor, als die im Jahre 1570, urplötzlich mitten in dunkler, stürmischer Nacht einbrechende Allerheiligenfluth. Namenlos war das Elend, das sie brachte. Von Holland bis Jütland wurde Alles in wenigen Stunden eine einzige wilde Wasserwüste; kein Deich widerstand, kein Dorf blieb verschont, keine Wurth blieb trocken, und man nahm an, daß in ihren Wogen mehr als 100,000 Menschen ihr Grab gefunden hätten. Vom Butjahdingerlande weiß man, daß allein hier über 4000 Menschen ertranken. Noch lange nachher lag eine Menge

Digitized by Google

Land unbenutzt und verwildert, weil die Hände fehlten, es zu bebauen. Im nämlichen Jahrhundert ging noch dreimal das gierige Meer über's Land.

Dreizehn Sturmfluthen ergingen sich im 17. Jahrhundert, doch sind nur drei wahrhaft bedeutend; die von 1634, kam die Fastnachtsfluth von 1648 und die Catharinenfluth von 1685. Von dieser sitten die Marschen am rechten Weserufer am meisten. Osterstade lag drei Jahre lang offen und drohte eine öde Sumpfebene, die nur Binsen und Rohr trug, zu werden; — so waren die Deiche zerstört und fortgespült. Zum Andenken an diese Fluth beging man noch bis zum Anfange des jetzigen Jahrhunderts den Catharinentag (den 25. November) mit einer kirchlichen Gedächtnißfeier.

Für Nordfriesland brachte die von 1634 das meiste Elend. 15,000 Menschen ertranken, 50,000 Stück Vieh gingen verloren, 30 Mühlen und 6 Kirchen stürzten zusammen, und tiefe Armuth kam über's Land.

Am 21. October des Jahres 1845 stürmte das Meer mit wilder Gewalt gegen die Küsten, aber seine Macht war vergeblich. Diesmal trotzten alle Deiche, welche jetzt indessen auch doppelt so hoch und stark waren, als die von 1717, die Wogen vermochten nur tiefe Höhlungen hineinzuwühlen, und sie oft bis zur Hälfte zu zerreißen und fortzuspülen. Aber eine zweite, unmittelbar darauf folgende Fluth würde alle Deiche zertrümmert und unsägliches Unglück herbeigeführt haben.

Dicht an der innern Seite der Deiche, gefüllt mit klarer Fluth und Wasserpflanzen, sieht man wohl hie und da stille, runde, rohrumkränzte Kolke, in den Marschen meistens Braden genannt. — Das sind die Denkmale, welche einst die wilden Sturmfluthen sich selbst geschaffen haben, als sie durch die gesprengte Deichbresche donnerten und hier tief sich in den Boden wühlten.

Jetzt bieten solche Wasserbecken nur Bilder des tiefsten Naturfriedens dar. Das hehre Schilf nickt und flüstert leise, braune Rohrkolben und purpurne Butomus-Dolden heben ihre Häupter daraus hervor, blühende Wasserlaloen und Nymphäen schwimmen auf klarer Fluth, indeß am Ufer der schene nächtliche Fischotter haust oder das Wasserhuhn nistet, tief im Grunde aber bejahrte mächtige Schleien und Karauschen, braune Schlammpeitzger und gefleckte Wassersalamander zwischen den schwarzen Blutegeln und Wasserläsern lautlos hierhin und dorthin schleichen.

Die unmittelbare Nähe des Meeres und der großen Ströme, die niedere, ebene Lage und die Menge der Binnenkanäle und Gräben machen die Marschen wohl zu den aller fruchtbarsten, aber auch nebligsten und regenreichsten Landstrichen Deutschlands. Werden überhaupt nach den bis jetzt gemachten meteorologischen Beobachtungen durchschnittlich für das ebene nordwestliche Deutschland im Jahre eine Zahl von 176 eigentlichen Regentagen und eine jährliche Regenmenge von 23 Zoll angenommen, so wird von dieser Durchschnittsannahme doch sicherlich das Maximum der Regenmasse auf die Küstenstriche und also auch auf die Marschen fallen.

Den größten Theil des Jahres wölbt sich ein grauer wolkenumzogener Himmel über den Marschländern, ein trüber, kalter Nebel bedeckt oft Tage lang die weiten Fluren, und häufig strömt ganze Monate hindurch mit Ausnahme kurzer Pausen, der Regen hernieder. Namentlich sind Mai, Juli, August, October und November oft völlige Regenzeiten; dagegen März, Juni, September und Januar durchgehends die heitersten und beständigsten Monate. Nie steigt aber im Winter die Kälte zu der gleichen Höhe, wie im obern Deutschland, wo schon reinere Bergluft weht und 18—20 Grad Kälte (Reaumur) gehören zu den Seltenheiten. Im Frühlinge, ja oft an den wärmsten Tagen und bei dem reinsten und sonnigsten blauen Himmel, weht sich plötzlich aus Westen ein schwerer, grauer Seenebel daher, welcher Alles mit seinem kalten Hauch durchschauert. Die Sonne verliert ihren Glanz und ihre Wärme, die Vögel verstummen, grau und leblos wird Alles und die ganze Natur ist auf einmal so still, so ernst und finster geworden, als sie noch vor wenigen Minuten freundlich und sonnig war. Eine unbestreitbare Einwirkung auf dies kühlere Klima haben auch die Fluthwellen. So weit ihre Strömungen in die Flüsse hinaufgehen, ist immer die Temperatur im Sommer niedriger und im Winter höher, als über diese Grenze hinaus. An heißen Sommertagen erhebt sich sofort eine kühle Brise, wenn die Fluth kommt, und im Frühling ist die Natur hier immer um einige Tage weiter zurück, als höher hinauf.

Selbst aber wenn das Meer seine Nebel nicht sendet, ist im Frühling die Luft stets mit Dünsten angefüllt, die aus dem feuchten und von den warmen Sonnenstrahlen berührten Boden emporsteigen, und selten so klar, daß man mehrere Stunden weit sehen kann.

Dieser starke, bläuliche Duft, der sich oft den ganzen Tag hindurch auf Land und Meer lagert, ist ein Hauptmerkmal unserer Marschen; in ihm haben wir die Hauptursache der bei uns herrschenden Krankheiten zu suchen. Namentlich die Seemarschen, wie das Land Wursten, das Butjahdinger-Jeverland, deren Boden reichlich mit Salpeter, Natron, Schwefelwasserstoffgas und animalischen Theilen geschwängert ist, hauchen wahrhaft seuchenbringende Dünste aus. Es zeigen sich dann die heftigen und hartnäckigen Gallen- und Wechselfieber, von welchen letzteren die drei- und viertägigen die allergefährlichsten und langwierigsten sind, und nur allzu häufig mit dem Tode durch Auszehrung enden. Der Marschbewohner nennt jene verderbenbringenden Dünste „die falze Luft"

In den nördlichen Marschen ist es sogar schon gefährlich, im Frühling, und sei es auch nur eine Stunde, sich an der bloßen Erde zu lagern. Große Mattigkeit, Schwere und Uebelkeit, dumpfe Betäubung, Kopfweh und oft ein plötzliches Schwellen des Gesichts sind die augenblicklichen, noch leichtesten Folgen davon, und man kann froh sein, wenn nicht ein hartnäckiges Marschfieber nachschleicht.

Die Feldarbeiter in solchen Gegenden legen sich deßhalb niemals nieder, ohne vorher sorgfältig ihre Jacke oder etwas Stroh unter das Haupt zu schieben; fremde Wanderer aber müssen oft für ihre Unvorsichtigkeit büßen.

Die Flußmarschen, z. B. Osterstade, das Land Wührden, das Stedinger- und Stadtland, das alte Land und das Land Kehdingen sind ungleich gesünder und von den oben erwähnten Krankheiten seltener geplagt.

Eine reine Feuchtigkeit ist das eigentliche Element des Marschbewohners, der eine wahre Amphibiennatur besitzt. Je rauher und stürmischer die Witterung ist, je mehr Nebel und Regen den Himmel verdunkelt, deste wohler und gesunder befindet er sich. Lang anhaltende Trockenheit aber, und namentlich im Winter scharfer Ostwind mit Frost ohne Schnee, bringen sogleich überall Krankheitsfälle hervor.

Auf der unmittelbar an die Marschen grenzenden Geest dagegen findet, wie aufmerksame Beobachtungen der Aerzte bewiesen haben, gerade der umgekehrte Fall statt. —

Die schönste und interessanteste Erscheinung, welche die dunstgeschwängerte Atmosphäre der Marschländer vernrsacht, und zugleich wohl die wunderbarste Eigenthümlichkeit derselben sind die Luftspiegelungen. Diese auffallende Art der Strahlenbrechung, die noch immer nicht hinreichend von den Gelehrten erklärt ist, sieht man nirgends so häufig, so an-

Digitized by Google

haltend und deutlich als in den Marschen, wo sie sich meistens in folgender Gestalt darstellt.

Wenn Morgens, namentlich an heiteren, warmen Tagen, die Nebel von der weiten Ebene empor geschwebt sind, und die höher gestiegene Sonne die untersten Luftschichten erwärmt hat, glaubt man plötzlich die weite grüne Ebene, in der Entfernung von einer Stunde, durch eine mächtige Ueberschwemmung oder einen großen stillen See begränzt zu sehen. Die über diese Gränze hinausliegenden Gegenstände, wie z. B. Bäume, Häuser und Thurmspitzen, erscheinen, als lägen sie auf Inseln und zeigen ihr verkehrtes Spiegelbild in der stillen, klaren Fläche ganz so, wie es wirklich der Fall wäre, wenn sie an einem ruhigen Landsee lägen. Nähert man sich, so rückt auch die Erscheinung weiter, die vorher wie auf dem Wasser schwimmenden Gegenstände treten hervor, und die Täuschung erneuert sich nun für eine andere Gegend.

Die ganze seltsame Erscheinung ist so wunderbar täuschend, daß der fremde Reisende, der in der festen Meinung, einen Landsee mit vielen Inseln vor sich zu haben, darauf zugeht, auf das Höchste überrascht und erstaunt ist, wenn er das ganze Trugbild sich plötzlich in Duft auflösen oder zurückweichen sieht.

Wer denkt hier nicht an die zauberische Fata Morgana bei Reggio's Küste, an die arktischen Meerspiegelungen, oder an das Trugbild der afrikanischen Wüsten, das dem vor Durst verschmachtenden Karawanenpilger auf einmal von fern eine klare Wasserfläche zeigt, die aber, wenn er vor unendlicher Freude jubelnd hineilt, seine trockene, lechzende Zunge zu erfrischen, in blosen trügerischen Duft verschwimmt und den armen grausam Getäuschten in dumpfer Verzweiflung stehen läßt.

Durch dieselbe Erscheinung, wie die in unseren Marschen, wurden die Franzosen öfter bei der Ägyptischen Expedition in den nördlichen Nilebenen getäuscht. Und auch dort wie hier sind Marschländer.

Beim Auf- und Untergang der Sonne bemerkt man niemals dieses Phänomen, sondern es beginnt gewöhnlich erst gegen 10 Uhr Morgens. An warmen dunstigen, aber von hellem Sonnenschein begleiteten und durchaus stillen Frühlingstagen ist die Erscheinung am schönsten und dann oft viele Tage hinwurch sich wiederholend, seltener im Spätsommer und Herbst. Im Winter zeigt sie sich niemals.

Auch auf der Wasserfläche der Ströme und des Meeres stellt sie sich bei warmem stillen Wetter dar. Alle dahinter befindlichen Gegenstände scheinen alsdann über dem Wasserhorizont hoch und frei in der Luft zu schweben und zeigen sich auch hier mit ihren nach unten gekehrten Spiegelbildern.

Während diese wunderbare Erscheinung den Fremden mit freudiger Bewunderung erfüllt, ist sie dem Marschbewohner etwas so Gemeines und Alltägliches, daß er sie kaum eines aufmerksamen Blickes würdigt; aber er liebt sie, weil sie auf beständiges, gutes Wetter deuten soll. —

Im Allgemeinen lassen sich in den Marschen fünf hervorstechende Erdarten annehmen, die in mächtigeren oder dünneren Lagen und durchschnittlich in folgender Ordnung aufeinander geschichtet sind.

Die alleroberste Schicht bildet Hummserde, auch Damm- oder Bauerde genannt. Sie besteht aus einem Gemisch von Thon, Sand und einer Menge ganz oder halb verwester Pflanzentheile, welche derselben die große Fruchtbarkeit verleihen.

Fast unmittelbar unter der Bauerde findet sich der sogenannte Knid oder Stört, eine harte, bröckliche, dunkelbraune und viel Eisen-Oxyd-Oxydul enthaltende Erdart. Sie ist die schlechteste von allen, fast ganz unfruchtbar, und es bedarf langer Zeit und großer Mühe, wenn sie an die Oberfläche gebracht ist, dieselbe nur einigermaßen zum Ackerbau tauglich zu machen. Daher hütet man sich fast ängstlich, mit dem Pfluge den Knick aufzurühren, und oft geht diese eisenhaltige Erde in wirkliches Rasenerz über, ist indeß immer die dünnste Bodenschicht und nur sehr selten kommt sie über einen Fuß mächtig vor.

Nun folgt ein großes Thonlager oft mit seinem Sande vermischt, oft aber auch so rein, daß sich die Erde im feuchten Zustande fett und schmierig, fast wie Seife anfühlen läßt. Wo sie recht zäh und bindig auftritt, wird sie in einigen Gegenden Dwa oder Dwa genannt.

Diese obigen drei Erdschichten treffen wir überall; nun aber kommen zwei Schichten, die nur gewissen Gegenden angehören und auch hier nur in bestimmt abgegränzten Lagern von verschiedener Mächtigkeit, nicht aber gleichmäßig ausgebreitet wie die vorigen, und endlich niemals zusammen vorkommen. Diese sind die kohlensaure Kalkerde und der Darg.

Betrachten wir die erstere. Eingebettet in den reinen Thonboden meistens 4 bis 6 Fuß unter der Oberfläche treffen wir diese interessante Erdart, wie sie sich als fünf bis acht Fuß mächtiges Lager in einer Breite bis zu einer halben Stunde, aber ungemein lang gestreckt und stets mit dem Flusse in paralleler Richtung dahin zieht, an beiden Enden meistens dünn und spitz ausgehend. Sie besteht aus einem Gemisch von Thon, feinem Sande, aber vorzüglich aus kohlensaurem Kalk, der mitunter fast allein herrscht. Im feuchten Zustande ist die Erde bläulich grau, getrocknet aber hellgrau, und je mehr Kalk darin ist, desto weißer. Außerdem enthält sie, zwar im geringen Maße, noch Kiesel, Schwefel und einiges Andere.

Im Stedingerlande, Osterstade und Wührden tritt sie nur in unbedeutenden Spuren auf. Im Butjadingerlande aber wie im Lande Wursten, Hadeln und den holsteinischen Elbmarschen erscheint sie in großer Mächtigkeit und Fülle und spielt im Ackerbau dieser Gegend eine bedeutende Rolle. Man bringt sie nämlich nach Art des Mergels nach oben und vermischt mit ihr die Ackerkrume, wodurch dem erschöpften Boden eine neue Güte und Fruchtbarkeit gegeben wird, namentlich, wenn man noch einen auch nur geringen Thei, thierischen Düngers hinzusetzt. Man nennt ein solches Beet fahren verschieden: im Oldenburgischen heißt es „Wühlen"= im Lande Wursten und Hadeln „Kuhlen", in Holstein und Schleswig „Kleien" oder „Wallpiepen", und auch die Erde darnach „Wühl-, Kuhl- oder Piepererde".

Der Darg bildet, da wo er vorkommt, fast immer die letzte Lage, mit dem die Marschkerde aufhört. Er besteht aus einer compacten, reich mit schwefligen Theilen durchzogenen dunkelbraunen Schicht von Blättern, Halmen und Wurzeln des gemeinen Rohrs (Phragmites), welche terfartig verwoben, durch gewaltigen Druck fest zusammengepreßt, aber meistens noch völlig erkennbar sind. Er findet sich in sehr verschiedener Tiefe, oft dicht unter der Oberfläche, manchmal 30, ja 60 Fuß im Grunde. Durchgängig aber bildet er die allerunterste Schicht und liegt unmittelbar auf dem Grundsande. Getrocknet hat der Darg die größte Aehnlichkeit mit leichtem Torf, brennt auch wie dieser, entwickelt aber beim Brennen einen so unangenehmen schwefligen Geruch, daß man ihn nie zur Feuerung benutzt, und selbst die ärmsten Leute ihn verachten.

Spärlich, unzureichend und oft grundfalsch ist, was bis jetzt über diese mächtigen Darglager und ihre Entstehung geschrieben wurde. „Es waren ungeheure Rohrfelder, die von darüber sich lagernden Schlammmassen begraben sind." Mit diesen oberflächlichen Worten pflegen

Digitized by Google

die meisten Geognosten der Marschländer den Darg abzufertigen. Wie leichtsinnig und unhaltbar das aber ist, wird auf den ersten Blick klar, wenn man die große Mächtigkeit mancher Schichten betrachtet; denn ein überschüttetes und zusammengepreßtes noch so üppiges Rohrfeld würde doch kaum ein Fuß dickes Lager bilden; auch das ungleiche Vorkommen der Schichten, bald hoch, bald in großer Tiefe, hier völlig wagrecht und gleichmäßig, dort weder geneigt liegend und an Mächtigkeit an einem Ende das Doppelte als am andern haltend, läßt sich nicht dadurch erklären.

Alles aber wird plötzlich klar und begreiflich, sobald wir uns wieder das Bild, das die Marschen vor Jahrtausenden darboten, vor Augen stellen.

Da sehen wir von den Dünenhöhen, den jetzigen Hügeln am Geestrande, begrenzt die weiten, menschenleeren Sumpfebenen sich dehnen. Jede Fluth bespült sie, der träge Fluß windet sich in hundert kleinen oder größeren Armen hindurch, eine Menge flacher Inseln bildend; nirgends ein Baum oder auch nur ein Strauch, nirgends Gras und bunte Blumen. — Das einzige Grün dieser fluthenumrauschten Einöde aber waren die mächtigen hohen Rohr- und Binsenfelder, die unabsehbar alles höhere Land umwogten. Kein menschlicher Fuß betrat sie, keine Sense erklang in ihnen, wenn der Herbst kam; nur ungeheure Schaaren von Sumpf- und Wasservögeln schwärmten und hausten dort. — War indeß das Jahr zu Ende, dann kamen auf hochgeschwollener Fluth scharfe gewaltige Eisschollen und mähten Alles kahl. Die ungeheueren Massen dieser Binsen- und Rohrhalme, die sonst spurlos verwittert wären, trieben nun dicht geballt lange Zeit Strom ab und Strom auf, hierhin und dorthin, lagerten sich zum Theil wie ein Wall an den Inselrändern, füllten oft ganze Flußarme aus und sanken endlich schwer geworden zu Boden, wo sie allmählich höher und immer höher vom abgesetzten Schlamme bedeckt wurden.

Namentlich hatten Weststürme, da vorzugsweise diese von den höchsten Fluthen begleitet sind, sie an die rechten Flußufer getrieben. In den Marschen der linken Weser- und Elbufer z. B. im Butjadingerlande, im Lande Hadeln und Kehdingen findet sich der Darg nur in höchst unbedeutenden Spuren. Oesterlade und Wührden so wie die holsteinischen und lauenburgischen Marschstriche besitzen ihn in großer Mächtigkeit.

So lagern nun die Massen hier Jahrhunderte lang tief im Grunde, hoch mit fruchtbarer Erde belastet, selbst aber wunderbar erhalten. -Aus einem Stücke Darg kann man oft alle Wurzeln, Stengel und Blätter herauslösen, ja man sieht auch die feinste Structur an letzteren.

Die Fülle von Schwefelwasserstoffgas in diesem Darg, die ihn zum Brennen untauglich macht, ist auch in vielen Gegenden die Ursache des übelriechenden Trinkwassers. Es gewähren diese längst versunkenen, gewaltigen Rohrmassen ein eigenthümliches Interesse und erinnern lebhaft an die untergegangenen Urwälder unserer Stein- und Braunkohlenlager; ja in der Lettenkohle und im sogenannten Schilffandsteine, beide Gesteine der Trias-Periode angehörend, haben wir eine völlig analoge Erscheinung und wohl nichts anders als verkohlten und verkieselten Darg vor uns.

Ein Bild aus den Llanos in Venezuela.

Unserer Schilderung einer asiatischen Steppe (S. 153) lassen wir ein Bild aus den Grasebenen des nördlichen Südamerika folgen.

Wir versetzen uns in die Llanos oder Ebenen von Venezuela, in einen Landstrich, den Viele mit den großen Pampas der argentinischen Staaten vergleichen, während andere Reisende durchaus diesen beiden großen Grassturen Südamerika's seine Aehnlichkeit zugestehen wollen. Die Llanos, welche einen ungeheuern Raum einnehmen und von dem Orinoko und dessen Nebenflüssen durchströmt werden, sind ein Gegenstand, der eingehender Studien würdig ist. Ein Reisender, der von den an der Küste sich auftürmenden Bergen herabsteigt und zuerst die Llanos erblickt, glaubt den Ocean mit seiner unermeßlichen Ausdehnung zu sehen. Je mehr er sich der Ebene nähert, desto täuschender wird das Bild; die endlosen Fluren scheinen zu wogen und zu zittern, wie ein vom Winde bewegtes Meer.

Gleich den Pampas von Buenos Ayres sind die Llanos ungeheure fruchtbare Weiden, in denen sich unberechtweisende Heerden nähren; aber der Unterschied zwischen beiden liegt darin, daß die Llanos Wasser haben und die Pampas nicht. Von Westen nach Osten durchzieht der majestätische Orinoko diese Gefilde und seine großen und zahlreichen Zuflüsse überschwemmen zeitweilig das von ihnen nach allen Richtungen durchschnittene Land.

Die Bewohner dieser Gegenden haben einen nicht minder eigenthümlichen Charakter als die Gegend, welche sie bewohnen. Ihre Wohnungen stehen in weiten Entfernungen; oft zehn Stunden weit auseinander. Aber die eigentliche Wohnung des Llanero ist der Sattel. Sein Dasein ist mit jenem seiner Heerden verwachsen. Die Bewachung der zahlreichen Pferde und Rinderheerden, welche diese fruchtbaren Weiden beköllern, ist seine Hauptaufgabe. Er durchreit die Ebene, auf denen kein einziger Pfad ist, mit derselben Sicherheit und Kenntniß der Gegend, wie ein Schiffer das ihm wohlbekannte Meer. Grenzmarken kennt man in diesen Ebenen nicht, aber der Llanero weiß trotzdem genau, ob seine Heerden auf eigenem Gebiete oder dem des Nachbars weiden. Sein Leben verfließt in Einsamkeit und Thätigkeit. Bis zum nächsten Nachbar hat er wohl eine Tagereise, von Zeit zu Zeit besucht ihn ein Reisender oder ein wandernder Kaufmann, der er in seiner verbreiteten Sprache mercn chilles nennt. Von Dingen, die jenseit seiner Weiden und Heerden liegen, weiß der Llanero nichts.

Wie wohnt ein solcher Hirt und wie lebt er? Wenn wir uns in den Grasebenen auf einen erhöhten Punkt stellen, zum Beispiel auf einen Hügel in der vom reißenden Apure durchströmten Provinz Barinas, dann sehen wir hier und da unregelmäßige Gruppen von Palmen aus dem wellenförmigen Wiesenboden aufsteigen. Diese Baumgruppen werden in der Sprache des Landes Matas genannt und bilden zugleich die Grenzen der Ebene von Venezuela. In der Nähe einer jeden finden wir den Hato, die Wohnung des Llanero, eine einfach gebaute Hütte, deren Fußboden sich wenige Fuß über dem feuchten Boden erhebt; das Dach besteht aus Palmblättern. Ein Geflecht von Zweigen scheidet die Wohnung in zwei Theile, deren kleinerer für die Frauen bestimmt ist. Der geflochtene ist mit einem halben Dutzend Rinderhäuten ausgestattet; die Haut eines Jaguar und einige hübsch aus Bambusrohr gearbeitete Sessel fehlen nicht. Dieses Zimmer dient zum Empfange der Fremden, als Schlafzimmer, als Arbeitsraum während der Monate, in welchen die Llanos überschwemmt sind, und, wenn man die Phantasie zu Hülfe nimmt, auch als schützendes Dach für den Llanero selbst. In einiger Entfernung befindet sich der Corral oder Stall, eine weite Einzäunung, in welche man die Heerden treibt, wenn man sie mit der Brandmarke zeichnen oder zähmen will.

Die Hatos oder Gehöfte gehören meistens Kreolen, welche die an den Grenzen gelegenen Städte bewohnen. Die Insassen derselben sind aber Hateros, Halbbarbaren, welche nur über das

Digitized by Google

ihnen abwertraute Vieh zu wachen haben. Obgleich sie sich rühmen, von den ersten spanischen Einwandernern abzustammen, findet man doch selten einen unter ihnen, der nicht Neger- oder Indianerblut in seinen Adern hätte. Der Hatero ward, wie sein Vater, in den Llanos geboren; daß es Gegenden giebt, wo keine Weiden sind und wo man die Thiere nicht nur wegen der Felle, sondern auch wegen des Fleisches hält, davon hat er keine Ahnung. Seine religiösen Kenntnisse beschränken sich auf Ueberlieferungen, welche aus der Zeit, da seine Vorfahren noch unter civilisirten Menschen wohnten, herrühren. Selten verirrt sich ein Missionär in diese einsamen Gegenden.

Zehn oder zwölf Leute bewohnen einen Hato und führen die Herrschaft über viele Tausend Stück Hornvieh. Die Frauen beschäftigen sich mit häuslichen Arbeiten und bebauen ein kleines Stück Feld mit Mais und Maniok. Nur allein während ihres Brautstandes haben sie vielleicht Gelegenheit, eine Stadt und ein gedrucktes Buch zu sehen. Frauen und Männer bilden einen einfachen und kräftigen, aber sehr unwissenden Menschenschlag; Sitten, Kleidung und Sprache nähern sich mehr jenen der Indianer, als der Spanier. Land und Mensch sind aber hier wie gegenseitig für einander geschaffen. Der Llanero ist von mittler Größe und kräftig gebaut, sein Hals ist kurz, der Schädel eckig, die Stirn frei und die schwarzen Augen blitzen und funkeln wie glühende Kohlen. Die Oberhälfte des Körpers ist ebenmäßig entwickelt, während die Beine durch das fortwährende Reiten eine krumme Form annehmen; dies zeigt sich auch bei dem wackelnden Gang des Hatero. Seine Tracht besteht aus Beinkleidern von Baumwollenfloß (Calzones), die etwas über das Knie hinabreichen, und einem Kittel von demselben Zeuge, der von einem Lederriemen zusammengehalten wird, in welchem das unvermeidliche Machete oder Messer steckt. Ueber die Schultern hat er den unentbehrlichen Poncho geworfen, eine verschiedenfarbige Decke, welche die spanisch-amerikanische Rasse von den Indianern angenommen hat und die als Kissen, Mantel oder selbst als Sattel dient. Als Fußbekleidung hat er Sandalen, auf dem Kopfe sitzt nie die Ledermütze. Seinen ganzen Stolz findet er in einem tüchtigen Reitpferd, in dem Lasso, den er mit bewundernswerther Geschicklichkeit wirft und in der Lanze, mit der er seine Viehbeerden vor sich hertreibt, zuweilen auch an einem Kampfe theilnimmt.

Ein Hato hat gewöhnlich die Ueberwachung und den Unterhalt von vielen tausend Stück Rindvieh und Pferden zu besorgen und wird hier und da noch durch Vorposten unterstützt. Jede, aus mehreren tausend Häuptern bestehende Heerde wird durch zwei bis drei Stiere oder Hengste angeführt, die ein sehr despotische Regiment führen. Sie ziehen mit ihren Untergebenen von Weide zu Weide und erlauben keinem Menschen oder fremdem Thiere ihren Weg zu durchkreuzen.

Es ist vorgekommen, daß diese ungeheuren Züge in den Llanos auf einige Regimenter Soldaten stießen und diese durch ihr ungestümes Vorrücken gänzlich auseinandersprengten.

Ein besonderes Fest für die Llanero's ist das Brandmarken der Heerden. Nach und nach werden die Thiere eingefangen und in den eingezäunten Corral getrieben. Alle Nachbarn auf zwanzig Meilen in der Runde hat man eingeladen. Das Brüllen des Rindviehs, das Wiehern der Pferde und das Umherreiten einiger ausgelassenen Stiere, die mit dem Lasso eingefangen werden müssen, geben ein lebhaftes Bild, an dem sich der Hatero ergötzt. Das Zischen des glühenden Stempeleisens, mit dem man die Marke auf die Haut der Thiere brennt, ist dem Hatero wie Musik. Bei dieser Gelegenheit zeigen diese Leute auch ihre Geschicklichkeit im Bändigen der Thiere. Der Mann wählt ein junges, etwa dreijähriges Pferd aus, das etwas abseits von der Heerde weidet und schleicht ihm allmälig nahe. Plötzlich wirft er den Lasso (die Fangschnur) mit aller Geschicklichkeit um den Hals des Thieres, während ein anderer eine Schlinge um die Hinterbeine legt, so daß es niederstürzt. Um das Aufstehen mehr zu verhindern, erhält es einige Schläge mit einem dicken Stock auf den Kopf und bekommt dann das Gebiß angelegt. So wie das Pferd sich erheben will, springt der Reiter auf dasselbe. Trotz aller Wildheit und Ungeberdigkeit bezwingt der Hatero es doch und verwandelt es binnen zwei Tagen in ein zahmes Geschöpf.

Ein anderes eigenthümliches Vergnügen bei dieser Gelegenheit besteht darin, daß man einen mächtigen Stier vermittelst zweier Lassos einfängt und die Enden derselben an einen starken Baum festbindet, so daß der Stier sich kaum bewegen kann. Der stärkste Llanero packt den wilden Ballen beim Schwanz und zieht daran so lange, bis das Schlachtopfer umfällt. Aber wehe, wenn die Schlingen des Lasso nicht halten; das gepeinigte und dann befreite Thier wendet sich um und vernichtet seinen Peiniger. Dies geschieht nicht gerade selten. Aber der Llanero macht sich nichts aus dem Tode. Er ist ihm täglich inmitten der vielen wilden Thiere nahe, der Fluß, in dem er badet, wimmelt von Alligatoren, in den Sümpfen lauern giftige Schlangen, deren Biß binnen einer Stunde tödtet. Hat er einige Liebesabenteuer, fehlt es ihm nicht an getrocknetem Rindfleisch, Maniokmehl und Guarapo (einer Art Rum), so kümmert sich der Llanero weder um Vergangenheit noch Zukunft. Im Ganzen ist er ein glücklicher Mensch in seiner Weise.

Ein blutiges Drama in der Südsee.

Es ist eine durch viele Thatsachen bestätigte Erfahrung, daß die Eingeborenen der Südsee-Inseln an Zahl ungemein zusammengeschmolzen sind, seitdem sie mit den Europäern in engere Berührungen kamen. Sie können diesen Contact mit unserer Civilisation nicht vertragen, und geben an dem, was ihnen dieselbe bringt, rettungslos zu Grunde. Sie sind dem Untergange geweiht, und scheinen das instinctmäßig voraus zu ahnen. Das Neue, welches die weißen Menschen diesen Inselnamen gebracht haben, will sich ihnen nicht einfügen. Die Europäer und Nordamerikaner haben wohl christliche Lehre und manche nützliche Waare gebracht, sie haben auch dadurch, daß sie Kühe, Schafe, Schweine, Ziegen und Geflügel nach jenen Inseln verpflanzten, der Menschenfresserei ein Ende gemacht. Aber es kamen mit ihnen auch die Blattern, und andere nicht minder schlimme ansteckende Krankheiten, welche bei der Berührung verschiedener Menschenrassen oft neue, grimmige Formen angenommen haben und entsetzliche Verwüstungen anrichten. Es kam endlich auch der gräßlich verheerende Branntwein, welchen alle Gebote und Gesetze nicht fern halten. Auf manchen Südseeinseln ist nun der Glaube verbreitet, daß allen Unheil, welches die Eingeborenen betreffe, durch die Weißen verschuldet werde, und daß diese viel Böses gebracht haben, ist auch vollkommen richtig.

Nun müssen die Unschuldigen büßen, namentlich die Missionare, welche doch in der besten Absicht zu den Heiden kamen. Sehr viele haben, aus Mangel an Menschenkenntniß und im Eifer für den Buchstaben des Dogma's, große Mißgriffe begangen; sie wußten keinen Uebergang zwischen puritanischer Herbigkeit und Strenge, welche der Insulaner nicht begreift und der Leichtfertigkeit zu finden, welche diesen Menschen eingeboren ist, und deshalb sind auf manchen Inseln die Erfolge der, jedenfalls redlich gemeinten, Bestrebungen nur gering gewesen. Wie dem aber auch sein möge, Missionare leben über die ganze Südsee zerstreut, namentlich auch auf den von Schwarzen bewohnten Eilanden, welche sich östlich von Neu-Guinea in einem weiten, in südöstlicher Richtung ziehenden Bogen bis nach Neu-Caledonien einerseits und den Fidschi-Inseln andererseits erstrecken, also auf den Salomons-Inseln, dem Santa Cruz Archipel und den Neuen Hebriden. Zu den letzteren ge-

Digitized by Google

hören Tanna, Anitom oder Aniteum, und Erromango. Hier wurde 1839 der eigentliche Vorläufer der Mission in jenen Regionen, Missionar Williams, von den Kannibalen erschlagen und aufgetreffen.

Nach ihm kamen Andere, ungeschreckt durch jenen grauenhaften Vorgang, und nun haben wir aus der neuesten Zeit wieder ein blutiges Drama, das sehr bezeichnend für die Ansichten und Vorurtheile der Insulaner auf Erromango ist und einen Einblick in ihr Leben und Denken gewährt.

Seit dem April des Jahres 1861 rafften die Masern unter den Eingeborenen der Neuen Hebriden viele Menschen hinweg. Die Schwarzen meinten, daß die unter ihnen lebenden Weißen die Schuld davon trügen, und auf Erromango bildeten sie eine Verschwörung, alle jene unheilbringenden Fremden zu ermorden. Sie wollten zur Ausführung schreiten, als unter ihnen selbst ein heftiger Streit sich erhob, welcher einen Aufschub herbeiführte.

Aber bald nachher gingen sie an ihr blutiges Werk, das in dem Bericht eines Engländers vom 7. Juni folgendermaßen geschildert wird.

Am 20. Mai schrieb ich eben einen Brief an den Missionär Gordon. Da sah ich, daß der Eingeborene David Uri nebst einigen Kindern in aller Eile auf meine Wohnung zukamen; sie schrien, daß die Leute von Dunkhill (einem Dorfe) den Missi getödtet hätten. Ich nahm sogleich meine Waffen und eilte nebst einigen Schwarzen von anderen Inseln, welche gerade in meiner Nähe waren, nach dem Schauplatze der blutigen That. Die Mörder fand ich nicht mehr, wohl aber die gräßlich verstümmelten Leichen Gordon's und seiner Frau. Ich ließ sogleich zehn Leute vor das Haus stellen und dann ein Grab graben, dicht neben der Stelle, an welcher einst Weißen den Märtyrertod erlitten. Dann zimmerte ich in aller Eile zwei Särge zusammen und am andern Nachmittage fand das Begräbniß statt. Ein Eingeborener, welcher einige Zeit bei den Missionaren auf den Samoa-Inseln (den Navigatoren) Unterricht genossen hatte und unter Gordon's Leitung als Lehrer thätig war, verrichtete die religiöse Feierlichkeit. Er sang und betete. Auf mich machte dieser Auftritt einen unaussprechlich tiefen Eindruck. Neben mir stand ja der Mann, welcher 1839 dem Missionar Williams den ersten verhängnißvollen Keulenschlag gegeben hatte. Jetzt war er am Grabe eines andern hingeopferten Missionars und heulte und weinte wie ein Kind.

Gordon's Ermordung fand in folgender Weise statt: Am 20. Mai kam der Häuptling Leva mit neun Männern vor das Missionshaus, angeblich um mit Gordon zu reden. Dieser war unten am Hügel beschäftigt, um sich eine Winterwohnung zu bauen. Dorthin gingen die Schwarzen, unterwegs versteckten sich aber acht von ihnen im Gebüsche; der neunte, Narubulit, hatte den Auftrag, das Schlachtopfer in den Hinterhalt zu locken. Gordon hatte die jungen Leute, welche ihm Blätter und Rohr zur Dachdeckung einsammelten, fortgeschickt und war allein. Der Wilde sagte, seine Gefährten seien im Missionshause und bäten dort jeder um ein Stück Baumwollenzeug. Gordon nahm ein Brett und schrieb mit Kohle darauf, daß seine Frau jedem ein Yard Zeug geben möge. Damit war freilich dem Wilden nicht genügt, aber sein verschlagener Sinn gab ihm etwas Anderes ein. Er sagte, Leva sei in der Mission und wünsche Arznei für einen kranken Freund, und nun ging Gordon mit. Als er dorthin gekommen war, wo die Mörder im Hinterhalte lagen, erhob Narubulit seine agrarische Keule und versetzte dem Missionar einen Schlag in den Rücken. Gordon schrie laut auf, sank gleich zu Boden und erhielt dann einen zweiten Streich, welcher den Hals beinahe ganz vom Rumpfe trennte. Dann erst kamen die Uebrigen aus dem Versteck und zerfetzten den ganzen Körper.

Inzwischen war einer der Mörder, Namens Uben, nach der Mission gelaufen. Frau Gordon ging ihm entgegen und fragte: was denn das entsetzliche Gebeul bedeuten solle, welches sie vom Busche her vernommen hatte. Uben entgegnete: „das bedeutet nichts; die Kinder spielen.“ Als die Frau eine Wendung zur Seite machte, versetzte er ihr eine Anzahl Keulenschläge, und sie lag entseelt am Boden.

Gordon war 1857 nach Erromango gekommen und sein Bekehrungswerk hatte nur geringen Fortgang; schon früher schwebte sein Leben einige Mal in Gefahr. Als nun die Masern ausbrachen, war er unermüdlich, um die Kranken zu besorgen. Aber gerade diese Menschenfreundlichkeit wurde ihm verderblich. Er ging von Dorf zu Dorf und gab Arznei, aber trotzdem starben viele Leute, während Andere gesund wurden. Das begriffen die Schwarzen nicht; wohlhalt soll der eine zur Leiche werden, der andere genesen, da doch beide dieselbe Arznei aus den Händen desselben Mannes erhalten? Gordon war auch zum Häuptling Nuiva gerufen worden, als die Krankheit schon einen tödtlichen Verlauf genommen hatte. Nuiva starb am andern Tage. Die Schuld davon maß man dem Missionar bei und nun verschworen sich die Wilden, alle Weißen umzubringen. Ein Schwarzer verrieth den bösen Plan, und so war es möglich, ihn zu vereiteln; nur Gordon wurde übersaschi.

Uebrigens hatte er sich den bittern Haß vieler Wilden zugezogen. Er war offenbar kein Menschenkenner und verstand die niedrige Geistesstufe dieser Schwarzen nicht zu würdigen. Er hatte die Sucht zum Vorwand genommen, um, was man so nennt, den Leuten in's Gewissen zu reden und war fireng aufgetreten. Er hatte viel von seinem geliebten Gotte gepredigt, die Seuche als eine Strafe Gottes für die Sünden der Leute hingestellt. Was verstanden die wilden Leute von solchen Reden und Gebaren? Sie meinten, er habe Beschwörungen veranstaltet.

Gordon's Tagebuch zeigt, wie belangen der Mann war, und daß ihm jeder freie Blick fehlte. Er schrieb: „Dem Erscheinen der Krankheit ging ein faß allgemeiner Widerstand gegen das Evangelium voraus; die heidnischen Gebräuche und Mordthaten verminderten sich dermaßen, daß es mir unmöglich schien, daß Gott dieses Volk nicht heimsuchen werde. Ich hatte ihnen ein paar Tage, bevor die Seuche ausbrat, diese Heimsuchung verkündet; ich hatte sie ermahnt, vor dem Zorne des Herrn zu fliehen, aber ach, sie hörten nicht eher auf mich, als bis es zu spät war.“ Zwei Monate vor seinem Tode schrieb er: „Vor vierzehn Tagen wäre ich beinahe erschlagen worden; nur ein Zufall hat mich gerettet. Ich schwebe in großer Gefahr inmitten dieses Volkes, wo der Glaube an Hexerei allgemein ist und das mich als einen Zerstörer betrachtet.“ In diesen Worten des Tagebuches findet das blutige Drama vollständige Erklärung.

Die Chinesen in ihrer bürgerlichen Stellung zu den Europäern.

Wir haben schon erwähnt, daß in Australien die dorthin eingewanderten Chinesen viele Angriffe von den europäischen Ansiedlern zu erfahren haben. Ein Gleiches ist schon häufig auch in Californien der Fall gewesen. Die Legislatur hat die einwanderuden „Himmlischen“ mit einem besondern Kopfgeld besteuert, und schon mehrfach ist ein Verbot gegen diese Einwanderung gegeben, aber allemal als ungesetzlich von dem höchsten Gerichtshofe cassirt worden. Es ist von Interesse, zu erfahren, wie ein sorgfältiger Beobachter diese nicht unwichtige Angelegenheit ansieht, und wir theilen deshalb die nachstehenden Betrachtungen mit, die wir im deutschen San Francisco-Journal fanden. Sie sind an Julius Fröbel, der sie im April 1855 niederschrieb.

Alle Fragen, welche über die Grenze des Grundsatzes der Rechtsgleichheit hinausführen, sind Lebensfragen für die Zukunft

Digitized by Google

der Vereinigten Staaten, und verdienen mit Aufmerksamkeit und Gründlichkeit behandelt zu werden. Solche Fragen sind alle die, welche sich auf Religions-, Geburts- und Racen-Unterschiede beziehen. In letzterer Beziehung haben wir die Negerfrage, die Indianerfrage, und in Californien die Chinesenfrage.

Welche Ansichten man auch über die Culturfähigkeit der nicht kaukasischen Racen haben mag, so viel ist gewiß, daß diese Racen thatsächlich nirgends eine Culturstufe einnehmen, die es rechtfertigen könnte, sie massenhaft zum vollen und aktiven Bürgerrechte in Republiken kaukasischer Völker zuzulassen. In weniger das Bürgerrecht eines Staaten an Recht und Verantwortlichkeit in sich schließt, desto weiter kann man seinen Kreis ziehen. In das Bürgerrecht der absoluten Monarchie, wenn dafür der Ausdruck noch zulässig ist, passen alle Racen und alle Culturstufen, — in das der Republik dagegen nur solche Menschen, bei denen die Fähigkeit vorausgesetzt werden darf, die Rechte des Bürgers auf culturgemäße Weise zu gebrauchen und der Verantwortlichkeit eines souverainen Individuums zu entsprechen. Wir halten zwar alle Menschenracen für culturfähig, und möchten es nicht wagen, für irgend eine Race die Gränzen der Culturfähigkeit zu bestimmen; dem ungeachtet ist es unbestreitbar, daß nicht alle Menschenracen in ihrem Culturgange mit einander Schritt halten können; und fordert auch die Humanität, daß der Stärkere auf den Schwächern Rücksicht nehme, so legt sie selbst uns auch die Pflicht auf, diese Rücksichten nicht so weit auszudehnen, daß die Erreichung des Zieles gefährdet wird. Auch der rücksichtslosesten Anhänger philantropischer und kosmopolitischer Theorien könnte z. B. nicht wünschen, daß hier in Californien einmal die kaukasische Race von der chinesischen überstimmt würde.

Kann man also, um bei den Chinesen stehen zu bleiben, nicht wollen, daß sie bei uns zum Bürgerrechte zulässig seien, so tritt die zweite Frage auf, ob man es wollen kann, daß in einem republikanischen Gemeinwesen sich eine Bevölkerung von politisch unberechtigten Menschen, von Heloten oder Parias anhäufe. Nur der gänzliche Mangel aller politischen und moralischen Einsicht könnte dieses wollen, und könnte die Folgen übersehen, die ein solches Verhältniß mit Nothwendigkeit nach sich ziehen müßte. Gegen die Neger und gegen die Indianer haben wir Pflichten. Die Letzteren sind vor uns in diesem Lande gewesen, die Ersteren haben wir wider ihren Willen in das Land gebracht. Dieses Land ist mindestens mit demselben Rechte das ihrige, mit dem es das unsrige ist. Zudem wissen wir, daß die Indianer uns politisch niemals gefährlich werden können, und die Umstände, unter denen die Neger es werden könnten, liegen noch zu fern, um auf die Fragen der Gegenwart Einfluß auszuüben. Die Racenfrage in Bezug auf die Neger liegt seit hinter der Entscheidung der Sklavenfrage.

Anders ist es bei den Chinesen für Californien. Sie sind uns unmittelbar in politischer und socialer Beziehung gefährlich, — gefährlich durch die Unausbleiblichkeit der Folgen, welche aus der Zulassung einer Heloten- oder Paria-Kaste hervorgehen müssen.

Es ist geschichtlich erwiesen, daß alles Kastenwesen, wie das indische und ägyptische, von dem die Ständeunterschiede der späteren Culturperioden, zum großen Theile wenigstens, nur der abgeschwächte Nachhall sind, von Racen-Unterschieden ausgeht. Das indische Wort Varna, welches Kaste oder Volksklasse bedeutet, heißt ursprünglich die Farbe. Gleiche Ursachen würden auch bei uns, aller Wahrscheinlichkeit nach, wieder die gleichen Folgen haben, und wir glauben nicht, daß solche Folgen Jemand wünschenswerth finden könnte.

Unserer Ueberzeugung nach kann sich also Niemand durch philantropische oder demokratische Ansichten so weit fortreißen lassen, daß er die Verbindung des Zunehmens der chinesischen Einwanderung mißbilligen könnte. Die chinesische Bevölkerung, welche wir jetzt schon haben, und welche von vierzig- bis sechzigtausend geschätzt wird, bereitet uns schon hinreichende Verlegenheiten. Zum Glück aber ist sie nicht im Stande, sich, wenn neue Zufuhren abgeschnitten werden, durch natürliche Fortpflanzung zu erhalten. Sie wird mit der Zeit wieder aussterben, und ohne daß wir zu harten Mitteln genöthigt sind, wird der Uebelstand sich von selbst wieder beseitigen. Dagegen müssen wir den Maßregeln beistimmen, welche die Verhinderung einer weitern massenhaften Einwanderung zum Zwecke haben.

Die chinesische Stadt Tsche fu in der Provinz Schan tung.

In der neuesten Zeit ist häufig dieses Ortes erwähnt worden, welcher seit dem Vertrage von Tien tsin den Fremden zugängig wurde. Bisher wußten wir wenig von demselben; nun liegt uns aber eine Schilderung Bonbourc's vor, welche deutlich zeigt, wie diese chinesischen Städte jetzt in die große Bewegung hineingezogen werden.

Tsche fu oder Yen tai an der Mündung des Peiße, bildet den Hauptsitz für die große Provinz Schan tung und treibt lebhaften Handel besonders mit der Halbinsel Korea, mit der chinesischen Provinz Fe kien, überhaupt mit dem ganzen Gestadelande. Schan tung ist eine wahre Kornkammer, und Tsche fu ein durchaus nicht ungesunder Platz. Man redet dort das Kuan choa, die Mandarinensprache, welche die gebildeten Leute im ganzen Reiche verstehen. Sie zerfällt in zwei Gruppen: die nördliche Mandarinensprache, oder jene von Peking, und die südliche, oder Mandarinensprache von Nanking; zwischen beiden bildet der Yang tse kiang so ziemlich die Grenzscheide. Aber die Abweichungen sind nicht sehr beträchtlich; doch hat die Nankinger Mundart weichere Töne und mehr Selbstlauter, ist auch wohllingender als die nördliche, welche eine härtere, etwas gehackte Accentuirung hat.

Die Stadt liegt im Hintergrund einer schönen, stets von Schiffen ungemein belebten Bucht und in den Straßen herrscht ein sehr reges Treiben, besonders in jenem am Wasser und bei der großen Pagode. Die Waarenläden haben Schilder mit goldenen Inschriften; überall sind die Auslegebretter mit einer großen Menge sehr verschiedener Waaren bedeckt und die Verkäufer, welche jedem weißen Fremden allerlei Siebensachen entgegenhalten, schreien: „Ti tun, compien?“ daß soll heißen: Ihr done, combien? Auch die Knaben, welche in den Straßen hausiren gehen, radbrechen einige französische oder englische Wörter.

Zwei Hauptgebäude der Stadt sind die Pagode und das Theater; sie stehen unweit von einander, ähnlich wie im christlichen Europa, wo auch die Schauspielhäuser gewöhnlich neben einer Kirche sich erheben. Auf zwei mächtigen Pfählen flattert eine weiße Fahne; sie deutet an, daß hier die Himmelskönigin verehrt werde. Die Vorderseite des Tempels unterscheidet sich nicht von jener anderer Häuser und ist ganz einfach. Durch mehrere Gänge und Säle gelangt man dann in einen Hofraum, in welchem eine herrliche ezene Vase steht mit sehr schönen Stickpinnen. Sie ist mit Inschriften bedeckt und würde jedem europäischen Museum zur höchsten Zierde gereichen. Auf der großen Eingangsthüre liest man die Worte: „Die erhabene Mutter, Himmelskönigin!“ Man tritt ein und gelangt in einen mit Fresken und Laternen geschmückten Saal. Unter einem Baldachin sitzt die Himmelskönigin; auf einem zu ihren Füßen angebrachten Altar stehen zwei flackernde Kerzen und aus eisernen Gefäßen steigt der Duft von Weihrauch empor. Auf einem Tische steht man verschiedene Speisen, welche die Priester sich gut schmecken lassen, sobald die Gläubigen sich entfernt haben.

Digitized by Google

Zur Rechten und Linken stehen zwei Untergottheiten, nämlich Schuen fong, der günstige Wind, und Tsen li ien, das Auge, welches tausend Meilen weit sieht. Chinesische Matrosen geben nur dann gern in See, wenn sie vorher diesen Göttern, Beschützern des Meeres, ihre Andacht bewiesen haben. Wie könnten sie auch auf glückliche Heimfahr rechnen, ohne sich noch zuvor dem Lung nan, dem Großen Drachen und dessen Gefolg empfohlen zu haben? Dieser mächtige und gewaltige Genius sitzt in einem andern Saale majestätisch da, eingehüllt in prächtige Gewänder. Zwei junge Mädchen sind immer zu seiner Verfügung, und sein Schreiber steht mit dem Pinsel in der Hand da, um alles, was der Götze äußert, niederzuschreiben.

Da ist auch noch der Götze Le tia, der Durchdringer der Finsterniß, der auch einem muthigen Manne Schrecken einjagen kann. Hat er doch drei schwarze Hörner auf dem Kopfe, unter den Augen blitzen zwei glänzende Brauen hervor, seine rothen Nasenlöcher sind weit aufgetrieben. Er stützt sich auf eine Lanze und erwartet die Befehle seines Gebietere. Aber zum Hofstaat des großen Drachen gehören noch vier andere Götter. Feng schin, der Gott des Windes, trägt in seinem Brustkasten einen Schlauch, in welchem er seine dienstbaren Sklaven gefesselt hält; diese läßt er los auf dem Meere, damit sie als Stürme einherbrausen oder als günstiger Fahrwind die Segel der Fahrzeuge schwellen. Da ist auch Le schin, der Gott des Donners, mit flammendem Auge, einem gewaltigen Adlerschnabel im Gesicht, einem gewaltigen Kamm auf dem Haupte, und der wuchtige Hammer, welchen er in der Rechten hält, ist immer bereit, auf das Eisen in seiner Linken zu schlagen. Nicht so schrecklich, aber mit sehr stolzer Miene und einer Art von phrygischer Kappe, nimmt sich Schien schin aus, eine junge Göttin, welche aus zwei Goldtafeln den Blitz in die Welt fahren läßt. Neben ihr sitzt Ji schin, der Gott des Regens, welcher mit einem Sprengwedel Wasser in ein Gefäß thut. Daraus kann er Fluthen bilden, welche die ganze Welt überschwemmen.

In anderen Sälen findet man eine Anzahl von Götzenbildern, welche dem Gotte des Reichthums untergeben sind.

Das Theater ist sehr einfach, denn es besteht nur aus einem viereckigen Gerüste, das sich etwa in Mannshöhe über dem Boden erhebt und dessen Dach von vier Pfählen getragen wird. Es bildet zugleich Bühne und Orchester und die Garderobe ist eine einfache Bretterbude. Den einem Vorhang ist keine Rede, und die Zuschauer stehen oder sitzen auf der Erde. Frauenzimmer dürfen in China auf der Bühne nicht erscheinen, und deshalb werden ihre Rollen von Jünglingen, oft sehr gut, gespielt. Eintritts- und Zuschauergelt wird nicht verlangt. Die Schauspieler erhalten ihren Lohn von den Schiffsherbergen, welche des sehr löblichen Glaubens leben, daß die Schiffe gute Fahrt haben, wenn der Eigenthümer vorher seinen Mitbürgern ein Vergnügen bereitet hat.

Auf dem Platze zwischen dem Pagodentempel und der Schaubühne wandeln die Verkäufer von Lebensmitteln umher. Sie tragen auf der Schulter ein Brett, auf welchem etwa ein Dutzend verschiedene Gefäße stehen. Haben kann man von diesen Leuten vielerlei, zum Beispiel gebackres Fleisch, Pasteten, Gemüse rc.; Brot wird von Knaben verkauft, Thee oder warmes Wasser sind auf der Straße überall zu finden, denn unter hunderten von großen Kesseln brennt das Feuer. Leider sind die Chinesen sehr unfauber, und selbst ihre Leckerbissen können uns keinen Appetit machen.

Man ennsieht den langen, schmutzigen Gassen und läßt den Blick über die freundliche Landschaft wandern. Auf grünen Todtenhügeln erheben sich schattige Bäume oder Büsche. Freundliche Dörfer sind mit Gärten umgeben. Das Gefäßblatt verbreitet seinen süßen Duft. Von den Hügeln kommen auf steilen, wohlgebahnten Wegen ganze Karawanen herab, Pferde, Maultiere und Esel, alle mit sicherm Tritt. Sie bringen Holz und Getreide, Obst und Matten, Töpfergeschirr und Lederwaaren nach der Stadt. Dann und wann sieht man auch einen offenen Wagen, in welchem ein wohlhabender Landmann sitzt, oder eine reitende Frau, deren Maulthier vom Herrn Gemahl am Halfter geführt wird. Maulthiertreiber begrüßen einander unterwegs mit dem landesüblichen Tschin tschin, das heißt, sie legen beide geballten Fäuste aneinander, beben dieselben mehrmals in die Höhe und nicken dazu mit dem Kopfe.

Viele Zu war eine Zeitlang von europäischen Soldaten besetzt. Ob man nach deren Abzuge den Weißen gewogen ist, muß die Folge lehren. Aber die Leute benehmen sich höflich und belästigen nicht. Den fremden Kriegern waren sie natürlich nicht gewogen, und die Furcht ist erst aus den Gemüthern gewichen, seitdem eine Anzahl europäische Frauen in der Stadt leben. Bowbonne erzählt: „Wenn wir sonst in ein Dorf gingen, fiel die weibliche Bevölkerung, was nur die Beine vermochte; die Kinder schrieen und die Hunde heulten. Man schreckte die Kleinen mit dem Worte: Uai kua sin, und alle unsere Bemühungen, den Leuten die Furcht auszureden, halfen nichts. Da nahmen wir einmal unsere Frauen mit hinaus und ließen diese allein vorangehen. Das half. Die Chinesinnen kamen näher, betrachteten sie von oben bis unten, zupften an den Kleidern und wagten sogar einige Fragen. Habt ihr Kinder? — Ja. — Habt auch ihr Kinder? — Ja. — Wir möchten sie wohl einmal sehen. — Wir wollen sie herbringen. — Bald schafften sie auch vielebren zur Stelle, und die kleinen, olivengelben Creaturen wurden natürlich mit Liebkosungen bedacht. Einige Tage später ging ich mit meinem Kinde, und das bisher Unerhörte geschah; eine Chinesin reichte mich an "

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Europäer sich überall bemühen möchten, sich den Ausländern benehmen möchten; aber das geschieht leider nicht immer.

Ein neuer Gott in Indien.

Wir wissen, daß die Menschen im Alterthume Ihresgleichen zu Heroen und Göttern erhoben; daß sie ihre Helden in den Himmel versetzten und sie verehrten. Es scheint, als ob auf gewissen Culturstufen und bevor geläuterte Ansichten durchgedrungen sind, ein gewisser Bedürfniß vorhanden sei, Götter zu machen, die man sich leiblich vorstellen kann.

Aus der allerneuesten Zeit liegt ein Beispiel vor, an welchem wir deutlich sehen, in welcher Weise man einen noch lebenden Menschen zum Gott erhebt, ihm sofort auch einen besondern Cultus widmet und sich diesem mit einem wahren Fanatismus hingiebt. Die Thatsache ist folgende

Der englische General Nicholson, welcher 1857 während der großen Meuterei in Indien von den Sipahis erschossen wurde, hatte früher längere Zeit hindurch im Pendschab (dem Fünfstromlande der Indusregion) befehligt. Die Eingebornen lernten ihn als einen tapfern Mann kennen, der sich auf dem Schlachtfelde durch großen Muth und kaltblütige Haltung auszeichnete. Das Land hatte längere Zeit unter dem Kriegsgesetz, und die bürgerliche Verwaltung wie die Pflege der Gerechtigkeit unter der Leitung des Generals. Dieser führte sein Amt zugleich kräftig und mild und in wahrhaft väterlicher Weise. Dadurch erwarb er sich die allgemeine Zuneigung der Eingebornen.

Als der General im Jahre 1850 auf einige Jahre nach Europa zurückreisen wollte, trat eine eigenthümliche Erscheinung zu Tage. Es ergab sich nämlich, daß in der Stadt Haeripore eine Gemeinde von Fakirs bestand, welche ihrer alten indischen Religion den Rücken gekehrt hatten; an die Stelle derselben war ein Nicholsen-Cultus getreten. Sie bezeichneten den Mann als ihren Vater,

Digitized by Google

Beschützer und Richter; sie beteten zu ihm als dem Guru Nikolsein, trugen ein safrangelbes Gewand, und eine schwarze Kopfbedeckung. Auch hatten sie geistliche Lieder, und jeder Vers derselben endete mit dem Namen Nicholson, der zugleich als Guru, Heiliger, bezeichnet wurde.

Diese Gemeinde bestand aus harmlosen, friedlichen Leuten, die ihre Beleuchtung darin fanden, ihren neuen Gott in aller Ruhe verehren zu können. Im Jahre 1856 kam Nicholson nach Indien zurück, um einen Besuch in Kaschmir zu übernehmen. Sein Weg führte ihn durch Harripore, wo sich gleich eine allgemeine Aufregung kund gab. Unter großem Jubel zog das Volk seinem Guru entgegen und brachte ihm Huldigungen dar. Der General war über das Alles in nicht geringem Grad erstaunt, wurde verdrießlich, suchte durch ernsthafte Mahnungen die Leute von ihrer Verirrung zurückzubringen, aber sein Bemühen war ganz vergeblich. Endlich griff er zu einem äußersten Mittel, er ließ einige seiner äußersten Verehrer öffentlich ausheisschen.

Aber die Wirkung war eine ganz andere als der Guru-General erzielen wollte. Denn durch diese Strenge erhielte nicht etwa der Eifer, sondern wurde wo möglich noch gesteigert. „Wir haben die Züchtigung verdient, wir haben den Guru durch unsere Sünden beleidigt, unser Leben war noch nicht rein genug." So sprachen sie und führten ein noch strengeres Leben, beteten nur noch inbrünstiger.

Nicholson mußte der Sache ihren Verlauf lassen, er konnte an ihr gar nichts ändern. Während des großen Krieges fand er bei Delhi seinen Tod. Lange Zeit wollten die Leute in Harripore nicht glauben, daß ihr Gott gestorben sei: als sie endlich Gewißheit erhielten und nicht mehr zweifeln durften, gaben die Nikolsein-Fakire sich einem wahnsinnigen Schmerze hin. Der Gemeindevorsteher erklärte, daß er nicht länger in einer Welt leben könne, welche sein Guru verlassen habe. Er ging in seine Wohnung und schnitt sich den Hals ab. Ein anderer that desgleichen.

Ein dritter fing die Sache gescheiter an. Er sagte: ich will in denselben Himmel, zu welchem mein Guru eingegangen ist und will dieselbe Ehre annehmen, an welche er glaubte. Ein zu Calcutta erscheinendes Blatt, der „Friend of India" erzählt, daß dieser Mann stracks zu den Missionaren nach Peschawer gegangen, im Christenthum unterwiesen und dann getauft worden sei. Er ist jetzt Lehrer in der Missionsschule. Einige Andere sind seinem Beispiele gefolgt; was aus den übrigen Anhängern des Nicholsoncultus geworden ist, und ob sie noch sest in ihrem Glauben sind, wissen wir nicht.

Kleine Nachrichten.

Die angebliche Wasserverbindung zwischen dem schwarzen Meer und dem kaspischen See. Wir haben neulich (Globus S. 56) die Ansichten des Staatsrathes Hr. Bergsträßer in Astrachan über die Möglichkeit einer solchen, und die Ergebnisse der Expedition Kostenkojo mitgetheilt. Ihnen zufolge kann von einem Kanal keine Rede sein, und das Land eigne sich nicht zu Ansiedelungen. Nun ist Hr. Bergsträßer in einer ausführlichen Abhandlung (Augsburger Allgemeine Zeitung, Nr. 264, außerordentliche Beilage) gegen Kostenkoff sehr scharf aufgetreten. In den Streit selbst gehen wir nicht ein, sondern heben nur Einiges hervor, das zur Erläuterung dienen kann. Ueber die Möglichkeit der Herstellung eines Kanals bemerkt Herr B. beiläufig, bringt aber Zeugnisse bei, denen zufolge eine Wasserverbindung zwischen beiden Meeren einst vorhanden gewesen sei. Wie kam sie wieder in Abgang? Darüber giebt ein Brief des Adelsmarschalls Major von Ratenoff, zu Georgijewsk im Gouvernement Stawropol, manche Andeutungen. Die Flüsse, welche vom Kaukasus in die Steppengegend herabkommen, waren früher wasserreich. Sie fließen theils nach Norden zum Manytsch, theils nach Nordost und Ost. Zu den ersteren gehören die drei Flüsse Jegorlick und der Kala us mit seinen acht Armen; sie sind alle wasserarm geworden. Zu den zweiten gehört die Kuma, welche sich halb nach ihrem Ursprung unter Sandstellen verliert, später wieder zum Vorschein kommt und sich zuletzt theils in die Manytschniederung, theils in das kaspische Meer verliert. Ihre neunten Seitenflüsse waren einst wasserreich, jetzt sind sie sehr wasserarm. Die Ursache dieser Erscheinung ist die Austrocknung der früheren Urwälder; die Kuma, welche einst als ein stolzer Fluß ihre Wellen in's kaspische Meer rollte, kriecht und schlängelt sich jetzt als ausgetrocknete Wasserader nur noch bis in die Nähe des Meeres, wo sie frühzeitig versiecht. Alle die genannten Flüsse haben nur noch ein Drittel oder Viertel ihrer frühern Wassermenge. Der Fluß Malka, jetzt der wasserreichste Arm des Terek, habe sich früher in die Kuma ergossen und mit ihr einen großen schiffbaren Fluß gebildet. Mehrjache Bemühungen, die Malka wieder in ihr altes Bett zu leiten, sind mißlungen. „Es ging ein Wasserweg von der größten Wichtigkeit verloren, den wieder herzustellen jetzt unerschwinglliche und nicht zu ersehende Summen nöthig sein sollen." Herr B. bemerkt dazu: „Diese Mittheilungen eines so tüchtigen und zuverlässigen Gewährsmannes sind wenig erfreulich für die Möglichkeit, den frühern Wasserweg zwischen beiden Meeren aufeinander ausgedehnten Strecke wieder herzustellen, um so mehr, da die Entwaltung der kaukasischen Abhänge nicht ab- sondern zunimmt." Damit scheint B. auf seine frühere Aufstellung wegen eines Kanals zu verzichten, und die Hauptsache wäre damit erledigt. Er wirft dann noch, daß Kostenkoff, Barbot de Marny und Krusenn nicht eine wissenschaftliche Reise, sondern nur eine „flüchtige Durchsicht" durch die ponto-kaspische Niederung gemacht hätten, bestreitet aber nicht, daß sie, wie sie sich ausdrückten, „den Manytsch trockenen Fußes erforscht haben." Uebrigens scheinen allerdings die Untersuchungen Kostenkoffs und seiner Gefährten sehr oberflächlich gewesen zu sein, und Herr B. äußert sich auch in dieser Beziehung sehr scharf. Er wirft ihnen irrige Ansichten und Trugschlüsse vor; ihr Rechenschaftsbericht sei ungenau, enthalte ungerechte Anspielle gegen ihn, Hrn. B., zeuge von Mangel an Kenntnissen und an hinreichender Thätigkeit. Kostenkoff habe den mit der Steppengegend vertrauten Beamten Tscherkasoff so ungeeignet behandelt, daß derselbe seinen Abschied nahm, und dann nur noch Kalmücken bei sich gehabt, „welche ihr größtes Interesse daran haben, diese Niederung, welche gleichsam ihr gelobtes Land ist, im unerfreulichsten Lichte darzustellen." Sie wollen die Ansiedelung ackerbautreibender Russen verhindern. Die wirkliche Reisedauer der Expedition betrage nur fünfzehn Tage; die angeblichen Resultate verdienten keinen Glauben; amtliche Documente seien absichtlich verdreht worden; es werden auch Andeutungen gegeben, daß man sich von den Kalmücken habe bestechen lassen. Uebrigens führt Hr. B. überzeugend den Nachweis, daß die Steppe anbaufähig sei, einst blühende Niederlassungen gehabt habe, und dieselben noch besitze.

Eisenbahnen in Indien. Die Engländer betreiben den Bau derselben mit großem Eifer. Im Herbst 1861 ist die 264 Miles lange Strecke den Kalkutta nach Bhagalpore in ihrer ganzen Länge befahren worden. Sie soll demnächst bis Monghyr, einer wichtigen Stadt am Ganges, eröffnet werden, und von dort verlängert man sie über Patna nach Benares. Sie hat dann (von Kalkutta bis Benares) eine Länge von 539 Miles. Gleichzeitig wird auch die Bahn von Benares nach Mirzapore fertig; jene von Allahabad über Kahnpur (Cawnpore) nach Etawah, 210 Miles, ist dem Betrieb übergeben worden. Die ganze Strecke von Allahabad bis Agra gedenkt man im Januar 1862 zu eröffnen.

Australien. Die Eisenbahn von Melbourne nach Ballarat soll zu Ende des Jahres 1861 eröffnet werden. — Die Goldausfuhr der Kolonie Victoria betrug vom 1. Januar bis 15. August 1,288,707 Unzen. — Der Ackerbau, insbesondere die Anpflanzung der Weinrebe, hat große Fortschritte gemacht. — Von erfreulichem Erfolge sind die Bemühungen Eduard Wilson's. Dieser Mann hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, europäische Thiere in Australien einzugewöhnen. Auf seinen Antrieb bewilligte das Kolonialparlament den Melbourne 2000 Pfd. St. für die Einführung der Alpakas, 500 für jene des Lachses und 500 für andere Thiere. Wilson hat den sogenannten Murray Cod, einen sehr großen Barsch, im Yarrastusse eingebürgert. Die Versuche mit dem Lachse schlugen bisang fehl, sollen aber erneuert werden. Manche unserer Singvögel gedeihen, insbesondere die Lerche, die schwarze Amsel und Grasdrossel. — Die Goldfelder auf Neuseeland erweisen sich als ergiebig. In einer einzigen Woche kamen aus Auckland 3000 Unzen Gold nach Sydney und 700 Unzen nach Melbourne. — In Neusüdwales ist man durch Militärgewalt

Digitized by Google

der Meuterer und Räuber, welche die von uns geschilderten Missethaten gegen die Chinesen verübter, Herr geworden. Die arbeitende Klasse verlangt aber ein Verbot der chinesischen Einwanderung, weil durch diese der Arbeitslohn herabgedrückt werde!

Der unterseeische Telegraph von Malta nach Alexandria ist am 1. November eröffnet worden. An jenem Tage wurden 25 Telegramme, jedes von 20 Wörtern, und alle in je fünf Minuten befördert. Die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt 1400 Meilen. [1]

Die Telegraphenverbindung zwischen den beiden Weltmeeren ist im Oktober 1861 hergestellt worden. Die Drähte sind nun von San Francisco in Californien bis nach Cap Race auf Neufundland, auf einer Strecke von 5000 Miles gezogen worden. Wie schade, daß vorerst der unterseeische Telegraph, der von Neufundland nach Irland lief, sich vor der Hand nicht bewährt hat!

Zeitbestimmung, von Neu-York aus berechnet. Wenn in Neu-York die Glocke 12 Uhr schlägt, so ist es an allen Orten westlich von Neu-York Vormittag, an allen Orten östlich von Neu-York Nachmittag. Der Zeiger der Uhr wird dann stehen in

		St.	M.	Sek.	
Philadelphia	auf	11	55	52	Vorm.
Buffalo (N. Y.)	„	11	56	32	„
Charleston (S. C.)	„	11	36	40	„
Cincinnati (O.)	„	11	16	18	„
Neu-Orleans (La.)	„	10	55	40	„
Oregon City	„	8	46	40	„
Honolulu (Sandwich-Inseln)	„	6	24	8	„
St. Helena	„	4	33	40	Nachm.
London (England)	„	4	55	42	„
Rom (Italien)	„	5	46	3	„
Jerusalem	„	7	17	24	„
Calcutta	„	10	49	49	„
Montreal	„	12	1	44	„

Meeresströmungen. Am 29. Januar 1858 verließ der amerikanische Walfischfahrer John Gilpin aus Boston auf der Höhe von Kap Horn einen Theil seiner Ladung. Nun meldet ein Bericht aus Bunbury, einer kleinen Niederlassung an der Küste von Ostaustralien, daß dort am 18. Februar 1861, etwa 150 Seemeilen vom Land entfernt, zwei Thranfässer gefunden wurden, welche zur Ladung jenes Schiffes Gilpin gehört hatten. Sie waren nunmehr drei Jahren vom 70° westlicher bis 111° östlicher Länge getrieben worden, und hatten einen Weg von nahezu 8000 Seemeilen zurückgelegt.

Westküste von Afrika. Die letzten Nachrichten von dort melden, daß in der Mitte des Septembers endlich die englische Nigerexpedition von Rabba stromab gekommen war und die Mündung erreicht hatte. Sie war vom königlichen Dampfer Espoir geleitet und beschützt worden. Man fand den Leiter des Reisezuges, Dr. Baikie am Leben und gesund; seit zwei Jahren hatte er keinen unmittelbaren Verkehr mit Europäern gehabt. Er befand sich Ende Septembers an der Nigermündung. — Der König von Dahome traf Vorkehrungen zu einem großen Feste; er gedachte zur Feier des neuen Erntejahres tausendundzwölf Menschen zu schlachten. — König Peppel, von Bonny, den unsere Leser kennen, befand sich zu Anfang Octobers noch immer auf seinem Schiffe, weil ein Theil der Unterthanen darauf bestand, ihm den Gehorsam zu verweigern.

Die Dahlak-Inseln im Rothen Meere sind in der jüngsten Zeit mehrfach von Reisenden, unter Anderen von A. Rouy besucht worden. Diese Gruppe liegt vor der Küste Abessiniens, ungefähr dem Hafenplatze Massawa gegenüber unter 15° 36′ N. Br. Die drei Hauptinseln sind Dahlak, Nora und Nakela. Die Großhandelsabfahrzeuge legen dort nicht an, obwohl die erste der genannten Inseln einen sehr guten Hafen hat. Viele Spuren deuten darauf hin, daß einst die Abessinier auf im sechzehnten Jahrhundert die Portugiesen eine Niederlassung auf derselben hatten. Noch jetzt sind Ruinen von Bauwerken vorhanden, welche von den Arabern als Kenissa el Kebira, große Kirche, bezeichnet werden. Dahlak hat nur etwa 1600 Bewohner, auf die beiden andern bewohnten Eilande kommen zusammen nur 200 Köpfe. Alle sind Mohammedaner, friedliche Menschen, die unter einem Schech stehen; dieser erhält seine Belehnung vom türkischen Gouvernement zu Massawa, welchem er jährlich 1000 Maria-Theresia-Thaler zahlt. Wasserläufe giebt es auf den Inseln nicht, aber das Brunnenwasser ist gesund. Die Einwohner beschäftigen sich mit dem Fischfang und der Perlenfischerei. Eine Schilderung der letzteren geben wir an einer anderen Stelle unseres Blattes.

Bergbau in Preußen. Die Steinkohlenförderung, welche 1854 erst 40,739,129 Tonnen im Werthe von 19,167,327 Thalern betrug, war 1860 auf 53,283,626 Tonnen gestiegen, im Werth von 21,268,332 Thalern. Der Durchschnittswerth für die Tonne stellte sich auf 12 Neugroschen. Allein in der Provinz Sachsen wurden 17½ Millionen Tonnen Steinkohlen gefördert, im saarbrücker Revier beinahe 14 Millionen. Die Braunkohlenförderung betrug mehr als 21 Millionen Tonnen im Gesammtwerth von 2,971,879 Thaler. An Eisenerz wurden 2,245,754 Tonnen 1,588,191 Thaler mehr als im Vorjahr gefördert. Zinkerz im Ganzen 6,071,916 Centner, 1,669,823 Thaler, Bleierz 1851 erst 253,000 Centner, 1860 aber 894,849 Centner, 2,353,154 Thaler. Kupfererz 682,471 Tonnen, 112,311 Thaler. Der Hüttenbetrieb leidet durch die niedrigen Preise. Im Jahre 1858 hatten die sämmtlichen Hüttenerzeugnisse einen Werth von mehr als 80 Millionen Thaler, 1860 nur von 63,551,857 Thaler. An Roheisen wurden 7,807,019 Centner im Werthe von 11,820,131 Thalern erzeugt (1858: 8,108,510 Centner, 15,121,944 Thaler), Schmiedeeisen nebst Schwarzblech und Eisendraht 6,495,418 Centner; 25,406,741 Thaler. Zink 1,106,930 Centner; 6,424,363 Thaler. Die gesammte Salzerzeugung stellte sich auf 2,612,936 Centner.

Polnisch redende Bevölkerung in Preußen. Die Zahl derselben beträgt sich, den statistischen Ermittelungen zufolge, im Jahre 1860 auf 2,044,514 Köpfe. Sie bilden in allen Regierungsbezirken, mit Ausnahme eines einzigen, die Minderzahl. Es kommen im Regierungsbezirk

Posen	536,841	Polen auf 371,740 Deutsche,
Bromberg	246,852 „	248,196 „

also im Ganzen dort 783,692 Polen auf 619,936 Deutsche. Ferner leben polnisch redende Leute im Regierungsbezirk Königsberg 132,947; in Gumbinnen 138,780; in Danzig 87,451 und 63,656, die auch deutsch reden; Marienwerder 257,444. Dazu kommen dann noch in Oberschlesien etwa 650,000, die man im gewöhnlichen Sprachgebrauch als Wasserpolaken bezeichnet.

Aus Japan bringt die Times den Bericht eines englischen Diplomaten, der „den dieses Lande durchaus einzieht" ist. Er hat nur Lob für Land und Leute. Er rühmt die allgemeine Sauberkeit und Ordnung, die er überall kand, auch in den Wohnungen der ärmsten Leute. Die Leute aller Stände sind er gutmüthig, höflich im Betragen und ungemein wißbegierig. Ihr Geschick und ihre Kunstfertigkeit in allen technischen Gewerben erregten sein Staunen; sie arbeiten in Allem so gut wie die Europäer, und in Vielem weit besser. Auch die Frauen der unteren Klassen können lesen und schreiben. Das weibliche Geschlecht nimmt in der Gesellschaft eine geachtete Stellung ein, und auch in dieser Beziehung bildet Japan einen scharfen Gegensatz zu den Chinesen. Jedes Dorf hat ein öffentliches Bad. Eine gewisse Art von Unsittlichkeit, welche man den Japanern zum Vorwurfe macht, sei nicht in Abrede zu stellen, aber sie sei doch nicht zum hundersten Theile so arg, als jene in Paris oder London. Uebrigens dürfe man die Japaner und ihre Eigenthümlichkeiten nicht nach vorgefaßten europäischen Ansichten beurtheilen. Sie seien ganz vortreffliche Leute

Zopf und Knopf. Ein englischer Kaufmann in Schanghai steht mit einem angesehenen Chinesen jener Stadt in freundschaftlichen Verhältnissen. Eines Tages kam zwischen Beiden die Rede auf die verschiedenen Trachten und Gebräuche, und der Sohn Albions machte einige scherzhafte Bemerkungen über den Zopf, welchen der Sohn des Blumenreiches der Mitte trug. „Wozu habt Ihr Chinesen diesen Zopf? Ihr habt ja nichts daran zu tragen; und ist es nicht auch unbequem, wenn Ihr Chinesen diesen Zopf? Ihr habt ja nichts daran zu tragen; sie sind in der That überflüssig." — Beide lachten hell auf, um dann überein, daß man wirklich in einer närrischen Welt lebe. Wir Europäer bilden uns nur allzusehr ein, daß unsere Civilitäten und deren Anhängsel eigentlich das Salz der Erde seien, aber diese Ansicht ist eben so verkehrt als wenig berechtigt. Wir schleppen entsetzlich viel Verkehrtes und Ueberflüssiges nach allen Erdtheilen und den Himmel von der Sache ist, daß wir uns sogar etwas darauf zu Gute thun!

Verantwortl. Redakteur: Hermann J. Meyer in Hildburghausen — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Digitized by Google

Ein Beſuch in Rio de Janeiro.

Eine Reiſe über den atlantiſchen Ocean. — Ball am Bord des Dampfers. — Deutſche Muſikanten. — Madeira, Teneriffa, St. Vincent. — Ein Sonnenaufgang unter dem Aequator. — Pernambuco und Bahia. — In Rio de Janeiro. — Anblick der Stadt. — Gaſthöfe und Kaffeehäuſer. — Spaziergänge und Ausflüge in die Umgegend. — Leben und Treiben auf Straßen und Plätzen. — Marktſcenen. — Wunderliche Proceſſionen. — Die Neger. — Eine Verſteigerung von Sklaven. — Eine Prinzeſſin aus dem Lande der Aſchanti.

Der Maler Biard hat von ſeinen Erlebniſſen in Braſilien eine ſehr ergötzliche Schilderung entworfen, und manche Volksſcenen und Abenteuer durch Bilder verſinnlicht. Wir werden ſie den Leſern des Globus mittheilen. Zunächſt geleiten wir den Reiſenden nach Rio de Janeiro. —

Muſik am Bord des Dampfers.

Am 9. April 1858 ging ich in Southampton an Bord des Dampfers Tyne. Die Fahrgäſte waren zumeiſt Engländer, Portugieſen, Braſilianer und Franzoſen. Auch ein deutſcher Königsſohn (Prinz Georg von Sachſen) fuhr mit bis Liſſabon, um ſich dort mit einer portugieſiſchen Prinzeſſin zu vermählen. Der Kapitän ließ für ihn eine Kajüte vor dem Hauptmaſt errichten, weil das Wetter ſehr winkig war, und der Prinz gern einen freien Blick auf das Meer haben wollte. Aber der Seemann verſchwieg, daß in derſelben Kajüte während der vorigen Reiſe kranke Leute untergebracht worden waren, die am gelben Fieber litten!!

Am 13. April waren wir im Tejo vor Liſſabon, und ſtachen raſch wieder in's atlantiſche Meer hinaus. Ich war mißvergnügt mit meiner Kajüte, welche auf der Wetterſeite lag; ich mußte das Fenſter geſchloſſen halten und lag in einem unheimlichen Halbdunkel. Erſt gegen Abend kroch ich hervor und ging auf's Verdeck, wo eben eine Geſellſchaft deutſcher Spielleute zu muſiciren begann. Ich betrachtete mir dieſe Künſtler etwas genauer. Es iſt bekannt, daß nicht ſelten kleine Frauen rieſengroße und ſtarke Männer wählen, oder große Männer ſehr kleine Frauen heirathen. So war es auch mit jenen Muſikanten. Ein koloſſaler Menſch mit gewaltigen Händen ſpielte die Pickelflöte oder Klarinette, und ſein Sohn, ein Knabe von zehn oder zwölf Jahren blies eine gewaltige Poſaune, die entſetzlich ſchmetterte. Das Konzert fand übrigens Beifall und wurde an jedem Tage wiederholt. Anfangs tanzten einige Herren mit einander, bald nachher trippelten die Damen mit den Füßen, und am Ende war ein förmlicher Ball. Dabei ging Alles recht gut, denn man machte ſich nicht viel daraus, wenn man beim Rollen des Schiffes etwas aus dem Takte kam.

Am 14. April hatten wir Porto Sante, am 15. Madeira in Sicht, und hier, wo ſchon Miethpferde bereit ſtanden, durften wir an's Land ſteigen. Zuerſt beſuchten wir eine Kirche, deren Namen ich vergeſſen habe; dann ritten wir durch Straßen, die mit Mauern eingefaßt waren. Man ſagte mir, die Ausſicht ſei wunderſchön, ich habe aber weiter nichts als Mauern geſehen, und einen mächtigen Blumenſtrauß gepflückt. Uebrigens iſt Madeira wirklich ein Garten, in welchem alle tropiſchen Gewächſe neben unſeren europäiſchen Pflanzen gedeihen. Die Luft iſt mild und geſund,

Digitized by Google

und deshalb die Zahl der Kranken, welche durch sie Genesung suchen, nicht gering. Die hübschesten Häuser gehören den Engländern. Die berühmten Weinberge suchte ich vergebens; seit der leidigen Traubenfäule hat man beinahe alle ausgerodet, und pflanzt statt ihrer das jetzt einträglichere Zuckerrohr. Auf der Ostseite wächst aber noch Wein.

Bei Teneriffa, wo wir am 17. ankerten, ging ich nicht an's Land, zeichnete aber den weltberühmten Spitzberg, über dessen Schnee ein schwarzer Gipfel hinausragte. Am 19. kamen die Inseln des grünen Vorgebirges in Sicht. Sanct Vincent, wo der Dampfer anlegte, bot einen trostlos öden Anblick; ich sah auf der Insel nur verkrüppelte Bäume, und auch diese nur in spärlicher Zahl. Die Kinder liefen ganz nackt umher; für sie ist der Kleidermacher ein ganz überflüssiger Mensch.

Von St. Vincent bis Pernambuco in Brasilien steuert man quer durch den atlantischen Ocean. Die Reise wurde

Am 29. April, Abends acht Uhr, passirten wir die Linie. Mit den bekannten und oft beschriebenen Feierlichkeiten und Späßen, welche den Reisenden von Seiten der Matrosen gewöhnlich nicht erspart werden, blieben wir verschont. Die Matrosen veranstalteten eine Geldsammlung, und wir tranken Schaumwein auf des Kapitäns Gesundheit.

Einen wahrhaft prächtigen Sonnenaufgang hatten wir am 1. Mai. Solch einen Anblick, mit so eigenthümlicher Wolkenbildung, hatte ich nie zuvor gesehen. In der Nacht bewunderten wir die uns neuen Sternbilder am südlichen Himmel, und am Morgen tauchte nach und nach das Land empor. Amerika lag vor mir. Es verkündete sich mir freilich nicht etwa durch Berge, denn die Küste in jener Gegend ist flach, sondern durch Palmen. Aber was kommt denn da auf uns zugeschwommen? Es sieht aus wie ein Segel ohne Schiff, das die Wellen durchschneidet. Ich frage einen Fahrgast, der neben mir steht, und erhalte die Auskunft,

Der Zuckerhut.

nun langweilig, und wegen der starken Hitze sehr ermüdend. Wir alle gähnten einmal über das andere und fühlten uns sehr abgespannt; mit den Bällen war es zu Ende. Dann und wann erregte ein Walfisch unsere Aufmerksamkeit, auch ergötzten wir uns an den fliegenden Fischen, von denen manche gehascht wurden. Die Matrosen spannten einige dieser Thiere auf kleinen Brettern derart aus, daß wir den Bau der Flossen, welche diesen Fischen als Flügel dienen, genau betrachten konnten. Das gab einigen Zeitvertreib. Für eine wirkliche Aufregung sorgte unser Kapitän. Einst vernahmen wir ein Signal, und sogleich lief die ganze Bemannung zusammen. Die Matrosen ließen alle Boote, auch die große Schaluppe, in's Wasser; man holte die Briefbeutel, um die Post zu retten, und bemannte die Boote. Was sollte das bedeuten? Die Sache nahm sich aus wie bitterer Ernst; vielleicht war dem Schiff ein Unfall begegnet. Zum Glück handelte es sich blos um eine Uebung, die man nur billigen kann; denn wenn ein Unglück eintreten sollte, wissen die Leute Bescheid, und jeder kennt seine Obliegenheit.

daß dieses seltsame Fahrzeug eine Jangada sei. Es besteht aus einem halben Dutzend Balken, die ein zusammengebundenes Floß bilden, hat eine Bank, und in der Mitte ein Loch für den Mast. Das ist Alles.

Wir waren vor Pernambuco, sahen aber nichts von der Stadt (Globus S. 111), und fuhren weiter, nachdem einige Fahrgäste sich der Jangada anvertraut hatten und der Briefbeutel abgegeben war. Auf der Fahrt nach Bahia sahen wir weiter nichts, als einige Wale, fliegende Fische und Tropikvögel, und fuhren bei Nacht unter gewaltigem Regenguß in den Hafen ein. Ich ruderte an's Land, und hatte nun brasilianischen Boden unter mir, aber von Allem, was ich dort zu sehen hoffte, fand ich nichts. Nicht ein einziger malerischer Eindruck! Nichts als Neger und immer wieder Neger, die laut schrieen, einander drängten und stießen; nichts als schmutzige Beinkleider, schmutzige Hemden und beschmutzte Füße. Ich hatte oft gehört, daß in Bahia die schönsten Gerinnen seien, und ich bemerkte auch einige, die recht [illegible] lich aussahen. Aber in den engen Straßen der Unterstadt

Digitized by Google

drängte sich Alles wirr durcheinander, auch fremde Kaufleute, Juden wie Katholiken, und noch dazu in einer wahrhaft pestilenzialischen Atmosphäre. Ich eilte so rasch als möglich fort, die Straßen hinan, welche Treppenstufen haben und zur Oberstadt führen. Dort war die Luft reiner, und als ich vor einem hübschen Garten stehen blieb, sah ich den ersten Kaffeebaum; er schwärmte um Orangeblüthen.

Drei Tage später, am 5. Mai, fuhren wir in die herrliche Bai von Rio de Janeiro, welche in der That jeder Beschreibung spottet. Ich sah Botafogo, das Spital, die Gloria mit ihren hübschen Häusergruppen, Santa Theresia, wohin, wie man sagt, das gelbe Fieber nicht dringt, das Kastell mit den Signalen, und eine prächtige grüne Landschaft. Das war doch etwas ganz Anderes als bei Pernambuco oder Bahia. Aber am Lande war auch hier nichts zu sehen als Neger und immer wieder Neger. Einige trugen Etwas auf dem Kopfe, das mir verdächtig schien, denn Seemöven flatterten darüber hin. War es eine Leiche? Ich sah auch den berühmten Berg, welcher seiner Gestalt wegen mit Recht den Namen Zuckerhut führt, und mein Blick haftete auf dem Corcovado, dem Buckelberge, den jeder Fremde besteigt, weil von oben herab die Aussicht wunderbar schön ist.

Negerinnen.

Wir stiegen an's Land. Jeder nahm ein Bündel unter den Arm, welches die nöthigen Kleider für die nächsten drei oder vier Tage enthielt, denn alle anderen Sachen mußten in's Zollhaus wandern. Ich wäre in dem großen Gedränge beinahe in's Wasser gefallen, kam aber doch glücklich in die Rua Direita, die gerade Straße, in welcher viele portugiesische Kaufleute wohnen. Dort stehen auch Zollhaus und Postgebäude. An dem Gehwege saßen die schönsten Negerinnen, welche ich je gesehen habe; sie waren ungemein stark und kräftig, fast wie Riesinnen. Meine Bewunderung erlitt aber doch einen Stoß, als ich sah, daß diese schwarzen Damen Ochsenmägen und Fettgebärme feilboten. Aus der Rua Direita kommt man in die Uruidor-Straße; sie ist für Rio, was die Rue Vivienne für Paris, der Broadway für New-York. Aber noch hatte ich nicht Zeit, sie mir näher zu betrachten, denn vor allen Dingen mußte ich mir ein Unterkommen suchen.

Im „Hotel" fand ich eine erträgliche Mahlzeit, aber nur ein ganz erbärmliches Zimmer mit einem einzigen ärmlichen Fenster; ein anderer Raum war nicht verfügbar, und es blieb wirklich gar nichts Anderes übrig, als mit diesem Loche fürlieb zu nehmen. Wenn man in Brasilien kein luftiges Zimmer hat, leidet man eine Pein wie unter den Bleidächern von Venedig, und ist schlimmer daran, als bei Windstille unter dem Aequator. Mir wurde die Hitze geradezu unerträglich, und ich kannte es gegen Mitternacht gar nicht mehr im Bett aushalten. Ich stand auf und legte mich auf eine Rohrbank. Aber ich war aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn unbekannte Feinde machten wüthende Angriffe auf mich. Schon vorher hatte ich große Netze gekauft, um mich der Stechmücken zu erwehren, und nun stürmten größere Ungeheuer auf mich ein. Ich wollte wissen, mit wem ich zu schaffen habe und zündete Licht an. Da sah ich Insekten mit zollangen Fühlhörnern, die wie Sternschnuppen im Zimmer umherschossen und nun plötzlich mit ungemeiner Schnelligkeit verschwanden. Ich suchte nach ihnen, konnte aber keine Spur mehr finden und löschte das Licht wieder aus. Sogleich begann der arge Spuk wieder. Im Nu brannte meine Kerze abermals, und jetzt gelang es mir, eines dieser schwirrenden Ungeheuer zu erwischen. Mein Erstaunen war nicht gering, als ich sah, daß ich einen Kakerlaken (Blatta insignis) erwischt hatte. Entsetzliche Erinnerungen wurden in mir wach. Ich war früher ein ganzes Jahr lang am Bord eines Kriegsschiffes gewesen, welches am Senegal von einigen dieser abscheulichen Thiere besucht worden war, und sie hatten sich dann dermaßen vermehrt, daß sie eine wahre Pest für jenes Fahrzeug wurden. Jetzt dachte ich wieder mit wahrem Schauder an jene Zeit, und war in einer mehr als gelinden Verzweiflung. Ich ließ die Kerze brennen, setzte mich auf einen Stuhl und erwartete den Anbruch des Tages.

Weiß gekleidet.

Am Morgen wandelte ich in der Stadt umher. Ich trug einen schneeweißen Anzug, den ich mir in Paris gekauft hatte, und der offenbar für ein warmes Land ganz geeignet war. Aber Jedermann starrte mich an und sah mir nach, etwa so wie in unseren europäischen Städten geschieht, wenn ein sonnengebräunter Araber im Burnus oder ein Albanese mit seiner Fustanella sich blicken läßt. Denn in Rio de Janeiro geht Jedermann schwarz gekleidet.

Es versteht sich von selbst, daß ich mir Mühe gab, eine angemessene Wohnung zu finden. Ich kam auf einen großen Platz, wo ich mir einen Springbrunnen betrachtete, der mit un...ligen Hähnen versehen war; an ihm konnten fünfzig schwarze Männer und Frauen gemächlich und gleichzeitig ihre großen Krüge mit Wasser füllen, sie schrien und gestikulirten

aber ganz entsetzlich. Dann schlenderte ich durch einige Straßen bis an's Meeresufer, und kam gerade an die Stelle, wo kurz vor meiner Landung die Seemöven in der Luft unhergeflattert waren. Jetzt wurde mir klar, weshalb; in der Nähe lag das Spital. Im Bereich eines solchen mochte ich nicht

Eine Frau von Stand in Rio.

wohnen, ging also weiter und fand reizende Gärten und hübsche Häuser; es war die auf einem Hügel sich hinziehende Straße, welche man die Gloria nennt. Dort war aber nichts zu vermiethen, und ich wollte nun einmal eine Wohnung haben, in der ich nicht allnächtlich grimmige Kämpfe mit Kakerlaken zu bestehen hätte. Allein ich fand keine. —

Da erbarmte sich der Kaiser von Brasilien des fremden Künstlers. Biard erzählt, daß er im Palaste St. Christoph wohlwollend von den Majestäten empfangen wurde, seine Empfehlungsschreiben abgab, und dann den Auftrag erhielt, das Portrait der Herrschaften zu malen. Er nahm seine Wohnung im kaiserlichen Stadtpalaste, und war nun aller weiteren Sorgen überhoben. Nachdem er die Statteinigermaßen kennen gelernt hatte, machte er Ausflüge in die Umgegend.

Ich wollte, so fährt er fort, einige Landschaftsstudien machen, und wählte dazu die Berggegend, welche Tijuca heißt. Von Rio aus fährt man eine Strecke weit im Omnibus, und besteigt dann Maulthiere, welche bis an den Berg gehen. Man rieth mir, einen schwarzen Kofferträger zu miethen, der mir Alles richtig besorgen werde, ohne daß ich nöthig hätte, ihn zu beaufsichtigen. Ich ging aber hinter ihm her bis zu der Stelle, wo die Maulthiere bereit stehen. Darüber schlugen alle Leute die Hände zusammen; sie hielten mich für närrisch; ich würde, sagten sie, nicht lebendig ankommen. Zur Erklärung muß ich beifügen, daß die Europäer in Rio bald eben so träge werden, wie die Brasilianer

Ein Palast-Schlüssel.

selbst. Die Hitze wirkt drückend auf sie, die Erschlaffung bleibt nicht aus, und sie gehen höchstens gegen Abend eine kleine Meile spazieren. Nun begriffen sie nicht, wie ein weißer Mensch mit seinen fünf Sinnen es wagen könne, zur Mittagszeit eine Strecke von höchstens anderthalb Wegstunden zu Fuße zu gehen, — und unrecht hatten sie nicht. — Aber ich schritt um elf Uhr Morgens mit meinem Neger fürbas. Der Koffer war nicht leicht, und nach einer halben Stunde sah der Mann aus wie ein ehernes Standbild; seine Haut ergänzte vom Schweiß. Ich hatte meinen Schirm aufgespannt, folgte mühsam nach, und wurde bei jedem Schritte matter. Endlich überfiel mich eine Anwandlung von Schwindel. Ich war sehr froh, daß ich am Fuße des Berges ein Gasthaus fand, wo ich übernachtete. Am andern Morgen lehnte ich meinen Schwarzen ab, frühstückte, und machte mich dann ganz allein auf den Weg. Da kamen gerade noch zu rechter Zeit einige meiner Reisegefährten, die klüger gewesen waren als ich, denn sie hatten Maulthiere. Sie wollten den Sonntag über bei mir bleiben. Nun nahm auch ich ein Maulthier, und fort ging es nach dem großen Wasserfalle. Der Ausflug war angenehm. Ueberall sah ich Anpflanzungen von

Digitized by Google

Kaffeebäumen, und bald vernahmen wir auch das angenehme Rauschen der Kaskade, die ich sehr malerisch fand.

Am andern Morgen packte ich in aller Frühe meinen Tornister, und begab mich auf Streifzüge, um Studien zu machen und Skizzen zu entwerfen. Ich war von einer

Schwarze Träger.

prächtigen Natur umgeben, und fühlte mich ganz glücklich. Aber neben der poetischen Wallung machte sich bald ein sehr prosaischer Verdruß geltend. Während ich zeichnete, waren unverschämte Ameisen über mein Frühstück hergefallen, und hatten sich auf meine Kosten eine Güte gethan. Nachdem ich genug gezeichnet hatte, nahm ich den Tornister und den Schirm und ging weiter. Dann und wann begegneten mir Sklaven, die alle mich mit großen Augen anstarrten. Sie mochten ihren eigenen Blicken nicht trauen. Da war ja ein freier Mann, ein Weißer, vielleicht gar ein Doktor, und der trug eine Bürde auf dem Rücken! Unerhört! Und weiß gekleidet war er obendrein; was sollte das Alles bedeuten? Die schwarzen Leute begriffen es nicht.

Aber ihr Staunen sollte bald noch um ein Erkleckliches gesteigert werden. Als ich vor meiner Herberge anlangte, bemerkte ich einen reitenden Eilboten in kaiserlicher Livree, und eine bunte Menge stand um das Pferd herum. Der Bote hatte mir, dem weißen Manne, welcher einen Tornister trug, einen Brief zu überbringen! Dergleichen war im Gebirge noch niemals vorgekommen. Aber mit der Sache selbst hatte es seine Richtigkeit, der Brief war an mich, Herrn Biard, Ritter der Ehrenlegion, gerichtet, und wurde mir in der That eingehändigt. Der Inhalt veranlaßte mich, ohne weitern Aufenthalt nach Rio zu gehen.

Dort wohnte ich, wie schon bemerkt, im kaiserlichen Stadtpalaste, begab mich aber täglich nach dem St. Christophspalaste hinaus, der etwa eine Stunde von Rio entfernt

Soldaten der Nationalgarde.

liegt, um die hohen Herrschaften zu malen. Natürlich trug ich nun schwarze Kleider. Meist kehrte ich zu Fuße heim, um Beobachtungen zu machen, und in meiner Wohnung erfreuete ich mich voller Freiheit.

Aber es fiel mir lästig, immer durch die Höfe und zwischen Schildwachen hindurch zu gehen, und es war mir deshalb sehr lieb, daß ich den Schlüssel zu einer Hinterthür bekam, welche auf die Misericordiastraße hinausging. Die Sache hatte aber doch, so zu sagen, einen Haken, denn der Schlüssel war von so ungeheuerer Länge, daß alle meine Rocktaschen für ihn viel zu klein waren. Trotzdem nahm ich ihn mit großem Dank an und ließ mir die Rocktaschen länger machen.

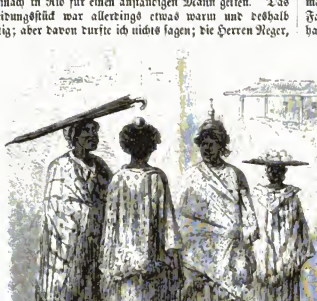
Fast an jedem Tage besuchte ich den Markt, weil ich dort das Volk mit seinen Eigenthümlichkeiten am besten studiren konnte. Früh Morgens kamen Fahrzeuge mit Orangen, Bananen, Holz und Fischen von den Inseln in die Bucht. Die Neger schrien, warfen sich einander über den Haufen, lachten, weinten, und Viele stürzten sich mit ihren Körben in's Wasser, um so rasch als möglich an's Land zu kommen. Bei hoher Fluth war der Lärm am ärgsten, und nicht selten kam es zu Schlägereien. Am Ufer saßen schwarze Weiber unter luftigen Schuppen, sie verkauften Kaffee, ge-

trocknetes Rindfleisch und Bohnen; die letzteren bilden bekanntlich für die größte Zahl der Brasilianer das tägliche Leibgericht. Auf dem Uferstaden trieben sich die Wiederverkäufer umher. Mehr als diese interessirten mich die vielen herrlich befiederten Vögel, die auf hölzernen Spießen staken, und die ich gern alle gekauft hätte; aber leider verstand ich nichts vom Ausstopfen. Auf einer andern Seite des Marktplatzes waren Kalebassen und Matten zum Verkauf ausgestellt, und daneben Fische, lebendige Vögel und Affen. Uebrigens scheinen die Brasilianer sich aus ihren herrlich befiederten Vögeln nicht viel zu machen; in Rio wenigstens sah ich in den am Fenster hängenden Käfichen insgemein einen Zeisig oder Stieglitz. Auch auf die tropischen Blumen legen sie keinen Werth, wohl aber auf Rosen.

So verlief mir die Zeit recht angenehm. Ohnehin hatte ich mir einen schwarzen Oberrock gekauft, und konnte demnach in Rio für einen anständigen Mann gelten. Das Kleidungsstück war allerdings etwas warm und deshalb lästig; aber davon durfte ich nichts sagen; die Herren Neger, die meinen weißen Rock verachtungsvoll angesehen hatten, verneigten sich vor dem schwarzen. Ich wohnte in einem Palaste; mir gegenüber lag die Kammer der Abgeordneten, deren Reden ich beinahe hören konnte, und immer machte es mir Vergnügen, wenn die Nationalgarde unter meinem Fenster vorüberzog. Die Sappeure waren ja rechte Prachtexemplare, und nahmen meine ganze Bewunderung in Anspruch. Ihre Schurzfelle waren, je nach den einzelnen Regimentern, verschieden. Bei einigen bestanden sie aus nachgemachten Tigerfellen, bei anderen waren Thee- und Kaffeepflanzen auf das Leder gemalt, genau so, wie Figura zeigt. Die Herren Offiziere trugen ihre Strohhüte oder Tschakos am liebsten unter dem Arme.

Ueber meine Mahlzeiten wäre weiter nichts zu sagen, wenn nicht die verwünschten Ameisen sich dabei in sehr lästiger Weise bemerkbar gemacht hätten. Abends hatte ich auch einige Ursachen zu klagen. Wenn ich die Fenster öffnete, um frische Luft einzulassen, begann allemal eine Musik, die gewöhnlich vor zwei Uhr Morgens nicht wieder aufhörte. Es war eine Guitarre und eine Flöte, deren Inhaber wahrhafte Sterbelieder klimperten, bliesen, und zum Ueberfluß auch noch sangen. Manchmal entrann ich dieser Qual und ging nach dem Kastell hinauf, wo ich herrliche Stunden verlebt habe. Man hat dort eine prächtige Aussicht auf die Bai und auf das Orgelgebirge, das sich mit seinen sonderbaren Formen ganz eigenthümlich vom Horizont abhebt. Sobald es dunkel geworden war, begannen die Lichter in der Stadt zu flimmern; dann kehrte ich heim.

In der Dweder-Straße habe ich mich nicht allzu oft blicken lassen. Aber mehr als einmal betrachtete ich mir doch beim flammenden Lichte der Waarenläden den Anzug der brasilianischen weißen Damen. Die Frau vom Stande hat gewöhnlich zwei Mulattinnen oder Negerinnen zur Begleitung und ebendrein noch ein paar kleine Negerknaben. Sie schreitet so majestätisch als möglich einher, und manchmal geht der Herr Gemahl voraus. Die Brasilianerin liebt Farben, die recht in's Auge stechen. Das mag sein Gutes haben, denn wenn die Sonne einige Zeit solch ein Zeug beschienen hat, dann sieht es anders aus, und der Anzug ist so zu sagen ein anderer geworden; eine neue Mode kommt durch das Abblassen. Auch an Fortepianoklimpern war kein Mangel.



Negerinnen.

Ein Tiensmann.

Zwei wunderliche Prozessionen habe ich auch mit angesehen. In der einen spielte eine Puppe, welche den heiligen Georg in voller Rüstung vorstellte, eine große Rolle. Sie saß zu Pferde, und alle hohen Würdenträger folgten. Durch Nachlässigkeit der Leute, welche das Pferd führten, wäre der Heilige beinahe auf das Straßenpflaster herabgefallen. Bei einem andern Umzuge sah ich eine große Anzahl acht- bis zwölfjähriger Mädchen, die nach der Mode aus den Zeiten Ludwigs des Fünfzehnten in Sammet und Seide gekleidet waren, und allerlei Tänze aufführten. Neben den Mädchen schritten die Herren Väter in Kniehosen, mit Sonnenschirm und brennender Cigarre einher: Offiziere der Armee trugen ihre Kopfbedeckung unter dem Arm und Heiligenfiguren in den Händen; natürlich fehlten die Sappeure mit den getigerten Schurzfellen auch hier nicht. Den Zug

schlossen Neger, welche den Leuten Schwärmer zwischen die Beine warfen.

Der Neger bildet in Rio vorzugsweise die Charakterfigur; er ist überall. Gleich in den ersten Tagen, als ich im Palaste eben meine Wohnung bezogen hatte, vernahm ich ein sonderbares Geräusch, das ich mir nicht erklären konnte. Ich eilte an's Fenster und sah einen wunderlichen Auftritt. Eine Familie zog mit ihren Habseligkeiten aus einer Wohnung in eine andere, und der ganze Hausrath wurde von Negern weggetragen. Sie gingen hinter einander in einem gewissen Takt; jeder Einzelne wiederholte ein paar Sylben oder stieß Kehllaute hervor. Einer schleppte nicht weniger als fünf zusammengebundene Fässer auf dem Kopfe; die ganze Gesellschaft mochte wohl an die fünfzig Köpfe zählen. Zuletzt kam ein großer Flügel, dessen wandernde Unterlage von sechs Negerköpfen gebildet wurde. Der eine Mann war so eine Art von Musikdirektor, und gab den Takt vermittelst einer mit Kieselsteinen gefüllten Blechbüchse.

Ein andermal sah ich eine Gruppe von drei Negerinnen, die sich eifrig mit einander unterhielten. Die Eine trug auf dem Kopfe einen Schirm, die Zweite eine Apfelsine und die andern Gebieter zu bekommen. Da verschanzten sie sich, leisteten Widerstand, und konnten nur durch eine starke Uebermacht bewältigt werden. Grausame Behandlung der Neger kommt nur äußerst selten vor, und ganz allgemein verfährt man mit ihnen sehr gut. Auch sind sie ein sehr werthvolles Besitzthum, und seit Abschaffung des afrikanischen Sklavenhandels um das Drei- und Vierfache im Preise gestiegen. Auf jeden Fall ist ihr Schicksal unendlich besser, als das von solchen europäischen Ansiedlern, welche von gewissenlosen Menschen nach Brasilien verlockt und übervortheilt werden. Man begegnet in den Straßen von Rio armen Leuten aus allen Ländern; diese bleichen, abgemagerten Gestalten erbetteln ihr Brot. Auch habe ich gesehen, daß zwei Chinesen, von denen der eine blind war, von einem alten Neger Almosen erhielten. —

Bis hierher sind wir Biard gefolgt. Wir wollen seine Schilderungen des Negerlebens aus einer andern Quelle vervollständigen, nämlich aus den Briefen eines Nordamerikaners, welche wir in einer Augustnummer des zu New-York erscheinenden Saturday Evening Courier fanden.

Man sieht nur wenige Lastfuhrwerke oder Ziehkarren

Schwarzer Dienstmann.

Stutzer.

Dritte eine kleine Flasche. Die schwarzen Leute tragen jeden nur denkbaren Gegenstand auf dem Haupte, und dick genug ist ihr Schädel.

Versteigerungen von Sklaven habe ich auch mit angesehen. Die schwarze lebendige Waare wird in derselben Weise losgeschlagen, wie jede andere. Der Auktionator steht, wie es gerade kommt, auf der ersten besten Kiste oder auf einem Stuhle, und hat einen kleinen Hammer in der Hand. Ich war einst Zeuge, daß aus dem Nachlaß eines Verstorbenen, außer Lampen und Tischen und anderem Hausrath, auch fünf Neger zum Verkauf kamen. Die Leute waren nicht im Mindesten traurig, sondern ganz aufgeweckt, und wurden durchschnittlich jeder für eintausend Dollars losgeschlagen. Der eine Käufer erstand zwei schwarze Frauen, einen Negerknaben, einen Tisch, allerlei Geschirr und ein Pferd!

Ausnahmsweise kommen bei derartigen Verkäufen sehr lebhafte Auftritte vor. Einst wurden aus dem Nachlaß eines sehr wohlwollenden Mannes sieben Neger zum Verkauf gebracht; sie waren ihrem verstorbenen Herrn sehr zugethan gewesen, und mochten sich nicht darein finden, einen

in Rio, weil auch Handelswaaren zumeist auf den Köpfen der Neger fortgeschafft werden. Gewöhnlich gehen diese in Rotten von acht bis zwölf Mann in einem eigenthümlichen Schritte, der rascher ist wie unser gewöhnlicher Gang, aber nicht ganz so schnell wie ein Trab, und dabei stimmen sie einen eigenthümlichen Gesang an. Dieser ist voll, laut, aber äußerst eintönig; der Fremde hört ihn anfangs gern, weil die Sache ihm neu ist, sie wird aber bald recht lästig.

Die Neger fühlen sich sehr glücklich, und brauchen nur ausnahmsweise in unbedingt nöthigen Fällen einmal angestrengt zu arbeiten. Immer bleibt ihnen sehr viele freie Zeit übrig, die sie ganz nach ihrem Gutdünken verwenden können, und Manche erwerben sich ein recht hübsches Sümmchen. Am Sonntage sind sie sauber gekleidet, gehen zu Stiergefechten oder anderen Schaustellungen und zum Tanz, zu welchem die schwarzen Schönen sich in Menge einfinden, um von ihren Anbetern bewundert zu werden. Die Neger, man muß es wiederholen, fühlen sich sehr glücklich, und sind lustig und heiter; das Klima sagt ihnen zu, sie haben gute Nahrung vollauf, und ihre Herren sind nachsichtig und träg. Der Sklav kann ohne allzu große Anstrengung so viel erwerben,

daß es ihm möglich wird, ſich frei zu kaufen und ſein eigener Herr zu werden. Dann und wann kommt wohl ein unruhiger Auftritt vor, dann aber trifft den oder die Schulten, und iſt ein afrikaniſches Prachtexemplar, ſchlank und kräftig gewachſen, mit ſchöner Büſte und wohlgeformten Gliedmaßen. Dabei hat ſie keine gequetſchte Naſe und keine

Eine Verſteigerung.

wulſtigen Lippen, ſondern der Negertypus tritt in ihren Zügen nur ſchwach auf. Sie iſt aus dem Aſchanti-Land und erzählte uns, daß ſie eine „Prinzeſſin“ ſei (— was man, beiläufig bemerkt, ihr wohl glauben konnte, da bekanntlich der König jenes Landes nicht weniger als dreitauſend dreihundert und dreiundreißig Frauen haben muß —). Sie war von einem feindlichen Häuptlinge geraubt, an einen portugieſiſchen Sklavenhändler verkauft u. von dieſem nach Braſilien gebracht worden, als ſie kaum fünfzehn Jahre zählte. Als wir ſie ſahen, mochte ſie etwa doppelt ſo alt ſein. Sie hielt in ihrem Hauſe vortreffliche Ordnung und übte eine unumſchränkte Gewalt. Alle Schwarzen, die bei ihr ſpeiſten, blickten auf dieſe Frau

digen eine harte Strafe von Seiten der Obrigkeit. Man zieht ihnen Masken über das Geſicht, legt Hanfſchellen an, und manchmal auch ein Halseiſen. Beſtrafung mit der Peitſche iſt nicht allgemein üblich, und dieſe Art der Züchtigung nur dann ſtreng, wo es ſich um ſtarke Vergehen bei ſehr widerſpänſtigen und hartnäckigen Leuten handelt.

Im Leben und Treiben der Neger begeben ſich ganz eigenthümliche Vorfälle. Ein Engländer beſaß eine ſchwarze Köchin, die ihm viel Verdruß bereitete. Sie war hartnäckig, widerborſtig und von verdrießlicher Laune. Ihr Gebieter ſchickte ſie aus dem Hauſe fort, und ſie hält ſeitdem eine Speiſewirthſchaft an der Dom Pedro-Eiſenbahn.

Schwarz gekleidet.

Laſtträger.

Dieſe Schwarze hatte den Beinamen Freiheit erhal-

Digitized by Google

mit einer Art von stupider Bewunderung, und was sie sagte, das galt unbedingt. Jedermann war beflissen, ihr einen Dienst zu erweisen, und wehe dem, welcher das Mißfallen dieser Dame erregte! Er war damit allgemeiner Mißachtung preisgegeben. Madame Freibeit war verheirathet, und versicherte, daß sie ihren Mann sehr liebe; er ist aber nur ein ganz unbedeutender, ältlicher Neger, der Alles thun muß, was sie haben will; er darf zum Beispiel nur höchst selten ihr Haus besuchen, und muß sich in der Stadt Beschäftigung suchen. So steht er anderen interessanteren Leuten nicht im Wege.

Dame Freibeit erzählte uns sehr gern von der Herrlichkeit und Pracht des königlichen Hofhaltes im Aschantilande; der kaiserliche Palast und der ganze Hofstaat in Rio sei dagegen so viel wie gar nichts! Wir behandelten diese Negerin mit zuvorkommender Artigkeit, und deshalb war sie gegen uns sehr mittheilsam. Wenn man ihr aber mit einer Zurechtweisung oder mit einem Tadel kam, dann schwollen ihre Nüstern und sie wurde zornig. Mit körperlicher Züchtigung und Einsperrung hatte man auch als sie noch jung war nichts mit ihr ausrichten können; sie war nur bei guter Laune, wenn sie wollte. Sie ging in die katholische Kirche und machte die äußeren Gebräuche mit; aber daneben hielt sie große Stücke auf ihren urafrikanischen Fetisch, den sie nie ablegte. Manchmal lud sie eine Anzahl von Negern zu sich ein, die sich Abends um das Feuer setzten; dann erzählte sie in ihrer Landessprache allerlei über die alte Heimath, und sang auch wohl Kriegslieder.

Schilderungen aus den La Plata-Staaten.

Charakter der argentinischen Pampas. — Die Campaña. — Der Gaucho und sein Treiben. — Der Commandante. — Die Montoneros und ihre Grausamkeiten. — Rosas und Artigas. — Die Mörderbande der Mazorca — Aufzählung ihrer Opfer. — Beispiele von argentinischer Tyrannei. — Der Gaucheshäuptling Ibarra. — Leidensgeschichte seiner Schlachtopfer. — Doña Agostina de Libarona. — Die Strafe des Retobado.

Die weiten Regionen Süd-Amerika's, welche der La Plata mit seinen Nebenflüssen durchströmt, haben durch ihre Weltlage Anspruch auf eine große Zukunft. Sobald sie fleißige Bewohner erhalten, und wenn an die Stelle der blutigen inneren Kämpfe einmal Ruhe und Ordnung tritt, werden sie zu Wohlstand und Gedeihen sich emporschwingen. Aber seit nun schon vierzig Jahren sind sie fast ununterbrochen von Bürgerkrieg heimgesucht worden, der auch jetzt, im Spätjahre 1861, noch nicht zu Ende ist.

Der Staat oder die Provinz Buenos Ayres, mit der gleichnamigen großen Handelsstadt am rechten Ufer der La Platamündung, vertritt vorzugsweise die europäische Bildung, die Belange des Großhandels, und bildet die Eingangspforte zum innern Lande. Er hat stets einen überwiegenden Einfluß geltend machen wollen, gegen welchen die anderen Provinzen sich auflehnten. In diesen letzteren kamen seit dem Unabhängigkeitskriege die Obersten und Generale an die Spitze der Verwaltung, und wollten ihre Waffen nicht mehr ablegen. Ihre gegenseitige Eifersucht führte zu erbitterten Fehden, die mit einer entsetzlichen Barbarei, mit einer argen Blutgier, mit einer aller Schilderungen spottenden Grausamkeit geführt wurde. Die Häuptlinge der Rinderhirten und der ungebildeten Bewohner des innern Landes begannen einen Kampf gegen das städtische Element, einen Krieg der Rohheit gegen die Bildung. Diese Häuptlinge, Caudillos, schrieben das Wort Föderalismus, im Gegensatze zu dem Unitarianismus oder Centralismus von Buenos Ayres, auf ihre Fahne, und verlangten einen Bund nach Art des nordamerikanischen. Der Lokalgeist lehnte sich gegen das Allgemeine auf, und nun dauert dieser Kampf schon vierzig Jahre lang. Bald hat sich der Staat Buenos Ayres von den übrigen getrennt, bald wieder mit ihnen vereinigt, aber bisher hat die wechselseitige Selbstsucht und eine übel verstandene Rivalität den Ausgang aus einem blutigen Labyrinthe versperrt. Am Ende muß aber ein solcher doch gefunden werden, und richtig verstanden haben ohnehin beide Theile gar keine unvereinbaren Interessen, sondern sind sehr darauf angewiesen, sich gegenseitig zu ergänzen.

Das weite Gebiet der argentinischen Lande reicht vom Meere bis zu dem Hochgebirge der Cordilleren, durch welche es von Chile getrennt ist, und von der Südgränze Bolivia's bis in die patagonischen Ebenen hinein. Da sind unabsehbare Ebenen, die berühmten Pampas, dichte Wälder, und schiffbare Gewässer strömen in Menge dem gewaltigen La Plata zu. Acker- und Weideland sind in Fülle vorhanden. Die nördliche Region verschwimmt gleichsam in das Gran Chaco hinein. Diese erst theilweise bekannte Landschaft im Osten des Salado, welche nach Norden hin bis zur bolivianischen Provinz Chiquitos reicht, bildet einen großen „Schlupfwinkel für wilde Thiere" und das weite Jagdgebiet vieler Indianerstämme. Während der Regenzeit, vom Oktober bis März, bieten in manchen Theilen die Ebenen dieses Gran Chaco den Anblick eines unermeßlichen Oceans, in welchem grüne Inseln zerstreut liegen. Der Pflanzenwuchs ist einförmig, denn weite Strecken sind nur mit einer einzigen Pflanzenart bedeckt, z. B. mit unübersehbaren Anhäufungen von Palmen oder Algarroben.

Die Städte sind im argentinischen Gebiete spärlich über den großen Raum vertheilt, und liegen zumeist weit von einander. Auf dem platten Lande spielt der Gaucho (sprich Gautscho) den Meister; er ist der eigentliche Pambasbewohner, auf einer Fläche, die nach allen Seiten hin eine Ausdehnung von mehr als vierhundert Wegstunden hat. Auf ihr kann er, ohne Wege zu bahnen, mit belasteten Wägen fahren; er findet auch für sein rasches Roß nirgends ein Hinderniß; denn die Flüsse, auf welche der Gaucho noch niemals auch nur einen Kahn gebracht hat, hindern ihn nicht. Er treibt sein Pferd hinein, hält sich am Schweife fest, und schwimmt dergestalt bis zum nächsten Ufer. In seinem Lande wechseln die eigentlichen Pampas, baumlose Ebenen, mit Gehölzen ab, an anderen Stellen überwiegt ein Waldwuchs, der gewöhnlich in langes, stacheliges Hatzekraut ausläuft. Aber nach Süden hin ist Alles eine freie, offene, unabsehbare Fläche, gleichsam ein Ocean mitten im Festlande.

Dieses platte Land, die Campaña, bildet auf großen Strecken herrliches Weideland, und deshalb ist der Landmann dort vorzugsweise Viehzüchter. Sein Hirtenleben erinnert in einigen Beziehungen an jenes der Mongolen und Araber. Aber der argentinische Hirt besitzt den Boden, welchen sein Vieh beweidet, als freier Eigenthümer; sein nächster Nachbar wohnt vielleicht zehn Stunden weit von ihm entfernt. Woher soll unter solchen Umständen bei Leuten, die nur Viehzüchter sind, geistiger Fortschritt kommen? Der Gaucho hat kein

Digitized by Google

Verständniß für die Civilisation der Städtebewohner, in ihm ist ein Widerwille gegen unterrichtete Leute rege, deren Kleidung, Sitten und Lebensweise ihm fremd sind. Als Soldat thut er seine Schuldigkeit, aber wenn er die Waffen trägt, kommt der Barbar erst recht zum Vorschein. Der Hirt hat von früher Jugend an Vieh getödtet, sah alle Tage Blut fließen, und ist taub geworden gegen das Röcheln seiner Schlachtopfer.

Solche halbwilde Menschen sind es, mit deren Hülfe die argentinischen Parteihäupter bisher ihre Bürgerkriege geführt haben.

Der Chasquis.

Vor allen Dingen bewundert der Gaucho die physische Kraft, starken Muth und die Kunst, ein wildes Roß zu bändigen. Er trägt stets ein scharfes Messer bei sich, welches ihm als Werkzeug und Waffe dient, und ihm auch so nothwendig ist, wie dem Elephanten der Rüssel; er kann ohne dasselbe gar nicht leben; es ist sein Arm, sein Finger, ja sein Alles. Bei der geringsten Veranlassung blitzt die Klinge und er spielt um Messerstiche, wie er um Würfel spielt. Ueber das Fechten mit Messern hat sich schon längst ein festgestellter Brauch gebildet; dieser verlangt, daß man beim Messerspiel das Leben des Gegners schone. Zwei Hirten finden sich in einer Pulperia, einer Pampaschenke, zusammen, und machen einen Gang, entweder aus Liebhaberei oder weil sie in eine Irrung mit einander gerathen sind. Nun trachtet der Kämpfer danach, den Andern zu zeichnen, ihm einen Schnitt in's Gesicht zu geben, der allzeit sichtbar bleibt. Die Augen aller Anwesenden folgen dem Blinkern der Klingen, die in raschester Bewegung sind, und der Kampf wird erst eingestellt, nachdem reichlich Blut geflossen ist. Und sollte einer den Gegner tödten, so hat der Ueberlebende auf allgemeine Theilnahme zu rechnen; auch der Mann, welcher vorsätzlich einen andern mordet, wird gelobt und gewinnt Ansehen, wenn er es mit den ihn verfolgenden Soldaten aufnimmt.

Der berüchtigte Diktator Don Manuel de Rosas, der 1853 aus den La Plata-Staaten vertrieben wurde, hatte auf seinen Estancias, Viehgehöften, förmliche Asyle für Mörder; aber Diebe, die verachtete Menschen, jedoch sehr selten sind, nahm er nicht in seine Dienste.

Unter den Gauchos hat der Commandante großes Ansehen. Man wählt oder ernennt dazu einen Mann, der Respekt einflößt. Alle Häuptlinge, welche in den argentinischen Revolutionen eine hervorragende Rolle gespielt haben, sind einmal Commandanten d. Campaña gewesen; so z. B. Lopez, Ibarra, von dem wir mehr sagen werden, Artigas, Facundo Quiroga und Rosas, lauter Namen, deren bloße Erwähnung uns schon mit einem Grauen erfüllt.

Der Gaucho ist unbändig und fügt sich doch dem ärgsten Despotismus. Das geht so zu. Selbst in jener halb barbarischen Gesellschaft fühlt man ein Bedürfniß, daß Recht gesprochen werden müsse. Man ernennt also in jedem Bezirk einen Richter, einen erprobten, muthigen Mann, dessen Name Schreck einflößt, und der nach manchen Abenteuern in reiferen Jahren sich einem geregelten Leben zugewandt hat. Sein Urtheil spricht er nicht etwa nach einer vorgeschriebenen Gesetzformel, sondern, ohne daß eine Berufung stattfinden kann, nach Gewissen oder Leidenschaft. So kommt es, daß das Volk in ihm mehr die Gewalt als das Recht sieht, denn nur das Ansehen des Mannes als solchen gilt. Und so erklärt es sich auch, daß ein beliebiger Häuptling und Parteiführer, der in Folge eines Aufstandes oder einer Revolution obenauf kommt, ohne alle Widerrede und ohne Einspruch von Seiten seiner Anhänger eine ganz unein-

Digitized by Google

geschränkte Willkürherrschaft, eine förmliche Tyrannei ausüben kann.

In der Campaña giebt es Montoneros (vom spanischen Worte monton, Haufen), Schaaren unregelmäßiger Truppen, welche in den Pampas umherschwärmen, die regelmäßige Armee belästigen und plündern. Ein solcher Trupp bildet eine Montonera; man könnte sie als einen Schwarm von Gaucho-Beduinen bezeichnen. Sie kennzeichnet sich durch wilde Barbarei. Artigas ließ gefangene Feinde in nasse Ochsenhäute nähen und auf freiem Felde liegen; so wurde die Haut von der Sonne getrocknet und der Mensch mußte langsam ersticken.

Dem Obersten Maciel wurde von den Montoneros ein Stück Fleisch aus dem lebendigen Leibe geschnitten, und Rosas band mit diesem Riemen aus Menschenfleisch sein Pferd an einen Pfahl.

Als einst General Urquiza derselbe, welcher später jenen Rosas besiegte, und der jetzt eben, im September 1861, vom General Mitre, dem Befehlshaber der Truppen von Buenos Ayres, bei Pavon geschlagen worden ist) gegen Rosas anrückte, ließ dieser das dürre Gras und die meilenweiten Distelfelder in Brand stecken, um, wie er sich ausdrückte, seinen Feind zu rösten.

Dieser Rosas hatte als Haupthebel seiner tyrannischen Regierung nur blutigen Schrecken, Kerker, Vermögenseinziehung, Todesurtheile und vor allen Dingen den förmlich organisirten Meuchelmord. Im Jahre 1840 bildete er die fürchterliche Mazorca-Gesellschaft. Das Wort bedeutet Maiskolben. Als der Verein noch insgeheim für Rosas thätig war, übersandte derselbe ihr einen Maiskolben als Zeichen der Zufriedenheit, und von nun an war dieser das Sinnbild und Losungszeichen der Mörderbande. Sie wollte den argentinischen Boden von allen Feinden des Tyrannen, von der Partei der Unitarier, säubern, und räumte alle, welche ihr mißfielen, aus dem Wege. Sie drang ungestraft in die Häuser, mordete und plünderte. Berüchtig war, wer sich von der Mazorca fernhielt. Berüchtig war, wer sein Pferd nicht mit einem rothen Bande schmückte. Die ganze große Stadt Buenos Ayres war mehr als einmal Monate lang dem Wüthen der Mazorca preisgegeben. Rosas ließ die Bande allemal los, sie mußten massenweis morden und plündern, wenn er es für angemessen hielt, wieder einmal seinen Gegnern neuen Schrecken einzujagen.

Wir können eine gräßlich wahre, amtlich beglaubigte Ziffer aufführen. Durch diesen Rosas, der jetzt, wie gesagt, in England den Gentleman spielt, waren schon zu Ende des Jahres 1843 nicht weniger als 22,030 Opfer gemordet worden. Es liegt unter Anderm eine den europäischen Großmächten übermittelte Liste vor, der zufolge bis zu dem genannten Zeitraume ungebracht worden waren: durch Gift 4, durch den Dolch 722, der Hals war 3765 Leuten abgeschnitten worden, 1393 wurden erschossen; die Uebrigen wurden als Kriegsgefangene niedergemacht.

Für Rosas war es immer ein Fest, wenn er in dem Gefängnisse von Santos Lugares bei Buenos Ayres große Hinrichtungen vornehmen ließ. Seine Soldaten erschossen die Schlachtopfer und saugen dabei den Rosbalas, ein für solche Gelegenheit gedichtetes Lied, welches sie bei ihrem blutigen Werke erheitern sollte. Wer ruhig zum Tode ging, war bald abgethan, aber denen, welche dem Tyrannen fluchten, schnitt man zuvor die Zunge aus, und dann erst sagte man ihm Kugeln in die Brust. Rosas wollte wie ein Gott verehrt sein. Auf einem Wagen wurde sein Bild durch die Straßen von Frauen gezogen, denen keine andere Wahl blieb, wenn sie nicht entehrt werden wollten. Einst zwang Rosas die Frau des von ihm ermordeten Facundo Quiroga, sich an einen solchen Wagen zu spannen. Als sie in ihre Wohnung zurückkam, fand sie ein Kästchen, welches Rosas ihr dorthin geschickt hatte; indem sie es öffnete, fand sie Heu darin! Der Vergötterte ließ sein Bild in die Kathedrale tragen, Frauen mußten dasselbe auf den Hauptaltar stellen und die Priester ein Hochamt halten!

Folgende Thatsachen sind bezeichnend für die damaligen Zustände. Einst befahl Rosas bei hoher Strafe, daß bis zu einem gewissen Tage alle Häuser von Buenos Ayres weiß und mit einem rothen Streifen angestrichen werden sollten. Der Blutstreifen war das Symbol des Tyrannen. Die Rathhausuhr ging unrichtig; Rosas erklärte, sie gehe richtig, und jeder Uhrmacher habe sie als maßgebend zu betrachten. Das böse Gewissen peinigte den Diktator; manchmal wüthete er wie wahnsinnig, und oft gefiel er sich in abscheulichen Possen. Einst war Damengesellschaft bei seiner schönen Tochter Manuelita. Plötzlich erscheint Rosas im Saale, und zieht einen prächtig aufgeschirrten Esel hinter sich her, auf welchem ein Affe sitzt; dann sagt er jeder Frau einige unanständige Worte, und entfernt sich lachend mit dem Esel und dem Affen. Ein paar Zwerge waren seine Lustigmacher; der eine war ein buckeliger, krummer Neger. Als eine junge Dame sich weigerte, dem Diktator die Hand zu küssen, ließ er dieselbe aus dem Salon seiner Tochter Manuelita wegführen, draußen entkleiden und durch die Zwerge auspeitschen.

Eines Abends saß Manuelita am Klavier, und sang der versammelten Gesellschaft spanische Romanzen vor. Da trat ihr Vater in's Zimmer. In der einen Hand hielt er einen großen silbernen Teller. Was lag auf diesem? Ein paar Menschenohren, welche ein Mitglied der Mazorca einem Gegner des Tyrannen abgeschnitten und eingesalzen als Präsent überschickt hatte.

Ein volles Menschenalter hindurch schaltete dieser Tyrann als Oberhaupt einer — „Republik!“ Es ist bemerkenswerth, daß solche Wüthereiche in den argentinischen Staaten gewöhnlich ihre Schreckensherrschaft lange Zeit behaupten konnten. So war der Gauchehäuptling Ibarra, zu dem wir und jetzt wenden, von 1820 bis 1851 unumschränkter Gebieter der Provinz Santiago del Estero. Nach den Thatsachen, welche wir angeführt haben, wird man nicht versucht sein, in der nachfolgenden Erzählung irgend etwas Uebertriebenes zu finden.

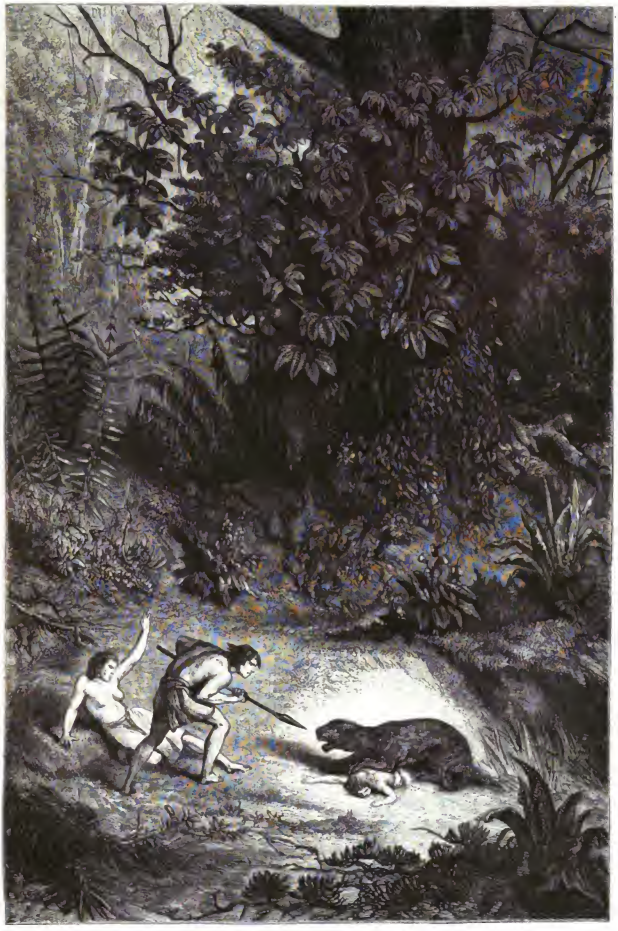
Im Jahre 1840 reiste eine junge Frau, Agostina Palacio de Libarona mit ihrem Gemahl, den sie vor zwei Jahren geheirathet hatte, von San Miguel de Tucuman nach Santiago del Estero, wo ihre Aeltern wohnten. Ihr Mann wollte nur wenige Tage in dieser Provinzialhauptstadt verweilen. Zum Mißgeschick brach in derselben ein Aufstand aus, in welchen er wider seinen Willen verwickelt wurde. Damals war Rosas Diktator der argentinischen Republik und Don Felipe Ibarra Gouverneur der Provinz Santiago. Dieser rohe Gauchohäuptling übte eine grauenvolle Willkürherrschaft. Unter Anführung des Don Santiago Herrera erhob sich ein Theil des Heeres gegen den Wütherich, welcher die Flucht nahm. Er wurde abgesetzt, und die Aufständischen zwangen auch den zufällig anwesenden Libarona, die Urkunde zu unterzeichnen, durch welche Ibarra geächtet wurde. Bald nachher kam Ibarra als Sieger zurück, und nahm wilde Rache an allen seinen Gegnern. Auch Libarona mußte ihm büßen und wurde sein Opfer.

Die Gemahlin dieses Mannes, ein Muster weiblicher Herrlichkeit und bewundernswürdiger Hingebung, lebt jetzt in der Stadt Salta, innig verehrt von Allen, die sich ihr nahen. Sie hat in der zu Buenos Ayres erscheinenden Zeitschrift „La Religion“ im Jahre 1858 ihre Leiden und

Digitized by Google

Jarra's Schlachtopfer.

Digitized by Google



Ein schwarzer Jaguar überfällt eine Indianerfamilie.

Digitized by Google

Ibarra's Tyrannei geschildert, und neuere Reisende, wie Martin de Moussy und Poncel, welche das herrliche Weib persönlich kennen gelernt haben, verbürgen die Wahrheit der Schilderung, die ja ohnehin das Gepräge der Aechtheit in sich selbst trägt.

Wir können aus den wahrhaft rührenden und ergreifenden Darstellungen nur einzelne Episoden hervorheben, durch welche die damaligen Zustände in den argentinischen Provinzen gekennzeichnet werden.

Die Soldaten Ibarra's pochten mit Kolben an die Fenster, schrien, schlugen die Thüren ein, schossen ihre Gewehre ab und suchten nach Libarona, der auf dem Lande war. Die Frau wußte, daß sie von der Rohheit dieser Halbwilden das Aergste zu befürchten hatte, und flüchtete in eine Cisterne. Sie war damals achtzehn Jahre alt und hatte zwei Kinder, Mädchen, von denen das Kleinste am Busen der Mutter genährt wurde.

Die Soldaten zogen ab, aber bald nachher kam eine andere Rotte. „Ich packte meine kleine Lucinde, gab meine Elisa rasch einer Magd in den Arm, eilte nach einer Terrasse, sprang zehn Fuß hoch hinab, fiel auf einen Haufen Holz und verwundete mich. Die Magd warf mir das Kleine nach, und ich fing dasselbe glücklich auf. Erst fand ich Zuflucht in einem unbewohnten Hause, dann versteckte ich mich im St. Domingo-Kloster in einem Zimmer, wo vier Leichen am Boden lagen. Dort hatte ich eine entsetzliche Nacht!"

Am andern Tage erfuhr Agostina, daß viele angesehene Bewohner, auch ihr eigener Bruder, verhaftet worden seien; man hatte Alle an Orangenbäume gebunden. Libarona war nach einer Estancia, einem Viehgehöft auf dem Lande, entflohen, wo ein Baqueano, ein Viehhirt, ihn verrieth. Er wurde von Ibarra's Leuten eingefangen, nach Santiago gebracht, an einen Pfahl gebunden und einer scheußlichen Verhöhnung durch die Soldaten preisgegeben. Sie plünderten ihn aus, und wollten ihm den Finger abschneiden, an welchem sein Trauring steckte.

Agostina eilte zu ihm. Er stand am Pfahl in der brennenden Sonne, ohne Kopfbedeckung, über und über mit Schmutz besudelt. Als er seine Gemahlin sah, stürzten die Thränen ihm aus den Augen, aber er konnte sie nicht abwischen, denn seine Hände waren gefesselt. Als die Frau ihm nahen wollte, wurde sie von der Schildwache mit Kolben zurückgestoßen; sie durfte sich nicht einmal so hinstellen, daß sie ihn mit ihrem Schatten decken konnte.

Die Frau eilte in Verzweiflung zu Ibarra's Minister, dem Doktor Galle, der eben schlief. Aber sie drang in sein Zimmer, und bat nur, ihrem Manne Schatten gegen die Sonne gewähren zu dürfen. Galle antwortete: „Ich kann Ihnen nicht helfen; Sie wissen ja, wie Ibarra ist!" —

Der Führer des Aufstandes, Herrera, wurde eingefangen und mit Säbelhieben zerfleischt. Dann befahl Ibarra, ihm die Stellen, an welchen er Wunden hatte, mit Lederstricken zu umschnüren. Die Strafe des Retobado wurde mit scheußlich abgefeimter Grausamkeit an ihm vollzogen. Er mußte sich auf eine Kuhhaut setzen, man preßte ihm den Kopf zwischen die Beine, und nähete seinen Körper in das Leder ein. Während das geschah, setzten sich mehrere Gauchos auf ihn, um ihn recht zusammenzudrücken. So war er wie eine Kugel, welche man an ein Pferd band und durch die Straßen von Santiago schleifen ließ. Ibarra hatte von dem blutigen Artigas etwas gelernt!

Libarona wurde mit einem andern Geächteten, Unzaga, an die Gränze des Gran Chaco verbannt, wo das kleine Fort El Bracho liegt. Vorher hatte Ibarra Beide an Bäume binden und ihnen verkündigen lassen, daß sie erwürgt oder mit Lanzenstichen getödtet werden sollten. Aber der rasche Tod wäre allzuviel Gnade gewesen.

Alle Versuche der liebenden, hingebenden Gattin, den theuern Mann zu retten, waren vergeblich. Den Manuel Rosad kam nach Santiago, und sie wandte sich an diesen damals Allmächtigen. Er hörte sie an, und versprach ihr, von Tucuman aus Antwort zu geben, er wolle mit Ibarra Rücksprache nehmen. Aber nie hat er wieder etwas von sich hören lassen.

Einige Zeit nachher begab sich Agostina zum Bürger Ibarra. Er wollte eben ein Roß besteigen. Als er die Frau erblickte, rief er in wilder Wuth: „Was will das Weib hier? Sie soll sich im Augenblicke fortpacken! Bringt sie weg. Ihr Mann soll bleiben, wo er ist." Dabei fuchtelte er mit der Reitpeitsche so, daß sie ihr Gesicht abwenden mußte. Von einem solchen Ungeheuer war nichts zu hoffen.

Libarona wurde nach El Bracho abgeführt. Ibarra erklärte, daß er nichts dagegen habe, wenn Agostina, „die Närrin," auch dorthin gehe; die Indianer würden schon mit ihr umzuspringen wissen. Sie sandte einen Chasquis, Boten, voraus, um ihrem Manne Kunde zu bringen, daß sie kommen werde, und legte dann die Strecke von vierzig Meilen bis an die Gränze des Gran Chaco zurück.

Als sie unterwegs von Binchuchas, Insekten mit giftigem Stiche, schwer geplagt endlich bei Libarona eingetroffen war, und ein paar Wochen den Unglücklichen gepflegt hatte, drohete ein Angriff von Seiten der wilden Indianer. Ihr Mann drang in sie, wieder nach Santiago zurückzukehren; er selber wurde noch weiter in den Gran Chaco hineingeschleppt, an eine höchst ungesunde Stelle, an der es von Stechmücken, Binchurias, Abispas und anderen von Blut lebenden Insekten wimmelte. Längere Zeit erfuhr Agostina nichts von ihm; nachdem sie aber seinen Aufenthalt erkundet hatte, eilte sie sofort zu ihm in die Einöde.

Als sie in seine armselige Hütte trat, und mit offenen Armen auf Libarona zueilte, blieb der Mann gleichgültig, starrte sie mit irrem Blick an, und es ward ihr klar, daß der Unglückliche in Folge der vielen Leiden, Entbehrungen und Mißhandlungen Ibarra's den Verstand eingebüßt hatte! Ein Wink von Seiten Unzaga's beseitigte auch die letzten Zweifel.

Von nun an zeigt sich Agostina wahrhaft großartig und erhaben, als eine, ich möchte sagen, himmlische Dulderin. Ja, sie weint, sie haucht Kummer und Schmerz in manchem bangen Seufzer aus, aber sie ermattet nicht, sondern ist die Frau der That, ein wahrer Engel für ihren bejammernswerthen Mann, und duldet mit ungebeugter Seele auch das Entsetzliche.

Vor allen Dingen wollte sie ärztliche Hülfe herbeischaffen. Mit vieler Mühe und gegen hohen Lohn gelang es ihr, einen Chasquis (Boten) nach Santiago zu schicken, aber dort wollte, aus Furcht vor dem Tyrannen Ibarra, kein Arzt wagen, dem Kranken persönlich Hülfe zu leisten; sie sandten brieflich einige Vorschriften und schickten Arzneien. Oft kannte der Kranke seinen Schutzengel nicht und mißhandelte die Arme. Als sie ihm einst ein Bad bereitet hatte, kam die Nachricht, daß die wilden Indianer nur noch wenige Stunden entfernt seien. Sie brachte ihn mit unsäglicher Mühe während eines fürchterlichen Orkans in den Wald. Sie hatte ein Pferd gekauft, bob den Wahnsinnigen hinauf, setzte sich hinter ihn und sprengte in's Dickicht. Die Wälder im Gran Chaco bestehen, wie wir aus Werdel's Schilderungen wissen, zum großen Theil aus stacheligen Mimosen und Cactusarten; Libarona und Agostina waren am Abend mit Wunden bedeckt und bluteten. Sie übernachteten im Freien. Als die Indianer wieder fortgezogen waren, brachte

Digitized by Google

sie ihn nach der Hütte zurück, wo sie mit eigenen Händen eine Art von Badestätte für den Kranken herrichtete. Dann schickte sie wieder einen Boten nach Santiago zu den Aerzten, aber statt ihrer kam ein Befehl Ibarra's, die Verbannten noch weiter landein in den Gran Chaco zu bringen. Er hatte sie nun an einen Ort verwiesen, an welchem Wasser nur sehr spärlich zu haben war. Gutes Trinkwasser konnte man sich nur an einer vier Stunden weit entfernt liegenden Stelle verschaffen. Dorthin ging die hohe Frau allwöchentlich einige Male, um einen labenden Trank für ihren Don Jose zu holen; sie schonte weder Sonnenbrand noch die Marter blutgieriger Insekten.

Oft wurde sie von dem Irrsinnigen geschlagen, getrayt und gebissen, und am meisten gerade dann, wenn sie ihm die sorgsamste Pflege angedeihen ließ. Manchmal kamen die wachthabenden Gauchosoldaten und verlangten von dem Kranken allerlei Zwangsdienste, zu welchen er ganz unfähig war. Sie hatten es dabei auf Erpressungen abgesehen. Als sie mit eigenen Händen für den Unglücklichen ein schützendes Obdach hergerichtet, wurde sie aus demselben vertrieben; Ibarra befahl, solchem „Luxus" ein Ende zu machen, und ließ sie abermals an eine andere Stelle schaffen, wo sie dann sofort eine Hütte bauete, und auch jetzt wieder mit eigenen Händen. Denn auch hier wagte Niemand, ihr hülfreich an die Hand zu gehen, aber durch Bestechung gelang es, die Soldaten dahin zu beschwichtigen, daß sie dem Kranken die eisernen Ketten abnehmen durfte.

Das Tagebuch der Frau Libarena ist wahrhaft rührend. Sie gönnt sich Tag und Nacht keine Ruhe, und legt dem Kranken Blasenpflaster, trotzdem er sie dabei entsetzlich schlägt und manchmal bei den Haaren am Boden umherschleift. Außerdem pflegt sie noch Libarena's Leidensgenossen Unzaga, der mit Geschwüren bedeckt ist, und verbindet die Wunden. Als die wilden Indianer wieder einmal einen Raub- und Mordzug unternehmen, schleppt sie ihren Mann in den Wald, aber er mißhandelt sie dabei dergestalt, daß sie am Boden liegen bleibt. Als sie wieder zurückkommt, findet sie ihre Hütte eingeäschert und ist ohne Obdach. Sie bereitet ein solches aus Baumzweigen, und das ist für zwanzig Tage und Nächte der einzige Schutz gegen Wind und Wetter. Dann werden Beide abermals nach einer andern Stelle geschleppt; diesmal, auf Ibarra's ausdrücklichen Befehl, in eine Gegend, welche den Einfällen der Indianer noch mehr ausgesetzt war, und wo Jaguare, amerikanische Tiger,

Jaguar.

in Menge umherstreiften. Unterwegs hatten sie sechs Tage lang einen fürchterlichen Aguacero, ein Unwetter, bei welchem der Himmel alle seine Schleusen geöffnet hatte.

Bisher fehlte es doch nicht an den nothwendigsten Nahrungsmitteln; jetzt kam zu den übrigen Leiden manchmal der Hunger. Der Irrsinnige tobte nun noch mehr, und Unzaga schrie vor Schmerz; er litt entsetzlich an seinen Wunden. Ibarra hatte verboten, Arznei für die Kranken zu besorgen, er ließ ihnen auch die Büchse wegnehmen, damit sie kein Jagdgewehr besäßen. Eines Morgens wurde Libarena von den Soldaten auf eine Art von Tragbahre gelegt und in den Wald geschleppt. Sie belustigten sich damit, recht oft derart an Bäume zu stoßen, daß er unsägliche Schmerzen litt. Als Agestina Einsprache gegen solche Barbarei that, wurde sie von den Barbaren zu Boden geschlagen.

Sie säugt das Kind einer Indianerin, und diese giebt ihr Fleischbrühe für den Unglücklichen; sie schneidet Jacken für die Indianer zurecht, und bekommt als Arbeitslohn getrocknetes Rindfleisch. Sie bereitet aus allerlei Kräutern, Wurzeln und Blättern verschiedene Farben, zerschneidet ein altes Hemde und macht künstliche Blumen; dafür bekommt sie von den Indianern etwas Mais. Dann verfertigt sie sogenannte Reliquarien in der Form eines Herzens, und legt beliebige kleine Dinge hinein. Die Wilden glaubten, das seien Zaubermittel, um die böse Sumpfluft zu verscheuchen. Agestina bauet wieder eine Hütte mit einem Dache, zu welchem sie das lange Gras selber gesammelt hat. Das war höchst gefährlich, weil die Jaguare in jener Gegend umherschlichen. Wenige Tage später überfiel solch ein Tiger eine Indianerfamilie, warf sich über eine Frau her, verwundete den Mann, welcher ihm mit einer Lanze zu Leibe ging, und schleppte ein Kind fort. Die arme Frau erzählte ihre Noth der Dulderin.

Jetzt trat Dürre ein; weit und breit war kein Wasser vorhanden, und die Leute mußten Gras und Kräuter kauen. Agestina ging wieder stundenweit, um labendes Naß für ihren Mann zu holen, trotzdem sie an abschwächender Dysenterie entsetzlich litt. Außerdem sammelte sie Brennholz. Sie war entsetzlich abgemagert, und hatte seit vier Monaten die Kleider nicht wechseln können. Nun war sie völlig abgerissen. Ibarra hatte erklärt, in jener Tiger- und Indianergegend sollten die Rebellen bleiben. Agestina nahm eine

Hacke zur Hand, machte einen kleinen Fleck Landes urbar und pflanzte Maiskörner. Als diese aufgehen wollten, schleppte man die Verbannten noch einmal weiter fort. Dort mußten sie sich längere Zeit mit unreifen Maiskolben behelfen; eine andere Speise hatten sie nicht; Agestina röstete die Kolben. Sie bereitete aus Wachs, das sie im Walde sammelte, und aus zusammengedrehten Lumpen mehrere Kerzen.

Die wilden Indianer schwärmten in der Gegend umher, legten sich in Hinterhalt und schossen nach den Weißen. Einst fand Agestina in der Nähe ihrer Hütte erst einige Pfeile mit drei Spitzen, und wenige Schritte weiter einen ermordeten Mann, neben welchem seine kleine, von Pfeilen durchbohrte Tochter lag.

„Mit Don Jose Libarena ging es immer schlimmer, seine Nervenzuckungen stellten sich häufiger ein, und dann fiel er jedesmal in eine schwere Ohnmacht. Am 11. Februar bekam er wieder entsetzliche Convulsionen. Ich war ganz allein bei ihm, nahm ihn in meine Arme und suchte ihn zu beschäftigen. Aber Alles war vergeblich; ich sah wohl, daß es mit ihm zu Ende ging. Da warf ich mich auf die Knie und betete; ich nahm Don Jose's Kopf in meinen Schooß, ich streichelte ihn; aber dann überfiel mich ein Schauer und ich sank ohnmächtig um. Wie lange ich so dagelegen habe, weiß ich nicht; als ich wieder zum Bewußtsein kam, lag die Leiche Don Jose's auf mir; sie war schon eiskalt. Thränen hatte ich nicht."

Agestina Libarona war damals neunzehn Jahre alt. Vor sechs Monaten war sie eine junge, glückliche Frau, jetzt gränzenlos elend, krank, abgemagert und von Lumpen umhüllt, die kaum ihre Blöße deckten.

Sie blieb während der Nacht bei der Leiche. Dann und wann hatte sie nun Thränen; sie hörte das Gekreisch der Nachtvögel, namentlich des Cacuy und Quitije, und das Brüllen des Jaguars, bald auch das Geschrei der Indianer. Sie entsieh in den Wald, wo sie erschöpft niedersank. Dort lag sie einen ganzen Tag und noch eine Nacht. Dann kam ein Mann, welcher nach ihr gesucht hatte, nahm sie auf den Rücken, und trug die halb bewußtlose Frau wieder dorthin, wo die Leiche lag. Sie wollte dieselbe nach Matara, der zunächst liegenden Stadt, in der Provinz Santiago, schaffen lassen, aber schon lösten sich die Glieder; Don Jose Libarona mußte an der Stelle begraben werden, wo er seinen letzten Athemzug ausgehaucht hatte.

Agestina verließ nun die grauenhafte Einöde im Gran Chaco und ging nach Matara. Dort verlangte der Commandant von ihr die Herausgabe der Fesseln (Grilbete), welche der Verstorbene getragen. Sie antwortete: er möge in die Wüstniß schicken und sie dort suchen lassen.

Dann begab sie sich nach Santiago und sah ihre Kinder wieder. Gleich nachher fiel sie in eine lange, lebensgefährliche Krankheit, in welcher sie unablässig von Indianern, Jaguars und Gauchos träumte. Sie genas langsam, und kehrte dann der Stadt Santiago den Rücken, um fortan in Tucuman ruhigere Tage zu verleben. Dortbin belam sie Nachricht, daß auch Unzaga gestorben sei. Er hatte entfliehen wollen, sich längere Zeit das Leben armselig mit Wurzeln und Früchten des Waldes gefristet, und war dann wieder eingefangen worden. Als Ibarra in den Gran Chace kam, warf jener sich dem Wütherich zu Füßen. Während der mit Lumpen und Geschwüren bedeckte Mann vor Ibarra lag, ließ dieser vier Soldaten kommen, welche den Unglücklichen mit ihren Lanzen durchbohren mußten.

Agestina hat zwölf Jahre lang vergeblich um Erlaubniß, die Gebeine ihres Gemahls in geweihter Erde bestatten zu dürfen. Endlich konnte sie dieselben nach der Stadt Salta schaffen lassen; dort wohnt die edle Frau nun schon seit manchem Jahre.

Nach Ibarra's Tode begab sich Antonio Taboada, Neffe des Wütherichs, aber ein rechtschaffener Mann, nach der Stelle, wo Don Jose Libarona so elend umgekommen war. Dieselben Soldaten, welche den Unglücklichen überwacht und gepeinigt hatten, mußten einen Hügel aufwerfen. Dort steht nun ein großes Kreuz mit der von Taboada verfaßten Inschrift: „Huldigung der Freundschaft für ein Opfer der Tyrannei!"

Das ist ein Gemälde aus dem Leben der argentinischen Provinzen. Fast überall sind die Nachkommen der Spanier in Südamerika im Gemüthe verwildert, und die von grausamen und blutgierigen Eroberern, z. B. von Pizarro, ausgestreuete Saat trägt bis in unsere Zeit hinein blutige Frucht.

Die Prairiefeuer in Nordamerika.

Nach den Beschreibungen, welche Cooper in seinen Werken und noch andere Romanschriftsteller von den Bränden der Prairie geben, pflegt man sich ein solches Ereigniß gewöhnlich als etwas Außerordentliches, Großartiges, aber auch in derselben Maße Gefährliches vorzustellen. Wir wollen versuchen, das Sachverhältniß so darzustellen, wie es wirklich ist und nicht, wie es uns in romantischer Ausschmückung vor Augen gestellt wird. Jetzt sind die Prairiebrände nur selten ein Spiel des Zufalles, sie werden vielmehr absichtlich und in ganz bestimmten Gränzen veranstaltet, und wir werden die Gründe für dies Verfahren und wie es ausgeführt wird, gleich sehen.

Zahlreiche Heerden Schafe, Kühe, Ochsen, Pferde und dergleichen finden im Sommer ihre Weide auf den Prairien, dabei wird aber mehr Gras zu Boden getreten, als das Vieh eigentlich zu seiner Nahrung bedarf, und damit bildet sich eine oft mehr als 6 Zoll dicke Decke vertrocknelen Grases oberhalb des Bodens. Fängt also das junge Gras im Frühjahr an zu wachsen, so muß es diese dicke Schicht erst durchdringen, bevor es sichtbar wird, und damit tritt die Unthatkeit um so viel später ein. Daraus geht aber hervor, daß diese Schicht in ganz wilden Prairien außergewöhnliche Dimensionen hat, denn von Jahr zu Jahr fallen neue welke Halme auf den Boden, während die Verwesung sehr langsam von Statten geht. Ein Feuer in einer solchen Prairie, welche vielleicht noch niemals in Flammen gestanden hat, ist allerdings ein ganz außerordentlicher Anblick; da findet sich eine solche Masse aufgehäuften Zündstoffes, daß die Flammen hochaufschlagen und bis zu einer Höhe von 12 bis 16 Fuß hinstürzen. Ringsum wird die Luft erhitzt und bis zu einer Entfernung von mehr als 15 Meilen verbreitet sich der Geruch des Dampfes. Dessenungeachtet schreitet das Feuer nicht so schnell vor, als man, in Folge der aus Romanen geschöpften Ideen, anzunehmen pflegt, und wenn es nicht gerade vom Winde gejagt wird, braucht man nicht eben allzu rasch zu gehen, um vom Feuer nicht erreicht zu werden.

Gefährlicher wird es in den Wäldern, weil dort die dürren Blätter am Boden leicht auffliegen und zündend an anderen Stellen niederfallen, so daß es bald hier, bald dort brennt. In solchen Fällen ist es auch außerordentlich schwer zu löschen; eigentlichen Schaden aber thut dies leichte Feuer, welches über den Boden in den Waldungen schnell dahingeht, nur sehr ausnahmsweise: ja selbst die niederen Gesträuche fangen oft schon im nächsten, sicher

Digitized by Google

aber im zweiten Jahre wieder an zu grünen; sie werden nur in ihrem Wachsthume zurückgebracht, sonst aber wenig beeinträchtigt, während die Flammen auf die größeren Bäume fast gar keinen Einfluß ausüben.

Ganz anders ist es in den bewohnten Prairien. Dort wird das Feuer rationell benutzt und dann hat es gar keine Gefahr, selbst für die Umzäunung nicht, denn ein geringfügiges Hinderniß ist vollkommen genügend, um den Flammen einen Damm zu setzen. Selten überschreiten sie einen unbedeutenden Fußweg. Das wissen auch die Farmer sehr wohl. Sie ziehen der Prairie entlang vor den Fencen (Umzäunungen) zwei oder drei Furchen mit dem Pflugschar und können sicher sein, daß das Feuer diese Gränze nicht überschreitet. Es ist oft nicht einmal leicht, das Prairiefeuer zu erhalten, und es müssen mehrere Nachbarn zusammen kommen, um es immer und immer wieder anzustecken, oder da zu löschen, wo man es nicht haben will. Das ist unter gewöhnlichen Umständen eben nicht schwer, indem man sich dazu ganz einfach eines Bündels grüner Zweige oder eines Besens bedient, und wo man hinschlägt, erlischt das Feuer fast augenblicklich. Ist nun auf diese Weise im Herbst ein Theil der Prairie abgebrannt, so setzt man andere Plätze erst spät im nächsten Frühjahre in Feuer, und gewinnt dadurch den Vortheil, daß das Vieh frischweide frisches Futter findet, indem das Gras dort früher und hier später emporkommt. Wer etwa im Juni durch die Prairie fährt, kann den Unterschied auf der Stelle wahrnehmen, und es liegt darin und in dieser Verbahrungsweise ein großer Vortheil für alle in der Prairie wohnenden Farmer, die gehalt dabei auch fast immer gemeinsam handeln.

Wenn wir hiermit auch die Romantik auf die einfache Prosa zurückführen mußten, so bleibt der Brand einer großen Prairie doch immer ein interessanter Anblick. Weithin steht man das Feuermeer, wie es sich hinwälzt über die unendliche Fläche und züngelnd weiter schreitet; wie die Flammen hoch aufschlagend den Dampf emporwirbeln, während der heiße Boden hinter denselben zurückbleibt. Dennoch kann man auf jedem gebahnten Pfade ohne Gefahr zwischen denselben durchgehen, ja selbst die Pferde sind daran so sehr gewöhnt, daß man leicht durchreiten oder fahren kann. Kommt man dem Feuer näher, so gewahrt man, hinter den Flammen in dem Dunkel der Nacht, hin und wieder die düsteren Gestalten, welche das Element überwachen, wie sie sich hin und her bewegen, dort löschen und hier wieder anzünden. Zu solchen Zwecken aber wählt man immer eine möglichst windstille Nacht, da selbst dann durch die Hitze und die Flammen eine ziemlich fühlbare Bewegung in der Luft entsteht, welche es veranlaßt, daß dieser Luftzug das Fortschreiten des Feuers beschleunigt.

Freilich gestaltet sich die Sache anders, wenn die Prairie von ruchloser Hand oder aus leichtsinniger Spielerei an einem stürmischen Abende in Brand gesteckt wird. Dann jagt das Feuer vor dem Winde her, die aufgethürmten Heuschober fallen ihm zum Opfer, die Fencen fangen an zu glimmen und schlagen endlich auch auf zu lichten Flammen; in den Kornfeldern verzehrt das Feuer die Blätter der Maisstengel alle, bei der Schnelligkeit des Elementes aber bleiben diese selbst gewöhnlich verschont, und daß die Frucht selbst dabei Schaden gelitten hätte, ist wohl nur selten erlebt, wie überhaupt Fälle der Art nicht oft mehr vorkommen. Alle Gebäude aber ist fast niemals Gefahr, wird rings um dieselben das Gras längst verschwunden ist, und wo dies aufhört, ist natürlich auch dem Feuer ein Ziel gesetzt.

Wenn sonach die Prairiefeuer sich weniger als romantische Ereignisse darstellen, so gewähren sie doch immer einen sehenswerthen Anblick, die Hauptplage aber bleibt der Nutzen, welchen sie schaffen.

Die ausgedehntesten Prairien finden wir in Illinois; auch jene in Iowa sind von nicht geringem Umfange, diese sind aber von solchen Dimensionen, daß der Holzmangel nicht selten sehr fühlbar wird. Wisconsin dagegen hat eigentlich keine großen Prairien, diejenigen von Reck County und jene von Prairie du Sac mögen zu den weitesten gerechnet werden. Im Allgemeinen aber sind die Prairien dieses Staates immer von Waldungen umgeben und gewöhnlich 6, 8 bis 10 Meilen lang und nicht ganz so breit. Der Boden in denselben ist fast überall fruchtbar, sehr häufig aber macht sich in ihnen der Wassermangel sehr fühlbar. Das Land in Kultur zu setzen ist aber natürlich viel leichter als da, wo man erst Bäume ausrotten muß und dann der Pflug noch hundert Male in den Wurzeln hängen bleibt und zerbricht, und wo man dann vielleicht bis zur nächsten Schmiedewerkstatt 5 bis 6 Meilen zurückzugehen hat.

Unter der schöpferischen Hand des Menschen verschwindet das Ursprüngliche, es wird durch die Kultur verdrängt, und so wird eine Zeit kommen, wo man von den Prairien und ihren Feuern nur noch wie von einer Sage spricht.

Die Perlenfischerei bei den Dahlak-Inseln im Rothen Meere.

Die Araber machen sich von der Perlenbildung eine seltsame Vorstellung. Die Austern, in welchen die Perlen sich bilden, haben, so sagen sie, ein ungemein warmes Temperament. Sobald sie in Folge eines bewundernswürdigen Naturriebes das Herannahen eines Sturmes verspüren, kommen sie an die Oberfläche des Meeres, öffnen liebend ihre Klappen und fangen einen Regentropfen auf. Dieser wird sofort durch Verschluß der Muschelschale eingefangen, und bildet sich allmälig zu einer kostbaren Perle heran. Daß diese aus kohlensaurem Kalk und Thiergallerte bestehe, wissen sie nicht, und daß man Perlen auch durch künstliche Mittel in den dazu geeigneten Muscheln künstlich erzeugen könne, kümmert sie gar nicht. Sie bleiben bei ihrer jedenfalls poetischen Ansicht.

Die Perlenauster ist nicht etwa für alle Zeit an einen bestimmten Ort gebannt, sondern hat die Fähigkeit, sich von einer Stelle zur andern zu bewegen. Der Taucher weiß das auch recht wohl. Er muß bekanntlich sehr oft wieder aus der Tiefe emporsteigen, um auf's Neue Luft zu schöpfen. Es trifft sich dann, wenn er wieder hinab kommt, gar nicht selten, daß er an derselben Stelle, wo er noch vor Kurzem eine große Menge Austern gelesen hatte, auch nicht eine einzige wieder findet. Während der Taucher oben war und sich dort erholte, haben sie sich nach einer andern Stelle begeben.

Man findet sie gewöhnlich in Gruppen auf einem Grunde von eben gelagertem Sande beisammen, an welchem sie nur äußerst locker haften. Der Taucher kann sie ohne alle Mühe fortnehmen, und manchmal erbeutet er einen ganzen Block zusammenhängender Austern. Zuweilen bilden sie auch förmliche Bänke, welche dann allemal so fest liegen, daß man sie mit einem eisernen Werkzeuge losmachen muß. Das ist namentlich bei den durch ihre Perlen seit Jahrhunderten sehr berühmten Bahrein-Inseln im persischen Meerbusen der Fall, während sie beim Dahlak-Archipelagus immer nur sehr lose am Boden haften, selbst da, wo sie in großer Menge beisammen liegen.

Die jungen Austern, deren Schale noch in der Bildung begriffen ist, haben die Fähigkeit sich fortzubewegen, so lange sie noch nicht völlig ausgewachsen sind. Im Fortgange der Zeit aber, und wenn die Schale sich sehr verdickt hat, werden sie träg, und begeben sich an solche Stellen, wo sie reichliche Nahrung finden. Dort bleiben sie ruhig liegen und gehen nicht mehr fort. Sie werden so zu sagen bodenständig, und leben in solchem Zustande noch lange Zeit. Dann aber bricht ein eigenthümliches Verhängniß über sie

Digitized by Google

herein. Wenn sie in großer Anzahl neben einander an einem Felsen hängen oder auf dem flachen Meeresboden liegen, dann findet sich eine große Menge von kleinen Austern und anderen Schaalthieren ein, welche die Zwischenräume in einer solchen Gruppe und die hohlen Stellen auf der Außenseite der Muscheln ausfüllen. Allmälig werden dann die Perlenaustern von solchen Schmarotzern mit einer so dicken Kruste umschlossen, daß sie absterben. Ueber eine solche Bank lagert sich dann nach und nach und sehr allmälig, aber unablässig eine zweite Austernlage, welcher es genau so ergeht wie jener ersten; auch sie erhält ihre Parasiten, und so geht es fort, bis diese gewaltige Masse sich immer mehr ausdehnt, immer dicker wird, und zuletzt ganze Bänke, förmliche Felsen bildet, welche ganz und gar aus solchen Muscheln bestehen. Auf diese Weise geht manche herrliche Perlenauster verloren; denn wer sollte sie aus der unzähligen Menge anderer herausfinden oder finden? Die verschiedenen Anwüchse und Anhäufungen von Perlenaustern bringen oft recht seltsame Gebilde zu Wege, welche den Beobachter auf den ersten Blick täuschen. Es ist, als ob er eine künstliche Arbeit von Korallenthierchen vor sich habe, während die wunderlichen Verzweigungen doch nur das Werk einer Anhäufung von Muscheln sind.

Die Perlenauster, welche man bei den Dahlak-Inseln fischt, ist im Allgemeinen nur klein und beinahe rund; der Durchmesser beträgt 5 bis 6 Centimeter. Unter zwanzig bis dreißig Austern hat immer nur eine einzige eine kleine Perle, die man als Samen bezeichnet. Es scheint, als ob eigentliche, völlig ausgebildete Perlen nur in ganz ausgewachsenen Austern gefunden werden.

Die Dahlak-Insulaner bezeichnen die Perlenauster als Belbela. Ihr Fleisch ist weiß und genießbar (während jenes der Perlenaustern im verstiegenen Meerbusen wegen seiner Zähigkeit nicht gegessen werden kann); man trocknet es an der Sonne, fädelt es auf, und dann bildet es einen Theil des Jahres hindurch die Hauptnahrung der Leute; sie wird für sehr gesund und kräftigend gehalten.

Der Fang beginnt im Mai und dauert etwa drei Monate. Jeder kann sich an demselben nach Belieben betheiligen, Abgaben werden nicht erhoben, und nicht selten kommen auch Fischer und Taucher von der gegenüber liegenden arabischen Küste. Man bedient sich zum Fange der gewöhnlichen Barken, der sogenannten Sambuks; sie werden gerudert, und haben auch Mattensegel. Von der uns zwölf bis vierzehn Köpfen bestehenden Mannschaft besteht etwa die Hälfte aus Tauchern.

Das Wasser ist sehr klar und durchsichtig, und das erleichtert den Fang sehr. Er findet nur an Stellen von zwei bis fünf Faden, also bis etwa dreißig Fuß Tiefe statt, und dort wirft man eine Art von Anker aus. Der Taucher bei den Dahlak-Inseln hat es bequemer als der bei den Bahrein-Inseln, denn dieser muß sich an einem Tau in die beträchtliche Tiefe hinablassen, und seine Nasenlöcher mit einer hölzernen Klammer zusammendrücken.

Zuerst wirft man den Schleppanker aus, und läßt dann an Seilen mehrere Körbe hinab. Diese füllt der Taucher mit Austern, welche er so schnell als immer möglich zusammenrafft. Er geht nie in's Meer, ohne zuvor ein: Im Namen Gottes! Bismillah, gesprochen zu haben. Ein gefüllter Korb wird rasch heraufgezogen, ausgeleert und wieder hinabgelassen; so geht es fort, bis die Stelle abgeerntet worden ist. Dann steuert man mit dem Sambuk nach einem andern Punkte, wo sich jenes Verfahren genau wiederholt. Gewöhnlich ist nach zwei oder drei Tagen die Barke mit Austern gefüllt und fährt dann an's Land, wo man sogleich damit beginnt, die Austern zu öffnen, das Fleisch herauszunehmen und die Perlen zu suchen.

Auch der stärkste, wohleingeübte Taucher kann nicht länger als eine und eine Drittel-Minute unter dem Wasser ausdauern. Nachdem er in größter Eile seine Beute in den Korb geworfen, schwimmt er wieder empor, und klammert sich mit einer Hand an die Barke, um auszuruhen, und nachher wieder mit seiner schwierigen Arbeit zu beginnen. Mehr als dreißig, höchstens vierzig Mal kann er an einem und demselben Tage nicht untertauchen. Eine mit guten, recht erfahrenen Tauchern bemannte Barke wird im Laufe eines Tages bis vierthalbtausend Perlenaustern und etwa fünfhundert Perlmutteraustern erbeuten.

Der Ertrag wird zwischen den Tauchern und den übrigen Schiffern getheilt, denn die Bemannung bildet eine Genossenschaft. Zuerst werden die allgemeinen Ausgaben und der Arbeitsbetrag jedes Einzelnen in Anschlag gebracht; Schiff und Ausrüstung gehören insgemein der Gesellschaft selbst. Nie erhebt sich ein Streit über Betheilung der Beute, und das spricht sehr zu Gunsten des friedlichen Sinnes dieser Inselbewohner.

Sie rudern mit dem gefüllten Schiffe nach ihrem Heimathdorfe, ziehen den Sambuk auf den Strand und werfen die Beute auf den Sand. Je vier und vier Mann bilden dort eine Arbeitsgruppe; sie öffnen jede Schale mit geübter Hand vermittelst eines eisernen Werkzeuges, das oft nur ein Nagel ist, und untersuchen das Fleisch, wobei sie sich kleiner Zangen bedienen, um damit die Perle sacht herauszunehmen. Diese legen sie vorsichtig in ein nebenstehendes Gefäß, und thun das Fleisch in einen mit Wasser gefüllten Kübel, während die Schalen in's Meer geworfen werden. Nachher waschen sie jenes Fleisch recht sorgfältig, fädeln es zum Trocknen an der Sonne auf, und gießen das Wasser langsam und vorsichtig ab, weil manchmal einige Austern im Kübel liegen.

Die Perlmutteraustern wird genau auf dieselbe Weise gefangen, aber ihr Fleisch wird nicht gegessen, sondern in's Meer geworfen. Uebrigens ist die Beschäftigung der Taucher ungemein anstrengend; die wenigsten erreichen ein hohes Alter, und sterben zumeist an Lungenkrankheiten.

Alljährlich bringen die Fischer ihre Ausbeute an Perlen und Perlmutter nach dem Dorfe Debeole, wo vierzehn Tage lang Markt oder Messe gehalten wird. Dort legen sie beide Erzeugnisse des Meeres zum Verkauf aus; fremde Handelsleute finden sich regelmäßig ein, namentlich Banianen, indische Kaufleute aus den Häfen von Yemen, aus Massawa, ja aus Indien selbst. Gewöhnlich haben sie im verflossenen Jahre den Fischern Vorschüsse an Geld und Eßwaaren gegeben; die Leute sind in gewisser Beziehung von ihnen abhängig und müssen zu niedrigen Preisen losschlagen. Sie zahlen mit Silber oder Tauschwerthen, namentlich Lebensmitteln, Holz, Datteln und groben Baumwollenzeugen. Aber bei diesem Handel geht Alles ehrlich zu; man schätzt die Perlen nach ihrer Größe ab, nach ihrer Gestalt und nach der Reinheit des Wassers. Die Größe wird durch ein Haarsieb ermittelt, das Oeffnungen von verschiedener Größe hat. Perlen, welche nicht durch die größte Oeffnung hindurch fallen, bilden Nummer Eins, die kleinsten Nummer Sechs. Je nach den verschiedenen Gattungen wird der Preis bestimmt. Der Umsatz auf dem Markte von Debeole beträgt im Durchschnitt an Geldwerth für fünfzig- bis sechszigtausend Thaler, jener von Perlmutter etwa zehntausend.

Uebrigens werden auch noch andere Schaalthiere gefangen, namentlich Porzellanmuscheln, Argonauten, Kauri's und andere. Diese Kauri's, welche man als Uada bezeichnet, gelten bekanntlich in manchen Gegenden, namentlich in Afrika als Scheidemünze. Beim Fange solcher Muscheln benutzt man keine Sambuks, sondern ganz einfache Flöße, Kamaß, die man aus fünf Planken von Korkholz zusammen zimmert; zwei Querbalken halten das Ganze zusammen, und die Bemannung besteht aus nur zwei oder drei Leuten, und die Ruder sind äußerst einfach; man ragelt nämlich ein schaufelförmiges Stück Brett an eine Stange. Auf der zum Fang auserkorenen Stelle, die allemal sehr seicht ist, läßt man einen dicken Stein an einem Seile hinab, der Taucher springt in's Wasser, rafft Muscheln mit beiden Händen, und kommt wieder zum Vorschein. Auf solche Weise gewinnt man von diesen Kauri's, den Porzellan- und Argonautenmuscheln, jährlich einen Geldwerth von etwa fünfzehntausend Thalern.

Digitized by Google

Die Goldentdeckungen auf Neu-Seeland.

Das edle Metall fluthet förmlich aus allen Himmelsgegenden auf uns herein. Zu Californien, Australien, Pikes Pik und Neu-Schottland, die alle Ertrag liefern, und durch welche jährlich für wenigstens für einhundert Millionen Thaler Gold in den großen Weltverkehr gelangt, kommt nun auch Neu-Seeland. Wir wollen zusammenstellen, was die neuesten australischen Berichte darüber mittheilen.

Daß Gold auf Neu-Seeland vorhanden ist, war längst bekannt; man glaubte aber, daß es nicht lohnend genug sei. Man fand es im Coromandelhafen auf der nördlichen Insel, wo man einige Zeit kleine Quantitäten zu Tage förderte, aber die Arbeit bald wieder einstellte. Nachher fand man Gold an der Massacre-Bay, in der Provinz Nelson, also an der Nordspitze der südlichen Insel, und nannte diese Bucht Goldene Bay; dort ist fortwährend eine allerdings nur sehr geringe Anzahl von „Diggers" thätig gewesen, der Ertrag war aber nicht bedeutend genug, um Goldgräber aus Australien anzulocken. Als vor zwei Jahren unser ausgezeichneter Professor Hochstetter Neu-Seeland durchwandert hatte, und dann nach Victoria ging, erklärte er dort, daß Neu-Seeland ein außerordentlich goldreiches Land sei.

Das hat sich vollkommen bestätigt. Während der Sommermonate des Jahres 1861 haben sich die Goldentdeckungen förmlich gedrängt, vor allen Dingen in der Provinz Otago. Diese nimmt die ganze Südspitze der südlichen Insel ein, und ihre Hauptstadt Dunedin liegt an der östlichen Seite. Es erregte zu Sydney in Neusüdwales kein geringes Aufsehen, als von dort ganz unvermuthet 3000 Unzen Gold eintrafen. Am 7. September brachte der Dampfer Oscar 5827 Unzen nach Melbourne. Als diese Nachricht durch die Zeitungen verbreitet wurde und in die Goldbezirke von Castlemaine und Ballarat gelangte, entstand eine große Bewegung unter den Leuten, und die strömten nach Melbourne. Die großen amerikanischen Omnibus, welche sechzig Personen fassen, und die Verbindung zwischen den Goldgegenden und Melbourne unterhalten, waren gedrängt voll, und am 26. September hatten sich schon 9000 australische Diggers nach Neuseeland eingeschifft. Am 13. war ein Clipper mit 709 Fahrgästen in See gestochen, am andern Tage folgten ein Dampfer und zwei Segelschiffe mit 1300 anderen, und so ist es fortgegangen. Die weniger sanguinischen Digger wollten erst weitere Nachrichten und Thatsachen abwarten, die auch nicht lange auf sich harren ließen. Am 22. September brachte ein Schiff abermals 6900 Unzen, drei Tage später ein anderes mit 2400.

Mit diesem Golde kamen auch amtliche Berichte. Eine Eskorte aus den Goldfeldern hatte am 21 August 5096 Unzen nach Dunedin gebracht, am 4. September eine andere 7750, jene vom 18. September 11,181. Im August hatte man etwa 161,000 Unzen „geerntet"; die Zahl der Goldgräber betrug etwa dreitausend, so daß ungefähr 20 Pfund Sterling auf den Mann kamen. Große Klumpen, Nuggets, hat man noch nicht gefunden.

Es versteht sich von selbst, daß sich in Neu-Seeland dieselben Erscheinungen wiederholen, welche für Californien und Australien so bezeichnend waren. Alle Lebensmittel und Verbrauchswaaren sind spärlich vorhanden und außerordentlich theuer, die Wege schlecht, das Klima ist, im Vergleich zu dem südaustralischen, etwas rauh, und Obdach war noch nicht vorhanden. Aber daraus macht der Digger sich wenig, weil er weiß, daß nach kurzer Zeit die Handelsleute alles Nothwendige und Luxussachen obendrein herbeischaffen.

Am 26. September lagen im Hafen von Melbourne sieben Dampfer und einundzwanzig, zum Theil große, Segelschiffe zur Abfahrt nach Dunedin bereit. Aber weshalb verlassen die Leute in Masse Australien, das jährlich zwei Millionen Unzen Gold liefert? Die Antwort auf diese Frage ist leicht gegeben. In Australien ist die Goldförderung nach und nach ein Geschäft geworden, das von Gesellschaften mit großem Kapital bergmännisch betrieben wird. Eine beträchtliche Anzahl Diggers kann sich in diese Umgehaltung nicht recht finden, und bleibt noch bei der alten Arbeitsweise, hantiert mit Spitzhacke, Schaufel und Wiege. In Victoria ist aber der Goldsand ziemlich erschöpft und giebt spärliche Ausbeute. Sie erklärt sich, weshalb diese „Shallow finkers und Surfacers" mit so großer Hast nach Neu-Seeland gehen. Dort haben sie für die nächste Zeit, vielleicht auf Jahre hinaus, guten Ertrag zu hoffen, besonders wenn sie nicht blos an der Oberfläche bleiben, sondern, wenn sie entschlossen sind, bis „unter die erste Schicht" hinabwühlen. Die Kapitalisten haben auch schon erhebliche Bergleute abgeschickt, die an Ort und Stelle prüfen sollen. Ganze Familien sind hinübergezogen, auch unbeschäftigte Aerzte und Advokaten; ein unternehmender Yankee hat mehrere Omnibusse eingeschifft, und ein anderer war mit einer vollständigen Druckerei und den nöthigen Arbeitskräften unterwegs, um eine Zeitung in Dunedin zu gründen.

Auch auf anderen Punkten Neuseelands ist Gold gefunden worden. Als man in Canterbury einen Brunnen grub, fand man in sechzig Fuß Tiefe einen kleinen Klumpen, und aus dem Flusse Karori bei der Stadt Wellington hat man Goldplättchen hervorgeholt. Das deutet auf reichliches Vorkommen des edeln Metalles. In Melbourne waren die Bankiers und Kaufleute über einen so starken Abzug von Menschen sehr besorgt, aber gewiß ohne Grund. Melbourne ist die Handelshauptstadt von Australien, und wird auch für den neuseeländischen Verkehr seine Wichtigkeit nach wie vor behaupten. In Neuseeland wird mit der Steigerung des Goldertrags auch der Ackerbau aufblühen und der Handel sich beleben. Schon jetzt sind aus Victoria Pferde und Schafe nach Dunedin geschickt worden. Das Getreiden einer Kolonie wirkt günstig auf die anderen. Im Jahre 1851 hatten Australien und Neuseeland zusammen erst 550,000 Einwohner, 1861 schon 1,300,000; nach zehn Jahren, und wenn die neuseeländischen Goldfelder ergiebig sind, werden sie doppelt so viele zählen.

Wir wollen hinzufügen, daß in neuerer Zeit das Gippsland in Australien reichen Goldertrag liefert.

Bauern im badischen Schwarzwalde.

Der Bewohner der Marschen an der Nordsee, welchen unsere Leser aus einer S. 245 mitgetheilten Skizze kennen lernen, ist kein dichterisch angeregter Mensch, sondern nüchtern, prosaisch aber zäh. Er bewohnt die Strandebenen am Meere und den Mündungen der Ströme. In ihm haben wir insbesondere den ausgezeichneten Seemann anzuerkennen; seine Ruhe und seine Unbeugsamkeit sind so recht geeignet für die Kämpfe mit dem wilden Elemente. Furcht vor Sturm und Wellen kennt unser Küstenbewohner nicht. Er hat eine doppelte Heimath: eine in seinen Marschen und die andere, so weit salziges Wasser fluthet.

Kaum in einem andern Lande ergänzen sich die verschiedenen Stämme desselben Volkes so vortrefflich, als gerade in unserm großen, schönen, reich und mannigfaltig gegliederten Vaterlande. Wie sind von der Natur selber darauf hingewiesen, wechselseitig einander Etwas zu geben und dagegen Anderes zu nehmen.

Friesen, Alt-(Nieder-) Sachsen, Thüringer, Fran-

Digitized by Google

ken, Bayern, Schwaben nebſt Allemannen, das ſind die uralten Hauptſtämme, welche der deutſche Kernbaum zunächſt getrieben. Dieſe haben noch andere geſunde Zweige nach Oſten hin ausgeſandt, bis über die Memel hinaus, bis nach Eſthland hin, abwärts gedrungen. Wir ſind überall Kulturträger, erwarten aber keinen Dank von anders gearteten Völkern oder Stämmen, denen wir höhere Geſittung und geiſtige Bildung zubringen. Sie mögen ſich ſtellen wie ſie wollen, ſie mögen noch ſo ungebärdig

Landleute im badiſchen Oberlande.

denn die norddeutſchen Zweige reichen von Mecklenburg aus bis zur ruſſiſchen Gränze. In der Mitte wohnen die betriebſamen Neuſachſen, welche man beſſer mit dem alten Namen Meißner bezeichnen ſollte; von Oeſterreich aus ſind die Deutſchen heranſein, — unſere deutſchen Kulturpillen müſſen ſie jetzt und in Zukunft verſchlucken. Das iſt einmal ihre Beſtimmung.

Von unſeren Hauptſtämmen iſt jeder mehr oder weniger ſtattlich von Wuchs, reich an Entfaltung, eigenthümlich von Art, immer

Digitized by Google

aber kerndeutsch. Wie finden den Friesen fest, zäh, spröde; er fährt kühn hinaus auf die See und hält an Freiheit auf heimischem Boden fest. Der Altsachse ist lebhafter, ausdauernd, nachhaltig in Arbeit und Glauben, mächtig durch Gedanken und Treue, und unerschütterlich, jede geistige Errungenschaft zu bewahren. Der Thüringer, offen an Verstand und Gemüth, zeigt sich regsam zu jedem wackern Thun, aufgelegt zu Handel und Wandel, ist betriebsam, heiter in Gangesluft, und ein treuer Bewahrer alter Sage. Dem Franken ist ein rascher wallendes Blut eigen, er ist klug und gewandt, voll Funken der Erfindsamkeit, hochstrebenden Sinnes und tapfer, aber nicht so zäh und beständig wie der Altsachse. Den kräftigen Altbayer kennen wir als derben, handfesten Mann; er ist lustig und heiter, behäbig in frischem Lebensgenusse, und seine treue Biederkeit besteht alle Proben. Dann haben wir den mehr nach Innen gelebten Schwaben, mit der reichen Fülle seiner poetischen Begabung; er ist tiefsinnig zum Dichten und Denken, versteht sich gern in die geheimnißvolle Welt der Ahnung Aber anstellig zum Größten wie im Kleinsten ist auch er, und außerdem besonders mannhaft und streitbar. Tapfer sind alle deutschen Stämme.

Die Stammbevölkerung der Schwaben, die Allemannen, namentlich im und am Schwarzwalde, sind besonders ein ganz prächtiger Menschenschlag, groß, stark, ungemein rührig, voll ursprünglicher Frische und dabei gutmüthig. Aber in ihren Adern strömt doch sehr feuriges Blut. Der schwarzwälder Allemanne ist der kräftigste Menschenschlag in Würtemberg und Baden.

Unser Bild zeigt allemannische Leute vom Schwarzwald und vom badischen Oberrhein in ihrer alten Bauerntracht, welche sie bis heute bewahrt haben.

Auf der andern Seite des Rheinstromes, im Elsaß, wohnen gleichfalls Allemannen. Das von dem herrlichen Strome durchzogene Land zwischen Wasgau und Schwarzwald ist ur- und kerndeutsch Das Elsaß ist seit zweihundert Jahren in französischer Gewalt Es wird der Tag kommen, an welchem das schwarz-roth-goldene Banner Deutschlands auf der Kammhöhe der Beggelen nun auf dem Straßburger Münster flattert.

Die Marschbewohner an Weser und Elbe.

Unsre Leser kennen aus den trefflichen Schilderungen von Hermann Allmers diese in so vieler Beziehung eigenthümliche Gegend unsres großen Vaterlandes. Wir müssen aber das Bild vervollständigen, indem wir unserm Gewährsmanne noch einige Züge entlehnen, durch welche er seine Landsleute kennzeichnet.

Der Geestmann ist durchaus sanguinisch, leicht zu erregen, gelehrig, erfinderisch und bei seinen Festen heiter bis zur lärmenden Lustigkeit. Ganz anders dagegen der friesische Marschbewohner, dessen herrvorstechendes Temperament, wie bei seinem Stammverwandten, dem Holländer, das phlegmatische ist. Viel weniger empfänglich für äußere Eindrücke, ist er fast nie wahrhaft begeistert. Seine kaltblütige Ruhe und sein würdevoller Ernst verlassen ihn nur äußerst selten. Alle Feste, Hochzeiten, Jahresfeste und Ähnliches, werden von ihm auffallend still begangen, so daß man dieselben fast todt nennen kann. Darum ist sehr schwer auf ihn einzuwirken, alte Gewohnheiten zu vernichten und Neues bei ihm einzuführen. Hat er sich aber vom Guten desselben einmal überzeugt, und hat er eine neue Sitte einmal angenommen, dann hält er daran mit viel größerer Zähigkeit und Ausdauer fest, als der Geestmann. Gilt es alte Gewohnheiten, Rechte und Freiheiten mit Kraft und Ausdauer zu behaupten und Alles daran zu setzen, sie nicht fahren zu lassen, dann stehen die Marschen in der ersten Reihe. Nur ihrer unermüdlichen Ausdauer und Zähigkeit haben sie den Besitz so vieler Freiheiten zu verdanken, auf welche die Regierungen schon oft genug Angriffe machten. Und auch neuere Zeiten haben es gezeigt, daß die alte Kraft und Festigkeit nicht verloren gegangen ist. Als im Jahre 1837 die hannöversche Regierung das Staatsgrundgesetz eigenmächtig umwarf, fand sie gerade in den bremischen Marschen den hartnäckigsten und lebhaftesten Widerstand. Es befitzt kein Volk ein so prächtiges Oppositionsinstrument als das der Marschen. Zur Revolution taugt es dagegen ganz und gar nicht, da ihm alles Feuer und alle echte Begeisterung abgehen und es conservativ durch und durch ist. —

Selbstgefühl und Stolz sind hervorstechende Züge im Charakter des Marschbewohners, namentlich des wohlhabenden. Vor Allem stolz ist der Marschbauer auf seine fruchtbare Heimath, die er um keinen Preis mit einer andern vertauscht, am allerwenigsten mit der nahen Geest, auf welche er nur mit einer gewissen Verachtung und mit Bedauern herunter- oder vielmehr hinaufsieht. Aeußerst charakteristisch ist daher die bekannte Anekdote von jenem alten Marschbauer, wie er seinen reiselustigen Sohn mahnend an die Hand nahm und ihn davon abzubringen suchte.

„Sieh Jung", sprach er, „hier is de Marsch, un de ganze anner Welt is man Geest. Wat wullt du dumme Jung nu in de Welt maken?"

Noch stolzer erscheint der reiche Marschbauer auf seinen Stand als freier Grundbesitzer oder wie es hier heißt als Hausmann. Diese angesehensten und ältesten Hausmannsfamilien sind vollkommene Aristokraten und vertreten den in den meisten Marschen fehlenden Adel in ihrer Art völlig. Den weniger Besitzenden, den Köthner, pflegt der Marschbauer meist nur über die Schulter anzublicken, ihn nicht anders zu nennen als den „kliten Mann, geringen Mann", an welchen seine Tochter zu verheirathen, ihm eine ewig schmerzliche Schmach sein würde. Daher verheirathen sich die Hausmannsfamilien fast ausschließlich mit Ebenbürtigen. Meistens aber geschehen die Verheirathungen in der Familie selbst, damit Geld und Gut ja recht zusammengehalten werde; denn dieses ist in der Marsch mit äußerst seltener Ausnahme doch bei allen Verbindungen das erste Hauptziel. Die Liebe, heißt es, wird schon nachher von selbst kommen.

Mag dieser Stolz des Marschbauern immerhin sehr zu tadeln sein, zausendmal jedoch wird man mit ihm versöhnt durch das mächtige und wahre Ehrgefühl, welches ihn begleitet. — Eine Kränkung seiner Ehre, und komme sie von wem sie wolle, erfüllt ihn mit dem lebendigsten anhaltendem Zorne. Eigentliche Verbrechen kommen daher in den friesischen Marschen beinahe gar nicht vor, und wäre nicht das Alte Land, das ich als völlig eigenthümlich ausnehme, wenn ich von den Marschen im Allgemeinen rede, so hätte seit langer Zeit kaum ein Marschbauer vor dem Criminalgericht gestanden. Gefängnißstrafe und sei sie auch noch so milde, sei sie nicht einmal eigentlich ehrenrührig, z. B. wegen Jagdvergehen, hält er für so schmachvoll, daß er Alles daran setzt, ihr zu entgehen; er würde oft lieber Tausende geben, würde lieber sterben und auswandern, als im Gefängniß sitzen. Ja ein Marschbauer, der höre, daß sein studirender Sohn kürzlich ein paar Tage im Carcer gehaust habe, begann vor Wuth und Scham zu weinen. „Ach Gott", rief er im tiefsten Schmerze aus, „warum hett de Jung mi dat nich schreven, ick hatt je gern dusend Daler nu noch mehr daran (gegeben), wenn he man nich sitten schull!" —

Von einer leichen Kriegerlust ist im Marschbewohner bente nicht die kleinste Spur mehr zu finden. Das Soldatenleben steht er als das elendeste, bedauernswürdigste Loos unter der Sonne an, und wer nur immer kann, sucht sich durch Flucht, Verstümmlung von leiblichen Fehlen oder Stellvertretung davon zu befreien. Freiwillige gehören zu den allergrößten Seltenheiten; ganz anders wie in den Marschen der obern Weser, wo z. B. im Hoyaschen die

Digitized by Google

Söhne der reichen Bauern, getrieben von Reiterluft, sehr häufig freiwillige Dienste bei der Cavallerie nehmen. Diese Abneigung gegen alles Soldatenwesen muß man indessen nicht dem Mangel an Muth beimessen wollen. Dem Friesenjüngling behagt ein freies, rüstiges Schifferleben einmal besser; hier ist er ganz in seinem Elemente. Nicht im Landheer, wohl aber auf der deutschen Flotte wird er einmal seine Lorbeeren zu erringen haben.

Mit dem zähen, hartnäckigen Charakter der Friesen hängt noch seine Proceßsucht, seine Unversöhnlichkeit, die selbst mitunter in die kleinliche Rachsucht übergeht, zusammen. Streitsüchtig ist er nicht, allein rechthaberisch bis zum Eigensinn. Sehr häufig geschieht es, daß ganze Familien oft zeitlebens um geringer Sachen willen auf gespanntem Fuße leben.

Eine andere Schattenseite, die freilich ebenfalls mit dem ungemeinen Selbstgefühle des Marschbauern zusammenhängen mag, ist der gänzliche Mangel an Gemeinsinn, welcher in einigen Marschgegenden herrscht und öffentlichen, gemeinsamen Verbesserungen demmend entgegentritt. So oft auch rege Fortschrittsmänner für das allgemeine Wohl streben und wirken wollten, meist wurden ihren Bemühungen überall Hindernisse in den Weg gelegt. Sie scheiterten fast immer an dem heillosen Egoismus der Einzelnen und wurden in der Regel nur mit dem schändlichsten Undanke belohnt. Dahre steht denn der unglaublich schlechte Zustand so vieler öffentlichen Anstalten und Dinge, wie der Kirchen und Schulgebäude, der Begräbnißplätze, der Wege u. s. w., oft mit der Wohlhabenheit der Gegend und der Stattlichkeit der Wohnungen im grellsten Contraste. Als vor Jahren in den oldenburgischen Marschen die schönen, trockenen Fußwege von Dorf zu Dorf angelegt wurden, deren noch heutiges Tags die dauneöverschen so schmerzlich entbehren müssen, kaut diese so einleuchtende und nothwendige Verbesserung dennoch bei manchen alten Hausleuten den entschiedensten Widerstand, und aus welchem Grunde? Sie sagten ganz einfach: „Alle Olen sind so lange vör den Deek komen, wie druket et nicht bäter to hebben.“ (Unsere Alten sind so lange durch den Schmutz gekommen, wir brauchen es nicht besser zu haben.) Ja Einige trieb wirklich ihr starrer Eigensinn dahin, daß sie, nachdem die schönen Fußsteige vollendet waren, lieber nebenher im sußtiefen Klei gingen, als den verhaßten Weg der Neuerung zu betreten. Sie wollten ad oculos demonstriren, daß die Sandpfade unnütz seien und recht gut vermißt werden könnten. —

Der Oststeder und der mit ihm verwandte Stedinger ist der zahmste, gutmüthigste und loyalste aller Marschbewohner, der Butjaddinger, namentlich der Wurster derb, voll Kraft und Festigkeit, der Jeverländer der freisinnigste und thatkräftigste, allein zum Theil noch ziemlich roh, der Hadler und Kehdinger zwar auch kräftig und freiheitsliebend, aber luxuriös und oft etwas stark renommistisch, der Altländer endlich schlau, gewandt, mißtrauisch und verschlossen gegen Fremde, dagegen am strengsten auf alte Gebräuche haltend. —

Verschieden ist der Kulturzustand der Marschen. Die oststeder, wührder, wurster, vielander und namentlich die altländer Bauern haben ihre alte Einfachheit noch am meisten bewahrt, und selbst die allerreichsten lassen ihre Kinder selten anderswo als in ihren heimathlichen Dorfschulen unterrichten; denn gegen den gebildeten oder sogenannten kateinischen Bauer wallet das entschiedenste Vorurtheil ob. Mehr schon berührt von moderner Kultur erscheint das Stedinger-, Stad- und Butjaddingerland.

Von allen Marschen steht das Land Hadeln, wo es sich um Luxus und Verschwendung handelt, oben an. Die glänzenden Staatszimmer, die herrlichsten, parkähnlichen Gärten, das kostbare Porzellan- und Silbergeräth und die eleganten Equipagen der hadler Bauern sind weit umher bekannt, fast sprichwörtlich geworden. Bei ihren Familienfesten pflegt ein so gewaltiger Luxus und Pomp zu herrschen, daß schon in den Jahren 1602—1733 eine Reihe von eigenen Gesetzen erlassen werden mußte, um diese Verschwendung nur einigermaßen zu zügeln. Freilich trifft man hier auch die gebildetsten und intelligentesten aller Marschbauern. Die Söhne der angesehensten Familien besuchen fast alle das Progymnasium in Otterndorf oder die Rectorschule in Altendruch. Man kann dort junge Bauern in groben Arbeitskleidern hinter ihrem Pfluge finden, die englisch und französisch sprechen und dazu treffliche geographische, historische und litterarische Kenntnisse besitzen. Aus ihnen werden dann tüchtige und unerschrockene Ständemitglieder.

Das Alte Land ist die einzige Marsch, wo Einfachheit und alte Sitten sich bis auf den heutigen Tag und trotz der Nachbarschaft des großen Hamburgs in seltener Reinheit erhalten haben. Auch von alten Volksgebräuchen, Festen und Banstignungen gibt es im Allgemeinen nicht viel mehr. Doch wird Weihnachten wie in Ungland mit tüchtigem Essen und Trinken gefeiert, und der Weihnachtsabend heißt deshalb in manchen Gegenden Bullbuksabend, an dem ein gewaltiger Mehlpudding mit Rosinen und geräuchertem Schweinskopf die Hauptrolle spielen. Zu Ostern genießt auch in den Marschen Jedermann Eier, auf den Deichen lodern dann all überall mächtige Feuer und auf hohen Stangen brennende Theertonnen, zu Pfingsten aber schmückt man Zimmer und Diele mit grünem Birkenreis und richtet Maienbäume auf, wie in anderen Theilen Deutschlands.

Ein Indianer und Indianerinnen am Rio Colorado.

Als unser Landsmann Baldwin Möllhausen mit dem Lieutenant Ives im Auftrage der nordamerikanischen Regierung eine Forschungsreise auf und an dem Rio Colorado des Westens machte, traf er häufig mit Indianern zusammen. Zuerst sah er vier junge, sehr große, schöngewachsene Leute, deren kräftiger Bau und vollkommenes Ebenmaß der Glieder er bewundern mußte. Sie trugen nur einen schmalen, weißen Schurz; eine andere Bekleidung hatten sie nicht. Die Hautfarbe war dunkelkupferig, das Gesicht hatten sie kohlschwarz mit einem rothen Streifen bemalt, der sich von der Stirne herab über Nase, Mund und Kinn zog. Die starken schwarzen Haare hingen lang über den Rücken herab, und waren vermittelst aufgewickelter Lehmerde in Strähnen oder Stricke gedreht und dann steif zusammengetrocknet. Dieser Gebrauch ist bei den männlichen Indianern im Thale des Colorado allgemein. An dem dünnen Bastgurte, welcher die Zeugstreifen trägt, befestigt der Mann auch wohl Ratten, große Eidechsen u. Frösche, die er gelegentlich rösten will.

Bei den Colorado-Stämmen der Chimehwhues, Kutchanas und Pah Utas gehört eine männliche Gestalt unter sechs Fuß Höhe zu den Seltenheiten. Auffallend ist der Unterschied zwischen den Yampais und Tontes, die wie Wilde im Gebirge leben, und kleine häßliche Gestalten mit widrigem, tückischem Gesichtsausdrucke sind, und diesen riesenhaften Gestalten, welche wie Meisterwerke der Natur dastanden. Gleich Hirschen setzen sie in mächtigen Sprüngen über Gestein und Gestrüpp hinweg. Der Ausdruck ihrer Augen war freundlich und fast offen. (S. 248.)

Ganz im Gegensatz zu den Männern sind die Frauen der Indianer am Colorado durchgängig klein, untersetzt und stark, oft sogar dick. Um die Hüften tragen sie einen Schurz oder vielmehr einen Rock, welcher aus Baststreifen derart angefertigt ist, daß ganze Bündel dieser Streifen mit dem einen Ende am Gürtel dicht und fest mit einander verbunden sind, während das andere Ende derselben bis an's Knie hinabhängt und dort so abgeschnitten ist, daß es Fransen bildet. Aus der Ferne gesehen gleicht solch eine Frau unseren Balletänzerinnen; sogar die schunkelnde Schwingung des Rockes beim Gehen fehlt nicht und erinnert an die gezierten Bewegungen unserer Tänzerinnen auf der Bühne.

Digitized by Google

Beide Geschlechter tragen das Stirnhaar über den Augenbrauen stumpf abgeschnitten. Das übrige Haupthaar tragen die Frauen nicht so lang wie die Männer, drehen es auch nicht in Streifen. Ihre etwas breiten Gesichter zeigen, gleich jenen der Männer, den Ausdruck des Frohsinns, und wenn sie auch nicht gerade schön genannt werden können, so fehlt doch bei Manchen ein gewisser Reiz nicht. Beim Bemalen gehen sie sorgfältiger zu Werke als die Männer und tätowiren sich auch mehr als diese. Bei den meisten sind die Lippen ganz blau gefärbt und das Kinn ist von einem Mundwinkel bis zum andern mit blauen Punkten und Linien geschmückt.

Ein Brief Livingstone's.

Wir haben schon früher mitgetheilt, daß es dem Reisenden nicht gelungen war, den Fluß Rukuma oder, wie er schreibt, Rovuma, an der Ostküste von Afrika, zu befahren. Er kehrte unverrichteter Dinge nach Johanna, einer der Komoro-Inseln, zurück und schrieb von dort unterm 22. April 1861 Folgendes:

„Wir haben den Rovuma auf einer Strecke von etwa dreißig Miles mit einem Dampfer erforscht. Am Bord befand sich auch der Bischof Kenfie mit einem seiner Priester; die Uebrigen waren auf Johanna zurückgeblieben. Unsere Hoffnung, auf dem Rovuma bis in den Nyassa-See zu gelangen, war groß, denn aus diesem soll, den Behauptungen der Eingeborenen zufolge, der Strom kommen. Ein wenig oberhalb der Stelle, bis zu welcher unser Dampfer „Pioneer" gelangte, beim Dorfe Dondi's, des Häuptlings der Makuoda, scheint der Fluß enger und tiefer zu werden; er ist zwischen sehr hohen Felsen eingezwängt. Eingeborene behaupten, daß diese gefährliche Wasserschlucht in Kähnen zu passiren sei und daß man dann bis zum Nyassa-See gelangen könne. Das Bett des Stromes scheint, gleich jenem des Sambesi, aus einer Reihenfolge großer Sandbänke zu bestehen. Im Rovuma giebt es Flußpferde; die Uferlandschaften sind weit schöner als jene am Sambesi, denn nachdem wir über die Region der Mangrovebüsche hinausgekommen waren, fanden wir eine ungemein hübsche, baumreiche Gegend. Allmälig erhoben sich die Ufer ränder bis eine 1000 Fuß Höhe; oben standen werthvolle Bäume, z. B. der Ebenholzbaum und ein anderer, welcher Nebnlichkeit mit dem Mahagony hat. Auf dem Rovuma sind, Sklaven ausgenommen, noch keine Waaren befördert worden. Der erste Mann, welchem wir begegneten, sagte, daß er die Engländer kenne; sie seien ein braves Volk, weil sie immer Geld, Kleidungsstücke ꝛc. in Menge besäßen; sie liebten den Sklavenhandel nicht; auch habe er ihre Schiffe gesehen. Die Eingeborenen sind arme Teufel und stehen unter dem Drucke der Araber, welche ihnen nicht viel übrig lassen. Sie reden die Sprache von Suma und jene des Mangaiwolkes. Der Bischof bekam das afrikanische Fieber, wurde aber bald wieder hergestellt."

So weit Livingstone. Man sieht, daß er so gut wie gar nichts über den Rovuma zu berichten weiß.

Dann schreibt er weiter:

„Wir haben auch Mobilla, eine der Komoro-Inseln, besucht. Sie ist, gleich den übrigen, vulkanisch, eine gewaltige, vielfach zerrissene Gebirgsmasse, aber mit üppigem Pflanzenwuchse bedeckt. Die Bewohner sind Mischlinge, mit arabischem Blute und jenem ihrer Eroberer aus Madagaskar versetzt. Die Königin ist eine sehr intelligente Frau und redet sehr fließend französisch. Die Volksreligion ist die mohammedanische. In der Hauptstadt fanden wir Schulen, in denen auch Mädchen unterrichtet werden. Die Lehrer bekommen erst Lohn, wenn die Kinder etwas gelernt haben; sobald das Kind ordentlich lesen kann, giebt man dem Lehrer zehn Dollars. Zwei französische Agenten, die früher in Madagaskar waren, halten sich jetzt in Zumbone auf. Die Insel ist reich an Zuckerrohr, Reis und Kartoffeln und führt auch Hornvieh, Schafe und Ziegen aus. Das Volk lebt sehr enthaltsam, und wir konnten uns weder für Geld noch um Gotteswillen Grog verschaffen."

Die Reisen des Doctor Peney auf dem obern Nil.

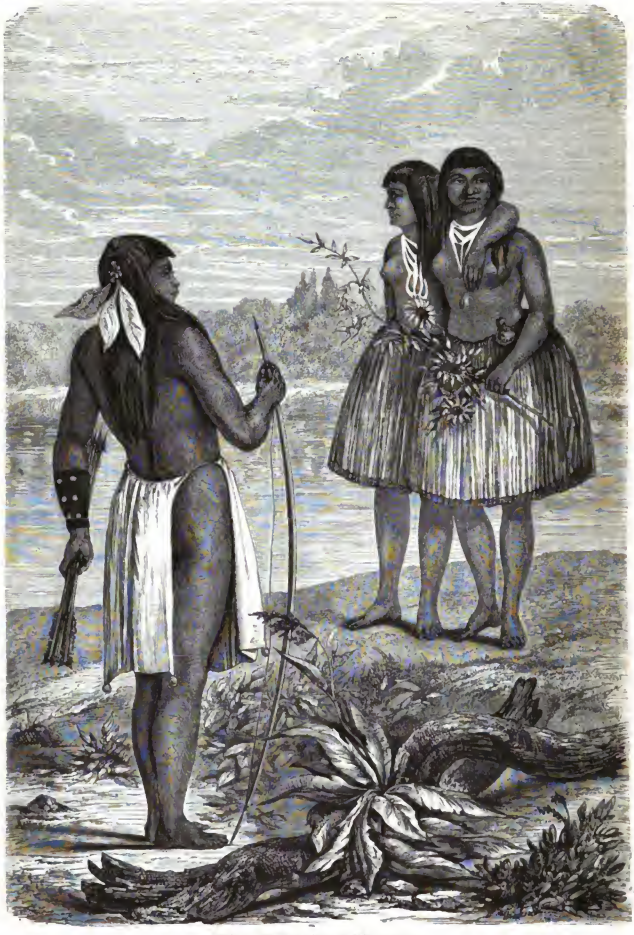
Dr. Peney verließ, wie er in einem ersten Brief aus Gondokoro am Weißen Strom, vom 20. Februar dieses Jahres schrieb, Chartum zu Ende Oktobers 1861. Die ägyptische Regierung war ihm behülflich; sie gab ihm 25 Soldaten als Bedeckung und zwei Barken. Von wissenschaftlichen Instrumenten hatte der Reisende nur eine Uhr, ein paar Thermometer, Compasse, ein Teleskop und einen Sextanten; aber weder Barometer noch Chronometer.

Der Reisende Lejean war eben krank aus Kordofan zurückgekommen und konnte deshalb die Fahrt nicht mitmachen. Peney gelangte in achtundbreißig Tagen nach Gondokoro, das während der letzten zwanzig Jahre oft von Europäern besucht worden ist. Anfangs Januar schließt er sich dort einer Karawane von Elfenbeinhändlern an, welche nach der, uns bisher unbekannten Provinz Niambara zog; sie liegt westlich vom Strom und ist erst im vorigen Jahre dem Handel eröffnet worden. Ein Marsch von acht Tagen, mit nur einundbreißig Stunden Gangzeit, während welcher nur ein Grad in directer Richtung zurückgelegt wurde, führte Peney nach dem Districte Muru, der in der Provinz Niambara, am Flusse Jiëv liegt. „Dieser Fluß, welcher unter dem Parallel von Gondokoro (5° n. Br., 1° westlich von Gondokoro) in der Richtung von Süden nach Nordwest strömt, hatte an der Stelle, wo ich ihn bei niedrigem Wasserstande überschritt, eine Breite von 80 Meter, bei einer mittlern Tiefe von 0,35 M. und einer mittlern Schnelligkeit von 0,333 Mtr. in der Secunde. An Ort und Stelle erfuhr ich, daß er durch die Provinz Niambara strömt, dann in das Gebiet des Stammes Allah übergeht, nachher immer in der Richtung nach Nordwesten das Land der Niamniam-Maharaka umfließt. Von den Maharaka geht der Jiëv in die Provinz Dschur und mündet in den Bahr el Ghasal oder Kelat; er bildet einen der Hauptzuflüsse desselben. Ich habe allen Grund, diese Angaben für richtig zu halten, denn ich bekam sie von Anwohnern des Flusses und sie stimmen auch mit den Erkundigungen überein, welche Herr von Malzac und nach ihm die Gebrüder Poncet eingezogen haben. Ueber den obern Lauf des Jiëv, südlich vom District Muru, konnte ich nur unbestimmte Nachrichten erhalten. Diesen zufolge reicht er in südwestlicher Richtung bis zu den Mondu, etwa zwanzig Lieues oberhalb der Stelle, wo ich ihn überschritt. Ich weiß also nicht, ob der Jiëv ein natürlicher Kanal ist, welcher sich vom Nil abzweigt und wieder mit ihm vereinigt, oder als ob er einer der Hauptquellströme des Weißen Flusses betrachtet werden muß."

Peney hat manche, zum Theil noch unbekannte Pflanzen gesammelt. Die von ihm beobachteten Negerstämme gehören einem andern Schwarm als jene am Weißen Fluß an, und nähern sich mehr den westlichen Negern von Darfur und Waday.

Als er nach Gondokoro zurückkam, fand er dort Herrn Lejean, der in Chartum eine eigene Barke gemiethet hatte und von dort bis zu den Barg gekommen war. Während seines kurzen Verweilens waren ihm jedoch Land und Leute dermaßen zuwider geworden, daß er umkehren wollte. Das war auch in Rücksicht auf seine Gesund-

Digitized by Google



Indianer und Indianerinnen am Rio Colorado.

Digitized by Google

heitsverhältnisse rathiam und er fuhr im Anfang Februars von Gondokoro nach Chartum zurück.

Piney schreibt unterm 20. Februar weiter: „Ich erwarte hier in Gondokoro das Hochwasser, welches Ende dieses Monats anfängt, um mit leichten Fahrzeugen über die Stromschnellen von Garbo und Makedo zu kommen. Wenn weiter aufwärts der Nil nicht mehr schiffbar ist, will ich zu Lande weiter gehen. Ein alter sudanesischer Diener, Herr Debono, der einen Theil der Nebenflüsse des Nils erforscht hat, schließt sich mir an."

Ein zweiter Brief Peney's ist datirt: „Am Weißen Flusse, Provinz Barry, 20. Mai 1861", von einem nach Chartum stromabfahrenden Nase, arabischen Schiffsführer, derthin besorgt werden, dann richtig in die Hände des Adressaten Jomard in Paris gelangt und im Bulletin der dortigen Geographischen Gesellschaft veröffentlicht worden. Folgendes ist der Inhalt:

Nach meiner Expedition zu den Niambaras habe ich einen Ausflug zu den Nilkatarakten oberhalb Gondokoro gemacht. Ich wollte mich persönlich überzeugen, ob ich mit den Booten (welche mein Reisegefährte Debono eigens zu diesem Zwecke in Chartum hatte anfertigen lassen) die Hindernisse überwinden könne, vor welchen alle meine Vorgänger hatten zurückweichen müssen. Am 20. Februar fuhr ich von Gondokoro ab. Außer jenen beiden Booten besaß ich noch einen Nachen. Wir waren 25 Mann und hatten 30 Mann zur Bedeckung. So fuhren wir stromau, kamen am 22. bei der Insel Dschankekr (Janker) vorbei und gelangten an die ersten Stromschnellen im Distriete Dschendoky-Garbo. Dann schlug ich aber nicht die Route der früheren Expedition ein, welche auch Miani 1860 genommen hatte (er war ebenso unglücklich wie alle seine Vorgänger und mußte umkehren), sondern fuhr, dem Rathe der Neger folgend, in einen östlich vom Hauptarm fließenden Kanal. Dann erleichterte ich unsere Fahrzeuge, ließ bei den angeladenen Sachen Leute zurück, und so überwanden wir binnen einer halben Stunde das Hinderniß. Die Beschwerlichkeiten gingen aber nun erst recht an; das bemerkten wir sehr bald, denn 4 Kilometer oberhalb Dschendoky-Garbo wurden sie sehr ernsthaft.

Wir fanden nämlich im Distriet von Teremo-Garbe, Stromschnellen und Wasserfälle, welche durch unzählige Klippen gebildet werden. Wir lagen drei zwei Tage fest und kamen dann wieder los, aber erst als wir den größten Theil unserer Taue und Leinen eingebüßt hatten. Diese schwierige Passage ist nur etwa 750 Meter lang. Oberhalb Dschendoky-Garbe, auf einer Strecke von 32 Kilometern, läuft der Fluß ungehindert über sedimentäre Ablagerungen, die auf beiden Ufern von kleinen Gestießen durchschnitten werden. Diese Kanäle werden bei Hochfluth reißende Wasser; sie zeigen sich nach Norden hin zuerst gegenüber dem Pik von Legonet, und der vom Pater Knoblecher genannte Kyk ist der erste in der Reihe. Dieser Zufflüsse giebt es eine so große Menge, daß ich auf einer Strecke von 40 Kilometern deren mehr als Hundert gezählt habe. Auch in der trockenen Jahreszeit liefern ihre Quellen dem Weißen Fluß unaufhörlich Wasser, so daß er in jener Gegend einen gleichmäßigen Höhestand behält. Man kann diese Gestieße schon als wesentliche Theile der Nilquellen betrachten.

Ich will eines Flusses erwähnen, den ich noch auf keiner Karte angezeigt gefunden habe; ich meine den Lukuśdi, der im westlichen Theile der Rege-Kette, 4° 10′ n. Br., entspringt und mitten in der ersten Stromschnelle von Dschendoky-Garbe am linken Ufer einmündet.

Acht Lieues südlich von Dschendoky-Garbo liegen die Katarakten von Makedo. Ich sage Katarakten, weil die Passage durch zwei, 1½ Meter hohe Wasserfälle gebildet wird. Unglücklicher Weise wurde bei Makedo eine unserer Barken schwer beschädigt, und da wir ohnehin Mangel an Seilwerk litten, so mußte ich unterhalb der Wasserfälle ankern. Es konnte nicht mehr die Rede davon sein, die Reise zu Wasser fortzusetzen.

Ein Flußdurchschnitt, unterhalb der Katarakten, gegenüber dem Dorfe Tambur ergab: Breite 45 Meter, mittlere Tiefe 5 Meter 20, mittlere Strömung 85. Strom in der Mitte des Flusses 180 Meter in der Minute. Ich beschloß meine Reise auf dem Landwege fortzusetzen, miethete einige schwarze Träger und ging am Flusse hin. Gegenüber dem Katarakte von Makedo verfolgte ich an der Ostseite einen Kanal, der über ein Bett vom Gneiß strömte und so breit war, daß ihn unsere Barken recht gut hätten befahren können. Ich verfolgte diesen Kanal bis zu der Stelle, wo er sich aus dem Nil abzweigt, setzte meinen Weg nach Süden hin fort und war nach drei Tagen in gerader Linie mit der Kette des Berges Rege, die nur 8 Kilometer (etwa 2 deutsche Meilen) entfernt lag. Diese Kette bildet die südliche Gränze der Provinz Barry; jenseit dieser letztern beginnt die Provinz Madv, welche sich, in der Breite von etwa einem halben Grade, von Südsüdost nach Nordnordwest hindehnt. Ihren südlichen Ausläufer oder Endpunkt bildet der Spitberg Guiri, an welchem der Fluß vorüberzieht. Hier liegen Klippen, welche sehr schwierig für die Schiffahrt sind. Dort war das Ende unseres Ausfluges, denn die Neger wollten nicht weiter vorrücken, weil sie im Kriege mit den Madv seien.

Meiner Berechnung zufolge liegt der Pik Guiri einige Kilometer unterhalb Galuffi (bis wohin im vorigen Jahre Miani kam) und 25 Lieues, also einen Grad, südlich von Gondokoro, genau unter dem Meridian dieses letztern. Ich kennte zur Breitenbestimmung den Sextanten nicht benutzen, weil die Sonne um Mittag zu hoch stand, und nahm für meine Berechnung die Insel Janker als Ausgangspunkt, also, nach Arnaud, 4° 42′ 42″ n. Br. Vermittelst eines Routencompasses, eines Graphometers und einer Taschenuhr habe ich Winkel und Flächen bestimmt, den ganzen Weg von Gondokoro bis Rege zu Fuße gemacht und glaube, daß meine Bestimmung, vielleicht bis auf wenige Minuten, genau ist.

Ich zog bei den Eingebornen Erkundigungen ein. Sie sagen, daß der Strom oberhalb der Regeberge sich völlig von diesen entfernt und dann eine weite, sehr schwach strömende, aber sehr tiefe Wasserfläche bilde. Dieser Bericht ist wahrscheinlich genau, denn Aehnliches hatte auch Miani gehört; er veranlaßte mich demnächst mit Hülfe der Barken meine Forschungen wieder aufzunehmen. Im Anfange des Julimonates wollen wir wieder unter Segel gehen.

Torell's Expedition nach Spitbergen.

Wir haben bereits erwähnt, daß die schwedische Expedition aus dem hohen Norden glücklich nach Tromsö zurückgekehrt sei. In dieser Stadt, von wo aus sie die Reise antrat, hatte sie zwei kleine Schiffe, den Skuner „Aeolus" und die Schaluppe „Magdalena" gemiethet. Ueber den Seezug selbst und dessen Ergebniß finden wir in der Deutschen Allgemeinen Zeitung einen Bericht aus Stockholm vom 24. Oktober, welchem wir das Nachstehende entlehnen.

Der Zweck der Expedition war ein doppelter: 1) so weit wie möglich auf dem Eise gegen den Nordpol vorzudringen, und 2) Spitbergen mit seinen Küsten näher zu untersuchen und dort die Messung eines Meridiantogens wenigstens vorzubereiten. Zu dem ersterm Zweck hatte Torell sich mit einem eisernen und zwei großen hölzernen Booten, zwei Schlitten und einer Anzahl von 50 Zughunden, zu den andern aber mit den vorzüglichsten Instrumenten versehen. Schon am 23. und 25. September sind diese

Digitized by Google

kühnen Polarfahrer sämmtlich gesund und zufrieden zurückgekehrt. — Am 9. Mai lichteten beide Fahrzeuge bei Karlsö in Finmarken die Anker. — Am 21. bekamen sie Spitzbergen und zwar die Südspitze von Prince Charles Foreland im Nordosten zu Gesicht; das Treibeis wurde in zwei Tagen glücklich durchsegelt; hinter demselben fanden sie eisfreies Fahrwasser und liefen am 22. Mai in Kobbe-Bai auf Danes-Island, 79° 40' nördl. Br. und 10° 45' östl. L., in den Hafen. Die prächtigen hohen Berge hatten schon viele schneefreie Stellen. Nun nahmen die Arbeiten für die Schlittenreise mit den Hunden ihren Anfang. Am 30. verließen sie Kobbe-Bai und ankerten nach einer Fahrt durch das Treibeis längs der nördlichen Küste am 7. Juni in Treurenberg-Bai, 79° 56' 6" nördl. Br., 16° 38' östl. Länge. Die Temperatur zu Anfang des Juni wechselte zwischen — 6° 5 bis + 5° 6 C; das Wetter war ausgezeichnet schön. Jetzt wurde für die Schlittenreise alles in Ordnung gebracht; aber eine ungeheure Masse von Treibeis thürmte sich plötzlich sowol in der Bai als auch vor derselben so weit das Auge reichte auf, und schloß nicht allein Aeolus und Magdalena ein, sondern auch drei oder vier norwegische Fangschiffe, sodaß dort nicht weniger als 120 Mann versammelt waren. Eine Inschrift auf einem am Ufer errichteten Kreuze zeigte an, daß der Stuner Aeolus schon vor einigen Jahren in eben diesem Hafen vom Eis eingeschlossen gewesen war — in der That keine gute Aussicht! Zu Ende des Juni aber öffnete sich das Eis, und die beiden Fahrzeuge entkamen glücklich ihrem Gefängniß. Eine Schlittenreise gegen Norden war nun unmöglich; das Treibeis gestattete die Erreichung des festen Eises nicht und auch dies wäre in der vorgerückten Jahreszeit nicht mehr fahrbar gewesen, man hatte einmal + 14° C. in der Sonne und gleichzeitig + 7° 5 C. im Schatten.

War also der eine Zweck der Expedition verfehlt, so war es jetzt ein großes Glück, daß eine solche Widerwärtigkeit berechnet und die Expedition so angelegt war, daß, wenn auch die unsichere geographische Excursion gegen Norden sich als unausführbar zeigen sollte, statt derselben doch viel Werthvolles erreicht werden konnte. Der Aeolus verblieb an der Nordküste, die Magdalena begab sich an die westliche. Sechs Wochen lang machten Torell, Nordenskiöld, Chydenius und Peterlen mit den Booten lange Ausflüge von zwei und vier Wochen, während Malmgren für naturgeschichtliche Untersuchungen sich in der Nähe des Fahrzeuges aufhielt, mit welchem der Lieutenant Lilliehöök in dem nun eisfreien Fahrwasser längs der Küste von Baldem-S bis an den südlichen Theil von Hinlopen-Strait kreuzte. Die Magdalena besuchte die Cross-Bai, die Kings-Bai, den Jösjord, und die Bootexcursion wurde von den Herren Blomstrand und Dunér in der Weide-Bai, von jenem und Herrn v. Yhlen im Foreland-Sunde ausgeführt, während Smitt und v. Goës die Arbeiten verrichteten, welche beim Fahrzeuge ausgeführt werden mußten. Durch diese Thätigkeit ist eine große Anzahl von Punkten astronomisch bestimmt worden, die alten Karten erhielten ansehnliche Correctionen, die Höhen wurden mappirt, und der Theil der drabschichten Gradmessung, welcher in diesem Jahre zugänglich war, wurde recognoscirt. Die südliche Fortsetzung derselben war unmöglich, weil der ganze Stuffjord, der in Süden und in Norden Spitzbergen in zwei Theile theilt, von gepackten Treibeis gänzlich angefüllt war. Fangfahrzeuge, welche dorthin gegangen waren, lagen sechs Wochen lang eingeschlossen in vollkommener Unthätigkeit.

Auch andere Beobachtungen von großem Interesse sind gemacht worden. So ist die Erstreckung des Golfstroms bis Spitzbergen erwiesen worden durch den Fund von Früchten der westindischen Mimosa scandens, durch gläserne Flaschen und Treibholz. Man soll auch an der Nordküste ganz eigene atmosphärische Verhältnisse, eine unerwartet hohe Schneegränze und eine geringere Gletscherbildung gefunden haben. Ein in vollständiges Abstract log soll ununterbrochene meteorologische Beobachtungen eingetragen, es sind bei diesen neben Breitegraden äußerst wichtige magnetische Observationen angestellt, ungemein reichhaltige Sammlungen sind gemacht über Spitzbergens Naturgeschichte, geologische von großem Werth, eine Menge von Pflanzen, umfassende Reihen geologischer Specimina, eine große Anzahl von Zeichnungen und Photographien von der ganzen besegelten Küste 2c. Man dürfte mit Grund annehmen können, daß viele Sammlungen zusammen das größte Material zur Kenntniß des hohen Nordens hergeben werden, das je auf einmal nach Europa geführt worden ist. Auch die Jagd scheint nicht übel gegangen zu sein; man hat 12 Eisbären, über 40 Walrosse 2c. erlegt.

Ueber die Verbreitung des organischen Lebens in der Meerestiefe sind wichtige Untersuchungen glücklich ausgeführt worden. Es ist bekannt, daß Thiere und Gewächse in horizontalen Zonen im Meere vertheilt sind, sodaß diejenigen Arten, welche in der Nähe der Oberfläche wohnen, in größerer Tiefe von anderen und diese wiederum von anderen abgelöst werden. Die Pflanzen hören zuerst auf, und man ist jetzt lebhaft beschäftigt, zu erforschen, wo die Gränze für die Lebensbedingungen der Thiere ist. Im Mittelländischen Meere hat das zwischen Sardinien und Afrika aus einer Tiefe von 2 bis 3000 Meter hervorgezogene, gesprungene Telegraphenkabel einige Art lebendiger Thiere mit heraufgebracht. Auf M'Clintock's letzter Reise zur Erforschung des Möglichkeit, ein Telegraphenkabel zwischen Shetland, Grönland und Labrador auszulegen, sind lebendige Seesterne 2c. aus einer noch größern Tiefe heraufgeholt worden. Die schwedische Expedition kann nun zu diesem neue, wichtige Beobachtungen hinzufügen. Im Eismeere wurden aus einer Tiefe von 1900 bis beinahe 2500 Meter eine Anzahl Arten von Mollusken, Crustaceen und Zoophyten heraufgeholt. Die dazu angewendeten Apparate wurden nach Brooke's und M'Clintock's Modellen, doch mit gewissen Verbesserungen, in Tromsö angefertigt.

„Uns hat", so schreibt der Lieutenant Lilliehöök, „ein ganz besonderes Glück begleitet. Während mehrere Unglücksfälle vorgefallen sind unter den Fangfahrzeugen, von denen zwei von dem Eise ganz zerschmettert wurden, andere das Ruder verloren, oder mehrere Planken hoch von dem Bodeie aufgefahrendt wurden, oder einen Theil ihrer Besatzung an Skorbut krank oder beschädigt hatten, wurden unsere beiden Fahrzeuge gänzlich verschont von solchem Unglück. Zuletzt hatten wir widrige Winde, Sturm und Nebel, sodaß alle Versuche, noch in der dunklen Herbstzeit Südspitzbergen und die Bäreninsel zu untersuchen, aufgegeben werden mußten." Alle Fangfahrzeuge sollen schon in den ersten Tagen des September wieder in Norwegen angekommen sein.

Mehrere der Nordpolfahrer sind bereits in ihre Heimat zurückgekehrt. Am 22. October kam der Professor Nordenskiöld mit dem Dampfschiffe von Happaranda, wohin er sich von Tromsö zu Lande durch Finnmarken und Lappland begeben hatte, hier in Stockholm an.

Eine Besteigung des Vulkans Demavend in Persien.

Im Süden des großen kaspischen Binnen-Sees erhebt sich das vulkanische Hochgebirge des Elburs oder Alberdsch, das nach Westen hin mit den Hochgebirgen Armeniens in Verbindung steht. Unter den Kegelbergen des Elburs ragt der Demavend über alle anderen hervor; er ist jedenfalls der höchste Berg Asiens im Westen des Himalaya, und frühere Messungen ergaben 18,845 Fuß über der Meeresfläche. Neuen Beobachtungen zufolge soll er 20,000 Fuß haben. Während der letzten Jahre ist er von zwei

Digitized by Google

Deutſchen, dem Herrn von Minutoli und Profeſſor Brugſch erfliegen worden, und von dem Letztern dürfen wir eine ausführliche Beſchreibung erwarten. Aber faſt gleichzeitig mit unſeren Landsleuten ſcheuete ein franzöſiſcher Artilleriehauptmann, Nicolas, die Anſtrengung nicht, welche mit einer Wanderung bis zur Spitze des Demavend verbunden ſind, und wir finden ſeine Erzählung in der jüngſten Nummer des Bülletins der Pariſer geographiſchen Geſellſchaft.

Schon früher, bei unſeren Mittheilungen über Perſien, in Nr 2. des Globus, erwähnten wir, daß der Spitzberg Demavend ſich nordöſtlich von Teheran erhebe. In gerader Richtung iſt er etwa zwölf ſtarke alte Wegſtunden oder vielmehr franzöſiſche Lieues von jener Hauptſtadt entfernt, alſo ungefähr ſo weit, wie der Brocken von der Stadt Braunſchweig.

Hauptmann Nicolas trat ſeine Reiſe während des Nebarrem Wanderſtämme, ihre ſchwarzen Zelte aufſchlagen. Als ich während des Ramadan, ſo erzählt der Reiſende, einen Ausflug von Teheran nach Jzbahan machte, begegneten mir viele Jlyat-Karawanen, die aus dem heißen Land in der Gegend von Schiras kamen, wo ſie während der Winterszeit ihre Heerden graſen laſſen. Auf jedem Kameel hingen nach beiden Seiten herab Körbe, aus welchen die Köpfe von Lämmern herausguckten; ſie zogen nach der Lar-Ebene. Man braucht ſechs Stunden, um dieſe zu durchwandern, trifft aber unterwegs nicht ein einziges Haus, in welchem ein perſiſcher Herr ſeine Frauen unterbringen könnte, falls er hier oben ſeine Sommerfriſche aufſchlagen wollte Der Lar hat viele Forellen, die Temperatur iſt wie im nördlichen Frankreich; faſt an jedem Abend zieht ein Gewitter herauf und grollt, während in Teheran, das nur wenige Meilen entfernt iſt, der Himmel wenigſtens acht Monate lang blau und heiter bleibt. Von der Lar-Ebene geſehen, er-

Der Demavend in Perſien.

1860 an, und nahm einen Tafella'ſchen Hypſometer mit, da er einen tragbaren Barometer ſich in Teheran nicht verſchaffen konnte. Nach ſeinen Meſſungen hat der Demavend über 6000 Meter Höhe. Am erſten Tage kam N. bis Abſche, das, ſieben Lieues von Teheran entfernt, zwiſchen hohen Bergen liegt. Der Sadrasſam, Großveſier, hatte in dieſem Dorfe einen Palaſt, welcher jedoch vom Schah confiscirt worden war, nachdem der Würdenträger ſich die Ungnade des Herrſchers zugezogen hatte. Der fremde Reiſende konnte ohne Weiteres in jenem Gebäude Herberge nehmen.

Während in Teheran eine wahrhaft erſtickende Hitze herrſchte, ſtieg am 16. Juli in Abſche der Thermometer nicht über 26° C.; für die obere Palaſtterraſſe fand Nicolas 2270 Meter; die Ebene, auf welcher Teheran liegt, hat 1280 Meter Höhe über dem Meere. Nach einer Wanderung von drei Stunden erreichte Nicolas die Ebene des Lar. Dieſer ſchnellſtrömende Fluß bewäſſert ein üppiges Weideland, auf welchem zur Sommerszeit die Jlyats, ſcheint der Demavend wie ein ungeheurer Kegel. Die Jlyats vertauſchen mir ein großes Lamm für 20 Neugroſchen; Eier, Milch und etwa ein Dutzend großer Forellen erhielt ich als Zugabe. Ich merkte, daß ich nicht weit von der Provinz Mafanderan war, jenem Schlaraffenlande, wo man für einen Groſchen ein Hundert der ſchönſten Aepfelſinen bekommt und einen Faſan nebſt einem großen Lachs mit vier Neugroſchen bezahlt.

Von Abſche gelangte ich, zumeiſt am Ufer des Lar hinziehend, binnen ſieben Stunden nach Aſk. Ich bemerkte auf der Ebene mehr als achthundert Mutterpferde und Füllen, welche frei umherliefen; ſie gehören dem Schah. Wenn hier das Gras abgeweidet iſt, treibt man ſie nach der Ebene von Weramin in der Nähe iſt, treibt man ſie nach der Ebene von Weramin in der Nähe iſt, treibt man ſie nach der Ebene von Weramin in der Nähe

Die Bergbewohner von Ask leben mit der Außenwelt in geringem Verkehr, sie kümmern sich wenig um den Schah und sind unter ihren eigenen Serdars fast unabhängig. Die Thürschwelle des Serdar, dessen Haus in der Mitte des Dorfes liegt, hat 2250 Meter Meereshöhe. Von Ask kann man in gerader Richtung bis zum Fuße des Spitzberges gelangen; ich begab mich aber nach Ab Gherm, um die Mineralquellen zu besuchen, welche etwa eine Stunde vom Dorfe entfernt sind. Bei den Quellen befindet sich kein Wohnhaus; wer dorthin geht, sucht Schutz unter seinem Zelt oder unter einem Baume. Das Bad für Männer ist offen, jenes für Frauen überdeckt; Wärme der Quelle selbst 65° C.; das Wasser ist klar, farblos und schmeckt und riecht wie faule Eier. Am 20. Juli stieg zu Ab Gherm in freier Luft um im Schatten die Temperatur nicht über 24° C.; Meereshöhe der Bäder 2750 Meter.

Am 22. Juli begann ich meine Besteigung des Demawend, und nicht weniger als drei Führer drängten sich mir auf, obwohl ein tüchtiger Mann ausgereicht hätte. Man thut wohl, ein gutes Maultier bis zu denjenigen warmen Quellen zu nehmen, welche am Fuße des Spitzberges selber liegen, und wohin man in fünf Stunden gelangt. Meine Führer bezeichneten die Stelle, an welcher wir übernachteten, als Beschemal; ich fand dort nichts als eine kleine Quelle trinkbaren Wassers und dicke Steine. In der Umgegend weiden viele Pferde und Maultiere, und die Hirten sind wohlbewaffnet, weil in den Gebirgsschluchten Panther (persisch Palenk) hausen, welche erst vor einigen Tagen Maultiere fortgeschleppt hätten. In den benachbarten Wäldern von Masanderan halten sich allerdings Panther und Tiger in Menge auf. Als ich mich zu den heißen Quellen am Fuße des Demawend begab, hörte ich unablässig den Ruf des Kepk e Deri, eines Rebhuhns, das die Größe unserer stärksten Haushenne erreicht und sich nur in unzugänglichen Bergschluchten aufhält. Die Nacht an der eben erwähnten kleinen Quelle war herrlich; Alles ruhig und still, die Luft leicht und frisch und der blaue Himmel bei einen wahrhaft zauberischen Anblick dar. Die Sterne flimmerten wie Karfunkel. Venus erglänzte wie eine kleine Sonne und die Milchstraße erglühete förmlich in weißem Lichte. Höhe über dem Meere 4300 Meter; am 22. Juli, bei Sonnenuntergang, Lufttemperatur bei der Quelle + 7° C.; am 23., Nachmittags 3 Uhr, + 25° C.

Bei Sonnenaufgang, am 23., brach ich auf, um den Spitzberg zu ersteigen, und benutzte während der ersten Stunde mein Maultier, bis ich den Schnee erreichte, welcher dann bis zum Gipfel hinanreicht. Plötzlich hörte ich ein gewaltiges Getrach und meine Führer schrieen laut auf; ein ungeheurer Stein kam klatschend herabgestürzt und umweit von mir vorüber. Wahrscheinlich war der Schnee oder das Eis, von welchem er seither umschlossen war, hinweg geschmolzen und nun rollte er wie eine Lawine. Ich ging dann zu Fuß, und hatte während der ersten Stunde eine ganz erträgliche Temperatur; bald aber kam von oben herunter ein scharfer, trockener, durchdringender Wind, der mir sehr empfindlich und unangenehm wurde. Nach zwei Stunden wurde mir das Athmen beschwerlich, ich bekam Kopfweh, verspürte eine allgemeine Mattigkeit und als ich an einen mauerartigen Felsgürtel kam, welcher die höchste Spitze umzieht, mußte ich mich niederwerfen, um mich ein wenig zu erholen. Ich war fünf Stunden lang beraufgestiegen und nun kam in einer Höhe von 5540 Meter. Der Thermometer zeigte + 3° 3′ C.

Von diesem Gipfel, der schon alle anderen weit überragt, hatte ich eine ungeheure Fernsicht. Mein Führer zeigte mir das kaspische Meer, ich weiß aber nicht gewiß, ob ich dasselbe gesehen habe. Einige tausend Fuß unter mir lagen Wolken, welche die Thäler füllten und einem wogenden Meer von Milch glich.

Zwei Führer waren zurückgeblieben, aber der dritte hielt bis jetzt aus. Der eben erwähnte Felsengürtel ließ einen, allerdings durch Eisbrücke äußerst beschwerlichen Durchweg, den ich benutzte, um noch höher zu steigen. Aber nun wollte der Führer nicht mehr weiter und suchte mir zu beweisen, daß wir uns auf dem höchsten Gipfel befänden; auch sei kein anderer Reisender höher hinaufgegangen. Ich mußte alle umkehren. Ueberall am Abhange fundet man Schwefelkrystalle und schwefelhaltiges Eisen; außerdem liegen dort viele kleine Samenkörner. Mein Führer behauptete ganz ernsthaft, sie seien vom Himmel gefallen, sie sind aber in der That nichts als öhlaltige Körner mit etwas harter, weißlicher Rinde, welche der Wind hierher getrieben hat. Während wir hinabstiegen, sah ich eine junge wilde Ziege. Drei Uhr Nachmittags war ich wieder bei der Quelle und ritt dann nach Ab Gherm.

Am andern Morgen begegnete mir der preußische Gesandte, Herr von Minutoli, mit seinem Gesandtschaftspersonal und zwei Engländern. Ich theilte ihm mit, daß mein Führer mich im Stiche gelassen habe, und er zwang dann auch seine Führer, ihm bis auf den höchsten Gipfel zu folgen. Er sagte mir nachher, daß er oben einen alten Krater und einen zweiten von neuerer Bildung gefunden habe; aus den Spalten des letztern drangen heiße Dämpfe hervor. —

Der Gipfel des Demawend hat, nach Nicolas, 6536 Meter Höhe über dem Meere; er wäre demnach nur 1500 Meter höher als der Ararat; der Elburs im Kaukasus hat 5630 Meter.

Der Demawend hat, nach den Barometermessungen Taylor Thomsen's 1857, 19,400 Pariser Fuß oder 6300 Meter; nach Lemm's trigonometrischen Messungen im Jahre 1839 beträgt die Höhe 19,923 Pariser Fuß oder 6441 Meter. F. Thomsen, Lord Schomberg, Kerr und St. Quentin fanden sie 1858 nach Barometermessungen 6558 Meter.

Die Landesbewohner haben niemals Flammen auf dem Demawend aufsteigen sehen, und persische Gelehrte versichern, daß in keinem Buche des Berges als eines thätigen Vulkans erwähnt werde.

Kleine Nachrichten.

Doctor Peney am obern Nil gestorben. Die Wissenschaft hat abermals einen edlen Märtyrer zu beklagen. Wir haben an einer andern Stelle dieses Blattes die Berichte mitgetheilt, welche Dr. Peney über seine beiden Reisen am obern Nil nach Europa gesandt hatte. Jetzt aber wird aus Kairo gemeldet, daß er auf der von ihm in Ausssicht gestellten dritten Expedition am 26. Juli seinen Tod gefunden habe. Er starb, nachdem er nur viereinhalb zwanzig Stunden krank gewesen, in einem Dorfe am Ufer des Stromes. Seine Frau und ein Kind waren bei ihm. Unverweilt schifte sein Gefährte Debono nach Chartum zurück und kam dort am 26. August an. Peney's Tagebücher, Aufzeichnungen, Sammlungen und Karten sind gerettet. Er war in der Nähe der Atiancellen, aber auch ihm blieb es versagt, sie zu entdecken. Seit 22 Jahren kannte der tressliche Mann den östlichen Sudan und dessen Völker. Kaum ein Anderer war zur Expedition in jenen Gegenden besser geeignet, als er, und nun hat er, ein Arzt, dem afrikanischen Fieber unterliegen müssen. Ausführliche Berichte werden wohl nicht lange auf sich warten lassen.

Die Niger-Expedition. Wir finden im Londoner Athenäum Folgendes: Diese Expedition unter der Leitung von Kapitän Douglas ist nach Lagos zurückgekehrt. Sie war 81 Tage auf dem Flusse, und wurde während dieser Zeit vom afrikanischen Fieber heimgesucht, das nun einmal von Fahrten auf dem Niger unzertrennlich ist. Douglas verlor mit Gewalt gegen die Eingeborenen und zerstörte sind Dörfer, deren Bewohner feindlich waren, und die Wirkung war, daß andere Häuptlinge sich höflicher benahmen. Der höchste Punkt, welchen Douglas erreichte, war Onitsha, wo die Expedition einen Monat lang blieb. Den, der trat sie mit Dr. Baikie in Verbindung — Der Letztere ist, wie wir schon im Globus gemeldet haben, auch von Rabba nach der Küste zurückgekehrt.

Das Innere der großen Landschaft Gupana, überhaupt das Gebiet zwischen dem Amazonenstrom und Orinoco, ist auch jetzt noch theilweise wenig bekannt. Ausgezeichnet sind die For-

Digitized by Google

schungen unseres Landsmannes Richard Schomburgk, der im Auftrage der englischen Regierung in den Jahren 1840 bis 1844 unsere Kenntnisse über einen großen Theil Guyana's wesentlich bereicherte. Nun seien wir, daß auch von Seiten Hollands und Frankreichs das Innere erforscht werden soll. Die Gouvernente von Cayenne und von Paramaribo haben nämlich ein Uebereinkommen getroffen, demgemäß eine internationale Kommission bis an die Quellen des Maroni vordringen soll. Dieser Strom bildet die Gränze zwischen dem holländischen und dem französischen Guyana. Zwei frühere Versuche, dieses Ziel zu erreichen, sind fehlgeschlagen; auch ist die Aufgabe keineswegs leicht, weil die dechten Urwälder, die Gebirge und die zum Theil sehr bedeutenden Fälle in der Kenntnißnahme gehen lassen, so viele Hindernisse für die Reisenden bilden. Die Kommission besteht von jeder Seite aus einem Marineoffizier für geographische Ortsbestimmungen und Hydrographie, einem Genieoffizier für Geologie und Meteorologie, einem Botaniker, Arzt und den nöthigen Leuten zur Bedienung und Bedeckung. Am 9. September haben die französischen Absendeten von St. Louis am Maroni aus ihren Zug begonnen. Sie fuhren in drei großen Pirogen, deren jede mit 18 Negern bemannt war, und hatten Lebensmittel auf vier Monate eingelegt. Die Holländer hatten gleichfalls drei Pirogen, die mit indianischen Ruderern bemannt waren.

Eine Expedition nach Ceará, und zwar nach dem nördlichen Theile dieser Provinz, wurde von der brasilianischen Regierung vor etwa zwei Jahren ausgerüstet, um diese noch wenig bekannte Gegend näher zu erforschen und wissenschaftliche Sammlungen zu machen. Angeschlossen hatte sich diesem Gouvernes Diaz, ein auf deutschen Hochschulen (Jena, Berlin, Leipzig) gründlich gebildeter Mann, der auch längere Zeit in Dresden sich aufhielt. Während nun die Expedition nach Rio de Janeiro zurückgekehrt ist, blieb Doctor Diaz im nördlichen Ceará und macht Ausflüge, um die Indianer jener Gegend näher kennen zu lernen. Im Jahre 1858 erschien von ihm in Leipzig ein Wörterbuch der Tupi-Sprache. — Naturwissenschaftlicher Leiter war der Botaniker und Zoolog Professer Freire Alemao; er brachte alle seine Sammlungen glücklich zurück, während jene des Physikers und Geognosten Schuch de Capanema während des Transportes von Granja nach Fortaleza im Wasser verloren gingen.

J. M. Stuart, der australische Entdeckungsreisende, ist, den Nachrichten aus Adelaide vom 26. September zufolge, von einer Expedition nach Norden hin im Anfange September zurückgekehrt. Er kam der Nordküste bis auf 95 englische Meilen nahe, mußte dann aber umkehren, weil er einen undurchdringlichen Wald und kein Wasser fand. Den Punkt, welchen er erreichte, liegt unter 17° südl. Br. und 133° 58' L. Auf seiner frühern Reise war er bis 18° 45' S. und 130° O. gekommen. Gregory drang von Norden her bis 18° S. und 130° O. Stuart ist entschlossen, abermals eine Reise zu wagen, um bis an die Nordküste vorzudringen.

Noch mehr Gold in Amerika. Wir haben an einer andern Stelle auf die Goldentdeckungen in Neu-Seeland hingewiesen. In den neuesten nordamerikanischen Berichten finden wir, daß auch auf der westlichen Erdhälfte der Goldertrag sich steigert. In San Juan del Norte, dem Hafenplatze von Nicaragua, waren im Oktober Maschinen aus Europa zur Bearbeitung der reichen Goldgruben bei Libertad in der Provinz Chontales angekommen. Die ganze Umgegend ist goldreich, und californische Männer waren mit den nöthigen Gerätschaften eingetroffen, um die Arbeiten kräftig in Angriff zu nehmen. — An der Nordwestküste hat man in Oregon, bei den Rey-percés-Gruben, neue sehr ergiebige Goldlager aufgefunden, welche eine große Ausdehnung haben. Ein Theil der Ausbeute ist schon nach San Francisco gekommen, und im Frühjahre wollen viele Digger in jene Gegenden kommen

Das Erdbeben in Mendoza, welches diese schöne Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelte, war auch im Laufe der Sommermonate immer noch nicht verschwunden. Die Lage des Ortes ist günstig für den Handel über die Cordilleren nach Chile, und ein Theil der Bewohner, welcher aus der gräuenvollen Katastrophe das Leben gerettet hatte, fing an, auf den Ruinen neue Wohnungen zu bauen. Aber in der Erde wurde es wieder unruhig, sie hat sich einige Male wellenförmig bewegt, und so steht man denn jetzt ein, daß Mendoza ein unbewohnbarer Haufen von Ruinen bleiben muß.

Die Oelquellen im westlichen Pennsylvanien, deren wir schon früher erwähnten, bewähren ihre Ausgiebigkeit, und man betrachtet sie nun als unerschöpflich. Sie liegen unweit des Great Western Railway. Man kann monatlich an zwanzigtausend Barrels (Fässer) mit diesem aus der Erde hervorquellenden Oel füllen, und jedes Faß hat an Ort und Stelle einen Geldwerth von $^2/_3$ Thalern. Am Ende dieses Jahres wird sich der Ertrag auf eine halbe Million Dollars belaufen haben.

Massenarmuth in der Stadt Neu-York. Der sechszehnte Jahresbericht des Neu-Yorker Vereins zur Verbesserung der Lage der Armen enthält über diesen Gegenstand eine Menge bemerkenswerther Angaben. Er bringt grauenerregende Thatsachen über Verarmung, Krankheitsverhältnisse und Entsittlichung bei einem großen Theil der städtischen Bevölkerung. Man sieht, welch' eine ungeheure Summe von Elend in der größten Stadt der westlichen Welt sich schon jetzt angehäuft hat. Im Jahre 1859 hatte sich die Bevölkerung um etwa 4000 Familien vermindert, allerdings mit in Folge einer schwächer gewordenen Einwanderung, und weil im innern Lande große Nachfrage nach Arbeitern war. Die Zunahme der Verarmung hat reißend schnell. Den amtlichen Angaben zufolge wurden 130,150 Stadtarme im Verlaufe des mit dem 1. December 1858 endenden Jahres unterstützt, also der 7. Theil der ganzen Bevölkerung und eine Zunahme von 37,011 gegen das vorhergehende Jahr; dabei wurden $ 500,000 verausgabt.

Die Fälle von Verurtheilungen wegen begangener Verbrechen erreichten die Höhe von 35,172; sie ergaben einen Zuwachs von über 25 Procent gegen das vorhergehende Jahr und verursachten eine Ausgabe von mehr als $ 500,000. Die jährlichen Ausgaben für Pauperismus und Verbrecher allein, welchen die Steuerzahler zu tragen haben, betrugen ungefähr $ 800,000.

Was aber vielleicht als die beunruhigendste Seite dieses großen Uebels des Pauperismus durch jenen Bericht sich herausstellt, ist die Widerlegung der beliebten Idee, daß unter den Eingeborenen nur wenig Pauperismus zu finden sei, weil sie uns alle Mäßregeln zu dessen Verhütung hat vernachlässigen lassen. Denn dies Verhältniß ist almoseneempfangenden eingeborenen Bürger unserer Stadt zur ganzen Bevölkerung wird auf 28 zu 100 angegeben, und dasselbe soll in den innern Counties des Staates weit größere Dimensionen erreichen.

Es ergiebt sich, daß die Masse von Pauperismus stufenweise geliegen ist, nämlich: Im Jahre 1851 hatten wir unter 123 Personen, 1841 unter 39 Personen, 1851 unter 24 Personen, in 1859 unter 17 Personen 1 Armen. Wenn dieselbe Steigerung noch 15 Jahre anhält, so wird auf je 5 Personen 1 Armer kommen, d. h. je 5 Personen im Staate müssen einen Armen ernähren.

Der Gesundheitszustand der Stadt nimmt einen bedeutenden Raum in dem Bericht ein, und wie gewöhnlich wird über die alten Höfe, schmutzige Straßen, enge und schlecht gelüftete Wohnhäuser, feuchte und ungelüftete Keller, und die davon herrührenden traurigen physischen und moralischen Folgen geklagt. Es wird ferner nachgewiesen, wie es schon unmäßige Male früher geschehen ist, daß wegen Mangels an geeigneter Gesundheitspolizei Neu-York, trotz seiner herrlichen Lage, die ungesundeste Stadt in der Welt ist. In Bezug auf die Sterblichkeit wird es mit verschiedenen europäischen Städten in folgender Weise verglichen: London ist 1:40, Berlin ist 1:40, Turin ist 1:38—46, Paris ist 1:36—72, Genua ist 1:32, Lyon ist 1:30, Hamburg ist 1:28, Neu-York ist 1:27—15. Ja noch mehr. Der Bericht liefert den Beweis, daß während in London sich der Gesundheitszustand reißend schnell verbessert, in Neu-York eben so schnell das umgekehrte Verhältniß eingetreten ist.

Im Jahre 1664, als vor weniger als 200 Jahren, war die Berkommenheit, der Schmutz und die Ansteckung in London so groß, daß außer den 28,000 Todesfällen, die gewöhnlichen Krankheiten zuzuschreiben waren (also $^1/_{10}$ der Bevölkerung, auf 5000 mehr als im vergangenen Jahre in Neu-York) — in einem Jahre nahe 68,000 Menschen an der Pest starben. Damals war die Bevölkerung von London etwa so stark, wie die von Neu-York jetzt ist. Jetzt jedoch ist das Verhältniß der Sterblichkeit in London wie 1:40, während das von Neu-York beinahe so groß ist, wie das von London vor 200 Jahren, nämlich im Jahre 1827 wie 1:27. Vor fünfzig Jahren jedoch war es noch besser, als das von London jetzt ist, nämlich 1:46.

Armuth in England. Aus öffentlichen Mitteln erhalten Unterstützung in der Hauptstadt 1 von 20; in den drei östlichen Grafschaften 1 von 14; in den südöstlichen mit Berks und Hants 1 von 19; in den südwestlichen 1 von 18; in Wales 1 von 16; in den westlichen binnenländischen von Gloucester bis Stafford 1 von 25; in den südlichen binnenländischen von London bis Northamptonshire 1 von 17; in den nördlichen binnenländischen von Leicester nach Norden hin 1 von 23; in den nordwestlichen, Lancashire und Cheshire, 1 von 36; in Yorkshire 1 von 32 und in den nördlichen Grafschaften 1 von 27. Diese Zahlen beweisen, daß in den gewerblichen Gegenden die Armuth weit geringer ist als in den übrigen.

Digitized by Google

Volksmenge in Canada. Dieselbe beträgt nach der Zählung von 1861 auf 2,498,888 Seelen; davon kommen auf West- (Ober-) Canada 1,395,222, auf Unter-Canada 1,103,666. Montreal hat 90,498, Quebec 51,109, Toronto 44,743, Hamilton 19,096, Ottawa 14,669, Kingston 13,743, London 11,555 Einwohner.

Australien. Die in der Mitte des Jahres 1861 in Neusüdwales veranstaltete Volkszählung hat nahe an 350,000 Seelen für diese Kolonie ergeben. Der nördliche Theil, welcher jetzt von ihr abgetrennt ist und die Kolonie Queensland bildet, ist in dieser Ziffer nicht mitbegriffen. Neusüdwales hat seine Volksmenge im Verlauf der letzten fünf Jahre um etwa 100,000 Seelen gesteigert.

Die Anzahl der Erdbewohner kann man annähernd zu 1300 Millionen Menschen annehmen. Davon kommen auf Europa 372, Asien 720, Amerika nicht 100, Afrika 100 und Australien sammt den polynesischen Inseln 2 bis 3 Millionen. Im Durchschnitt stirbt jährlich 1 Mensch von 40, jährlich etwa 32 Millionen, täglich 87,861, in jeder Secunde endet auf Erden ein Menschenleben und in jeder Minute werden 70 bis 80 geboren.

Der Postverkehr in England ist von Jahr zu Jahr in wahrhaft kolossaler Weise gestiegen. Amtlichen Berichten zufolge wurden 1860 im Vereinigten Königreiche nicht weniger als 564,000,000 Briefe an die Adressaten abgegeben; davon kamen auf Irland 48, auf Schottland 54 Millionen, die übrigen auf England. Das sind die Wirkungen des billigen Postporto's. Bevor dasselbe eingeführt wurde (1840), betrug, 1839, die Gesammtzahl der Briefe nur 82,471,000, wovon nur etwa 6½ Millionen franco liirt waren. Im folgenden Jahre steigerte sich, beim Pennyporto, diese Ziffer schon auf 168,768,000, also um mehr als 122 Procent. Von da ab beträgt die Vermehrung in jedem Jahre durchschnittlich 4½ Procent. Auf London allein kamen 1860 schon 117 Millionen Briefe. — Viele gehen verloren, weil die Adressen unleserlich sind; im vorigen Jahre waren aus diesem Grunde etwa zwei Millionen unbestellbar; 20,000 hatten Adressen wie folgt: „Herrn William Jones, London," und solche gelangen natürlich auch nicht an ihre Bestimmung. — Außer den Briefen besorgte die Post noch an 71 Millionen Zeitungen und 11,700,000 Bücher-sendungen. Die Anzahl der von der Post besorgten „Money-Orders" betrug 7,229,146, im Gesammtbetrage von 13,838,401 Pfund Sterling. — Die Bruttoeinnahme der Postbehörde stellte sich auf 3,924,710 Pfund Sterling; davon war Rein-Einnahme 1,102,479 Pfund Sterling. Auf Gehalte und Pensionen 1,095,201, an die Eisenbahnen zahlte die Postbehörde 488,000 Pfund Sterling. Bei der inländischen Post hat sie Profit, aber an jener nach dem Auslande und den Kolonien erleidet sie jährlich 410,000 Pfund Sterling Verlust, der z. B. für jeden Brief nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung 9 Pence beträgt, auf Westindien 1 Schilling, nach der Westküste von Afrika 1 Sh. 8 P. Aber der größte allerlei Verlust kommt auf die Linien nach Brasilien, Westindien und dem Stillen Ocean, denn hier hat die Post etwa 200,000 Pfund Sterling zuzulegen. Dagegen bringt die Dover-Calais-Linie 56,000 Pfund Sterling Profit. Die Post zahlt für die Beförderung ihrer Briefbeutel an die Peninsular-Dampfer 5800; die nordamerikanischen Linien 149,000 (Verlust 78,000); an jene nach Westindien, Brasilien, Stillen Ocean 302,400 (Verlust 198,000); Westküste von Afrika 30,000 (25,000 Verlust); nach Kapkolonie 38,000 (Verlust 28,700); Australien 94,500 (Verlust 64,200); ostindische Posten 180,300 (Verlust 69,300). Die Kontrolle, welche die britische Postbehörde zur Beförderung ihrer Briefe mit Privatkompagnien geschlossen hat, stellten sich auf 863,800 Pfund Sterling.

In Paraguay ist zu Anfang Octobers die erste Eisenbahnstrecke eröffnet worden. Sie bildet einen Theil des Schienenweges, welcher die Hauptstadt Asuncion mit Villa rica verbinden wird.

Ein Nachtheil aus Afrika. Seit vielen Jahren haben Missionäre aus Schottland eine Mission bei dem Volke der Efsiks am Alt-Kalabar, also an der afrikanischen Westküste, so zu sagen im Rigerdelta, welches den europäischen Einflüssen offen steht. Aber trotz aller Bemühungen, und obwohl sie stets von den Königen des Landes begünstigt wurden, haben sie kaum einen Eindruck auf die Gemüther dieser schwarzen Barbaren gemacht. Die jüngste Zeit hat dafür wieder einen Beweis geliefert: es geht bei den Efsiks so grauenvoll her wie beim Könige von Dahome.

Vor drei oder vier Jahren setzte König Eyo Honesty der Dritte seinem Vater auf dem Throne, datte sich taufen lassen, war aber, wie gewöhnlich, wieder in den Fetischdienst zurückgefallen, und hatte dann auf seinem Todtenbette wieder die Mahnungen eines christlichen Predigers sich gefallen lassen. Er starb am 12. Mai 1861 im größten Dorfe des Landes, welches die Europäer Creek Town nennen. Nach den Vorstellungen der meisten Negervölker erfolgt der Tod, namentlich bei Häuptlingen, durch Zauber und Verhexung; ein geheimer Feind hat es den Verstorbenen angethan. Nach Eyo's Tode wurde sein Oheim Egbo Eyo des Verbrechens beschuldigt, und nun benutzen die Feinde des Mannes, welcher für sehr hochmüthig galt, die Gelegenheit zur Rache.

Die Leiche wurde mit den landesüblichen feierlichkeiten begraben. Man gab dem Todten allerlei werthvolle Gegenstände und einige Stücke von einer zu diesem Behufe geschlachteten Kuh mit. Aber an jenem Tage wurde noch kein Mensch geopfert, und Egbo Eyo blieb unangetastet. Doch am nächsten Morgen stürmten seine Feinde mit einer Rotte Schwarzer heran, überstiegen sein Haus und schossen eine seiner Frauen todt. Der Mann konnte nicht entfliehen, und händigte sich selber den Anführern aus. Sie schleppten ihn nach dem Marktplatz, und schnitten ihm unterwegs ein Stück Fleisch nach dem andern vom Leibe; dabei schlugen sie mit Knütteln und Flintenkolben auf ihn ein. Trotzdem blieb er kaltblütig, und antwortete nicht blos ganz ruhig, sondern auch mit Scharfsinn auf alle Fragen und Beschuldigungen. Die Missionäre eilten herbei und gaben sich alle Mühe, den Unglücklichen zu beschützen, doch dies war vergebens; auch die europäischen Kaufleute richteten nichts aus bei diesem „Todtenrächen". Egbo mußte bis zum Abend im Sande liegen und wurde dann an einen Baum gehängt. Er schlang sich den Strick selber um den Hals!

Die Henker wären keine ächten Afrikaner gewesen, wenn sie sich mit einem Blutopfer begnügt hätten. Am Abend erwürgten sie einen Sklaven, weil er dem Egbo Eyo einen Zauber verschafft haben sollte. Eine zweite Frau Eyo's wurde von einem Schwarme wüthender Weiber in den Straßen umhergeschleift und dann an einen Baum aufgeknüpft. Einige Tage später wurde abermals ein Diener Eyo's ermordet.

Aber noch war das gräßliche Schauspiel nicht zu Ende. Der verstorbene König hatte zwei Schwestern, die im höchsten Einvernehmen leben. Die eine hieß Ansa und beschuldigte die andere, Inyang, durch ein Ifot, d. h. einen Zauber, an Tode des Bruders sich betheiligt zu haben. Auch sei sie schuld daran, daß ein anderer Bruder blödsinnig geworden. Alle verlangte Ansa, daß Inyang die Probe des Eisen machen müsse. Diese ist eine äußerst giftige Bohne; dem Beschuldigten pflegt sie, wenn sie von seinen Anschuldigen gleich nach dem Verbrechen wieder ausgebrochen, während der Schuldige daran stirbt. Inyang verlangte nun, daß die Klägerin gleichfalls die Bohne essen sollte, aber Ansa hatte ihre Sklaven mit neuen Musketen bewaffnet und erzwang ihren Willen. Inyang wurde auf einen öffentlichen Platz geschleppt, nahm die Bohne ein, und war wenige Minuten nachher eine Leiche. — So steht es noch heute um die Sitten und Gebräuche der Efsik-Neger.

Westküste von Afrika. Die Hauptstadt von Sierra Leone, Freetown, ist im Jahre 1859 noch ungeheuer als gewöhnlich gewesen. Das afrikanische Fieber raffte unter anderen weißen Opfern auch fünf katholische Missionäre hinweg. Pater Borgbere, welcher sie im Frühjahr 1861 auf seiner Fahrt nach Dahome besuchte, giebt Bericht über eine Predigt, welche ein schwarzer Pastor in Freetown zur Osterzeit hielt. Er suchte seiner andächtigen Gemeinde den Unterschied zwischen Weißen und Schwarzen in seiner Weise klar zu machen. Er ging von der Annahme aus, daß Vater Adam und seine Kinder von Hause aus schwarz gewesen seien. Als aber Gott den Siempel auf Kain's Stirne drückte, wurde dieser sofort zum weißen Manne und Kain's Kinder erhielten diese Schmach. Daher kommt die weiße Race.

Als Borgbere Whaida (Ewhdah), die Hafenstadt von Dahome, besuchte, fand er dort die Schlangenverehrung sehr im Schwunge. Sie ist bekanntlich an der ganzen Westküste verbreitet, aber in Whaida hat sie Tempel und ist ein eigentlicher Cultus. In einem besonders dazu bestimmten Raume werden nahe an hundert ungiftige Schlangen gefüttert; aber diese heiligen Fetische dürfen nach Belieben auch in der Stadt spazieren kriechen. Wer solch' einem Fetische begegnet, wirft sich in den Staub und bleibt liegen, bis das heilige Thier vorübergekrochen ist. Manchmal bebt man auch lebende auf und trägt es in sein Heiligthum zurück.

Eine heilige Schlangenart ist sehr gefräßig und verschlingt viele kleine Thiere. Wenn sie aber ein kleines Kind frißt, dann ist die Freude groß, die Aeltern werfen sich nieder und danken dem Fetisch, daß er so überaus gnädig gewesen sei, sich mit ihrem Kinde zu sättigen.

Zu Dahome hatte der neue König bis zum April 1861 schon mehr als 3000 Menschen geopfert, nicht aus Grausamkeit, sondern weil die Landesreligion nach dem Tode eines Monarchen solche Blutopfer vorschreibt. Die Priester, Fetischmänner, halten natürlich, als streng conservative Leute, an alten Bräuchen so fest, wie ein märkischer Edelmann an der Besreiung von der Gemeinheit.

Digitized by Google

Die englischen Antillen. Es ist bis in die jüngste Zeit hinein in England Brauch, den Verfall der westindischen Inseln zu läugnen, und die Folgen der Negeremancipation als süßtig hinzustellen. Man beruft sich auf Schriftsteller wie Sewell, der doch ein authentisch unkritischer und befangener Kopf ist. Selbst die Edinburgh Review hat sich dazu hergegeben, die Dinge, wie sie sind, zu verhüllen und Zahlen sophistisch zu gruppiren. Aber die Zunahme der Barbarei unter den freien Negern bleibt darum doch eine Thatsache, der man nicht wegläugnen kann. Wir finden in der Novembernummer der Annales de la Propagation de la Foi einen Bericht des Bischofs Poirier von Roseau auf Dominica, in welchem es heißt: — Alle diese kleinen englischen Antillen sind in einem Zustande des Verfalls, welcher dem völligen Ruin nahe kommt. Fast alle alte Kulturen (Pflanzungen) sind auf Mangel an Geld und Arbeitern eingegangen. Bis zum Jahre 1832 erzeugte Dominica durchschnittlich vier Millionen Pfund Kaffee; in diesem Jahre (1861) hat es, nach den Ausweisungen des Zollamtes noch keine zwanzigtausend Pfund ausgeführt. Die freien Neger erhalten von den Grundbesitzern — welche durch die Emancipation zu Grunde gerichtet worden sind — keinen Lohn, der sie zur Arbeit ermuthigt, und „arbeiten" für sich selbst. Das heißt, sie bestellen einen kleinen Fled Landes, um mit ihren Familien leben zu können, oder richtiger gesagt, um nicht Hungers zu sterben. Die der Negerrace einund angeborene Faulheit und Sorglosigkeit läßt diese Leute nicht über die Bedürfnisse des Tages hinausdenken. Man kann sich gar nichts Kläglicheres vorstellen, als ihre Lage. Ihre Hütten bestehen aus einigen in die Erde gerammten Pfählen und einem Strohdache; sie schützen nicht gegen den Regen und draußen wälzen sich die halbnackten Kinder im Schmutze, oder puddeln im Bach umher wie die Enten. Nur selten essen diese Menschen sich recht satt, Krankheiten mit tödtlichem Ausgange sind häufig und in manchen Gegenden vermindert sich die afrikanische Bevölkerung sehr schnell. — In Jamaica denkt man jetzt daran, Baumwolle zu bauen und Boden wie Klima eignen sich dazu vortrefflich. Aber von den freien Negern erwartet man Nichts, denn sie sind keine regelmäßige Arbeiter, und deshalb ist ein ausgiebiger Anbau der Baumwolle von „Zumigranten-Arbeit" bedingt, nach der man sich jetzt umsehen will. Auch in Venezuela geht man mit dem Plan um, Baumwolle zu pflanzen.

Die Turner in Cincinnati und die freien Farbigen. Wir haben neulich gezeigt, wie ausschließlich gerade in den sogenannten freien Staaten der ehemaligen nordamerikanischen Union sich die weißen Amerikaner gegen die Schwarzen verhalten. Das Nachfolgende finden wir als neuen Beleg in einer zu St. Louis erscheinenden deutschen Zeitung.

In der Turnhalle in Cincinnati wurde unlängst eine Gemerbe-Ausstellung veranstaltet, deren Besuch den Publikum gegen eine Eintrittsgebühr frei stand. Einige treie Farbige wollten die Ausstellung gleichfalls sehen. Sie hatten bereits ihre Eintrittskarten gekauft, als ihnen von den Turnern, die an der Thüre standen, bemerkt wurde, daß sich unter den anwesenden Damen und Herren von amerikanischer Geburt große Aufregung über die Zulassung von Farbigen kundgebe, und daß gegebenfalls auch für die Ausstellung nachtheilige Folgen zu erwarten wären, wenn sie dennoch eintreten wollten. Die Farbigen entfernten sich darauf, ohne die Ausstellung zu besuchen. Wir sind begierig zu hören, ob Cincinnati's Turngemeinde dieses Verhalten einzelner ihrer Mitglieder gebührend rügen oder nur sie, wenn sie es nicht thut, die Zurückweisung von Menschen dunklerer Hautfarbe aus ihrer Halle mit der Turner-Platform in Uebereinstimmung bringen wird. Der Sache nach war dies in Wahrheit eine schnöde Zurückweisung, wie höflich auch die Form gewesen sein mag. Man opferte dem Vorurtheile und dem verletzbegehenden Vorbeile ein Princip und bezeug einen Akt der Servilität und Brutalität, den wir von den „radikalen" Turnern von Cincinnati zu allerletzt erwartet hätten. Wenn das am grünen Holze geschieht, was ist von dem dürren zu erwarten? —

Heiligenfest in Peru. Bekanntlich sind die meisten Indianer in den ehemals spanischen Besitzungen Amerika's wenigstens äußerlich zum Christenthume bekehrt und machen eifrig die Kirchengebräuche mit, aber sie geben dabei mancherlei wunderliche Zutaten. Ernst Grandidier schildert ein Charfreitagsfest, an welchem er in Chorillos bei Lima Zeuge war. Zwölf Cholos, Abkömmlinge von Weißen und Indianern, waren als Soldaten gekleidet und hielten Wacht am heiligen Grabe. Diese zwölf Männer dürfen volle vierundzwanzig Stunden lang sich nicht von der Stelle bewegen, Nichts essen und Nichts trinken. Am andern Tage waren sie fast alle krank. — Am Frohnleichnamstage war der Residenz in Cerro de Pasco. Dort fand er die Hauptkirche mit Teppichen, allerlei Trophäen und brennenden Kerzen geschmückt; vor manchen Häusern standen tragbare Altäre, von den Dächern wehten Flaggen und die Behänge vor den Häusern waren mit Gold- und Silbermünzen reichlich verziert. Auf den Straßen hatte man Kapellen in freier Luft gebaut; in denselben hing das Marienbild zwischen lithographirten Schlachtenbildern aus Europa und anderen Scheußlichkeiten, auf welchen zum Theil sehr unerbauliche Liebesauftritte dargestellt waren. „Schlsame religiöse Bilder! Die Procession zog aus der Kirche; vor dem Allerheiligsten Gut, der Monstrang mit der Hostie, führten Indianergruppen allerlei groteske Tänze auf; ein alter Neger, welcher den Teufel darstellte, macht unsethliche satanische Gebärden und prügelt fürchterlich auf einen Engel los. Sobald die Procession vorüber ist, wird flugs der Aubaltar in eine ambulante Schaubühne verwandelt; man nimmt die Vorhänge von der heiligen Stätte fort und benützt sie als Gardine bei diesen Puppentheater. Die Marionetten, Clarcs, führen ungeheure Tänze auf und jeder derselben erlaubt mit Geberden, die nicht näher geschildert werden können. In den Zwischenakten erscheinen größere Puppen; diese sind wie Geistliche gekleidet, essen als Zerrbilder diesen nach, halten Predigten und disputiren mit einander. Nachdem das geschehen ist, reicht man jeder Puppe ein Gefäß mit Chicha, berauschendem Getränk aus gegohrenem Mais, und der Inhalt wird über die Köpfe der lustigen Zuschauer ausgegossen. — In Peru sieht man solche innige Vereinigung kirchlicher Gebräuche mit Aberglauben und Unsittlichkeit gar nicht selten."

José Maria el Rastrero. Das ist der Name eines Mannes, bekannt ist er ganz Sonora wegen seiner außerordentlichen Fähigkeit, die Fußstapfen von Thieren und Menschen unter den größten Schwierigkeiten durch Gebirge, Wüsten und Flüsse zu verfolgen. Ein Fremder, der durch den kleinen Ort Pitiauite reist, wo dieser sonderbare Mann wohnt, erfährt über die vielen Geschichten, die man sich von demselben erzählt. Den Tritt eines Pferdes auf sester Erde vergißt er Monate nicht, und Niemand in diesen, wie Andere in den Gesichtszügen der Menschen zu lesen. Im Monat Mai verlor ich ein Pferd in der Nähe von Altar, und ging hinunter nach Pitiquite, eine Entfernung von 5 Leguas, um daselbst Nachforschungen anzustellen, und es zu suchen. Ich hatte ein anderes Pferd gekauft, und mit diesem hielt ich im Hause des Rastrero. Dieser ist ein einfacher Mann, welcher bedeutende Intelligenz und gesunden scharfen Verstand besitzt, den er schon oft zur Anwendung von Diebstählen angewandt hat. Er versprach, mich zu benachrichtigen, im Falle mein Pferd gefunden würde. Einige Monate später traf es sich, daß ich wieder in die Nähe von Pitiquite kam, und zwar passirte ich diesen Platz zur Nachtzeit und ging nach Caborca. An demselben Tage suchte mich ein Indianer, welcher der Spur meines Pferdes gefolgt war, und ohne zu fragen, gerade auf mich zukam. Er war von dem Rastrero geschickt, der mir sagen ließ, daß mein Pferd gefunden sei. Auf einem Morgenritt in die Felder hatte er die Spur meines Pferdes erkannt, und vermuthete, daß ich in Caborca sei. Ein anderes Mal, als eine bedeutende Summe Geld er gestohlen worden war, verfolgte er die Spur unter außerordentlichen Schwierigkeiten im Bette des Flusses entlang, durch Sand und Wasser, durch Mesquite und anderes dickes Gebüsch — plötzlich hielt er still, wo die Spur sehr deutlich und ohne Unterbrechung fortging. Hier im Gebüsch, sagte er, muß das Gestohlene liegen. Und wirklich, man fand es dort. Der Rastrere ist jetzt alt und verliert allmälig sein außerordentliches Talent, aber noch immer wird seine Meinung in derartigen Dingen als unumstößlich angenommen. (A. d. San Francisco-Journal.)

Der Nachkomme des großen Mogul, nämlich der König von Delhi, wurde in Folge des großen indischen Aufstandes seiner Einkünfte für verlustig erklärt, und 1857 als Gefangener nach Rangubin in Pegu abgeführt. Dort lebt dieser alte Mann, Bahadur Schah, seit Jahren in ärmlichen Verhältnissen. Das großmüthige England zahlt dem Abkömmlinge Aurenz Zeb's, nachdem es seine Besitzungen aller ihrer Länder beraubt, monatlich zehn Rupien. „Er genießt jeden Comfort, welchen man sich für eine solche Summe (die Rupie galt 20 Neugroschen) verschaffen kann. Auch hat man ihm und seiner Familie gestattet, auf Ehrenwort innerhalb der Cantonnements frei umherzugehen. Der alte Sohn Dschamma Bacht und zwei von dessen Brüdern lernen sehr gut Englisch. Schah Bahadur wird wohl die kalte Jahreszeit nicht überleben." So schreibt der „Friend of India".

Eine tamulische Druckerei ist von den französischen katholischen Missionaren zu Pondichery gegründet worden. Aus derselben gehen nicht blos Erbauungsschriften, sondern auch Schulbücher hervor. Pater Victor zu Oniteu an der Malabarküste hat die „Nachfolge Christi", das berühmte Andachtsbuch, welches man lange dem Thomas a Kempis zuschrieb, in's Tamulische über-

Digitized by Google

setzt. Der größte Kenner der tamulischen Literatur ist ohne Zweifel Dr. Graul, Vorsteher der protestantischen Mission zu Leipzig, wo gleichfalls tamulische Werke gedruckt werden.

Anarchie im westlichen China. Als wir neulich die Expedition Sarel's und Blakiston's schilderten, welche den Versuch machten, durch die westlichen Provinzen China's nach Tibet vorzudringen, erwähnten wir, daß die Reisende an der Gränze der Provinz Sze tschuen (Szy-tschuan) umkehren mußten. Die Führer und Träger wollten nicht weiter mitgehen, weil weiter nach Westen Alles in Verwirrung sei. Wir fanden für diese Angabe eine Bestätigung in dem Brief des katholischen Sendboten Delamare aus Tchen-su, der Hauptstadt von Sze tschuen, welcher manche interessante Angaben enthält.

Delamare verließ im December 1860 die Hauptstadt Peking mit Pässen für 27 andere Missionäre, welche sich in verschiedenen Theilen von Sze tschuen, Yünnan, Kui tschen und im östlichen Tibet aufhalten. In allen jenen Gegenden entfalten die französischen Missionäre eine große Thätigkeit; sein dem Pekinger Vertrage, welcher ihnen Religionsfreiheit zusichert, können sie sich überall sicher fühlen. Delamare selbst während der Reise eine kleine französische Fahne vor sich hertragen, auf welcher sein Stand vermerkt war. In vielen Ortschaften wurde er von den Mandarinen mit Auszeichnung empfangen und gastlich bewirthet; auch gab man ihm Unterbedarfe als Geleit mit. In der Hauptstadt von Sze tschuen verweilte er bei den Franziskanern, welche dort ihre Mission haben; er lebt die Toteranz der Chinesen. Es wäre zu wünschen, daß auch andere Leute eben so duldsam wären. Der Gouverneur veröffentlichte einen besondern Erlaß zu Gunsten des Christenthums und hob hervor, daß die Europäer in China ungehindert reisen, sich an jedem beliebigen Punkt aufhalten und ihre Reisen nach Gutdünken verkündigen dürften. So weit sind wir in Europa bekanntlich noch lange nicht. Was würde man z. B. in Rom zu einem buddhistischen Priester sagen, der sich einfallen ließe, im Angesichte des Vatikans eine andere Lehre als die römische, als die wahre zu verkündigen?

Die Zerrüttung in den westlichen Provinzen, namentlich in Sze tschuen hat im October 1859 begonnen. Der Missionar entwirft folgende Schilderung: „Zeit jener Zeit haben sich Verbrecherbanden in verschiedenen Landestheilen erhoben und sich überall in der Provinz gespürtert, geplündert, gemordet und Abscheulichkeiten aller Art verübt. Ueberall Verwüstung und allgemeiner Schrecken! Die Behörden sind unfähig, diese Rebellen niederzuschlagen, weil manche kaiserliche Offiziere dieselbe begünstigen. Mehrere sind deshalb schon abgesetzt worden, und nun beginnt das Volk selbst die Sache in die Hand zu nehmen. Aber bis jetzt sind schon mehr als einmalhunderttausend Menschen hingemordet, unzählige Häuser eingeäschert worden und auch unsere christlichen Gemeinden haben schwer gelitten."

Der Gorilla und Hanno's Seereise jenseit der Säulen des Herkules. In einem Londoner Blatte wirft J. B. Pratt von Dublin der die Frage auf, ob nicht etwa Hanno, der alte karthagische Admiral und Feldherr, der eigentliche Entdecker des Gorilla gewesen sei. Er meint, es liege nichts Unwernünftiges in der Annahme, daß die Häute jener Affen, welche Hanno nach Karthago mitbrachte, vom Gorilla gewesen seien.

Aber der Gorilla du Chaillu's hat offenbar mit denen Hanno's nichts zu schaffen. Im Tagebuche des Karthagers lauten die Stellen, worauf es ankommt, folgendermaßen. Nachdem er gelagt, daß er nach Süden hin der Küste entlang gesahren sei und Flammen gesehen habe, die aus einem hohen Berge kamen, dem sogenannten Götterwagen, und nachdem er noch weiter gesegelt war, sagt er, „kamen wir an einen Busen, den man das Südhorn nennt. Im Hintergrunde desselben lag eine Insel mit einem See und in dieser lag ein anderes Eiland, das mit Wilden besetzt war. Die meisten derselben waren Weiber, die einen rauhen Körper hatten; sie wurden von unseren Dolmetschern Gorillas genannt. Wir verfolgten sie, konnten aber von den Männern keine erhaschen, weil sie über Abgründe und Felsen entflohen und von dort mit Steinen nach uns warfen. Drei Weiber wurden gefangen, setzten sich mit Krahen und Beißen zur Wehre und mußten getödtet werden. Wir zogen ihnen die Felle ab und brachten diese mit nach Karthago. Weiter haben wir unsere Schiffsfahrt nicht fortgesetzt, weil es uns an Lebensmitteln fehlte." —

Nun sind die Gelehrten darüber einig, daß Hanno's Südhorn einerlei sei mit dem Vorgebirge der drei Spitzen, 4° 49′, 30° nördl. Br., welches die Gränze zwischen der Zahn- und der Goldküste Guinea's bildet. In diesen Gegenden findet man den Tschimpanse, Simia troglodytes, welcher gesellig lebt und auf den die Beschreibung des karthagischen Admirals paßt. Dagegen läßt sich zu Chaillu's Gorilla nördlich vom Aequator nirgends nachweisen. Er tritt erst im Süden desselben auf und lebt nicht gesellig, auch nicht an der Küste, sondern einsam, paarweise, in den dichtesten Wäldern des Innern, im Hinterlande der Gobunregion und in den Gegenden der Sierra del Crystal. Die Vermuthung Doyle's hat demnach gar keine sichere Unterlagen und die Aehnart, welche Hanno's Dolmetscher als Gorilla bezeichneten, ist nicht der durch du Chaillu näher bekannt gewordene Gorilla im Süden des Aequators.

Alterthümer in Kleinasien. Der Archäolog Tremeaux hat unter sehr günstigen Verhältnissen eine beträchtliche Anzahl alter Städteruinen besucht, und der geographischen Gesellschaft in Paris vierzehn höchst interessante Pläne vorgelegt. Von Troja ist keine Spur mehr vorhanden, von Tralles in Carien nur wenig, weil dieser Ort gleichsam als Steinbruch für die gegenwärtige Stadt Aidin gedient hat. Aber manche sind vortrefflich erhalten, und Tremeaux fand viele wichtige Denkmäler, die fast ganz unversehrt sind. Er hat an mehr als vierzig Stellen oder in alten Städten eine reiche Ernte gehalten, namentlich viele Inschriften copirt und Münzen gesammelt. Seine Pläne enthalten Festungswerke und Ringmauern, Stadien, Theater und Tempel, Basiliken, Bäder, Palästren, Marktwälze ꝛc.

Perga in Pamphylien (dessen auch in der Apostelgeschichte XIII. erwähnt wird) und das ein wenig landeinwärts vom kaiserlichen Alexandrien liegt, war im Alterthum wegen seiner Tempel der Diana berühmt, welche dort einen herrlichen Tempel hatte. Nun, dieses Perga bietet den Blicken dessen, der es besucht, noch heute eine ganze Stadt dar, welche man in allen ihren Einzelnheiten überstehen kann. Tremeaux war über diese Erscheinung im höchsten Grad erfreut und erstaunt. Vor der Stadt fand er eine prachtvolle Agora; er konnte noch die zu derselben führenden Straßen mit ihren Säulengängen erkennen. Die Ringmauer der eigentlichen innern Stadt ist beinahe unversehrt erhalten. Man sieht eine große Anzahl viereckiger Thürme, von denen einige sogar noch ihre Mauerkrönung haben. Im Innern der Ringmauer sind Gebäude angebracht, welche wahrscheinlich als Kasernen dienten, und deren Dach einen Laufgang für die Vertheidiger bildete. An der Nordseite liegt, in Verbindung mit der Mauer, eine Akropolis, eine Burg, auf steiler Höhe. Die alten Denkmäler befinden sich allesammt in der Unterstadt, namentlich eine Palästra, die Thermen, Basiliken und dergleichen mehr. Ein großartiges Theater und das Stadium sind, gleich manchen Palästen und anderen Denkmälern, fast unversehrt.

In Apendus am Eurymedon, das nicht weit von Perga, gleichfalls im alten Pamphylien, liegt auf zeyt Minuten heißt, findet man eine Wasserleitung, welche den Tremeaux für die schönste in der Welt erklärt. Die berühmte Wasserleitung des Gard bei Nimes in Frankreich hat 260 Meter Länge und die 46 Meter Höhe; dagegen der Aquädukt von Aspendus über 50 Meter Höhe (mehr als 160 Fuß) und 1440 Meter Länge. So hatte der Hippodrom zu Seleucia eine dreithalb Mal größere Arena als der größte Circus in Rom.

Hierapolis, in der nordsyrischen Landschaft Corrhestice, unweit vom Euphrat (jetzt Mambedsch), war eine der größten Syriens und hatte einen berühmten Tempel der Astarte. Dort kam der Reisende viele warme Bäder. Das Wasser kommt von einer Bergkette, welche dem Lycus entlang läuft. Die Stadt liegt auf einer Hochfläche, und die Monumente sind jetzt bis zum Drittel ihrer Höhe von den Kalkablagerungen dieses Wassers bedeckt. Im Alterthum war Hierapolis ein berühmter Badeort; zwei große Theater sind noch, man kann sagen, ganz erhalten, eben so ein beträchtliche Länge und eine Ringmauer mit Thürmen. Von den drei Basiliken scheint die eine als Christenkirche gedient zu haben; in den beiden anderen haben die Christen Gottesdienst gehalten, denn man sieht in ihnen griechische Kreuze. Am Haupteingange der Stadt liegt die Agora, der Marktplatz, mit Säulenhallen. Aber das Merkwürdigste sind die Grabdenkmäler, welche in unzähliger Menge vorkommen. Auf einer Strecke von vier- bis fünftausend Schritten vor der Stadt zieht der Weg durch Gräber, Mausoleen, Sarkophage und Todtendenkmäler aller Art.

Tremeaux bemerkt, daß Hierapolis von den Türken Tambul Kalessi genannt wird, das heißt so viel als Baumwollen-Schloß. Es heißt so nach den schneeweißen Kalkfelsenablagerungen, welche von dem Wasser der Thermen gebildet werden.

Wir können hinzufügen, daß schon bei den alten Griechen Hierapolis als Bambyka, Baumwollenstadt, bezeichnet wurde, weil der Kalk so weiß aussieht wie Baumwolle. Dieser Kalkstein ist leicht, kann ohne Mühe behauen werden, und gab den Baufleuten zu den Grabdenkmälern und anderen Monumenten her. Nur die Theater wurden aus härterem Gestein aufgeführt.

Verantwortl. Redakteur: Hermann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Digitized by Google

Gefangenſchaft und Abenteuer bei den Patagoniern.

I.

Eine mühſelige Wanderung durch die Pampas von Patagonien. — Ausbeute der Jagd. — Gefangennahme durch die Indianer. — Erwerbung des Italieners Bedritto. — Guinnard unter den Wilden. — Ein Mazeppa-Ritt. — In der Sklaverei. — Die verſchiedenen Indianerſtämme. — Ihre Raubzüge. — Der gute und der böſe Geiſt. — Beranſchungen. — Zeltſitten und Kleidung. — Glücksſpiele.

Wir ſchildern unſeren Leſern die Erlebniſſe eines Reiſenden, der in den Einöden der Südſpitze von Amerika Jahre lang in Gefangenſchaft wilder Indianerhorden ſchmachtete. Schon mehr als ein Europäer iſt in jenen Wüſteneien als Sklave mit den Patageniern umhergezogen, die zum größten Theil bis jetzt von unſerer Geſittung noch völlig unberührt geblieben ſind. Wir lernen ſie in ihrer ganzen Urwildheit kennen, und ſehen ſie vor uns in ihrem nomadiſchen Treiben.

Der Reiſende in den Pampas.

Unſer Reiſender hatte vollauf Gelegenheit, dieſe Steppenbewohner zu beobachten, denn er ſtand mitten in ihrem Leben. Er heißt A. Guinnard und verdient unſere Theilnahme.

In den erſten Monaten des Jahres 1856 ſtreifte dieſer

Digitized by Google

junge Europäer im Süden der argentinischen Conföderation umher; er besuchte Carmen am Rio Negro und das Fort Argentino im Hintergrunde der Bahia Blanca und war in manchen Niederlassungen am Rio Cuequen, einem Flusse, der auf den meisten Karten fehlt.

Im Jahre 1855 war er nach Montevideo und Buenos Ayres gegangen, um dort als Kaufmann sein Glück zu versuchen, aber Fortuna schien ihm nicht hold; er verließ die Stadt und begab sich in die Indianerdistrikte. Nachdem er Mulita, Bragado, Azul, Tendil, Tapalquen, Cuenquen grande und andere Punkte an der argentinischen Gränze gesehen hatte, beschloß er, nach Rosario am Rio de la Plata zurückzukehren. Ihm schloß sich ein Italiener Namens Peridtto an.

Es war ein unbedachtsames Unternehmen von Seiten der beiden jungen Leute, daß sie den weiten Weg durch die Einöden zu Fuß machen wollten. Einen Führer hatten sie nicht, und wußten sich also lediglich auf einen Kompaß verlassen. Uebrigens wußten sie recht gut, wie viele Beschwerden und Gefahren auf dem weiten Wege durch die Pampas ihnen bevorstanden. Sie machten sich indessen am 18. Mai 1856 getrost auf den Weg.

Damals setzte gerade der Winter ein. Es regnete in Strömen; ein kalter Wind blies aus Patagonien herüber. Dieses schlechte Wetter dauerte vier Tage ohne Unterbrechung, und während dieser Zeit konnten sie weder auf die Jagd gehen, noch ein Feuer anzünden. Dann brach endlich die Sonne wieder hervor, und sie hatten eine ruhige Nacht.

Am andern Tage gingen sie fürbaß, aber der Weg war ungemein beschwerlich; sie glitten auf Tritt und Schritt aus, und in der nächsten Nacht verirrten sie sich. Bald nachher kamen sie an einen schmalen, aber tiefen Fluß mit steilen Ufern. Sie mußten hinüber; aber es war schon eine schwere Arbeit, nur hinunter bis an den Rand des Wassers zu gelangen. Da blieb ihnen nichts Anderes übrig, als unten am Flusse ihr Nachtlager aufzuschlagen. Sie höhlten mit Hülfe ihrer Messer eine kleine Grotte in das steile Ufer, um Schutz gegen den kalten und feuchten Nachtwind zu gewinnen; es gelang ihnen auch, ein kleines Feuer anzuzünden; aber kaum hatten sie sich zum Schlafen niedergelegt, als das Wasser plötzlich stieg und bis in die Grotte hineindrang. Nur mit genauer Noth und unter großer Gefahr retteten sie sich auf das hohe Ufer. Dort hielten sie Nachtrast. An den beiden nächsten Tagen litten sie Hunger, wanderten am Flusse auf und ab, und erst am dritten Tage fanden sie eine Furth. Aber auch diese hatte tiefe Stellen, und nur mit Mühe schwammen sie hindurch.

Sie wurden auch von Hunger gepeinigt. Inzwischen hatten sie am Mittag das Glück, ein Reh zu schießen; sie kommten sich sättigen. Auf den schlechten Wegen waren ihre Schuhe feucht geworden und von den Füßen gefallen. Jetzt bereiteten sie aus dem Leder des Rehes Sandalen, die freilich nur wenig gegen die spitzen Steine und gegen die Dornen schützten; ihre Wunden schmerzten sehr, sie mußten langsam gehen, entschlossen sich jedoch, nun weiter zu kommen, Tag und Nacht zu wandern.

So gelangten sie in ein Campo, eine jener Gegenden der Pampas, in denen keine Spuren von Thieren vorkommen, weil der Pflanzenwuchs ganz ungemein dürftig ist. Der kalkartige Boden ist mit Salpeter überzogen. Abends fanden sie kein Obdach und lagerten sich auf dem platten Boden. Von Hunger und Durst wurden sie auch am andern Tage gepeinigt; sie fühlten sich unwohl und waren tief betrübt im Gemüthe.

Als die Nacht kam, senkte sich kein Schlaf auf sie herab. Sie lagen mit geöffneten Augen in der Wüste und klagten einander ihre trostlose Lage. Auch am andern Tage mußten sie fasten. Von Zeit zu Zeit redeten Beide irre; sie waren vom Hunger auf das Aeußerste gequält, konnten nur langsam weiter gehen, sanken oft erschöpft nieder, waren aber schon glücklich, als sie in der wasserlosen Wüstenei etwas Gras fanden. Zur Nahrung dienten ihnen allerlei Wurzeln. Nachdem sie ein sehr spärliches Abendmahl gehalten, sammelten sie die auf dem Boden der Pampa umherliegenden Stacheln und zündeten mit ihnen ein Feuer an. Da saßen sie traurig und zum Tode betrübt. Sie fühlten sich zu schwach, um länger die Qualen des Hungers zu tragen, und jede Hoffnung war aus ihrer Seele gewichen. Endlich schliefen sie ein. Matt und müde, wie sie waren, gingen sie am andern Morgen weiter. Sie hielten es für ein unaussprechliches Glück, daß der sandige Boden nun einer Grasdecke Platz machte. Sie wußten, daß das Koëny gewöhnlich am Ufer von Lachen und Teichen wächst. Bald trafen sie ein siehendes Wasser und konnten ihren brennenden Durst löschen. Das Wasser gab ihnen einige Kraft zurück, dann aber stellte sich der Hunger nur noch empfindlicher ein.

Beide Männer beschlossen, den Teich zu umkreisen, um zu sehen, ob sie Wassergeflügel oder irgend ein jagdbares Thier fänden. Anfangs waren ihre Bemühungen vergebens, und Guinnard kehrte schon entmuthigt nach dem Lagerplatze zurück, als er plötzlich ein Geräusch hinter sich vernahm. Er wandte den Kopf um, und gewahrte einen Puma. Dieser sogenannte amerikanische Löwe, der freilich mit dem Wüstenkönig Afrika's nur geringe Aehnlichkeit hat, sollte ihm eine willkommene Beute werden. Guinnard legte an, gab Feuer und traf den Puma in die Brust. Das wüthende Thier schleppte sich auf der Erde fort gegen seinen Feind hin, sank dann aber halb verendet zu Boden, und der Wüstenwanderer gab ihm mit seinem Dolche den Rest.

Inzwischen war der Italiener herbeigeeilt, und eine Viertelstunde nachher saßen Beide um ein Feuer, an welchem sie die Hinterviertel des Puma rösteten. „Wir waren," so erzählt der Reisende, „gefräßig wie wilde Thiere, und verschlangen mit Gier das zugleich fette und zähe Fleisch, welches uns ein Göttermahl dünkte. Endlich waren wir nach so vielen Beschwerden und Entbehrungen wieder einmal gesättigt, und beschlossen, ein paar Tage lang auszuruhen. Wir befanden uns an einer günstig gelegenen Stelle, hatten Gras genug, konnten uns ein Schutzdach gegen das Unwetter bereiten, und machten uns ein weiches Lager auf dem halb gefrorenen Boden.

Nach zwei Tagen verließ uns das Fieber, aber die Wunden an unseren Füßen wurden nur schlimmer, und wenn wir auf die Erde traten, glaubten wir zerbrochenes Glas unter den Sohlen zu haben. Nachdem wir zwei Tage Rast gehalten, mußten wir doch wieder aufbrechen, waren aber so glücklich, während der nächsten drei Tage einen Hasen und einen Hirsch zu schießen. Es stand indessen geschrieben, daß alles Unglück, welches bereits über uns gekommen war, gering sein sollte im Vergleich zu dem Mißgeschick, das uns noch bevorstand. Mein Kompaß, der für uns so unendlich werthvoll war, hatte in jener Nacht, in der wir uns vor den Wellen des Flusses an das hohe Ufer retteten, eine Beschädigung erhalten. Während der ersten Tage hatte ich nicht mehr an ihn gedacht; als ich ihn jetzt wieder zur Hand nahm, war er unbrauchbar geworden. Wonach sollten wir uns nun richten? Wir waren auf falscher Fährte; statt am Rande des Indianergebietes hinzuwandern, waren wir mitten in dasselbe hineingekommen!

An dieser traurigen Gewißheit ließ sich nichts mehr ändern. Wir versuchten indessen eine andere Richtung zu nehmen und den Gebirgen näher zu kommen, die in einiger

Digitized by Google

Entfernung vor uns lagen. Dort war es möglich, Schlupfwinkel zu finden. Schon am Morgen drohte ein Sturmwetter, das gegen Abend heraufzog, aber erst dann losbrach, als es uns schon gelungen war, aus einer Menge flacher Steine ein schützendes Obdach herzurichten. Unter diesem lagen wir bei entsetzlichem Orkan und fürchterlichem Schlagregen volle achtundvierzig Stunden lang. Wir verzehrten, was uns vom Ertrage der letzten Jagd noch übrig geblieben war, konnten uns aber nicht hinauswagen, da das Wetter zu abscheulich wüthete, die Windstöße zu fürchterlich waren. Zum Glück fanden wir auch hier Dornengesträuch, nahmen aber auch zu unserm Schrecken wahr, daß in jener Gegend schon vor uns ein Feuer gebrannt hatte. Das deutete auf die Nähe von Indianern, welche allemal die Umgegend ihres Lagers anzünden, wenn sie dasselbe verlassen.

Bevor wir weiter gehen konnten, mußten wir nothwendig uns Lebensmittel zu verschaffen suchen, und in die Ebene zurückkehren, in welcher wir viele Rehe bemerkten. Mehrere wurden leicht angeschossen und entkamen uns; ein einziges trafen wir so, daß wir annahmen, es werde nicht weit fliehen können; deshalb verfolgten wir es, so rasch unsere Fußwunden das erlaubten. Schon waren wir ihm näher gekommen, wir hatten die Hoffnung auf ein schmackhaftes schauen? Wir drückten einander die Hände, wollten als tapfere Leute sterben, und gaben dann Feuer auf die vordersten Feinde. Der eine wurde verwundet, aber mit desto größerer Wuth stürmte die Masse auf uns ein. Mein italienischer Gefährte wurde von Lanzenstichen durchbohrt und ist nicht wieder aufgestanden. (S. 261.)

Ich erhielt einen Lanzenstich in den linken Arm. Bald darauf warf einer dieser Patagonier mir eine große Steinkugel an den Kopf, so daß ich bewußtlos zu Boden sank. Ich habe auch noch andere Wunden und andere Beulen erhalten, aber davon wußte ich nichts, ich lag ohnmächtig da. Erst nach langer Zeit versuchte ich mich emporzuraffen, fiel aber sogleich wieder zur Erde. Als die Indianer sahen, daß ich zusammenzuckte, schickten sie sich an, mir den Garaus zu machen. Aber einer von ihnen, der ohne Zweifel dachte, daß ein Mensch von so großer Lebenszähigkeit ein nützlicher Sklave werden könne, trat seinen Gefährten entgegen. Nachdem er mich vollständig ausgeplündert hatte, knebelte er mir die Hände auf dem Rücken zusammen, legte mich dann nackt, wie ich war, auf ein Pferd, und band mich auf demselben fest.

Nun begann für mich eine wahrhaft schreckliche und fürchterliche Reise. Autorthalb Jahrhunderte nach Magellan

Ein Magellan-Ritt.

Mahl, als plötzlich eine Horde Indianer in der Ferne sichtbar wurde. Zum Glück bemerkten sie uns nicht, und wir krochen nach unserer Hütte zurück. Dort verbargen wir uns abermals zwei Tage lang, immer in Furcht, entdeckt und angegriffen zu werden von einem wilden, erbarmungslosen Feinde; aber ein noch schlimmerer Feind war auch jetzt für uns der Hunger. Am dritten Tage mußten wir hinaus auf die Jagd, und waren so glücklich, ein Reh zu schießen.

Schon hatte ich dasselbe über meine Schultern geworfen, als die Indianer, deren Zahl diesmal weit beträchtlicher war, von allen Seiten wie durch Zauber hervorkamen, uns umringten, laut aufjubelten, wilde Kehltöne ausstießen, ihre Lanzen schwangen, ihre Bola's (Wurfkugeln) und ihre Lasso's (Fangschnüre) warfen. Wir waren verloren.

Diese braunen Menschen boten einen fürchterlichen Anblick dar. Sie waren halb nackt, saßen auf flinken Rossen, die sie mit einer wilden Geschicklichkeit leiteten; ihr gewaltiger Leib, ihr dickes, wirr um den Kopf hängendes Haar, das auf die Schultern fiel, das Alles sah geradezu schrecklich aus. Der ganze Eindruck war unedel; ihre breit ausgewirkten Züge sind häßlich, der ganze Anblick hatte geradezu etwas Infernalisches. Der Ausgang eines Kampfes zwischen uns und dieser Horde konnte nicht zweifelhaft sein. Aber was blieb uns übrig, als dem Tode stanthaft in's Gesicht zu

habe ich am andern Ende der Welt einen Ritt gemacht, wie jener Mann in Rußland. Mein Mutterwitz war groß; ich fiel aus einer Ohnmacht in die andere, wurde auf dem Pferde hin und her gewiegt, wie ein Waarenballen, und das Roß wurde von seinem barbarischen Gebieter zu wildem Galopp angetrieben. Die lange diese Marter dauerte, weiß ich nicht; ich erinnere mich nur noch, daß am Ende jedes Tages die Indianer mich auf die Erde legten, aber die Hände mir nicht losbanden. Sie hätten es thun können, denn in meiner kläglichen Lage wäre jeder Versuch zur Flucht unmöglich gewesen; ich konnte ja nicht einmal gehen. Diese Reise erschien mir wie eine Ewigkeit. Ich nahm keine Speise zu mir, obgleich die Indianer mir von Zeit zu Zeit Wurzeln anboten.

Endlich kamen wir an den eigentlichen Lagerplatz der Horde, und dort nahm man mir die Bande von Händen und Füßen ab. Beide waren geschwollen. Ich konnte nicht gehen, ich konnte nicht kriechen, ich mußte auf der Erde liegen bleiben, umgeben von den wilden Räubern. Männer, Weiber und Kinder starrten mich mit wilder Neugier an, aber Niemand gab sich die Mühe, mein entsetzliches Schicksal auch nur einigermaßen zu erleichtern. Erst am Abend bot man mir etwas zu essen, doch ich hatte weder Hunger, noch die Kraft, Speise zum Munde zu bringen. Auch widerte mich

Digitized by Google

Patagonische Lagerstätte.

Digitized by Google

Unter den Pampasleuten.

Digitized by Google

rohes Pferdefleisch, das Hauptnahrungsmittel dieser Nomaden, an. In der Nacht hatte ich fürchterliche Träume, und wenn ich meine Augen aufschlug, dachte ich nur an meinen ermordeten Reisegenossen.

Was wollten die Indianer mit mir beginnen? Wollten sie mich am Leben lassen, oder sollte ich ein Opfer ihrer Blutgier werden? Der Gedanke, daß sie mich für irgend eine feierliche Gelegenheit aufsparten, um mich dann als Schlachtopfer hinzumorden, war mir entsetzlich peinlich.

In den nächsten Tagen ließen sie mich unbehelligt, und verlangten keine Arbeit von mir, die ich Elender auch gar nicht hätte leisten können. Von Mitleiden zeigte sich keine Spur bei ihnen. Ich gewann einige Kraft wieder, und mit meinen Wunden schien es sich zu bessern. Aber die Barbaren ließen mich vollkommen unbekleidet. Ich war nackt wie ein neugeborenes Kind, und das Wetter recht kalt. Ich mußte auf der Erde schlafen, ohne Obdach, ohne irgend eine Decke, und mein Unwohlsein nahm zu; in allen meinen Gliedern verspürte ich stechenden Schmerz. Dann stellte sich auch der Hunger wieder ein. Die Wurzeln schmeckten mir nicht, und ich mußte mich endlich entschließen, rohes, blutiges Fleisch hinabzuschlingen wie ein Indianer. Allemal, wenn ich das Fleisch zum Munde brachte, verspürte ich eine Anwandlung von Ohnmacht, aber was half das? Ich mußte mich an den Genuß des rohen Pferdefleisches gewöhnen, wenn ich nicht verhungern wollte, und konnte noch von Glück sagen, wenn ich um ein so elendes Gericht nicht mit den hungrigen Hunden kämpfen mußte, deren die Patagonier ganze Schaaren besaßen. Wie oft habe ich damals an das civilisirte Europa gedacht, und an den Familientisch, an meinen wärmenden Mantel, an saubere Wäsche und an europäische Reinlichkeit! Wie war das jetzt ganz anders! —

In den Tagen, wo die Sonne über den Besitzungen des Königs von Spanien nicht unterging, gehörten die weit ausgedehnten Ebenen zwischen Buenos Ayres und der Magellanstraße einerseits, andererseits zwischen dem atlantischen Ocean und der Cordillera de los Andes zum Vicekönigreiche des La Plata-Stromes. Aber die meisten Nomaden, welche diese Einöde durchstreifen, waren damals wie jetzt freie Leute, und dem europäischen Joche nicht unterworfen. Gegenwärtig zieht sich eine gewundene Linie (wie im Osten durch die Cordillera de Medanos und den Rio Salado, im Norden durch den Rio Quinto, den Cerro Berte und den ganzen Lauf des Tiamante, welchen sie bis zu den Andes verfolgt, gebildet wird) als gemeinschaftliche Gränze der argentinischen Conföderation und der unabhängigen Pampa auf weiter Strecke hin. Im Süden des Rio Negro beginnt Patagonien.

Drei fürchterliche Jahre habe ich in diesen südamerikanischen Einöden verlebt, und während dieser Zeit drei verschiedene Stammgruppen kennen gelernt, deren jede einer natürlichen Abtheilung des Landes entspricht.

In der östlichen Zone, vom Rio Salado bis zum Rio Negro, leben die Indianer, welche von den Spaniern als eigentliche Pamperos, Pampasbewohner, bezeichnet werden, in sieben Stämmen. — In der mit Gebüsch und Bäumen bewachsenen Region an der Laguna de Bevedere und der Laguna Urre Lafauen und an den Gewässern, welche aus diesem letztern See bis in den Rio Diamante fließen, leben die Mamuelt'sches in sechs Stämmen; diese sind die Ranqueuls-t'sches, Ancco-t'sches, Catrule-Mamuelt'sches, Guiue-Uitru-t'sches, Conqueuil-Uitru-t'sches und Renang-neco-t'sches.*)

Im Süden des schmalen aber tiefen Rio Negro, dessen Lauf länger ist als jener des Rheins oder der Loire, habe ich neun patagonische Stämme gezählt, nämlich die Poyu-t'sches, Puel-t'sches, Caillthe-t'sches, Tscheu-s-t'sches, Cangneeaus-t'sches, Tschao-t'sches, Huilli-t'sches, Dilma-t'sches, Yakana-t'sches.

Die Lebensweise dieser Wandervölker ist durch die Beschaffenheit des Bodens und Klima's in den verschiedenen Regionen bedingt. Die nördlichen Pampas-Indianer leben unter einem gemäßigten Himmelsstriche, sind halb belleidet, und stehen in friedlicher oder feindlicher Verbindung mit den Argentinern oder Chilenen. Die südlicheren oder eigentlichen Patagonier sind wilde, umherschweifende Nomaden in ganz rohen Zuständen.

Ich war unter die Poyu-t'sches gerathen, welche im Süden des Rio-Negro, von der Nachbarschaft der Insel Pacheco bis an den Fuß der Cordillere umherschweifen.

Alle diese Stämme, mit Einschluß der Araukanier in Chile, welche zum Theil Christen sind, reden im Wesentlichen dieselbe Sprache, natürlich in verschiedenen Mundarten, die man aber leicht versteht, wenn man jene der Araukaner oder Mamuel-t'sches kennt. Die Pamperos, Mamuel-t'sches und Puel-t'sches, in deren Bereich die Gränzniederlassungen der Weißen liegen, machen aus dem Plündern ein Handwerk; die übrigen Stämme müssen sich fortfristen, wie es eben angeht, und sind zumeist sehr arm und dürftig. Sie haben keine weiteren Hülfsquellen, als die, welche die Natur und ihre Geschicklichkeit ihnen darbietet. Sie ertragen aber tapfer ihr Elend und alle Entbehrungen, welche die strenge Jahreszeit mit sich bringt.

Die Indianer unternehmen, wie bemerkt, häufige Raubzüge in das Gränzgebiet der argentinischen Republiken und Chile's. Ihr Hauptzweck geht dahin, den Christen so viel Vieh als möglich hinwegzuführen, weil ihnen das bequemer ist, als die Heerden langsam aufzuzüchten. Sie hegen ingrimmigen Haß gegen die Europäer, welche ihnen freilich einen Theil ihres Gebietes genommen haben. In jedem Weißen sehen sie einen Feind. Wenn sie können, tödten sie ihn mit barbarischer Grausamkeit, und verschonen nur die Kinder oder junge Mädchen und Frauen, denen unter ihnen ein schrecklicheres Loos beschieden ist. Alle diese patagonischen Wilden haben, wie schon gesagt, im Wesentlichen einerlei Sprache und einerlei Glauben. Sie nehmen zwei Götter an, einen guten und einen bösen. Sie bewundern und achten die Macht des guten Gottes Widaeutru; aber eine bestimmte Ansicht über den Ort, an welchem dieses höhere Wesen sich etwa aufhalte, haben sie nicht.

Der Gott des Bösen heißt Huakuwu. Sie glauben, er schwärme auf der Oberfläche der Erde umher, und gebiete den bösen Geistern; sie nennen ihn auch Gualitschu, und bezeichnen ihn als die Ursache alles des Bösen, von welchem die Menschen heimgesucht werden. Auch haben sie Wahrsager beiderlei Geschlechts, welche das Zukünftige voraus verkünden, aber Priester fand ich bei ihnen nicht. Die Kinder erlernen die Religion von Vätern und Müttern. Der patagonische Indianer nimmt keine Speise und keinen Trank zu sich, ohne vorher den Göttern einen Antheil geweiht zu haben. Er wendet sich gegen die Sonne, welche der gute

*) Tsche ist so viel als Mann, Mensch. Sodenennet Pehuen-t'sches, Männer, die sich vorzugsweise von der Pehuen, Fichte, nähren, das heißt den ungeheuren Fichten der Araucaria imbricata, deren Samenkerne doppelt so groß wie Mandeln sind und für einige Stämme die einzige Pflanzennahrung bilden. Ranqueules oder Ranqueuls, von Ranquel, Distel; die Guiden, welche diese Horden durchstreifen, sind zum großen Theil mit Disteln bewaffnet. Pikun-t'sches, Leute im Norden, Puel-t'sches, Leute im Osten, Huilli-t'sches, Leute im Westen. Pöppig, Reise in Chile, I. S. 403. Andree, Buenos Ayres und die argentinischen Provinzen. S. 86 u. 118.

Anm. d. Redaktion.

Digitized by Google

Gott geschickt hat, wirft ihr ein wenig Fleisch entgegen, oder schüttet Wasser aus. Diese Handlung begleitet er mit folgenden Worten:

Oh tscha tschai, wita ventru, reyne mapo,
O, Vater, großer Mann, König dieser Erde,
frenean votrey, fille enteux, come que
giebt mir Gunst, theurer Freund, alle Tage, einer guten
siloto, come que ploco, come que omautu.
Nahrung, eines guten Wassers, eines guten Schlafes.
Paven laga, intsche, silo to elaumy? Tefa quinie
Ich bin arm, ich, hast du Hunger? Siehe hier ist
wusa silo. Siloto fu fignay.
ein armer Esser. Ist, wenn du willst.

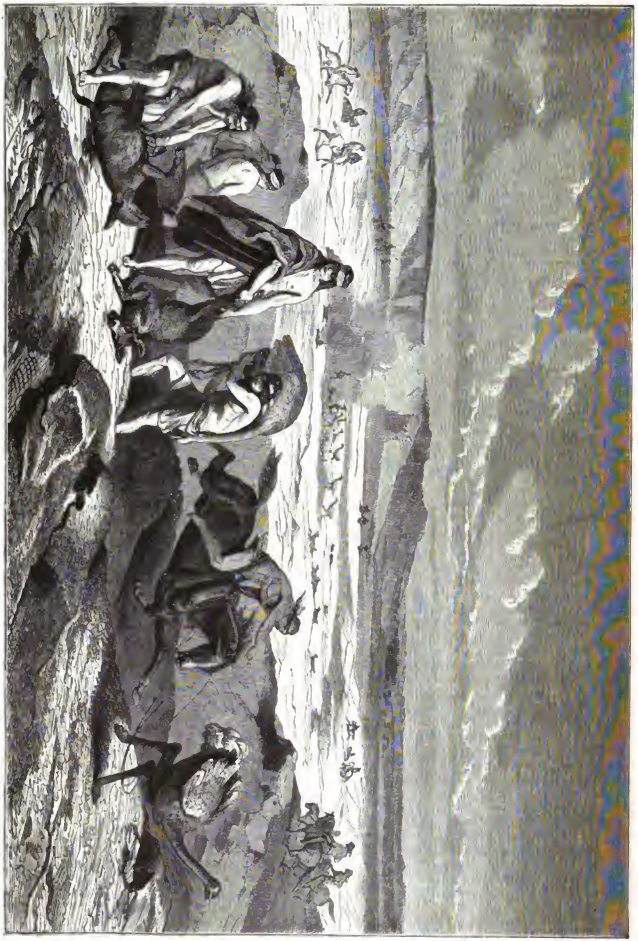
Nachdem er sich gestärkt hat, bereitet er Tabak mit Pferde- und Kuhdünger, stopft denselben in einen steinernen Pfeifenkopf, den er selber ausgehöhlt hat, legt sich auf den Bauch, und zieht den Qualm der Pfeife ein. Er stößt ihn durch die Nasenlöcher erst wieder hervor, wenn er ihn nicht länger im Munde behalten kann. Der indianische Raucher bietet einen schrecklichen Anblick dar. Er verdreht die Augen, von denen man nur noch das Weiße sieht; sie treten hervor, als ob sie aus dem Kopfe herausgerängt würden, die Pfeife entfällt seinen Lippen, der Mann scheint alle Kraft verloren zu haben, verfällt in einen Rausch, welcher der Ekstase nahe kommt, wälzt sich in zuckender Bewegung auf dem Boden umher, der Speichel fließt, ich möchte sagen, stromweise aus seinem weit geöffneten Munde, und mit seinen Händen und Füßen zappelt er wie ein schwimmender Hund. In diesen entsetzlichen Zustande vollständiger Berthierung findet der Indianer das höchste Glück. Die Umstehenden lassen den Raucher gewähren; sie bringen in Ochsenhörnern Wasser für ihn herbei und stellen dasselbe dicht neben ihn hin. Natürlich hat vorher der Gott seinen Opferantheil von dieser Ergötzlichkeit erhalten, denn die ersten drei oder vier Züge werden ihm zu Ehren in die Luft geblasen. Der Raucher trinkt das Wasser, steht auf, dreht sich um sich selbst herum, und legt sich dann auf den Rücken, um zu schlafen. Frauen und Kinder nehmen Antheil an solchem Vergnügen!

Alle diese Nomaden, gleichviel, ob sie in der Nachbarschaft der Chilenen oder der Argentiner leben, oder die Einöden Patageniens durchstreifen, führen im Wesentlichen ein gleiches Leben. Ihre Beschäftigungen sind Jagd, Raubzüge, Ueberwachung ihrer Hausthiere, Reiten, Hantieren mit der Lanze, mit den Bolas, mit der Schleuder, mit dem Lasso. Die meisten Pamperos haben jetzt auch Küchengeräthe, welche sie den Grenzbewohnern geraubt haben, und in denen sie ihr Fleisch kochen; aber bei ihnen gilt es schon für gahr, wenn es nur eine Viertelstunde in heißem Wasser gelegen hat und noch weiß ist. Dann ziehen sie dasselbe sofort aus dem Kessel, und es wird noch halb roh mit Salz gegessen, denn der Gebrauch des Salzes ist ihnen bekannt. Stämme, welche den Weißen unterworfen sind, essen das Fleisch ordentlich gebraten und gahr gekocht, aber auch diese Pampas-Indianer halten es für einen Leckerbissen, Lunge, Leber und mehrere andere Theile der Eingeweide roh zu verzehren. Auch trinken sie sehr gern das rothe Blut, wenn es noch warm ist.

Ihre Wohnungen bestehen in ledernen Zelten, welche auf allen Wanderungen mitgenommen werden. Ihre Bekleidung ist ein einfaches Stück Zeug, das in der Mitte ein Loch hat; durch dieses stecken sie den Kopf. Hier haben wir also den Poncho. Ein anderes kleineres Zeugstück schlingt man um den Gürtel; um den Kopf wird ein Fetzen Zeug gewunden, welcher das Haar vorn auf der Stirn auseinander hält, hinten fällt es lang über die Schulter herab. Auf üppiges Kopfhaar halten sie große Stücke, aber am Leibe reißen sie jedes Haar sorgfältig aus, sogar die Augenwimpern. Sie bemalen das Gesicht mit verschiedenen Erdfarben, welche sie von den Ansässigen erhalten. In dieser Farbenverzierung folgt jeder seinem eigenen Geschmack, doch sind roth, schwarz, blau und weiß am beliebtesten.

Kampf mit hungrigen Hunden.

Die Frauen schlingen ein Stück Zeug um den Leib, das sie aus der Wolle ihrer Schafe verfertigen; außerdem tragen sie aber auch allerlei Zeug, welches ihre Männer auf ihren Raubzügen erbeutet haben. Diese Bekleidung reicht von den Schultern bis unter die Kniee, und gleicht einem Sacke, aus welchem Kopf, Arme und Beine ohne alle Harmonie und ohne alle Kunst hervorguken. Oben befestigen sie diese Kleidung mit einem Tupu, d. h. einer silbernen Spange, deren Kopf rund, inwendig platt ist, und einem Kasserol ähnlich sieht. Um die Hüften tragen sie einen Gürtel von rohem Leder, der mit Zeichnungen von bunten Farben verziert ist, sehr enge geschnürt wird, und das Kleid zusammenhält. Auch die Frauen reißen sich alle Körperhaare aus und bemalen sich das Gesicht, dessen wunderlicher und harter Ausdruck noch verstärkt wird durch einen Schmuck von großen Glasperlen, der die langen Haare, welche in zwei Strängen bis auf die Hüften herabfallen, zusammenhält. Einen Hauptschmuck bilden große viereckige Ohrringe. Junge Mädchen tragen auch Reifen an Hand- und Fußknöcheln; diese bestehen gewöhnlich aus Schnüren buntfarbiger großer Glasperlen, welche auf Thiersehnen gezogen werden. Aeußerlich gleichen die Frauen den Männern sehr. Durchgängig sind sie häßlich, einige aber auch leidlich hübsch, und diese letzteren stammen aus einer Beimischung von europäischem Blute;



Jagd auf Strauße und Guanacos.

Digitized by Google

zumeist sind sie Töchter gefangener Creolinnen. Auch die Frauen wissen mit der Lanze, den Wurfkugeln und der Fangschnur vortrefflich umzugehen, und reiten eben so gewandt wie die Männer.

Ich glaube nicht, daß die Zahl der Indianer, welche in den weiten Räumen Patagoniens umherstreifen, die Ziffer von 40,000 Seelen beträchtlich überschreitet. Und auch diese geringe Zahl vermindert sich von Jahr zu Jahr. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß bei den nördlichen Stämmen, den speciell sogenannten Pampasindianern, die Frauen in viel geringerer Zahl vorhanden sind, als die Männer. Zum Theil rührt diese Erscheinung daher, daß vor etwa 30 Jahren General Rosas mit diesen Patagoniern einen Krieg auf Leben und Tod führte. Sie wurden in die Flucht gejagt, retteten sich in die Cordilleren, nach der chilenischen Gränze hin, und in die Nachbarschaft der Araukaner, bei welchen dann viele ihrer Frauen zurückblieben. Die Zahl derer, welche ihren Männern treu waren, erscheint nicht hinreichend für den Bedarf jener Pampasindianer, die späterhin wieder auf ihre alten Weidegründe zurückkehrten. Jetzt machen sie zwar immer noch Gefangene, aber bei manchen Horden hat sich das Verhältniß so ungünstig gestellt, daß oft auf fünf Männer nur ein Weib kommt. Dagegen sind die Frauen bei den Araukanern ganz entschieden in der Mehrheit. Ein Pampasindianer darf mehrere Frauen haben, und reiche Leute besitzen auch zuweilen eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Lebensgefährtinnen, während die ärmeren sich einen solchen Luxus völlig versagen und ledig bleiben müssen.

Die Patagonier entsprechen vollständig dem Lande, in welchem sie umherstreifen. Die Pampas sind dieser Indianer, und die Indianer der Pampas würdig. Man kann sich nichts Traurigeres und Trostloseres denken, als diese weiten, ebenen, wilden Einöden, die nur dann und wann von einigen Nomadengruppen belebt werden. Hin und wieder sieht man Reiter mit Lanzen, deren Schmuck, Federn des patagonischen Straußes, im Winde flattert und weithin sichtbar ist. Am Tage vernimmt man wohl den schrillen Ruf von Raubvögeln, die eine Leiche umkreisen; Nachts brüllt der Puma oder der hungrige Jaguar. Dazu kommt noch Geheul des Windes. Das ist die Musik und die Harmonie in den Pampas.

In einem so schrecklichen Lande bin ich Jahre lang ein armseliger Sklave gewesen. Meine Lage war um so schlimmer, da ich lange Zeit nicht wußte, was die Leute, von denen mein Schicksal abhing, sprachen. Ich wurde schlecht behandelt, weil ich sie nicht verstand; ich konnte keinen Schritt thun, ohne von Indianern begleitet zu werden. Wenn ich betrübter als gewöhnlich erschien, drohten sie mir mit wilden Geberden und belegten mich mit Schimpfreden. Sie meinten, ich sänne auf Flucht. Selbst in der Nacht kamen sie oft an mein Lager und betasteten mich, um sich zu überzeugen, ob ich noch da sei.

Nachdem ich einige Zeit unter ihnen verweilt hatte, sollte ich arbeiten, das heißt zu Pferde steigen, um das Vieh zu überwachen. Ich mußte stets dicht bei der Heerde bleiben, und sie an jedem Morgen und an jedem Abend den Patagoniern zuführen, welche dann die Häupter zählten. Fehlte etwa ein Stück, dann wurde ich allemal mißhandelt und gezüchtigt. Als ich nach und nach die indianische Art zu reiten erlernt hatte, und mit ihren Waffen umzugehen verstand, nahmen sie mich mit auf die Straußenjagd oder auf die Guanacojagd; das war dann für mich eine unter meinen unglücklichen Verhältnissen sehr angenehme Zerstreuung.

Die Hauptbeschäftigung der Indianer ist die Jagd. Das ganze Jahr hindurch stellen sie dem Wilde nach, besonders aber in den Monaten August und September, also in

Das Tscholka-Spiel.

Digitized by Google

Digitized by Google

der Zeit, welche auf der südlichen Halbkugel den Frühling bildet. Dann finden sie junges Wild in Menge und sammeln auch Hühner- und Straußeneier. Das größere Wild geben sie zumeist den Kindern, Eier werden gemeinschaftlich von der ganzen Familie gewossen. Die Zubereitung derselben ist eigenthümlich. Man öffnet das Ei am oberen Ende, stellt es auf ein Feuerbecken, in welchem Kuhdünger brennt, und nascht das Gelbe mit dem Weißen.

Zur Straußen- und Guanacojagd versammeln sich die Patagonier in großer Menge, und umzingeln einen Raum, der mindestens eine Stunde im Durchmesser hat. Sobald Jeder auf dem Anstand sich bereit hält, wird ein Zeichen gegeben, und nun bewegen sich Alle langsam gegen den Mittelpunkt des Kreises hin. Auf solche Weise veranstalten sie gleichsam ein Kesseltreiben. Sobald das Wild eingeschlossen ist, machen die Indianer halt, nehmen ihre Wurfkugeln zur Hand, schreien und hetzen die Hunde auf Strauße und Hirsche. Die Thiere versuchen zu entfliehen, aber nun wirft eine größere oder geringere Anzahl von Jägern die Bolas, und diese verfehlen selten ihren Zweck. Wenn die Jagd vorüber ist, werden die erbeuteten Thiere mit einer in der That merkwürdigen Gewandtheit ausgeweidet und zerlegt. Nach einem solchen Treiben bringt in der Regel jeder Mann sieben bis acht Stück Wildpret nach seiner Zelthütte zurück.

Die Tschehuel-tsches, gleichfalls ein patagonischer Stamm, haben zwar keine Pferde, sind aber nichtsdestoweniger sehr gewandte Jäger.

Die Rückkehr von der Jagd ist allemal ein Festtag für die Indianer. Sobald sie wieder daheim sind, veranstalten sie Orgien, und geben sich ihren beiden Hauptleidenschaften hin, dem Spiel und der Trunksucht, denn sie sind im höchsten Grade leidenschaftliche Spieler. Jene Stämme, welche mit den Argentinern oder Chilenen in nähere Berührung kommen, haben spanische Karten. Falsche Spieler sind keineswegs selten. Die Patagonier verstehen sich vortrefflich darauf, an den Karten Merkmale anzubringen, die kein Anderer erkennt. Sie haben ein vortreffliches scharfes Gesicht, unterscheiden leicht an der Außenseite die guten Karten von den schlechten, und der Mann, an welchem die Reihe zu geben ist, wird sich allemal die besten in die Hand spielen. In der Regel besteht der Einsatz des Spieles in einem Paar Steigbügeln oder silbernen Sporen.

Außer dem Kartenspiel haben sie noch das Tschoëka oder Hinju, und Würfel eigenthümlicher Art. Das Würfelspiel bezeichnen sie auch als Schwarz und Weiß.

Bei dem Tschoëka hat jeder Mann einen am einen Ende gekrümmten Stock. Es ist hergebracht, daß die Spieler sich den Leib besonders bunt bemalen und das Haar mit einem Zeuglappen in die Höhe binden. Man sucht sich einen Gegner, der eben so viel Einsatz zu bieten hat, und dieser letztere wird bei Seite gelegt. An diesem Spiel nehmen Mehrere Theil, und sie stellen sich dabei paarweise einander gegenüber. Zwischen je zwei Spieler wird eine kleine Holzkugel gelegt. Nach dieser langen sie mit ihren Stäben, und zwar so, daß der gekrümmte Theil den Boden berührt. Jeder versucht die Kugel oder den Ball an sich heranzuziehen; sobald dieselbe einmal in Bewegung ist, kommt es darauf an, wer sie in der Luft treffen kann. Er giebt ihr entweder einen neuen Schwung mit dem Stocke, dessen sie so sich bedienen, wie wir des Ballholzes, oder er trifft sie nach einer andern Seite hin, damit der Gegner sie nicht erreichen kann. Bei diesem Spiel kommt es sehr häufig zu Schlägereien, und die Wilden raufen einander die Haare aus. Auch sind dabei zerbrochene Beine und Arme gar nicht selten. An Kopfbeulen fehlt es gleichfalls nicht, und die Richter, welche die Aufsicht über das Spiel haben, peitschen sehr häufig von ihren Pferden herab auf die Kämpfer los, aber nicht um sie auseinander zu bringen, sondern um sie auf diese seltsame Weise zu neuer Anstrengung zu ermuntern.

Zum Würfelspiel bedienen sie sich acht kleiner viereckiger Knochen, die auf der einen Seite geschwärzt sind. Die beiden Spieler legen ein Fell zwischen sich hin, damit sie die einzelnen Würfel besser fassen können. Dabei wird laut gesschrien, man schlägt oft in die Hände, und Einer sucht den Andern zu überlärmen. Wenn die schwarzen Würfel einen Pasch bilden, dann kann der Spieler abermals werfen, so lange bis ungleich kommt; dann beginnt der Andere. Man begreift, daß solches Spiel in alle Ewigkeit fortgesetzt werden kann, aber am Ende werden beide Männer müde und machen ein Ende. Auch dabei kommt in der Regel Streit vor, denn gewöhnlich weigert sich der Verlierende zu zahlen.

Die Urbewohner Australiens.

Daß der Erdtheil Australien eine sehr schwache eingeborne Bevölkerung hat, ist bekannt. Die Entdecker fanden nirgends auch nur Ackerbauer, viel weniger eine Gesellschaft, die irgend etwas an einen Staat Erinnerndes gehabt hätte. Alles war und ist noch heute in umherschweifende Horden zerklüftet.

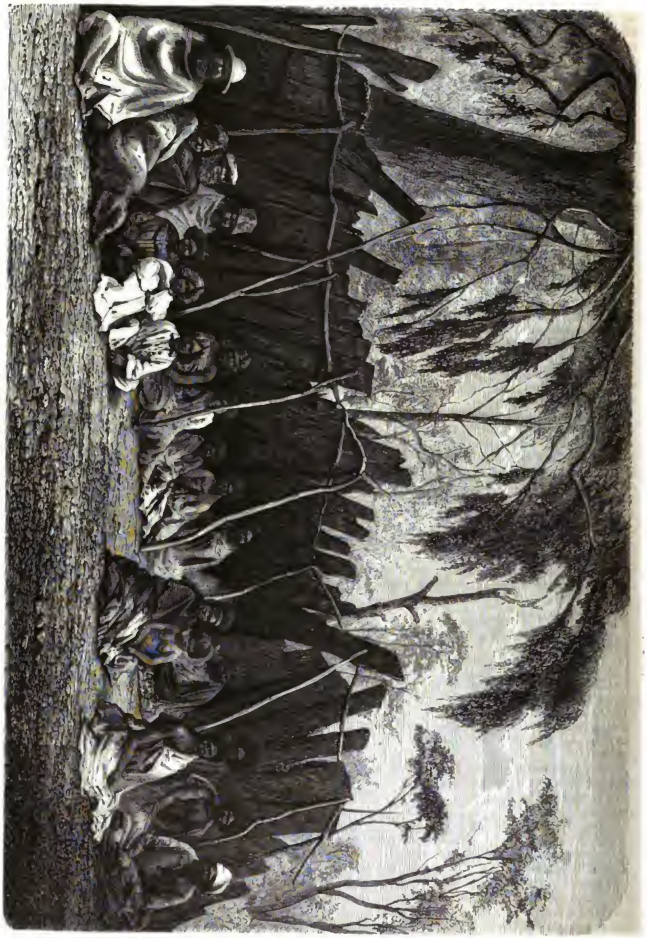
Wir haben früher gemeldet, daß der Reisende Stuart auf seiner Reise von Süden nach Norden mit den Eingeborenen in feindliche Berührungen gerieth; sie zwangen ihn umzukehren.

Ueber die Horden im centralen Süd-Australien hat Herr W. P. Staunbridge, der volle achtzehn Jahre in sehr naher Berührung mit den Eingeborenen lebte und ihr ganzes Treiben sehr genau beobachtete, der ethnologischen Gesellschaft in London folgende Mittheilungen gemacht.

Sie zerfallen, sagt er, in eine große Menge von Stämmen (besser Horden), deren Zahl sehr verschieden ist. Jeder steht unter einem erblichen Häuptlinge, aber die Familienväter besitzen über ihre Angehörigen eine uneingeschränkte Gewalt, sogar über Leben und Tod ihrer Frauen. Eine ganz abscheuliche Erscheinung im Leben dieser Wilden ist ihr Kannibalismus, der sich auf eine gräßliche Weise äußert. Die Aeltern ermorden nicht selten ihre neugeborenen Kinder, um sie aufzufressen. Auch herrscht ein entsetzlicher Aberglaube, demgemäß ein älterer Bruder in dem Wahne lebt, daß er sofort auch die Körperkraft seines jüngern Bruders sich aneignen könne, wenn er diesen erschlägt und verzehrt. Das geschieht unter Festlichkeiten, und bei diesen dringen Vater und Mutter mit eifriger Ermahnung in den ältern Sohn, so viel Fleisch von dem Leichnam hinabzuwürgen, als irgend möglich ist. Die Aeltern erschlagen einen Sohn aus — Liebe zu einem andern! Viele wilde Männer haben drei oder vier Frauen, obwohl die herkömmliche Zahl sich eigentlich auf nur zwei beschränkt. Uebrigens erkennt man ein festes Grundeigenthum an; jeder Stamm und jede Familie in demselben hat einen bestimmten Landantheil, über welchen nicht hinausgegriffen werden darf.

Diese Australier sind ungemein gewandte Schiffer und

Digitized by Google



Lagerstätte südaustralischer Eingeborener.

Digitized by Google

Australier aus der Kolonie Victoria, Südost-Australien.

Digitized by Google

verstehen ihre Segel ganz außerordentlich rasch zu richten. Manche Stämme halten zu Neumond allgemeine Zusammenkünfte, bei denen allerlei Spiele stattfinden. Jeder sucht zu zeigen, wie gewandt er sei; man singt und ist lustig, aber nicht selten erhebt sich Zank, der auch wohl mit Lanzenstichen und Messerstößen endigt.

Bei diesen Zusammenkünften treiben sie Handel; sie tauschen unter einander die Erzeugnisse aus, welcher sie bedürfen.

Ueber den Tod haben die Eingeborenen allerlei seltsame Vorstellungen. Der allgemeinen Annahme zufolge stirbt Niemand, wenn nicht ein Feind es ihm unmittelbar oder durch Zauber angethan hat. Die Richtung, nach welcher hin die Füße des Todten liegen, zeigt, wie sie meinen, nach der Gegend hin, in welcher man den Mörder entdecken kann. Dann machen sich die Verwandten des Todten auf, und ermorden jeden, welchen sie in jener Richtung treffen.

Aus Stanbridge's Bemerkungen ersieht man nicht, ob die Leichen der auf natürlichem Wege Gestorbenen begraben werden. Manchmal verbrennt man sie oder schartt sie ein; zuweilen legt man sie auch auf Bäume, läßt sie dort verwesen und übergiebt späterhin die Ueberreste dem Feuer.

Der Mond gilt ihnen für eine Person, wie jeder Stern auch. Jeglicher Himmelskörper hat seine eigene Lebensgeschichte und seinen bestimmten Einfluß. Die Sonne ist aus einem Kasuar-Ei entstanden, das einst im Weltenraume mit irgend einem andern Körper zusammenstieß. Die weißen Männer, welche man doch nicht wohl als Priester bezeichnen kann, halten es, wenn man nach langer Dürre Regen haben will, für sehr ersprießlich, Menschenhaare zu verbrennen. In manchen Gegenden schwellen auch immer trockenen Zeit die Flüsse stark an und treten über ihre Ufer; dann hat es in den Gegenden, in welchen der obere Lauf desselben strömt, stark geregnet.

Die Sprache ist bei den verschiedenen Horden so ganz verschieden, daß die Bewohner etwas entfernt liegender Distrikte einander gar nicht verstehen. —

Von den Stämmen, welche in dem südöstlichen Theile Australiens leben, liegen uns zwei Schilderungen vor, aus denen sich ergiebt, daß bei ihnen andere Sitten und Bräuche herrschen als bei jenen, die uns Stanbridge schildert. Ein ungenannter Reisender, welcher den Weg von Sydnen nach Adelaide zu Lande machte, war überrascht, daß er auf einer Strecke von etwa hundert deutschen Meilen ungemein wenig Eingeborene und nur sehr spärlich jagdbares Wild antraf. An den Zuflüssen des obern Murray, wo einst Mitchell und Stuart manche Horden von mehreren hundert Köpfen antrafen, ziehen jetzt nur kleine Schwärme je von sechs bis acht abgehungerten Menschen umher, die nicht einmal mehr ihre Todten in alter feierlicher Weise unter Erbhügeln bestatten oder die Gräber ihrer Vorfahren in gutem Stande erhalten. Jetzt wirft man auf den Verstorbenen eine Känguruhaut, welche ihn weder vor Raubvögeln noch wilden Hunden schützt.

Diese Wilden sind allerdings barbarisch, doch fehlen ihnen manche höhere Anlagen keineswegs. Freilich reichen diese immer nur bis auf einen gewissen Punkt und über eine bestimmte Gränze hinaus gehen sie nicht. Ihr Begriffsvermögen ist lebhaft; sie beobachten neue, ihnen bisher unbekannte Gegenstände ziemlich genau und haben, gleich manchen anderen Wilden, ein ganz ungemeines Nachahmungsvermögen. Sie sind gar wohl im Stande, sich die Gegenstände in ihren genauen Verhältnissen vorzustellen, und lassen sich, wenn sie z. B. eine Zeichnung oder ein Bild betrachten, keine Einzelheit entgehen. Daß sie mit der Buxflanze und der ihnen durchaus eigenthümlichen Waffe, dem Bumerang, außerordentlich geschickt umgehen, weiß Jedermann.

Aber alle reflektiven Eigenschaften mangeln diesen Australiern; sie haben gar keine Folgerichtigkeit, keinen ununterbrochenen Zusammenhang im Denken, und darin liegt das größte Hinderniß für ihre Civilisirung, denn dieser Fehler ist ihnen an- und eingeboren. Ein Herr Thomas, Direktor der Eingeborenen im Distrikte Victoria, hebt in einem Berichte hervor, daß die Kinder beiderlei Geschlechts sehr leicht lesen und schreiben und Gedichte auswendig lernen, auch mit dem Singen gut bei Leibe; sie sind sehr aufmerksam in den geographischen Lehrstunden und begreifen, was eine Landkarte bedeutet. Ein junger Australier erhielt zwei Jahre hintereinander im Schullehrerseminar zu Sydnen einen Preis in der Geographie, aber von der Arithmetik kannte er platterdings gar nichts begreifen. Die Mädchen nähen recht gut und die Knaben sind anstellig zu Ackerbau und Viehzucht. Aber sie halten nicht lange aus.

Nicht alle Stämme Australiens sind gleich häßlich; es giebt unter ihnen manche, die gar nicht so übel aussehen. Von den weißen Ansiedlern sind sie im Allgemeinen abscheulich behandelt worden. Der „civilisirte" Europäer hat sich nicht gescheut, diese Leute niederzuschießen, als wären sie wilde Thiere; er hat ihnen ihr Land, ihre Jagdgebiete genommen und sich weiter nicht darum bekümmert, wie und wovon die Unglücklichen nun sich ernähren sollten. In der ganzen Provinz Victoria sind kaum noch Stätten, wo diese Eingeborenen ein ungestörtes Fleckchen finden können. Die Squatter sagen, das Vieh wolle dort, wo Schwarze wohnen, nicht bleiben, und nun opfert man den dunkelfarbigen Menschen, damit Ochsen und Schafe gedeihen!

Der Schweizer Castella, dessen wir schon früher im Globus (S. 11.) erwähnten, kam häufig mit den Eingeborenen Südostaustraliens in Berührung. Ganz richtig hebt er hervor, daß Bodenbildung, Pflanzenwuchs und Thierleben für die höhere Entwickelung dieser Wilden nicht günstig waren. An Ackerbau konnten sie nicht denken, denn das Land hatte ursprünglich keine Getreideart; auch fehlen ebbare Wurzeln und Obst. Dagegen waren Kängern und Opossum, Eichhörnchen und die wilde Katze häufig, und diese konnte der Mensch ohne große Mühe erlegen; das Klima ist mild und man braucht kein sorgfältig bergerichtetes Obdach; schädliche Thiere sind, einige Arten giftiger Schlangen abgerechnet, nicht vorhanden.

Auch Castella weist auf die Thatsache hin, daß die Eingeborenen rasch dem völligen Untergange zueilen. Die einst zahlreiche Horde am Yarra bestand 1859 nur noch aus siebzehn Köpfen. Die Kolonialregierung hat zwar diesen Leuten eine sogenannte Reserve angewiesen, welche ihr Eigenthum bleiben soll, aber man hat dazu gerade die allerschlechteste Landstrecke ausgesucht, „die abscheulichste Gegend, welche ich in Australien gesehen habe; aber sie liegt umgeben vom allerbesten Lande." Die Eingeborenen waren daran gewöhnt, ihre Lagerplätze am Ufer von Flüssen, unter hohen Gummibäumen, auf ergiebigen Jagdgründen zu nehmen, aber solche Gegenden hat man ihnen nur in Ausnahmefällen gelassen. Freilich wissen sie jetzt mit dem Schießgewehr umzugehen und können namentlich Wasservögel schießen.

Diese schwarzen Menschen haben eine Ahnung von dem, was ihnen bevorsteht, und wissen, daß sie bald ganz verschwinden werden. Auch haben sie sich darein ergeben, und leben des Trostes, daß sie nach ihrem Tode als Weiße wieder auferstehen werden.

Bei den Australiern, mit welchen Castella verkehrte, hat jeder Mann nur eine Frau, die er aber nicht in seiner eigenen Horde wählt, sondern aus einem andern Stamme entführt. Darüber erhebt sich dann zwischen beiden Horden ein Steingefecht, das allemal mit großen Tänzen endet. Der Entführer behält die Braut.

Digitized by Google

Je nach Horden halten sich die Schwarzen zusammen und haben gemeinsame Lagerplätze. Feste Hütten bauen sie nicht. Im Sommer gewähren Baumzweige, die man auf eingeraumte Stäbe legt, hinlänglichen Schutz; im Winter schält man, wie unser Bild zeigt, große Stücken Baumrinde ab und befestigt dieselben an einem rohen Stangengerüste derart, daß sie gegen Wind und Regenschlag ein nothdürftiges Obdach bilden. Seit Jahren haben nun diejenigen Horden, welche mit den Weißen in Berkehr stehen, Decken und andere Gegenstände zur Bekleidung, und dazu auch, wie schon bemerkt wurde, Schießgewehre, nebst Beilen, Aexten und dergleichen mehr.

Ihre Lieblingsbeschäftigung ist und bleibt die Jagd. Sie bauen an den Bäumen, in welchen sie ein Opossum oder eine wilde Katze vermuthen, große Kerben ein, klettern mit wunderbarer Gewandtheit hinauf, ziehen dann mit einer Art von Hakenharpune das Thier aus den hohlen Löchern heraus, und werfen die Beute der unten auspassenden Frau zu. Diese trägt Alles fort: Opossum, Katze, ein kleines Kind in einem an dem Halse hängenden, aus Binsen geflochtenen Korbe, und eine brennende Holzfackel. Der Mann geht voraus und trägt weiter nichts als seine Waffen; die Frau tritt hinter ihm einher, dann folgen die Kinder je nach ihrer Größe, alle im sogenannten Gänsemarsch, nach Art der Kängerus und der schwarzen Schwäne. Wie gehen mehrere Australier neben einander. Wahrscheinlich rührt dieser Brauch aus Vorsicht her, wegen der giftigen Schlangen, denn wenn Ein Mann sicher und unbeschädigt geht, können es auch alle folgenden.

Aale fängt man mit Lanzen, Kähne macht man aus Baumrinde und benutzt die Lanze als Ruder. Der Australier wird ein guter Reiter, und manche haben in der Polizeiwache gute Dienste geleistet. Aber sie blieben nicht lange; sie thaten sich am Feuerwasser viel zu gütlich, und als die Uniformen für sie nichts Neues mehr waren, gaben sie der Civilisation den Abschied und eilten wieder in den — Busch.

Die Playa von Granada.*)

See von Nicaragua.

Von Julius Fröbel.

Wir versetzen den Leser in eine jener reichen und charakteristischen Scenen, welche sich, wenn man sie in der Wirklichkeit gesehen, auf immer der Phantasie einprägen, und durch deren Vorstellung immer wieder die Seelenstimmung erzeugt wird, in die man beim ersten Anblick versetzt wurde.

Wer, der es gesehen, könnte je dieses reiche, bunte und doch harmonische Schauspiel vergessen? — diese glänzende Wasserfläche unter wolkenlosem Himmel, — die waldigen Inseln und kühnen Bergpyramiden, welche sich aus ihr erheben, — die blauen Höhen, welche ihren fernen Horizont bilden, — das schmale Ufersand von glattem Saude, vor dem Saume schattiger Bäume und blüthenbedeckter Sträucher, — die lauen Fluthen mit Hunderten brauner Gestalten von badenden Männern und Frauen und Knaben und Mädchen, — das alte Castell, an dessen verfallenen Mauern die Welle schlägt, und das nur da zu stehen scheint, um durch den Kontrast der Vergangenheit die freie Heiterkeit der Gegenwart fühlbarer zu machen, — die finstere Stirn des waldbedeckten Mombacho, von den Strahlen der untergehenden Sonne gestreift, oder mit purpurnem Scheine des Abendrothes, wider Willen zum Lächeln gezwungen, — die warme und doch frische Luft, in welcher die Federkronen der Kokospalmen spielen, und hoch über dem Wasser, mit langem, bewegungslosem Flügel, die leichte Fregatte**) schwebt, — — wer könnte dieses Schauspiel jemals vergessen? —

Zu allen Zeiten des Tages ist die Playa von Granada reich belebt. Ein Weg durch blühendes Gesträuch, auf welchem man sich fast in eine Wildniß versetzt glaubt, führt von der etwas erhöht liegenden Stadt, die sich unten dem Blicke vollständig verbirgt, an das Wasser herab. Mit dem frühesten Morgen ist dieser Weg von Menschen zu Pferd und zu Fuß bedeckt. Viele begeben sich hinab, um sich vor der Hitze des Tages durch ein Bad zu stärken. Pferde und Maulthiere werden zur Tränke geritten. Die Wäscherinnen, ihre belademen Mulden auf dem Kopfe, ziehen in Schaaren an ihr Tagewerk, welches ausschließlich an der Playa verrichtet wird. Frauen und Mädchen, mit eleganter Haltung große irdene Krüge auf dem Kopfe balancirend, oder mit schöner Biegung des Armes sie auf der Schulter tragend, gehen, um das für den Tag nöthige Wasser zu holen, denn die ganze Stadt zieht zum Trinken das Wasser des See's dem der Ziehbrunnen vor, die sich in den meisten Höfen befinden.

Unten sind vor Tagesanbruch die Kanots der Indianer von den Inseln gekommen, und haben Kokesnüsse, Orangen, Mangos, Papayas, Wassermeloneu und andere Früchte gebracht. Große Boote — Bongos oder Piraguas genannt — sind in der Nacht angekommen mit Ladungen von San Juan del Norte, mit Waaren von Jamaica und Neu-York, die für das Land bestimmt sind. Langsam beginnen die Bootsleute auszuladen, während sich, mit lautem, weit hörbarem Geknarr, die ungeschickten zweirädrigen Ochsenkarren der Straße herab bewegen, um die angekommenen Kisten und Ballen hinauf zu führen. Nahe bei, unter dichtbelaubten Bäumen, setzt sich die Art des nordamerikanischen Schiffszimmermanns in Bewegung, der mit seinen zierlich gebauten kleinen Skuners und Sloops die ungeschickten Fahrzeuge der Einheimischen verdrängt.

Um die Mittagsstunde vermindert sich die Bewegung an der Playa; die wesentlichen Geschäfte werden indessen den Tag über nicht unterbrochen. Niemand scheut in diesem Lande die Mittagssonne. Feldarbeiter, Bauleute, Reisende pflegen erst gegen Abend inmzuhalten, zu essen, und dann den Rest des Tages der Ruhe und dem Genuß zu widmen. An der Playa haben unterdessen die Wäscherinnen auf dem glatten Sande des Ufers die halbe Garderobe der ganzen Bevölkerung zum Trocknen ausgebreitet, und eine ganze Meile weit ist der Strand mit dem weißen und farbigen Zeuge bedeckt. Hier und da liegen träge Menschen im Schat-

*) Playa heißt auf spanisch Strand oder Ufer. Die Playa von Granada ist also der Strand des See's von Nicaragua bei der Stadt Granada, welche etwa eine gute Viertelstunde vom Wasser entfernt liegt. Die Bedeutung des Wortes wird aber auch auf das Gewässer ausgedehnt, welches einen Strand bildet. Aqui no hai playa — es ist hier kein Strand — soll soviel heißen, wie: es gibt hier keinen See oder kein Meer, der See oder das Meer reicht nicht hierher. Ebenso sagt man: die Playa ist heute warm, womit das Wasser gemeint ist.

**) Ein tropischer Wasservogel.

Digitized by Google

ten eines Baumes. Die Vorräthe von geröstetem Maismehl, Chokolade und Zucker werden zur Hand genommen, und in den Jicaras — Bechern aus der Schale der Frucht der Crescentia — wird der beliebte Trank des Landes, die erfrischende und nahrhafte Tiste gequirlt. Da und dort wird ein Feuer angezündet und die Bereitung eines frühen Mittagsmahles oder eines verspäteten Frühstücks begonnen. Piraguas, mit Häuten beladen, die nach San Juan del Norte bestimmt sind, bereiten sich langsam zum Abgange vor, der für den frühen Morgen bestimmt war und gegen Abend stattfinden wird. Kleine Stuner nehmen ihre Passagiere auf — heimkehrende Californier, die, mit Früchten beladen, an Bord gehen, — und lichten endlich die Anker.

Aber die Playa von Granada ist zugleich der öffentliche Paseo der Stadt, und am Abend vermehrt sich hier wieder die Bewegung und das Leben. Von Neuem wird von Hunderten das Bad in der lauen Fluth gesucht, der man sich hier, auf weichem Sande ruhend und von der plätschernden Welle leicht gehoben, gern auf längere Zeit überläßt; unbekümmert um Alligatoren und Haie, welche sich nicht in die Nähe dieses allzu belebten Ufers wagen. Aus dem Wasser kommend, besteigt man das Pferd zu einem Ritte längs dem Strande, welcher nach beiden Seiten interessant und genußreich ist.

Wendet man sich rechts, so hat man eine Meile bis zu den Isletas oder Corales, einer dichten Gruppe von mehr als hundert kleinen, waldbedeckten Felseninseln, welche von dem festen Lande am Fuße des Mombachovulkans nur durch einen schmalen Kanal getrennt sind. Hier stellen sich dem Blicke die reizendsten Gruppirungen von Wasser und Land, schwarzem Gestein, majestätischem Baumwuchs, dunklen heimlichen Plätzchen, und glänzenden Fernen dar. Die stillen, fischreichen Arme des See's zwischen diesen kleinen Inseln, mit dunkler spiegelglatter Oberfläche, oft von gewaltigen Bäumen überwölbt, bilden ein schwer zu kennendes Labyrinth, in welchem sich nur der indianische Bewohner dieser verborgenen Winkel zurecht zu finden weiß. Neben den steinernen Götterbildern seiner Vorfahren, deren Bedeutung er nicht mehr kennt, hat er hier seine Rohr- und Palmenhütte erbaut und mit seiner kleinen Bananenpflanzung umgeben. Kaum ist wohl auf einer dieser Inseln mehr als eine Familie. Einige sind ganz unbewohnt. Die Gruppe ist ein interessantes Jagdrevier, reich an vielerlei seltenem Wassergeflügel.

Wendet man sich vom Mittelpunkte der Playa links, so kann man dem Strande bis zu beliebiger Entfernung folgen. In der Nähe bildet das Ufer einen nicht hohen aber senkrechten Abbruch, unter welchem man jedoch während der trocknen Jahreszeit auf glattem Sandboden durchreitet. Immer auf diese Weise am Wasser hin, kann man, mit immer gleicher Scenerie in der Nähe, aber allmälig sich verändertem Blick in die Weite, zwanzig Meilen weit den Weg fortsetzen. Man gelangt in dieser Richtung nach Los Cocos, einem kleinen indianischen Dörfchen am Wasser, und etwas weiter nach dem Paso real, dem Uebergange über den Estero de Panaloya*). Es ist der Weg nach den Gebirgsprovinzen Chontales und Matagalpa.

Kehrt man gegen Granada zurück, so nimmt man auf diesem Strandwege erst die ganze wunderbare Schönheit der Lage dieser Stadt wahr, obgleich diese selbst nirgends zu sehen ist. Aber hinter ihr tritt nun der majestätische Momacho frei in die Landschaft. Zu seinem Fuße liegen die reizenden Isletas. An ihn schließen sich die Höhen der Insel Zapatera und die beiden Piks der Insel Omotepek an, kultanische Kegelberge von merkwürdiger Regelmäßigkeit; — und in dieses Land schmiegt sich, in zartgebogener Buseulinie, der glänzende See mit dem grünen waldigen Ufersaume.

Einige hundert Schritte landeinwärts findet man auf diesem Wege, hinter Bäumen und Gebüsch versteckt, ein ausgedehntes sumpfartiges Gewässer, theilweise mit riesenhaftem Schilfe verwachsen. In der dürren Jahreszeit ist ein Theil dieses Terrains trocken gelegt, und der noch übrig bleibende Sumpf ist dann der Aufenthalt unzählbarer Schaaren von Reihern, Störchen, Rohrdommeln, Gänsen, Enten, Wasserhühnern, Parren, Strandläufern u. s. w. Einige indianische Familien haben, hierdurch angelockt, am Rande dieses Gewässers ihre Hütten gebaut. Ihre Existenz ist auf den Besitz einer rostigen Flinte gegründet, welche, wenige Schritte von der Wohnung, zu jeder Zeit und ohne Mühe die nöthige Nahrung liefert. Dieser Sumpf ist in Granada mit keinem besonderen Namen bekannt, denn „el pantano" heißt nichts Anderes als: „der Sumpf". Ohne Zweifel ist dies die Lagune von Songezana, von welcher der Geschichtschreiber Oviedo erzählt, welcher wenige Jahre nach der Eroberung in diesem Lande war. Damals war die Gegend voll schwarzer Panther, die den Ansiedlern das Vieh raubten.

Die Indianer, welche die Ufer des See's bewohnten, als die Spanier in das Land kamen, nannten denselben Cocibolca. Was auch die Stellung sein wird, die Nicaragua in dem nun sich greifenden neuern Weltverkehr zufallen mag, immer wird das Land um dieses schöne Gewässer dem neuern Ansiedler einladende Aussichten eröffnen. Granada wird, welche Projekte auch hier den Sieg davon tragen mögen, immer der Mittelpunkt für den innern Handel von Nicaragua bleiben, und in dieser Stellung seine jetzige Bedeutung in hohem Grade steigern. Die Playa wird dann, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch viel mehr Leben und Thätigkeit zeigen als heute, aber nicht mehr wie jetzt mit beiden das idyllische Glück, und die durch keine menschliche Geschmacklosigkeit gestörte, reine, harmonische, unvergleichliche Schönheit der Natur verbinden.

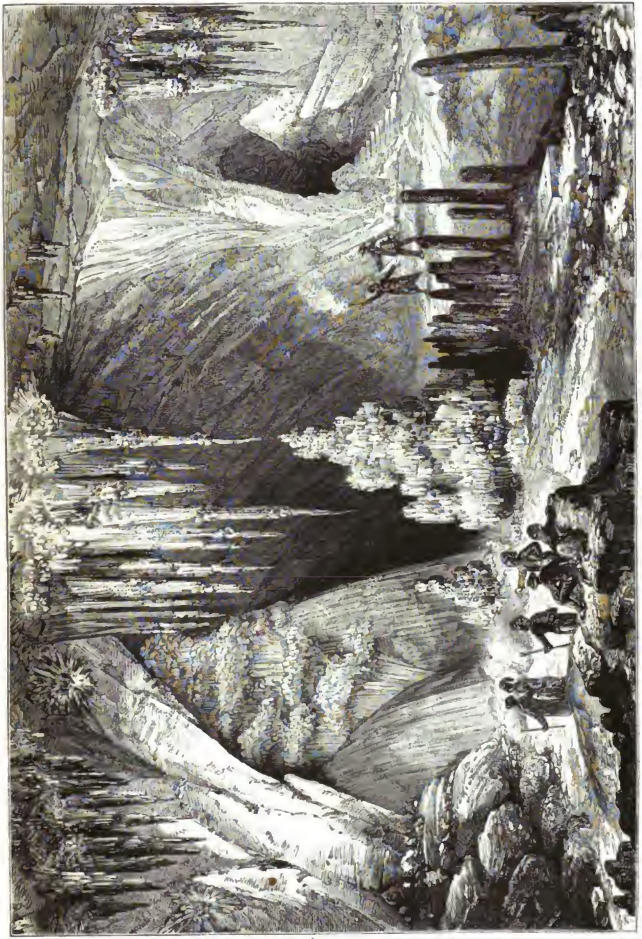
*) Der Estero de Panaloya ist ein schmaler, tief in das Land schneidender Arm des See's, der zu dem natürlichen Kanal gehört, welcher früher diesen See mit dem von Managua verband.

Ein Besuch in der Grotte von Antiparos.

Diese berühmte Höhle ist in der neuern Zeit nicht häufig besucht worden, denn nicht oft kommen Reisende nach der kleinen Insel, welche zu der Mittelreihe der Cykladen gehört. Die nachstehende Schilderung verdanken wir dem Umstande, daß E. A. Spoll wegen Havarie auf Paros einlaufen mußte, und von dort aus einen Ausflug zu dem „Wunderwerke der Natur" unternahm.

Paros war schon im Alterthum seines herrlichen weißen Marmors wegen berühmt. Antiparos liegt gegen Südwesten und ist nur durch einen schmalen Kanal von der größern Insel getrennt. Spoll fuhr in den ersten Tagen des Juliimonats 1859 hinüber; das Meer war ruhig, aber die Strömung, welche eine kleine Scylla und Charybdis bildet, heftig. Doch kam der Nachen ohne Unfall hinüber nach Antiparos, das im Alterthum Oliaros genannt wurde. Es ist merkwürdig, daß man das „Naturwunder" der Insel bei den alten Schriftstellern nicht erwähnt findet; offenbar kannten sie die herrliche „Tropfsteinhöhle" nicht

Digitized by Google



Im Besuch in der Grotte von Antiparos.

Digitized by Google

Im Jahre 1714 mußten die Venetianer das Eiland an die Türken abtreten; jetzt gehört sie zum Königreiche Griechenland. Sie ist an und für sich sehr unbedeutend, ihr Flächenraum beträgt etwa eine halbe Geviertmeile und sie hat kaum zweihundert Bewohner, welche Schiffer sind und Gerste bauen.

Aber die Landschaft ist in gewisser Beziehung nicht ohne Reiz. Dann und wann ruht das Auge mit Wohlgefallen auf kleinen Cedern- und Cypressenhainen, der wilde Thymian haucht erquickende Düfte aus, der Kapernstrauch grünt an den Felsen und der Mastixbaum, welcher auf den Inseln des Archipelagus seine wahre Heimath hat, fehlt auch hier nicht. Man bereitet aus ihm ein Rakí, ein geistiges Getränk, das, mit Wasser vermischt, getrübt weiß wird, und unsern Wermuthextract ersetzt.

Gegen elf Uhr Morgens, sagt Spoll, langten wir am Eingange der Grotte an. Derselbe bildet ein geräumiges, von Felsenquadern gestaltetes Portal, an welchem Kapernsträuche und Schlingpflanzen wuchern. An der rechten Seite liegt ein offenbar aus sehr altem Mauerwerk bestehendes Haus halb in Trümmern und ohne Dach; in demselben befindet sich eine Platte von weißem Marmor mit einem Kreuze; die darauf befindliche griechische Inschrift ist jetzt kaum noch leserlich. Sie lautet: „Als Kriton hier die Obrigkeit verwaltete, kamen hierher: Meuander, Scharmos, Menekrates, Antipatros, Hippomedon, Aristeas, Phileas, Gorgos, Diogenes, Philokrates, Onesimos.“ Eine Ueberlieferung will wissen, daß dies die Namen von Verschworenen seien, welche Alexander dem Großen nach dem Leben getrachtet hätten, und nach Antiparos geflüchtet seien, als ihr Mordanschlag gescheitert war. Natürlich ist das Fabel, wahrscheinlich aber, daß jene Männer die ersten waren, welche die Grotte erforschten.

Unsere Schiffsleute und Führer schlangen ein Schiffstau um einen gewaltigen Pfeiler und dann glitten wir zunächst bis auf eine Felsenfläche hinab, die nur einige Schritte breit ist, stiegen nun zur Rechten an einem kleinen Abhange hinauf, und dort erst begann die eigentliche Einfahrt, welche nicht ohne Gefahr ist. Wir gingen auf einer langen Strickleiter hinab und gelangten auf eine feuchte, mit Moos überzogene Felsplatte. Dort mußten wir uns links halten, weit an der andern Seite ein tiefer Schlund gähnt, und kamen in eine lange, enge Röhre, in der wir gebückt gehen und manchmal auf allen Vieren kriechen mußten. Sehr unangenehm war der Dualm von den Fackeln und der übelriechenden Höhlenluft. Endlich waren wir an der Oeffnung, welche einige Fuß über dem Boden liegt und in die innere Höhle führt.

Diese bietet in der That einen zauberhaften Anblick und in unserm Bilde liegt nicht etwa Uebertreibung. Zunächst sind die räumlichen Verhältnisse in der That kolossal. Die Grotte liegt mehr als zweihundert Fuß unter der Oberfläche, ist nahe an dreihundert Fuß lang, anderthalbhundert Fuß breit und etwa einhundert Fuß hoch.

Grotte von Antiparos.

Das Gewölbe bildet einen unregelmäßigen Dom und von diesem hängen, in der Gestalt umgekehrter Kegel, sehr lange Stalaktiten herab; das gelbliche Weiß derselben wird nach den Spitzen hin durchsichtig weiß. Manche haben ganz seltsame Formen; einige gleichen genau einem Sterne, andere sehen aus wie ein Kopf Blumenkohl, wieder andere gleichen einer Kaskade, oder der Verschlingung phantastischer Pflanzen, kurz, man gewahrt eine „Apokalypse von Mineralien.“

Der Boden ist mit Stalagmiten bedeckt, deren Formen nicht minder seltsam und mannigfaltig sind. Zunächst fällt dem Beschauer eine Stalagmitenmasse auf, welche bei einer Höhe von zwanzig Fuß deren etwa sechzig im Umfange hat. Man bezeichnet sie als den Altar, seitdem 1673 ein französischer Gesandter in der Türkei, Reintel, dort zur Weihnachtszeit hatte Messe lesen lassen. Er war drei Tage lang mit etwa fünfhundert Leuten in der Höhle; einhundert Wachskerzen und vierhundert Lampen brannten Tag und Nacht und die Grotte war einer erleuchteten Kirche vergleichbar. Die zum Andenken jenes Ereignisses in der Höhle angebrachte, lateinische Inschrift ist jetzt nicht mehr vorhanden.

Links vom Altar steht eine noch höhere Anhäufung von Stalagmiten; sie ist aber nicht so massenhaft und sieht aus wie eine kolossale, an den Felsen gelehnte Fenchelpflanze. Am innern Ende der Grotte, deren Boden eine sanfte Neigung hat, liegt eine kleinere Höhle, gleichsam ein Wohnzimmer neben einem großen Gesellschaftssaale, in gleicher Fläche mit der ersteren. Die Wände von weißem Marmor sind mit durchsichtigen Krystallen überzogen, die beim Bruch ranten- oder auch würfelförmige Stücke geben, etwa wie jene in der Baume (provenzalisch für Grotte) von San Michieco d'aigue douco bei Marseille. In jener kleinen Grotte auf Antiparos bemerkte ich Stalagmiten, die kleinen, mit Rauhreif überzogenen Bäumen ähnlich sahen; beim Bruch zeigten sie Adern, concentrische, unregelmäßige Kreise gleich dem Splint grün gefärbten Holzes.

Wir waren vollkommen befriedigt und stiegen wieder an das Tageslicht empor. Die Sonne goß abendlichen Purpurschein über das Meer aus; die Inseln Nio, Sikino und Policandro stiegen veilchenblau aus dem Wasser und hoben sich scharf vom Horizont ab, während Paros wie eine schwarze Masse vor uns lag.

Digitized by Google

Annehmlichkeiten einer Postreise in der Wüste.

Wer hätte sich vor einem Vierteljahrhundert träumen lassen, daß Postkutschen in der afrikanischen Sahara fahren würden? Oder daß man in einem Eilwagen der sogenannten Kleppperpost vom Missouristrom über die nordamerikanischen Prairien, die Felsengebirge, die Einöde des großen Binnenbeckens und über das kalifornische Schneegebirge bis nach San Francisco am Stillen Ocean befördert werden könnte?

Aber freilich, solche Wüstenreisen in der Postkutsche haben ihre ganz besonderen „Annehmlichkeiten", von denen wir uns auf den schönen macadamisirten Landstraßen Europa's wenig träumen lassen. Daß wir über den Spitzen oder den Brenner ganz gemächlich hinrollen, finden wir in der Ordnung, und über den Semmering haben wir längst einen Schienenweg. Den Gegensatz zu unseren Reisen möge ein afrikanischer Wanderer erzählen.

Im östlichen Algerien liegt auf dem Wege von der berühmten Stadt Constantine nach Biskra, ungefähr mittwegs, die Stadt Batna, wo wir den Reisenden Thierry-Mieg finden. Am 4. Oktober 1859, sagt er, wollten wir um sechs Uhr Morgens nach der Oase El Kántara und Biskra abreisen. Der Postwagen, welcher den stolzen Namen Messagerie de Sahara führt, geht jeden fünften Tag ab. Wir hatten der Vorsicht halber unsere Plätze schon von Constantine aus belegt und waren zur anberaumten Stunde bereit. Aber unser Gastwirth wollte aus Eigennutz uns so lange als irgend möglich in Batna festhalten und machte allerlei nichtsnutzige Einwendungen; die Pferde seien von der letzten Fahrt her noch abgemattet, auch noch nicht gefüttert; die Stränge wären zerrissen, der Wagen müsse ausgebessert werden und weder Schmied noch Sattler sei zu finden.

Als zwei Stunden mit allerlei widerwärtigen Erörterungen verträdelt waren, eröffnete man uns um acht Uhr, es sei nun zum Abreisen viel zu spät. Nun lief uns die Galle völlig über, wir waren in der That grimmig und erklärten bestimmt, daß wir uns nach irgend einer andern Reisegelegenheit umsehen wollten. Da wurden dann sofort auch andere Saiten aufgespannt; Sattler und Schlosser stellten sich ein, besserten rasch einige Kleinigkeiten aus, die Pferde wurden vorgelegt und um neun Uhr ging es vorwärts.

Gleich jenseit Batna gelangten wir in eine kürze, verbrannte Gegend, denn die Sommerhitze hatte den Pflanzenwuchs, der zur Winterzeit in einigen Gegenden recht hübsch sein soll, völlig zerstört. Der Weg führt amtlich den prunkvollen Namen Kaiserstraße von Stora nach Tuggurt, wurde aber immer schlechter und bald sah man gar nichts mehr von ihm; die Bahn verlor sich völlig. Vier kräftige Araberpferde zogen unsern Wagen im Trab oder Galopp über Stock und Block, und wir meinten schon jetzt, er müsse jeden Augenblick zusammenbrechen. Der trockene Boden wird immer härter und steiniger; der Pfad geht über und durch Felsblöcke, die dicht mit Staube bedeckt sind; die Pferde können also den Tritt fest aufsetzen. Das Thal wird allmälig immer enger und hat zu beiden Seiten hohe, ganz kahle Steinwände.

Das Alles möchte noch hingehen, aber neben dem Pfade läuft in tiefer Schlucht ein Fluß, der Uëd Bremis oder Kántara, durch welchen man immer und immer wieder hindurch fahren muß; denn was bleibt uns denn übrig an Stellen, wo ein vorspringender Fels den Weg versperrt? Man muß sich auf dem andern Ufer einen Weg suchen, weiß aber im Voraus, daß es dort gerade so geht. Endlich hört aller Pflanzenwuchs auf, Erdboden, Berge, Alles, so weit der Blick reicht, ist gleichförmig kahlgelb, die Sonne brennt vom durchsichtig blauen Himmel wie ein Feuerball, strahlt das Licht funkelnd zurück und aller Schatten verschwindet. Statt der Bäume steht man die Stangen des elektrischen Telegraphen, und bin und wieder begegnet man den Karawanen afrikanischer Nomaden, welche in die Sahara ziehen.

Die Flußübergänge sind von ganz eigenthümlicher Art. Von Brücken ist natürlich gar keine Rede. Das Strombett hat an vielen Stellen nur sehr wenig Wasser und bietet an sich geringe Schwierigkeiten dar, aber es liegt nicht selten zwischen Ufermänden von zwanzig bis dreißig Fuß Höhe; man muß also auf dem einen Ufer den steilen Abhang hinunter und am anderen wieder hinauf fahren. Der Weg machte eine große Menge von Windungen und ist so schmal, daß der Wagen unfehlbar in den Abgrund stürzen muß, sobald die Räder ausweichen. Auf so halsbrechenden Pfaden würde in Europa auch der tüchtigste Pferdelenker mit ganz besonderer Vorsicht zu Werke gehen, weil er weiß, daß Alles verloren ist, sobald ein Thier stürzt; er würde die Fahrgäste an manchen Stellen, namentlich an solchen, wo es vom Wasser ans steil anwärts geht, aussteigen lassen, damit der Wagen weniger beschwert sei. Aber in Afrika kennt man so kleinmüthige Verzagtheit gar nicht und ist weder so gemüthig, noch so ängstlich. Sobald der Kutscher an den Uferrand kommt, läßt er die Pferde „langsam" gehen, das heißt in kleinem Trabe, und der Wagen rollt abwärts. Der ängstliche Fahrgast meint jeden Augenblick, daß er in die tiefe Schlucht hinabstürzen werde, sieht mit Schrecken die mächtigen Kiesel, an welchen der Wagen zerschellen oder ein Pferd ausgleiten könne, er fühlt, wie tief das Wasser sei, und meint, da es doch einmal ohne Umstürzen nicht abgehen könne, so werde doch besser sein, wenn er an einer Stelle in den Abgrund siele, wo Sand oder Raien liegt.

So weit ist noch Alles ohne Halsbrechen abgegangen, aber nun ist der Postillon etwa zur Hälfte abwärts gekommen. Was macht der tollkühne Mensch, ist er wahnsinnig geworden? Er peitscht ja auf die Pferde wie besessen, läßt die Zügel schießen, knallt dann mit der Peitsche und hinab geht der Wagen wie eine Lawine! Die Kutsche fliegt über Steck und Stein, über Felsen und Kiesel wie ein Fangball. Die Seiten krachen, die Schrauben kreischen, die Nägel wackeln, die Fenster klirren und die eine Scheibe geht in Scherben. Zehnmal ist handgreiflicht Gefahr da, daß Alles überschlagen und hinabstürzen werde; aber der Fuhrmann kümmert sich gar nicht darum, sondern kommt mit heiler Haut hinab, sprengt in's Wasser hinein, gelangt an's andere Ufer und läßt die Güle im Trab eine Anhöhe hinauf rennen!

Wenn man dergleichen zum ersten Mal erlebt, wird es einem sehr unbehaglich zu Muthe; man macht im Geiste schon sein Testament, denn man hält sich für unrettbar verloren. Das ist ja ein wahrer Höllenspektakel; man wird im Wagen auf und ab, hin und her geworfen, man wird braun und blau geschlagen. Aber der Mensch gewöhnt sich an Alles, auch an die Todesgefahr. Wenn man die Sache binnen wenigen Stunden ein halbes Dutzend Mal mitgemacht hat, wird man, so zu sagen, dickfellig gegen die Gefahr, welche man kaum noch in Betracht zieht; man schläft sogar trotz aller Stöße und Rucke ein und öffnet nur dann und wann einmal die Augen.

Es bleibt aber doch unbegreiflich, daß der Wagen nicht in tausend Trümmer geht und die Pferde Alles ohne Beinbruch überstehen. Freilich hatten wir treffliche Gäule und der Postillon verstand seine Sache aus dem Fundament. Die Pferde waren acht Tage unterwegs gewesen, hatten täglich zehn deutsche Meilen gemacht und doch war ihnen keine Ermüdung anzumerken. Der Postelenker, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, hatte vor zwei Jahren den ersten Wagen, welcher überhaupt zwischen Batna und Biskra ging, gefahren. Im Herbste und bei Tage, meinte er, sei die ganze Sache ein Spielwerk, aber wenn im Winter die Flüsse angeschwollen seien und man bei dunkler Nacht vorwärts müsse, dann sei die Geschichte gar kein Kinderspiel; zuweilen ist es dann unmöglich hindurchzufahren, und man muß warten, bis das Wasser sich etwas verlaufen hat. Der junge Mann erzählte: „Im vorigen Winter fuhr ich einen Engländer nach Biskra. Ich sah wohl,

Digitized by Google

daß am Kantarafluße große Gefahr zu besorgen stand und theilte das dem Reisenden mit. Der war ein unerschrockener Mann und sagte, was ich thue, sei ihm auch recht; so viel Muth wie ich selbst hätte, besäße auch er. Nun mußte ich achtzehn Mal durch den angeschwollenen Strom fahren; manchmal schwamm der Wagen, und die Pferde hatten auch keinen festen Grund unter den Hufen. Wir sind aber mit heiler Haut nach Bisdra gekommen, und der Engländer hat mir in seiner Freude achtzig Francs geschenkt."

Der Ausbruch des Vesuv.

Seit 1855 ist der Vesuv eigentlich nicht mehr ruhig gewesen. Der Eruption jenes Jahres folgten seitdem manche andere, aber keine war so gewaltig als die, welche am 8. December 1861 begann und seitdem ungeheure Verwüstungen anrichtete. Man hat einige Tage lang beobachtet, daß sie eben so verheerend sein werde, wie die weltberühmte vom 24. August 79, welche aus dem alten, bis dahin ruhigen Krater den jetzigen Vesuvkegel emporhob. Damals wurde Herculanum mit sechs nach einander folgenden Lavaströmen überdeckt, auf welchen nun Portici und Resina stehen. Erst im Jahre 1709 entdeckte man die alte Stadt wieder. Pompeji wurde unter einem Aschenregen begraben und ist uns erst seit 1755 wieder bekannt; auch Stabiae wurde verschüttet, und über dieser alten Römerstadt ist nun Castellamare gebaut. Damals warf der Vesuv eine so gewaltige Menge von Asche aus, daß der Nordwind sie bis Aegypten und Syrien trieb; in Rom sah man die Sonne nicht.

Seitdem ist der Vesuv, dessen Gipfel nicht bis zu 4000 Fuß Höhe über dem Meer hinaufreicht, ein thätiger Vulkan und hat die Anwohner des Golfes von Neapel oftmals in Angst und Schrecken versetzt. Im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert hielt er eine Zeitlang Ruhe, dann aber folgten wieder Ausbrüche in längeren Zwischenräumen, und jene von 1639, 1767, 1834 und 1835 waren gewaltig. Bei der Eruption von 1839 stieg die Feuersäule mehr als eilhundert Fuß über den Krater empor.

Wir haben mehrere Mittheilungen von Augenzeugen über den jetzigen Ausbruch vor uns liegen, aus denen wir das Nachfolgende zusammenstellen.

Unterm 10. December meldet ein Bericht: Von Neapel aus sah man gestern weiter nichts als mächtige Rauchsäulen, die bis zu gewaltiger Höhe emporstiegen. Ich bin überzeugt, daß sie von den untern Oeffnungen des Berges bis zu zehntausend, vom untern Krater bis dreitausend Fuß hoch aufwirbelten. Unsere Straßen hier in Neapel blieben bisher frei von Asche, aber die Sonne sah aus wie bei einer Finsternis. Ich begab mich nach Torre del Greco, wohin eine große Menge von Zuschauern strömte, um das gewaltige Naturschauspiel in der Nähe zu betrachten. Der Wind wehete vom Norden nach Süden, und so waren wir dem Staubregen, welcher unaufhörlich und in dichter Masse herabfällt, nicht ausgesetzt. Das Athmen wurde mir schwer. Die unglückliche Stadt, in welcher seither etwa zweiundzwanzigtausend Menschen wohnten, fand ich fast ganz verlassen, die Häuser gänzlich verödet, und die Menschen waren so schnell entflohen, daß noch Meloneu und andere Früchte auf den den Fenstern hingen; man hatte sich nicht die Zeit gegönnt, sie mitzunehmen. An der Eisenbahnstation war ein Menschengedränge; viele Flüchtlinge hatten etwas Bettwerk und andere Habseligkeiten gerettet, um damit weiter zu ziehen; Nationalgardisten und Bersaglieri hielten Wacht gegen die Schaaren von Dieben, welche das gräßliche Unglück ihrer Mitbürger ausbeuten.

Alles weit und breit sieht schwarz aus; der feine Staub, der wie ein Regenschauer herabgefallen ist, liegt fünfthalb Zoll hoch auf Straßen und Dächern. Von den letzteren fand ich manche, die querüber und wagerecht, andere, die senkrecht auseinander gebrochen waren. Aber den ganzen ungeheuren Schaden übersieht man erst, wenn man ein wenig weiter geht. Dort zählte ich zwischen vier- bis fünfhundert Häuser an der Berghalde, die unbewohnbar sind. Der Eigenthümer einer sehr hübschen Villa, welcher zurückkam, um noch Einiges zu retten, fand dieselbe derart verscheiden, daß er keine Thür öffnen konnte; er zerschlug die Fenster und drang hinein.

Der bekannte Vesuv-Führer Giovanni Cozzolino, welcher die Eruption vom Anfang an beobachtet hat, erzählt Folgendes.

Am 8. December Morgens 11 Uhr und 15 Minuten verspürte man in Torre del Greco eine heftige Erderschütterung, welche in Zwischenräumen von fünf bis zehn Minuten wiederkehrte. Die Einwohner ängstigten sich sehr, denn sie besorgten ein förmliches Erdbeben. Auch in Resina empfand man um Mittag eine zitternde Bewegung, aber nicht so stark. Um drei Uhr Nachmittags that sich dann oberhalb Torre del Greco die Erde mächtig weit auf, etwa eine halbe italienische Meile unterhalb des bei der Eruption von 1774 gebildeten Kraters. Das Haus des Herrn Francesco Cruci wurde nebst vier anderen nahe gelegenen in die Luft geschleudert. Am 9. December Morgens kam die Lava bis auf etwa eine Viertelstunde Weges oberhalb des Kapuzinerklosters, das zerstört ist. Der Strom war eine halbe Miglie breit. Alle Häuser in Torre haben Risse und die Bewohner sind entflohen. Während sich oben im Krater neue Kegel bildeten, war der Berg ruhig, aber um zwei Uhr Morgens brach der große Krater mit fürchterlichem Getrach aus, und schleuderte Asche und Steine bis in eine gewaltige Höhe empor. Jedes Aufstoßen ist mit donnerähnlichem Getöse verbunden. Der Führer Gennarino Sannino näherte sich der glühenden Lava, um eine Münze hinein zu drücken, wurde aber dabei von einem großen Steine, welcher ihm auf den Kopf herniederfiel, sofort erschlagen.

So weit der Führer Cozzolino. Es hat sich jedoch ergeben, daß sich an der von ihm bezeichneten Stelle zwei größere und mehrere kleinere Kegel gebildet haben; an manchen Stellen gab die Erdkruste dem innern Feuer nach und stürzte zusammen. Der größte unter den neugebildeten Kegeln bildet nur eine Ellipse. Aus Beiden drang zuerst ein Lavastrom hervor, welcher ganz Torre del Greco mit Untergang bedrohete, aber er wurde durch eine Erdschwellung abgelenkt und theilte sich an derselben in zwei Ströme, auch wurde die Gewalt dieses untern Lavaergusses dadurch gemindert, daß um 2 Uhr früh am 9. December, Montags, der Hauptkrater sich öffnete; sonst wäre wohl Torre völlig überschüttet worden.

In Torre del Annunziata fand ich in den Straßen eine große Menge von Flüchtlingen; viele saßen auch auf den flachen Dächern der Häuser und beklagten ihr Mißgeschick. Schon am Sonntage waren etwa fünftausend heimathlos gewordene Menschen hier eingetroffen, und seitdem hat ihr Einzug unaufhörlich fortgedauert. Man tobte den Staub von den Dächern. In Castellamare sah ich noch mehr Jammer. Boote, mit Bettzeug, Stühlen und Tischen beladen, kamen in Menge an; der Marktplatz war bedeckt mit Fuhrwerk aller Art, in welchem die Armen sich gerettet hatten; viele lagen dumpf vor sich hinbrütend auf Matratzen, namentlich Alte, Kranke und Kinder. Jedermann blickte nach dem Berg hin, denn alle Augenblicke erwartete man, daß die „Artillerie der Natur" sich entladen werde. Die Behörde that, was in ihrer Macht stand, um den Leuten Nahrung und Unterkommen zu verschaffen, und stellte alle öffentlichen Gebäude zur Verfügung.

In Castellamare hatten wir keinen Aschenregen, sondern blauen Himmel; aber ich ging weiter, um den Bergvorsprung herum, und dort war es sogleich ganz anders. Ich fand Alles mit Asche überdeckt, auch mich selber. Die silbergrauen Olivenbäume sahen schwarz aus, die gelben Orangen hatten am obern Drittel einen schwarzen Ueberzug. Der Aschenregen war dick. Unsere nordischen Knaben

Digitized by Google

pflegen mit den Fingern oder mit Stöcken Namenszüge in den Schnee zu machen; Knaben am Besuv schrieben sie in die Aschenlagen, welche der Vulkan herabgeregnet hatte. Auch in Sorrent fand ich diese Asche, und dort sogar in den Häusern, obwohl man Fenster und Thüren sorgfältig geschlossen hatte. Auch auf Capri und an der ganzen Küste bin ist sie gefallen. Ueber dem ganzen herrlichen Golf lag ein schwarzes Leichentuch, und so dunkel war es, daß die Marktschiffer, welche tagtäglich von Sorrent nach Neapel fahren, am Morgen des neunten Decembers sich nach dem Kompaß richten mußten, um nicht irre zu segeln. Mir knirschte die Asche unter den Zähnen, die Augen schmerzten mir und thränten, obwohl ich meinen Schirm aufgespannt hatte.

Am 9. Abends hatte ich hier ein großartiges Schauspiel. Die schwarze Säule erhob sich majestätisch und wurde vom Winde weit über das Meer hinausgetragen, während aus dem Krater unaufhörlich Blitze hervorzuckten. Heute früh, 10. December, rollen die Rauchwolken in und durch einander, und die Sonne, welche hinter denselben steht, gewährt einen seltsamen Anblick, der sich nicht beschreiben läßt. Was jenseit des schwarzen Bahrtuches, das über dem Meere hängt, vorgeht, ist unsichtbar; nur dann und wann reißt ein Windstoß eine Lücke hinein und ich erblicke Capri und Sorrent in einem fahlschwarzen Rahmen. Schiffer versichern mich, daß sie am Sonntag Abend ein Seebeben verspürt haben. Gewiß ist, daß dieses sonst so klare, blaue Meer, unter der schwarzen Lustdecke, wie Schlammwasser aussieht, und daß bei jedem Ruderschlage eine Masse Staubes zur Rechten und Linken hinfliegt.

Am 11. December war der Besuv nicht mehr so weiß; aber wenn der Berg ruhiger wird, dann kommen die Erdbeben. Wir haben schon mehrere Stöße gehabt. —

In einem Bericht der Allgemeinen Zeitung, aus Neapel vom 10. December, heißt es: — Hinter Torre del Greco, am besten von den Kratern aus, bietet sich dem Auge im trüben, vom Aschenregen geschwärzten Sonnenlichte, da wo sonst die festbaren Trauben der Lacrimä Christi hingen, ein graußes Chaos. Das plötzliche, anfangs gar nicht zu bestende Stillstehen der Lava dicht vor Torre del Greco ist dem Einfluß einer spätern zweiten Eruption auf der pompejanischen Seite zuzuschreiben. Diese wälzt ihre glühenden Massen ohne Gefahr für die angebaute Gegend über alte Lavaleiber vor. Auch der große Besuv zeigt unverkennbar die Absicht, bei dem Ausbruche sich gleichfalls zu vertheidigen. Seit gestern groll er so vernehmlich, daß seine Stimme die nach Neapel tönt. Eine gewaltige Rauchsäule, in ihrem unteren Theil von einem hellen Feuerschein gerötbet und oft von leuchtenden Blitzen durchzuckt, entsteigt seinem Krater und breitet sich hoch oben über den ganzen Golf von Neapel aus. Es sind wirklich elektrische Blitze, vermuthlich durch die Reibung der großen Dampfmassen erzeugt, welche scheinbar von oben in die dunkle Säule hineinschlagen. Ich bemerke von meinem Fenster aus, daß auch der große Krater jetzt angefangen hat, einen Lavastrom hinunter zu senden. In den Ortschaften am Fuße des Berges fürchtet man, so wie die Sachen jetzt stehen, weder die Lava, welche schwerlich über die alten Felder hinaus kann, noch den lästigen Aschenregen, welcher die Erde stellenweis mit einer gelbbraun grauen Decke belegt hat; wohl aber besorgt man eine Wiederholung der Erderschütterungen.

Vom 11. December. Schon gestern Abend bildeten die neuen Krater am Fuße des Besuvs nur noch flache Trichter, in welche Jeder hinabsteigen konnte, der die Schwefeldämpfe nicht scheucte. Auch der Hauptkrater hatte ausgetobt und schickte nur noch hin und wieder in einzelnen Stößen schwarze Rauchmassen in die Höhe. Heute ist Alles vorüber. Der Besuv ist von den Aschenwolken, welche ihn drei Tage lang einhüllten und die ganze Umgegend mit gelbgrauer Asche bedeckten, befreit, und ragt wieder so ruhig wie vorher in den blauen Himmel hinein. —

Vom 12. December. Die Eruption ist zwar seit vorgestern vorüber, doch hat sich die Hoffnung, daß nun auch die Erdbeben ein Ende haben würden, leider nicht bestätigt. Viele der schon durch die früheren Erschütterungen stark beschädigten Häuser konnten den neuen, nur am Fuße des Besuvs verspürten Stößen nicht widerstehen und stürzten gestern zusammen. Torre del Greco, welches am 8. und 9. December wie durch ein Wunder der Zerstörung durch die Lava entging, wird jetzt, wie es scheint, vom Erdbeben in einen Trümmerhaufen verwandelt werden. Auch von dem nahe bei Resina gelegenen königlichen Lustschloß Favorita ist ein Theil zusammengestürzt. Die Eisenbahnbrücke ist stark beschädigt. Die Schienen sind an mehreren Stellen durch klaffende Erdspalten auseinander gerissen; die Fahrten hat man einstellen müssen. Am Wasserstande kann man bemerken, daß der Erdboden sich in und bei Torre del Greco um etwa einen Fuß emporgehoben hat. Der Hauptkrater zeigt nach der Eruption eine ganz neue Gestalt. Auf der Spitze des Berges, wo früher eine Ebene, in dieser Ebene der große Krater, und in diesem wieder an der einen Seite die eigentliche Oeffnung von nur 15 oder 16 Fuß Durchmesser sich befand, ist jetzt ein tiefger, mehrere hundert Schritte breiter Schlund, dessen Boden man wegen des beständig heraufsteigenden Qualms noch nicht gewahren kann. Das Zusammenbrechen der Häuser und die Fortdauer der Erdstöße geben zu der Befürchtung Anlaß, daß der ersten Eruption bald noch eine zweite folgen werde. —

Torre del Greco ist nun zum neunten Male durch vulkanische Gewalt zerstört worden, aber immer wieder haben Menschen auf dieser dem Untergange geweihten Stelle sich angebaut. So lockend ist der Zauber dieser Gegend. Schon vor dem 17. December waren zwei Drittel der Stadt eingestürzt, die schönsten Paläste waren ein Trümmerhaufen, die Pfarrkirche war eine Ruine. Die Brunnen sind vertrocknet, aus den Erdrissen steigen bläuliche Flämmchen und Schwefeldünste auf, das Meer hat sich der Küste entlang etwa zehn Fuß weit zurückgezogen. Das Wasser sprudelt wie siedend. Diese Erscheinung setzt die benachbarten Orte in große Schrecken, man befürchtet einen Regen siedenden Wassers. Der Jammer ist grängenlos, die Hilfsquellen sind ungenügend, viele einst wohlhabende Leute bitten um Almosen, mehr als 21,000 Menschen sind ohne Obdach und haben keine Hoffnung, jemals ihre Wohnungen wieder zu sehen. Am 16. December schleuderte der Besuv dichte Aschenwolken aus. Torre del Greco hat sich mehr als anderthalb Ellen über die Meeresfläche erhoben.

Auf dem großen Platze vor der Kirche von Torre del Greco hat sich ein weites Schlund geöffnet, in dessen Grund man eine verschüttete Lavaschicht und die alte Straße der Stadt erkennt. Piazza Constantinopoli bei der Kirche Madonna addolora ist um zwanzig Fuß gesunken. —

Berichte vom 21. December schreiben: Torre del Greco ist nun vollständig ein Trümmerhaufe; die wenigen noch stehenden Häuser sind unbewohnbar und stürzen allmälig ganz ein. Die sechsundzwanzigtausend Bewohner sind in der Umgegend untergebracht worden. —

Am 24. December spie der Besuv wieder eine dicke Aschensäule aus, welche der Wind bis nach Neapel trieb; an einigen Orten verspürte man am Tage vorher acht Erdstöße.

In den letzten Tagen des December's meldete ein Augenzeuge Folgendes: Torre del Greco ist eine Stadt auf Krücken; viele Kruppel von Häusern sind bereits eingefallen, und viele andere stützen noch. Professor Palmieri, die große Autorität über den Besuv, bestätigt, daß eine Erhebung des Bodens stattgefunden hat, und ermahnt die Eigenthümer, sich nicht früher wieder anzubauen, als bis die zu erwartende Senkung eingetreten sei. Aber mit einer Verblendung, die wie Wahnsinn aussieht, lassen sich die Einwohner kaum mit Gewalt von der Rückkehr in ihre wankenden Häuser abhalten. Nach allem zu schließen, ist der Berg von den unten gespalten, und der Riß geht bis weit in das Meer hinaus. In wenigen Worten läßt sich das klar machen. Elf Krateröffnungen über Torre del Greco stoßen Schwefeldämpfe aus, und der größte derselben ist 70 bis 80 Fuß weit und 100 Fuß tief. Von diesem Punkt aus spaltete sich am 8. Decem-

Digitized by Google

der, nach heftigem Getöse und Aufschwellen der Oberfläche, der Boden, und es entstand ein feuriger Riß bis fast an den Außenrand der Stadt, durch welchen dieselbe unsichtbare dämonische Gewalt vordrang, die Straßen offen legend und einen Theil der verschütteten ältern Stadt aufdeckend und dann in das Meer hinaustrennend. Alles das liegt vor Augen... Gestern kehrte der englische Dampfer Cyzmuth, welcher ausgelaufen war, um seine Armstrongkanonen zu probiren, an Torre del-Greco vorüber zurück, und mußte dabei einen Wirbel im Meer umschiffen, der sich seit dem Ausbruch des Vulkans gebildet hat, und ungefähr 360 Fuß im Durchmesser groß sein mag. Er kochte heftig und hauchte einen starken Schwefelgeruch aus. Ein 30 Fuß langes Boot wurde niedergelassen und in die Mitte des Wirbels gesteuert, der es wie einen Kreisel herumdrehte. Die Sondirung ergab 23 Faden Wasser, und das Senkblei brachte Sand und Schwefel herauf. Von der Peripherie des Wirbels aus läuft ein etwa 60 Fuß langer Schweif in der Richtung auf Sorrent aus, und ist von schöner hellgrüner Farbe. Alles Wasser war lauwarm, hatte einen starken Schwefelgeruch, und viele Fische sind abgestanden. Die Erhebung des Bodens, auf welcher Torre steht oder vielmehr stand, beträgt genau 1,12 Meter, und die zu Land aufsteigenden Gase sind stärker als die sich zur See entwickeln, so zwar, daß vor ein paar Tagen ein Mann dadurch getödtet wurde, und mehrere Leute, die sich da verweilten, fast in Ohnmacht fielen.

Die constitutionelle Verfassung des Königreichs Tunis.

Wir haben jüngst den Text der Constitution des Staates Tunis geliefert; sie ist ein merkwürdiges Aktenstück. Wer hätte sich noch zu Anfang unseres Jahrhunderts träumen lassen, daß dieser ehemalige Barbarenstaat, das Seeräubernest, dessen Piraten ein Schrecken aller friedlichen Handelsschiffer waren, sich in einen constitutionellen Staat umwandeln würde, und daß in einem mohammedanischen Lande die politische und religiöse Freiheit eine Stätte finden könne? Wie wird einem Franzosen zu Muthe werden, wenn er sich sagen muß, daß der tunesische Staatsbürger sich unendlich freier bewegt, viel mehr politische Rechte besitzt, als der Angehörige der „großen Nation“ unter der napoleonischen Dictatur! Auch andere europäische Staaten kennten sich an einigen Bestimmungen dieser Verfassung des Barbarenstaates ein Muster nehmen.

Daß der letztern europäische Muster als Maßstab dienten, ist klar. Es fragt sich, wie viel von den Formen sich im Fortgange der Zeit halten kann und bewähren wird; aber die allgemeinen Unterlagen und die Grundsätze der Freiheit für alle Staatsangehörigen und der Gerechtigkeit gegen Jedermann, ohne Unterschied der Abkunft und Religion, sind gut; es kommt also darauf an, sie zu behaupten und in's Leben zu führen.

Tunesien, an der nordafrikanischen Küste, hat eine vortreffliche Lage zwischen Algerien und dem tripolitanischen Gebiete; es liegt Sicilien und Sardinien gegenüber, unweit von den Trümmern des alten Karthago, in der Region, wo das westliche Becken des Mittelmeeres mit dem östlichen zusammenhängt. Das Gebiet hat einen Flächeninhalt von nicht ganz viertausend Geviertmeilen, besitzt zum großen Theil fruchtbaren Boden und das Klima ist gut. Alle natürlichen Bedingungen zu Gedeihen und Aufschwung sind vorhanden, es kommt alle nur auf die Menschen an, die reichen Hülfsquellen des Landes angemessen zu benutzen und zu entwickeln. Die Bevölkerung ist, wie in allen levantinischen und insbesondere den nordafrikanischen Gegenden, sehr bunt, doch bilden von den etwa drei Millionen Bewohnern Araber und Mauren die Mehrzahl. Dazu kommen nahe an 200,000 Juden, welche dort eine Gleichberechtigung gefunden haben, welche in manchen „christlichen“ Gegenden ihnen auch heute noch nicht gewährt ist, viele Neger, sodann Malteser und andere Europäer.

Der Bey ist dem Namen nach abhängig vom türkischen Sultan, in der That aber souverän, und seine Würde ist erblich; darin liegt ein großer Vorzug gegenüber dem Paschawesen, das einen häufigen Wechsel bedingt. Tunis machte schon 1842 Ernst mit dem Feuilleton, denn es hob damals den Sklavenhandel auf; die Sklaverei selbst wurde 1846 abgeschafft. Elf Jahre später that der Bey einen entscheidenden Schritt; er veröffentlichte am 9. September 1857 in Gegenwart der Vertreter der europäischen Mächte ein Staatsgrundgesetz, welches 1860 so manche Erweiterungen erfuhr, daß man nicht umhin kann, dasselbe nun als eine constitutionelle Verfassung in vollem Sinne des Wortes zu bezeichnen.

Tunis hat mit den alten orientalischen Ueberlieferungen völlig gebrochen, um in den Kreis der abendländischen Anschauung und Gesittung zu gelangen. Sitten, Gebräuche und Religion werden morgenländisch bleiben, aber das Staatswesen soll europäisirt werden, in die Verwaltung kam eine Regelmäßigkeit und eine Beseitigung von Willkür, dergleichen man im übrigen Oriente nicht hat.

Die neue Verfassung wurde schon 1858 entworfen, sorgfältig geprüft und 1860 vom Bey Sidi Mohammed Sadak veröffentlicht und beschworen. Der erste Text vom 20. Moharrem 1274 der mohammedanischen Zeitrechnung (28. Juli 1858) gewährte bereits der gesammten tunesischen Bevölkerung vollständige Religionsfreiheit und Gleichheit vor dem Gesetze, persönliche Freiheit und Sicherheit; er führte die Conscription ein, damit fortan der Soldat nicht mehr von Willkür abhänge und auf ungewisse Zeit dienen müsse; er gab Sicherheit für das Eigenthum und die Freiheit der Arbeit, und enthielt ein Kapitel über „die Gewährleistung der Ehre und der Sicherheit des Einzelnen.“

Dergleichen war im Orient unerhört, und der türkische Hattischerif von Gülhane und der viel besprochene Hat Hümayun, welche den christlichen Bewohnern des osmanischen Reiches gewisse Rechte verbürgen, wollen im Vergleiche zu den tunesischen Bestimmungen so viel wie gar nichts bedeuten. Der gegenwärtige Bey ließ die frühern Bestimmungen revidiren, und veröffentlichte dann ein nun geltendes „Organisches Gesetz, oder politischer und administrativer Codex für das Königreich Tunis,“ im Namen des allbarmherzigen Gottes.

In der Einleitung sagt Mohammed el Sadak, Bascha Bey: „Als die hohen Beamten mich mit Einstimmigkeit und gemäß dem Erbfolgegesetz gewählt haben, nach dem Ableben meines Bruders, das eintrat, als meine Pflichten mich von der Hauptstadt fern hielten, da folgte ich ihrem Rufe. Ich kam ganz allein, ohne Schwert oder Lanze, ohne Soldaten oder irgend welche Gewalt. Sie huldigten mir, nachdem ich vor ihnen geschworen hatte, das von meinem verewigten Bruder am 20. Moharrem 1274 veröffentlichte Staatsgrundgesetz zu beobachten und darauf leisteten sie mir den Eid. Ich schwor den meinigen in folgender Weise:

Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Gesegnet sei der, welcher gemacht hat, daß das Vertrauen die wirksamste Ursache des Gedeihens und der Wohlfahrt ist. Segen und Heil über unsern Herrn Mohammed, seine Aeltern, Gefährten und Alle, welche auf dem Pfade der Tugend ihm gefolgt sind.

Dann sagte der arme Sklav Gottes, ich, der Muschir Mohammed el Sadak, Bascha Bey — möge Gott ihn stärken bei seinen löblichen Absichten und ihm anvertrauten Würde, — Ich habe die Huldigung der hohen Würdenträger empfangen, gemäß dem Staatsgrundgesetze, welches allen Bewohnern gewährleistet die Sicherheit ihrer Ehre, ihrer Habe und ihrer Personen. — — Ich habe geschworen und schwöre vor Gott, daß ich alle Grundsätze be-

Digitized by Google

folgen werde, welche in demselben enthalten sind, und Nichts thun will, was denselben zuwider ist."

In der Einleitung zum Staatsgrundgesetz sagt der Bey unter anderem vortrefflichen Dingen auch Folgendes:

„Indem ich von Allah die Obliegenheit erhielt, über seine Kreaturen zu regieren, legt er mir gebieterische Pflichten auf, die ich nur unter seinem Beistande erfüllen kann. Ich setze, Allmächtiger, mein Vertrauen in Dich! Ich bin entschlossen, daß auf Keinem, der meiner Fürsorge anvertraut ist, Ungerechtigkeit lasten soll, und ich werde Nichts verabsäumen, um einem Jeden in seinem Rechte zu schützen. Gott ist mein Zeuge dafür, daß ich seine hohen Gebote annehme, um zu beweisen, daß ich die Wohlfahrt des Staates meinem persönlichen Vortheile vorziehe. Dafür opfere ich meine Zeit, meine Kräfte und strenge dafür meinen Geist an. Ich habe bekanntlich schon angefangen, die Steuern zu vermindern, und Gott hat gewährt, daß diese Verbesserung eine Quelle des Glückes wurde. Mein Volk darf sich auf noch andere Verbesserungen Hoffnung machen. Die Hand ungetreuer Haushälter ist sortan gelähmt. Für Verbesserungen muß man allgemeine Grundlagen finden, denn ohne solche schafft man unübersteigliche Schwierigkeiten."

„Ich habe mich überzeugt, daß die meisten Angehörigen meiner Staaten kein volles Vertrauen zu dem hegen, was ich doch in der besten Absicht gethan habe. Es ist aber ein Gesetz der Natur, daß der Mensch erst dann zu vollem Glücke gelangt, wenn ihm seine Freiheit voll und ganz gewährleistet ist, wenn er mit Sicherheit weiß, daß er gegen Unterdrückung Schutz findet hinter dem Bollwerke der Gerechtigkeit, und wenn er seine Rechte geachtet sieht. Das Herz des Menschen, der Glauben auf die Freiheit setzt, wird gekräftigt."

Die Grundzüge des tunesischen Gesetzbuches über Rechtspflege und Verwaltung sind folgende:

1. Allen Unterthanen wird für Person und Habe volle Sicherheit gewährleistet.

2. Jedermann ist steuerpflichtig; zu Gunsten der Vornehmen findet kein Privilegium statt.

3. Alle Landeseinwohner sind vor dem Gesetze gleich, „denn das ist ein Recht, welches von Natur allen Menschen zukommt. Die Gerechtigkeit auf Erden ist eine Waage, welche das graue Recht gegen die Ungerechtigkeit, den Schwachen gegen den Starken oben hält."

4. Die israelitischen Unterthanen sollen nicht zum Religionswechsel gezwungen werden und in der Ausübung ihres Gottesdienstes auf keine Weise gehindert sein; man wird ihre Synagogen gegen jeden Unfug schützen.

5. Das Heer ist der Sicherheit Aller wegen vorhanden. Fortan sollen die Krieger nach einer bestimmten Verordnung eingestellt werden; die Conscription gemäß dem Loosziehen ist eingeführt, und Niemand braucht über die gesetzlich bestimmte Zeit hinaus bei der Fahne zu bleiben.

6. Israeliten können in Kriminalsachen nur gerichtet werden, wenn auch israelitische Richter dem Tribunal angehören.

7. Es wird ein Handelsgericht eingeführt. Die Richter bestehen aus Muselmännern und Unterthanen befreundeter christlicher Mächte.

8. Kein Muselmann hat Privilegien vor Andersgläubigen voraus.

9. Es findet Handelsfreiheit für Alle in gleicher Weise statt; Niemand kann ein besonderes Handelsprivilegium erhalten.

10. Jeder Ausländer kann beliebige Industrien oder Gewerbe treiben, steht unter dem Schutze der Landesgesetze und ist den Landeseinwohnern vollkommen gleichgestellt.

11. Ausländer können alle Arten von Grundeigenthum erwerben, genau so wie Inländer.

„Wir schwören bei Gott, daß wir diese großen Grundsätze in der angedeuteten Weise durchführen werden. Sie sind in gleicher Weise auch für unsere Nachfolger verbindlich. Keiner von diesen kann zur Regierung gelangen, wenn er nicht vorher geschworen hat, diese liberalen Einrichtungen als gültig anzuerkennen. Die Gerechtigkeit ist das höchste Gut."

Diesen Aufstellungen sind vier erläuternde Kapitel beigegeben, dann folgen die 116 Artikel des Staatsgrundgesetzes, in welchem unter Anderm festgestellt wird, daß die Herrschaft in der Husseinitischen Familie erblich sei. Der Bey soll sein Recht auf den Thron verlieren, sobald er insistentlich auf freiwillig gegen das Staatsgrundgesetz handelt. Er erklärt sich dem höchsten Rathe verantwortlich für jede Uebertretung der Gesetze.

Tunis hat nun einen Ministerrath, einen höchsten Rath und Tribunale. Die Gesetze und Verordnungen werden in der amtlichen Zeitung Er raid et Tunisy, dem tunesischen Moniteur, bekannt gemacht. Die Civilliste ist auf 12,000 tunesische Piaster, gleich 840,000 Francs, also etwa 200,000 Thaler festgestellt, was für einen Beherrscher von 3 Millionen Seelen gering erscheint im Vergleich mit europäischen Civillisten.

Die Minister sollen ihre Erlasse schriftlich geben, damit für alle Fälle gesetzmäßige Beweisstücke vorhanden seien. Dasselbe gilt vom höchsten Rath und von den Gerichten.

Die Mitglieder des höchsten Rathes sollen dem Vaterlande zuliebe dienen und beziehen deshalb keine Besoldung.

Diese tunesische Verfassung ist auf alle Fälle ein interessantes Aktenstück, steht im Orient einzig da und liefert den Beweis, wie mächtig die europäischen Einflüsse in den mohammedanischen Ländern werden.

Frauentrachten im Elsaß.

Wir haben jüngst die allemannischen Bauern vom badischen Oberrhein dargestellt; fröhige trübtige Menschen voll Muth und Feuer. Drüben, am linken Rheinufer von Landau bis in die Nähe von Basel, zwischen dem Strom und der Kammhöhe des Wasgaugebirges, lebt gleichfalls allemannisches, urdeutsches Volk von demselben Schlage.

Das Elsaß, eine der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Europa's, war eine Perle Deutschlands; in Folge des dreißigjährigen Krieges wurde es ein Juwel — Frankreichs! Es gehörte bis 1268 zum Herzogthum Schwaben; später, als es in eine Menge von reichsstädtischen, geistlichen, fürstlichen und reichsritterschaftlichen Territorien zerfiel, kam diese Landgrafschaft an das Haus Oesterreich.

Es war ein Bollwerk des Reiches. Schon Kaiser Karl der Fünfte hatte gesagt: „Wenn Wien und Straßburg gleichzeitig bedroht würden, dann nehme ich im Nothfall keinen Anstand, Wien preiszugeben, um Straßburg zu retten." Und Friedrich der Zweite hat nicht minder die große Bedeutung des Elsasses für Deutschland und dessen Vertheidigung erkannt. Dafür zeugt sein Ausspruch: „Wasgau's Höh, Deutschlands Thermopylä!"

Moritz von Sachsen trägt die Schuld, daß die drei Reichsbisthümer in Lothringen: Metz, Toul und Verdun (Verdun) in die Gewalt der Franzosen kamen. Andere Völker haben auch Religionskriege geführt und im Wahnwitz sich wegen verschiedener theologischer Dogmen, welche jede Partei für „himmlische Wahrheiten" ausgab, mit Blut befudelt. Aber sie fochten die Kriege theologischer Barbarei unter sich selber aus und gewährten den Feinden keinen Einlaß. So konnten sie sich allmälig erholen und wieder erstarken. Aber Deutschland, das Herz Europa's, wurde der Kampfplatz für alle Völker; die katholischen Kaiser zogen Spanier

Digitized by Google

und ſlaviſches Kriegsvolk in's Land, den Proteſtanten halfen Schweden und Dänen. Und nachdem der über alle Beſchreibung heilloſe Krieg volle dreißig Jahre gewährt hatte, und unſer Vaterland, aus tauſend Wunden blutend, todesmatt am Boden lag, da ging

Frauentrachten im Elſaß.

im münſterſchen Frieden das Elſaß an Frankreich verloren. Die katholiſche Macht hatte die Proteſtanten unterſtützt, und ſie wußte wohl, weshalb ſie es gethan. Eine der ſchönſten Provinzen Deutſchlands ſollte der Lohn für eine ſolche „Unterſtützung der deutſchen Freiheit ſein!“ In unſeren Tagen haben wir ein ähnliches Spiel

geſehen; die Italiener ſind in dieſelbe Falle gegangen. Die Leidenſchaft lehrt bekanntlich nichts aus der Geſchichte. Ein Bonaparte, welcher Frankreich despotiſch beherrſcht, trat in Italien, unter dem Jubel eines verblendeten Volkes und herbeigeholt von einem ränkeſchmiedenden Hofe, als Vorkämpfer der „Idee“ von Unabhängigkeit und Freiheit auf. Er nahm ſich „uneigennützig“ ſeinen Lohn in Nizza und Savoyen, und überließ die Italiener ſich ſelbſt, die nun weder Einheit noch Freiheit haben, ſondern ein Chaos, in welchem ſie ſich abſchwächen müſſen.

Digitized by Google

Jedes Volk, das den Ausländern die Thore zu bewaffneter Einmischung öffnet, bedeckt sich mit Schimpf und Schande und muß solchen Frevel am Vaterlande allemal theuer bezahlen. Noch nie hat eine Nation Segen oder Vortheil davon gehabt, wenn sie Fremden erlaubte, mit Wort oder Waffen sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Dafür geben insbesondere Italiens und Deutschlands Geschichte die traurigen Belege.

Als Frankreich das Elsaß besaß, und besonders seitdem 1681 auch Straßburg („die wunderschöne Stadt", wie es im Volksliede mit Recht heißt) durch Verrath in Ludwig des Vierzehnten Gewalt kam, wurde es vorwaltende Macht in West- und Mitteleuropa. Gleich nachher nahm es auch Lothringen in Besitz, und erhob Ansprüche auf das ganze linke Rheinufer, auf das seit Anbeginn unserer Geschichte kerndeutsche Land! Es erfand zu seinem Vortheil den geradezu verrückten Satz: daß Flüsse „natürliche Gränzen" bilden. Aber in allen Ländern und Erdtheilen wird dieser Satz von Völkerkunde und Geschichte Lügen gestraft.

Für jeden redlichen Deutschen ist der Verlust des Elsasses, unserer uralten Vorburg am Oberrhein, eine schmerzlich brennende Wunde, die niemals heilen kann. Sollten wir einst wieder einen Krieg gegen Frankreich zu führen haben, dann wird das Elsaß der Preis sein müssen, damit wir wieder unsere rechte natürliche Gränze wiedererwerben, nämlich das Land zwischen Oberrhein und Wasgaugebirge. Dann erst wird das Wort wahr: „Jedem das Seinige." — Im Laufe von zwei Jahrhunderten ist viel welsches Wesen in das Elsaß eingedrungen, aber der Kern der Bewohner ist noch immer mit allemannischer Zähigkeit deutsch geblieben; wo man französischen Firnis findet, ist er nur ein leichter Ueberzug, der unter naturgemäßen Verhältnissen bald entfernt werden könnte.

Das allemannische Blut ist vom französisch-romanischen Blute grundverschieden. Deshalb wird sich im Elsaß in Sitte, Gemüth und Hauswesen das deutsche Element allezeit erhalten. Die französische Politik hat insbesondere seit der ersten Revolution, ganz besonders aber unter Ludwig Philipp und Napoleon dem Dritten planmäßig daran gearbeitet, das deutsche Wesen zu untergraben, und dasselbe namentlich aus den Schulen und Kirchen zu verdrängen, aber bis jetzt ohne entscheidenden Erfolg. Der Elsasser bleibt der „deutsche Dickkopf" (tête carrée allemande), über welchen sich der Pariser gern lustig macht; aber wenn dem Dickkopf die Geduld reißt und er „querelle allemande" erhebt, also empfindlich wird, dann schlägt er „dem Wälschen derb auf's la Tötele", legt ihm die Faust unsanft auf den Kopf.

Politisch halten die Elsasser zu Frankreich trotz so vieler Gebrechen in den öffentlichen Einrichtungen dieses Landes. Sie wissen vollkommen zu würdigen, wie viele Vortheile es mit sich bringt, einem großen und mächtigen Staat anzugehören. Aber da Stammverwandtschaft und Interessen nach Deutschland gravitiren, so würden sie nichts dagegen haben, künftig einem großen und mächtigen Deutschland anzugehören, und in's alte Mutterhaus zurückzukehren. Einer Kleinstaaterei jedoch, welche noch nie Beweise geliefert hat, daß sie für des großen Gesammtvaterlandes Macht, Würde und Freiheit begeistert wäre, oder daß es ihr am Herzen läge, die Ehre und den Ruhm unseres Volkes zu wahren, — einer solchen sind sie begreiflicherweise abhold.

Die Kirche unserer lieben Frau vom Oelzweig in Guimaraens. (S. 282.)

Noch immer klingen herrliche deutsche Dichtungen aus dem Elsaß zu uns herüber; die Stimmen von Männern wie der Brüder Stöber und Otte's gehören zu den anmuthigsten Weisen, von welchen der deutsche Dichterwald ertönt. Im Volksleben tritt das deutsche Wesen eben so scharf hervor, wie im Hauswesen. Die Männer sind straamm, tapfer und kräftig, Mädchen und Frauen drall und gesund und elsasser Schönheiten gar nicht selten. Die „gebildeten" und wohlhabenden Klassen äffen Pariser Moden nach, was ja in der ganzen Welt der Fall ist; die Frauen aus dem Volk haben in Städten wie auf dem platten Lande ihre alte Kleidertracht bewahrt

Digitized by Google

Zwei Bauwerke in Portugal.

Die pyrenäische Halbinsel wurde bekanntlich im frühen Mittelalter von einem deutschen Volke, den Westgothen, beherrscht, deren Reich zu Anfang des achten Jahrhunderts den siegreichen Waffen der Araber unterlag.

Unter den westgothischen Königen war Recceswinth der mildeste und liebenswürdigste. Er starb im Jahre 672, und das ganze Volk beklagte den Verlust eines so tüchtigen Mannes. Ein großer Theil des Adels war nach Gerticos in der Nähe von Salamanca gekommen, um den Leichenfeierlichkeiten beizuwohnen. Nach dem Gesetze mußte der neue König am Sterbeorte des Vorgängers gewählt werden. Alle Stimmen fielen auf einen durch Alter und Erfahrung bewährten Mann, Wamba; dieser erschien ihnen als der würdigste Thronfolger. Aber er schlug die Krone aus; er war nicht ehrgeizig genug, um sein ruhiges Leben mit dem vielbewegten eines Regenten über ein so trotziges Volk zu vertauschen.

Als er sich standhaft weigerte, erhob sich fürnend ein westgothischer Adeliger und drohete Wamba niederzustechen, falls derselbe ferner bei seiner Ablehnung verharre. „Wenn Du", rief er, „Deine Ruhe und Bequemlichkeit dem allgemeinen Besten nicht zum Opfer bringst, dann bist Du als ein Verräther des Vaterlandes zu betrachten. Von Deiner Einwilligung hängen Friede und Wohl des Landes ab." Nun erst gab Wamba nach und wurde neunzehn Tage später in Toledo zum Könige gesalbt.

Das ist der historische Hergang, welchen Joseph Aschbach in seiner trefflichen Geschichte der Westgothen, Frankfurt am Main 1827, S. 277 erzählt.

Aber eine poetische Sage lautet anders. Im nördlichen Portugal, in der Provinz Entre Minho e Douro liegt die kleine Stadt Guimaraens. Von ihr ist gewissermaßen der Glanz des Landes ausgegangen; dort wohnte Heinrich, Graf von Bisanz, ein tapferer Mann, welcher aus Burgund gekommen war, um für König Alfons den Sechsten von Castilien gegen die Mohammedaner zu kämpfen. Nachdem er manche tapferen Thaten verrichtet, gab ihm der König seine Tochter Therese zum Weib und als Aussteuer das Land zwischen den Flüssen Minho und Douro, die damalige Grafschaft Portugal. In Guimaraens gebar ihm seine Gemahlin einen Sohn, Alfons, den Eroberer, welcher große Schlachten gewann, die Mauren zurückdrängte und 1143 zum Könige von Portugal ausgerufen wurde. Mit Unterstützung deutscher Seefahrer aus Bremen gewann er Lissabon den Ungläubigen ab.

Guimaraens liegt in einem hübschen Thale, vielleicht auf der Stelle des alten Araduca, am Flusse Ave und ist mit alten Festungswerken umgeben, von denen ein Theil aus den Zeiten maurischer Herrscher, der Almoraviden, herrührt.

Aber diese Festungswerke sind unbedeutend; das Volk legt größern Werth auf die Kirche unserer lieben Frau vom Oelzweige, an welche sich die angedeutete Sage knüpft, welche folgendermaßen lautet.

In den westgothischen Zeiten war eines Tages Wamba, ein tapferer Mann, auf seinem Acker beschäftigt. Er lenkte selber den Pflug und trieb mit dem Stachel die Ochsen an, als Abgesandte des westgothischen Adels erschienen, um zu melden, daß man ihn zum König erwählt habe. Wamba war im hohen Grad überrascht, denn er hatte nie daran gedacht, daß er die Krone tragen solle. Indem er ungläubig den Kopf schüttelte, entgegnete er den Abgesandten: „Ich werde König sein, wenn mein Stab hier Blätter trägt." Bei diesen Worten rannte er den Stachelstab in den Acker. Und siehe da, gleich nachher schlug derselbe aus und erhielt Zweige, Blätter und Früchte.

Dicht bei der Kirche Nossa Senhora da Oliveira auf dem Schulplatze bezeugt ein steinernes Denkmal, daß jene hübsche Sage schon sehr alt sei. Das kleine Bauwerk im gothischen Style, welches unsere Abbildung zeigt, ist aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. Es ist dicht neben der Stelle aufgeführt worden, an welcher die Sage das Wunder geschehen läßt. Ja, Wamba's Oelbaum, so glaubt das Volk noch jetzt, grünt und blühet immerdar

Schloßthor von Penha da Cintra.

Digitized by Google

und man hat ihn mit einem eisernen Geländer umgeben. — Die Bauart der Kirche, welche gleichfalls aus dem vierzehnten Jahrhundert herrührt, trägt einen ernsten Charakter, ist aber leider durch eine stümperhafte und, was leider so oft vorkommt, barbarische Ausbesserungswuth im Aeußern wie im Innern auf geschmacklose Weise entstellt worden.

Viele andere Bauwerke in Portugal sind einer solchen Barbarei entgangen. Wir haben schon mehrere derselben in früheren Nummern des Globus mitgetheilt und reihen denselben heute das Eingangsthor des Schlosses von Cintra an.

Cintra liegt nordöstlich von Lissabon, in entzückender Gegend des Gebirges, hoch und kühl, und ist recht geeignet zum Genuß einer Sommerfrische in dem warmen Lande. Das königliche Schloß enthält noch manche Ueberreste maurischer Baukunst, welchen zum spätere Jahrhunderte manches Andere hinzugefügt haben. An dieses Schloß knüpfen sich viele Erinnerungen. In der Nähe sind die „Gärten der Armida“, und inmitten derselben erhebt sich das Schloß de la Penha; ein „Zauberpalast“ nach dem Grunde eines Klosters, das einst gestiftet war vom Könige Manoel, welcher sich König von Portugal, Herrn Guineas und der Eroberung, der Schifffahrt und des Handels von Aethiopien, Arabien, Persien und Indien nannte. Zu diesem Schlosse hat Ferdinand August, Herzog von Sachsen-Coburg und Gemahl der Königin Donna Maria da Gloria den Plan selbst entworfen.

Wir werden in der nächsten Nummer eine Abbildung vom Schloß in Cintra und von jenem in Guimaraens mittheilen.

Ein Schiffskanal durch die Landenge von Darien.

Daß es möglich sei, das Rothe Meer mit dem Mittelländischen Meere vermöge einer schiffbaren Wasserstraße in Verbindung zu bringen, ist niemals bezweifelt worden. Wohl aber unterliegt es ernsten Bedenken, ob man praktikable Häfen an beiden Enden des Suezkanales werde schaffen können, und ob überhaupt dieser Kanal die Kosten zu tragen vermöge. Was einen Kanal durch Centralamerika anbelangt, so haben alle bisherigen Untersuchungen ergeben, daß ein solcher entweder gar nicht möglich sei, wie z. B. die von Alexander v. Humboldt befürwortete Atrato-Truandó-Linie, oder so ungeheure Summen verschlingen würde, daß die Einbildungskraft davor zurückbebt. Nun ist aber, wie wir schon in einer frühern Nummer des Globus andeuteten, von französischer Seite das Projekt wieder aufgenommen worden. Der Kaiser in Paris hat Vorliebe für große Kanäle; er ist Schirmherr des Suez-Unternehmens und hat als Staatsgefangener in Ham eine Abhandlung über einen Kanal durch Nicaragua geschrieben, dessen Direktor er damals zu werden hoffte.

Die Möglichkeit eines Kanals durch Central-Amerika wurde vor etwa zehn Jahren von einem irländischen Arzte, Doktor Cullen, eifrig befürwortet. Jetzt, da französische Ingenieure unter Bonardiel's Leitung einen Theil der Landenge von Darien untersucht haben, und im neuen Jahre eine Linie für den Kanal zwischen dem Stillen Weltmeer und dem atlantischen Ocean vermessen wollen, tritt er im „Athenäum“ vom 30. November wieder hervor, um zu erklären, weshalb sein Plan nicht ausgeführt wurde.

Die Linie, welche von den französischen Ingenieuren jetzt untersucht werden soll, ist, Cullen's Angaben zufolge, 1849 von diesem entdeckt worden, nachdem er lange und gefährliche Erforschungszüge durch die Wälder gemacht hatte. Sie erstreckt sich vom Golf San Miguel am Stillen Weltmeer in der Richtung nach N. O. zu O. $^1/_2$ O. bis zum Caledonia-Hafen und Port Escoces am atlantischen Meere. Der Golf von San Miguel, sagt Cullen, empfängt zahlreiche Ströme; unter diesen sind am bedeutendsten der Tuyra und der Savana, welche kurz vor der Mündung sich mit einander vereinigen. Der Savana ist bis zu der Stelle, wo der Lara sich in ihn ergießt, für die größten Seeschiffe fahrbar. An diesem Punkte, 14 englische Meilen von der See, müsste der Kanal beginnen und 12 Meilen landein bis zum Chuquanaqua geführt werden. Von diesem Flusse ab folge er dem Bette des Sucubti, eines seiner Nebenflüsse, 9 Meilen weit, bis dahin, wo der Amati in den letzteren münde, und laufe dann wieder am Bette des Sucubti abermals 9 Meilen, weit; von dort betrage die Entfernung bis zum atlantischen Ocean nur noch sechs Meilen. Die ganze Länge des Kanals werde also 35 See- oder 41 englische Meilen betragen.

Cullen begann seine Forschungen auf der Landenge von Darien, nachdem er sich durch Reisen in Guyana und Venezuela vorbereitet hatte, im Jahre 1849, und setzte dieselben bis 1852 fort. Dann ging er nach Bogotá, der Hauptstadt von Neu-Granada, erhielt dort vom Congreß ein Privilegium für den Kanalbau, sammt einer Bewilligung von 200,000 Acker Landes, am 1. Juni 1852, und ging nach London, wo sich die Atlantic and Pacific Junction Company bildete. Am 29. März 1853 war Cullen mit anderen Herren der Compagnie beim Kaiser Napoleon, der die Erklärung abgab, daß er den Kanal herstellen lassen wolle, wenn die Sache irgend möglich sei. Am 17. December 1853 fuhr Cullen mit mehreren Ingenieuren, deren erster Lionel Gisborne war, nach Centralamerika. Ein Theil ging nach der pacifischen Seite hinüber, um dort die Arbeiten zu beginnen, zunächst an den Golf von San Miguel und die Mündung des Savana, während Cullen mit Gisborne am 21. Januar 1854 am Caledonia-Hafen, also an der atlantischen Seite, landete. Im Februar und März wurde die Linie vom Stillen Ocean bis zu dem eben angedeuteten Punkt am Sucubti, also bis auf nur sechs englische Meilen Entfernung vom atlantischen Ocean, von den Ingenieuren vermessen; sie fanden die Verhältnisse für die Anlage eines Kanals günstig. Cullen bemerkt nun weiter, über diese nicht vermessene Strecke von sechs Meilen habe Gisborne ein leichtfertiges Urtheil gefällt. Er habe die Gegend in falscher Richtung und nur höchst oberflächlich durchstreift, und dann behauptet, durch eine Strecke von drei Meilen, also anderthalb Wegstunden, müsse man einen Stollen schlagen; zugleich sage er aber in seinem Berichte, daß seine Untersuchung jener Gegend keineswegs vollständig gewesen sei. Die Compagnie, welche vor dem Tunnel zurückbebte, löste sich auf.

Fünf Monate später veröffentlichte die britische Admiralität eine Vermessung des Caledonia-Hafens und des Port Escoces, von Commodore Parsons. Auf der betreffenden Karte ist nun ganz deutlich ein breites, tiefes Thal verzeichnet, unmittelbar nordwestlich von dem Gebirge, durch welches man, nach Gisborne's Bericht, einen Tunnel graben müsse. Ein solcher sei gar nicht nothwendig; Cullen habe jenes Thal schon vier Jahre vor Parsons nachgewiesen; er habe sich wiederholt gegen Gisborne anheischig gemacht, diesen letztern in das Thal zu führen, und der Nachweis desselben sei ja recht eigentlich der Zweck der Expedition gewesen. Aber Gisborne wollte für sich selbst auf eigene Faust ein Thal und in einer von Cullen's Linie abweichenden Richtung einen Kanalweg finden. Deshalb durfte Cullen nicht mit ihm gehen, ja der Ingenieur brachte es dahin, daß der Doktor gleichsam als Gefangener am Bord des Schiffes bleiben mußte. Gisborne kam mit seinen oberflächlichen Untersuchungen am 29. März zu Ende, und veröffentlichte darauf in London seinen Bericht, in welchem er die Nothwendigkeit eines großen Tunnels nachzuweisen suchte. Im Jahre 1857 prüfte Napoleon der Dritte alle Karten und Aktenstücke, und übergab sie einem Ausschusse von Ingenieuren zur Begutachtung. Diese fiel zu Gunsten eines Kanals ohne Tun-

Digitized by Google

nel aus. Cullen war 1859 wieder in Begosi, und hatte nach seiner Heimkehr von dort eine dritte Autiezq bei Kaiser Napoleon, der sich für die Möglichkeit eines Kanales aussprach und bestimmt erklärte, daß er demselben herstellen lassen wolle. Nun sind französische Ingenieure auf der Landenge von Darien, und der Erfolg wird beweisen, was sie ausrichten.

Kleine Nachrichten.

Reisen in Afrika. Diese bilteten den Gegenstand der Erörterung in der Decembersitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft. Der Vorsitzende, Lord Ashburton, erklärte, daß Einiges aus dem Nachlasse Mungo Park's auf dem Tische liege, nämlich ein Logarithmenbuch und einige Papierstreifen mit Berechnungen. Smith O'Connor, früher Gouverneur der Besitzungen am Gambia, sprach über die westafrikanischen Gegenden zwischen diesem Flusse und Lagos, und hob hervor, daß dort überall das Christenthum so gut wie gar keine Fortschritte mache, während der Mohammedanismus unter den Negervölkern sich rasch immer weiter ausbreite. — Der bekannte südafrikanische Reisende Galton las einen Brief vor, welchen Speke aus Kheto im westlichen Ugogo an den Consul Rigby in Sansibar geschrieben hat; derselbe schildert die großen Schwierigkeiten, welche die dahin zu überwinden waren. Galton theilte auch ein Schreiben Petherick's mit, datirt Kokoko, 9. August 1861; der Reisende wartete in dieser Stadt am Nil Boote und Mannschaft aus Kairo ab, um dann nach Chartum zu gehen. Briefe von Livingstone über seine schon von uns erwähnte Fahrt auf dem Revumaflusse scheinen nichts Bemerkenswerthes zu enthalten. Baikie, der, wie wir gleichfalls schon früher mitgetheilt, seine Station bei Rabba am Niger verlassen hat, meldet, daß er Straßen eröffnet, Häuser gebaut, den Handel belebt und einen offenen Weg nach Nupe praktikabel gemacht habe. —

Karl Andersson, der ausgezeichnete Entdeckungsreisende, welchem wir die lehrreichen Werke über den Ngami-See und über den Okawangofluß verdanken, ist bekanntlich aus Schweden gebürtig. In England hatte sich neulich die Nachricht verbreitet, es sei in Südafrika gestorben, aber in London sind Briefe aus der Kapstadt vom 7. Oktober 1861 eingelaufen, in denen Anderssen meldet, daß er sich wohl befinde und Vorbereitungen zu einer neuen Reise treffe.

Glandhaarige Bewohner im Atlasgebirge. Daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl Kabylen mit blondem Haar, namentlich im östlichen Theil Algeriens vorhanden sind, unterliegt längst keinem Zweifel mehr. Man trifft diese Erscheinungen, welche in Afrika bei Landeseingeborenen allerdings etwas Auffallendes haben, häufig an. Thierry-Mieg, welcher 1850 Streifzüge durch Algerien unternahm und im Oktober von Constantine nach Dschidschelli reiste, erzählt:

„Ich war von zwei Kabylen begleitet, welchen sich bald ein dritter beigesellte. Anfangs hielt ich diesen Mann, trotz seiner arabischen Kleidung, für einen Europäer, denn er hatte blaue Augen, blondes Haar, weiße Hautfarbe und einen ganz und gar germanischen Gesichtsschnitt. Und doch war er ein Kabyle, eingeborener Kabyle. Es giebt in den Gebirgen Kabylenen ganze Stämme, welche diese charakteristischen Eigenschaften haben, und sie stammen ohne Zweifel von Leuten ab, die aus dem europäischen Norden nach Afrika eingewandert sind. Schon vor den Vandalen kamen römische Legionen, die in Deutschland und Gallien angeboben worden waren, nach jenen Gegenden Nordafrika's. Von diesen Soldaten sind viele in den Gebirgen zurückgeblieben, und von ihnen stammen die blonden Kabylen ab." Eine andere Erklärung möchte schwierig sein.

Ausbeute der schwedischen Expedition nach Spitzbergen. Mit baben unserer Leser bereits (S. 249) mit einigen wissenschaftlichen Ergebnissen dieser interessanten Reise bekannt gemacht, und geben heute nach einem Schreiben im Athenäum aus Christiania, wo Torell sich im November befand, ein paar Nachträge. Wir wissen nun mit Bestimmtheit, daß der Golfstrom die Küste von Spitbergen berührt. Man hat an derselben nicht blos Saamen von Mimosa scandens, sondern auch Glasflaschen von jener Art, welche die Bewohner von Finnmarken und der Lofoden-Inseln an ihren Fischnetzen befestigen, damit diese oben schwimmen. Derjenige Golfstrom alle, welcher bis Spitzbergen geht, ist eine Fortsetzung des Zweiges, welcher nach Norwegen zieht. Das Treibholz dagegen, welches man in großer Menge bei Spitzbergen findet, kommt durch eine Strömung von Osten her herbei, von Sibirien. Dafür spricht, daß man eigenthümlich zusammengerollte Birkenrinde findet, genau dieselbe, welche die Fischer an den Küsten Sibiriens verfertigen, um damit ihre Netze über dem Wasser zu erhalten. Bimsstein fand man in großer Menge; wahrscheinlich kommt er von Island, dessen südliche Küste von einer Verzweigung des Golfstromes getreift wird. Dieser selbst übt auf das Leben der Seethiere seinen Einfluß; dasselbe ist durchaus das des Eismeeres; aber Temperatur und Klima werden von ihm berührt. Man nahm bieher an, daß im nördlichen Theile von Spitzbergen die Gränze des ewigen Schnees bis beinahe an den Meeresrand hinabreiche, allein die auf abgerundeten, regelmäßig gestalteten Bergen vorgenommenen Beobachtungen ergaben, daß diese Gränze wenigstens eintausend Fuß hoch über dem Ocean liegt; unterhalb dieser Höhe können sich alle seine Gletscher bilden. Ueber die Temperatur des Meeres in großer Tiefe giebt folgender Versuch Aufschluß. Man hat angenommen, daß dieselbe im arktischen Ocean mindestens + 2° C. betrage. Torell ließ nun, vermittelst des sogenannten Mac Clintock-Apparates eine compacte Masse Thon aus einer Tiefe von 2800 Fuden heraufholen. Die Thermometer zeigte zwei Zoll unter der Oberfläche dieses Erdklumpens 0° 6° C. und in der Mitte 0° 3° C.; Temperatur an der Oberfläche des Wassers 4° C. Beim Heraufholen aus der Tiefe, welches drittbalb Stunden Zeit in Anspruch nahm, mag die nach oben hin anwachsende Temperatur des Meeres allerdings auf den Thonklumpen Einfluß geübt haben, aber doch wohl schwerlich auf das Centrum desselben. Die Temperatur auf dem Meeresboden kann nicht weniger als 0° 3° betragen haben; trotzdem fand man verschiedene Seethiere, namentlich ein Pelypparium und daran einige Tunicata, eine zweiklappige Muschel, Annelieren und eine kalkartige Crustacee. Die Fiora von Spitbergen ist arm, aber die Expedition hat doch etwa sechzig Arten von Phanerogamen gesammelt. Den Mangen eines weißen Bäre fand man mit Pflanzen gefüllt; damit ist der Beweis gegeben, daß er auch ein pflanzenfressendes Thier sein kann. Auch wurde ermittelt, daß das Wallroß seine Zähne unter Umbeeren dazu anwendet, Nahrung aus dem Boden herauszuwühlen; denn in dem Magen hatte ein erlegtes Exemplar eine Anzahl von Mya truncata, einer Sandmuschel, die immer wenigstens einen Zuß tief unter der Oberfläche des Schlammes liegt. Das Wallroß kann sich hierbei nur dadurch verschaffen haben, daß es dieselbe herauswühlte und sich dazu seiner Zähne etwa in der Art einer Mistforke bediene. Von Landvögeln fand man Falco, Gerfalco, Strix nyctea, ein Schneehuhn und eine Schneeammer, von Strandvögeln nur Tringa maritima. Eisgänse, Lummen und Möwen waren in Menge vorhanden. Das Meer ist arm an Fischen. Die paläontologischen Bildungen scheinen der permischen und der Jura-Formation anzugehören. Fossilien fand man in großer Menge, unter Anderen Ammoniten und Eindrücke von Dicotyledonen, welche Palmenblättern gleichen.

Seefahrten der Japaner. Die Bewohner des schönen ostasiatischen Inselreiches sind unter allen Asiaten die rührigsten Leute; die Bewohner Japans muß man als ein in hohem Grad aktives Volk anerkennen. Auch als Seefahrer zeichnen sie sich aus. In einem Bericht vom 8. September aus der russischen Hafenstadt Nikolajewsk an der Amurmündung, finden wir Folgendes:

„Zum ersten Mal ist ein japanisches Kriegsschiff bei uns eingelaufen; es heißt Kanuta Mara und führt die weiße Flagge mit einer rothen Kugel in der Mitte. Es wurde unter Leitung des Ingenieurs Mijona Siebai in Japan selbst nach europäischem Muster gebaut, ist ganz vortrefflich ausgestallen und läßt sich von den besten europäischen Fahrzeugen nicht unterscheiden. Die innere Einrichtung ist natürlich den Bedürfnissen der Japaner angepaßt. Die Bemannung besteht aus sechs Schiffsoffizieren, einem Arzt und siebenzehn Matrosen. Mijona Siebai, der Erbauer, führt das Schiff; Zweck der Reise ist, die Amurmündung näher zu erforschen und Handelsnachrichten einzuziehen. Am Bord befinden sich zwei Kanonen und einer reichen Mannschaft von Mustern japanischer Waaren. Derselbe Schiffsbauer hat jetzt auch einen Schraubenklipper auf dem Helgen; die Maschinen zu demselben werden in Nagasaki von japanischen Arbeitern angefertigt. Mit diesem Klipper will Mijona Siebai eine Reise um die Erde machen und auch die Ostsee besuchen. Der Kapitän trug zwei Revolver von japanischer Arbeit, und besaß eine Miniebüchse, welche sich mit den besten europäischen messen kann.

Die eben erwähnte Nachricht, daß die japanische Regierung eine Gesandtschaft an mehrere europäische Höfe schicken will, wird wiederholt bestätigt. Dieselbe wird aus etwa dreihundert Personen bestehen und soll nach London, Paris, Berlin, dem Haag und Petersburg selbige Geschenke überbringen

Digitized by Google

Waldlandschaft in Victoria, Süd-Australien. (S. 288.)

Digitized by Google

Der neue Kaiser von China wird bezeichnet als Ki fiang, das heißt Gutes Glück. Sein Vater war Hien fung, „Allgemeiner Ueberfluß". Die Aera, welche nach dem Verstorbenen bezeichnet werde, soll mit dem 29. Januar 1862 zu Ende gehen. Der eigentliche Name Ki fiang's ist Tsai tschün.

Der König von Barma hat in seinem Lande die Münzeinheit eingeführt. Seine neuen Silbermünzen tragen auf der einen Seite das Wappenzeichen der Herrscher von Ava, den Pfau, und auf der andern das Datum, an welchem König Mende men den Thron bestiegen hat.

Eine Sternwarte auf dem Berge Ararat will der Kaiser von Rußland errichten lassen. Er hat zu diesem Zwecke den Astronomen Otto von Struve, unter dessen Leitung das Observatorium von Pulkowa steht, beauftragt. Also an die Stelle der Arche Noäh kommt ein Observatorium.

Der Winter in Texas ist manchmal sehr scharf, namentlich jener von 1859 auf 1860 trat sehr streng auf. Ein Landwirth in der deutschen Niederlassung Friedrichsburg schrieb unterm 2. December: „Der Winter hat sich hier eben so plötzlich, als mit großer Strenge eingestellt. Sie müssen nur wissen, daß unsere Häuser, ihrer ganzen Bauart nach, mehr auf die warme Jahreszeit als auf tüchtige Kälte berechnet sind. Denken Sie sich ein leichtes, mit Schindeln bedecktes Haus und eine Stube darin, welche keine andere Decke hat, als leichtes Zeug, das ganz und gar nicht geeignet ist, die scharfen durchdringenden Nordwinde abzuhalten, welche nun schon seit vielen Tagen wehen. Denken Sie sich, daß Essig, Oel, ja sogar Wasser in unseren Stuben zu Eismasse wird, und Sie werden mir dann glauben, daß dieser Winter zu den härtesten gehört, die in Texas erlebt worden sein mögen. Seit vielen Jahren bin ich Einwohner dieses Staates, aber ich sah nie zuvor so viel Schnee als jetzt, ja sogar das Vieh sucht eine schützende Heimath und Futter; ein Umstand, der sonst kaum vorzukommen pflegt und besonders viel Verlust an Schweinevieh herbeiführen dürfte, da dieses Sommer reine beseelende Milch spendet hat. Sollte der Schneesturm die Treiber auf den Heidebenen überrascht haben, so werden dieselben großen Mühseligkeiten und Gefahren ausgesetzt sein, denn das Wetter war so arg, daß Menschen und Vieh sehr leicht auf den Heidebenen ihren Weg verloren haben und umgekommen sein können. Der Ofen in meiner Stube ist fast glühend und doch ist es so kalt, daß ich kaum zu schreiben vermag, und Sie werden sich dieses Phänomen vorstellen können, wenn ich bemerke, daß das Eis auf siedendem Wasser bereits drei Zoll dick ist, daß die kleineren Vögel in die Wohnungen der Menschen kommen und selbst in den Wohnstuben Schutz suchen."

Pfahlbauten in der Schweiz. Im östlichen Theile des Cantons Zürich haben neue Arbeiten zur Untersuchung der Pfahlbauten im pfäffikoner See bei Robenhausen wieder sehr gute Ergebnisse geliefert. Man fand im December ein Schiff (einen Einbaum) von 12 Fuß Länge, 2 Fuß breite und 5 Zoll Tiefe, sodann Beggen aus Eibenholz, Hörner vom Bison (Bisent) und Hirschgeweihe von sechzehn Enden.

Die Oelquellen in Nordamerika. Wir haben derselben schon einigemal erwähnt, kommen aber auf den Gegenstand zurück, weil er eine große Bedeutung hat. Es wird nämlich in einem liverpooler Handelsberichte Folgendes bemerkt. Petroleum (Steinöl), Kerosin, Photogen oder Brunnenöl. Die Einfuhr dieses Artikels wird geradezu gewaltig. Wenn die Oelstellen und Oelbrunnen in Pennsylvanien, Canada und anderen Gegenden auch künftighin noch so ausgiebig bleiben wie seither, dann wird der Handel mit diesem Oel so wichtig werden, wie jener mit amerikanischer Baumwolle. Die Stadt Montreal in Canada wird schon jetzt mit raffiniertem weißem Steinöl beleuchtet. Das Oel gas, welches man aus dem rohen Steinöl gewinnt, ist ganz unvergleichlich besser und leuchtet unendlich viel heller als unser aus Steinkohlen erzeugtes Gas. Seit Jahren haben wir englische Kohlen zur Gasgewinnung nach Amerika gesandt; sortan wird uns wahrscheinlich Canada sein Steinöl zur Zubereitung schicken. Man gewinnt aus demselben auch Oele, welche sich dem Fabrikbetriebe anwenden lassen, sodann Wachs zur Paraffin bereitung, Naphtha, Benzein (zur Bereitung der Mobelfarben Magenta, Roseine, Aniline ꝛc.), Theer und noch andere nützliche Gegenstände. Ferner bereitet man daraus eine Waare, durch welche der Terpentinbedarf ersetzt wird, außerdem auch eine Masse, welche das Kautschuk ersetzen kann. — So schreibt A. S. Macrae, ein großer Mäkler in Liverpool und fügt hinzu, daß Mitte Decembers etwa 20,000 Fässer solchen amerikanischen Brunnenöles nach England unterwegs gewesen seien.

Die Goldgruben in Neu-Schottland. Sie liegen etwa eine Wegstunde von dem westlichen Ufer des St. Marysflusses entfernt beim Dorfe Sherbrooke. Der Entdecker heißt Nickerson. Ende Octobers waren in der Goldgegend schon etwa vierzig „Lots" genommen. Der Betrieb war noch ganz roh, trotzdem gaben aber die Quarzgänge reichen Goldertrag. Ein Augenzeuge berichtet dem Montreal Advertiser, daß ein Mann, ohne anderes Werkzeug als einen Hammer, im Verlauf eines Nachmittags für vierzig Dollars Gold gewonnen habe. Eine Schüssel voll Schlamm ergiebt durchschnittlich für einen halben Dollar Gold. Auch die etwa acht Wegstunden entfernt liegende Mine Harbour Diggings lohnte die aufgewandte Mühe reichlich.

Volksmenge von Belgien und der Hauptstadt Brüssel. Die Bevölkerung Belgiens hielt sich am 31. December 1860 auf 4,731,957 Seelen, oder 60,731 Seelen mehr als im Vorjahre. Von diesen 60,731 kommen fünf Sechstel auf den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle; ein Sechstel oder 10,000 Personen sind mehr ein- als ausgewandert. Geboren wurden im Jahre 1860 144,668 Kinder, 5144 weniger als im Vorjahre, und doch blieb 1860 ein viel größerer Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen, nämlich 13,635 mehr! In der Klugheit zusammengefaßt, ergiebt, wie die „Deutsche Allgemeine Zeitung" bemerkt, das Jahr 1860 folgende statistische Verhältnißzahlen: $32_{/0}$ Einwohner auf eine Geburt; $50_{/0}$ auf einen Todesfall; 135 auf eine Heirath; $20_{/0}$ Geburten auf eine Todtgeburt; $1_{,06}$ männliche Geburten auf eine weibliche; 1 ehelgiume Geburt auf $8_{/0}$ Geburten überhaupt in den Städten, 1 : $18_{,4}$ auf dem Lande; $3_{/0}$ Geburten auf 1 Heirath. Der Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen drückt sich im Procentsatz wie $0_{,28}$ aus. — Die Stadt Brüssel allein, ohne Vorstädte, zählte 1859 169,640 Einwohner; 1860 stieg diese Zahl auf 176,819. Die acht angränzenden Gemeinden zählten 1860 99,119 Einwohner, was eine Zunahme von 273,348 Einwohnern ausmacht, 10,467 mehr als im Vorjahre. Die Hauptstadt ist zum 17. Theil des Landes angewachsen, sie macht 6 Procent von Belgien aus, eine Höhe, welche weder Paris noch Berlin bei weitem erreichen, und welche nur von dem abnormen Koloß London übertroffen wird. Hier aber hielten Thore und Wälle eine nicht zu übersehende Reihe, und die Unabhängigkeit der einzelnen Parishes bewahrt London vor dem Schrecken der Centralisation. Es steht zu fürchten, daß sich die Belgier durch die wachsende Disproportion zwischen Hauptstadt und Land einen Krebsschaden an's Herz pflanzen. Binnen den 16,731 neuen Seelen, welche Belgiens Jahresstand gewonnen hat, kommen 10,467, über der sechste Theil auf Brüssel; in vier Jahren also, wenn Belgien bei 5 Millionen angelangt sein wird, wird Brüssel über 300,000 Einwohner zählen. Die Stadt hatte 1859 133 öffentliche Schankstätten aller Grade; die Zahl ist im vorigen Jahre auf 140 gewachsen. Also hat die Mäßigkeit der Bildung gleichen Schritt mit der Zunahme der Bevölkerung gehalten. Sieben Schankanstalten mehr! Am 31. December 1859 gab es in Brüssel 2000 Estaminets, Cafés und Schenken, eine auf 82 Einwohner oder auf 16 Familienväter! Im Laufe des Jahres 1860 sind neueröffnet worden: 62 Estaminets, 7 Schenken, 22 Branntweinverkäufe, im Ganzen 114 Etablissements. Sieben neue Schenken und 114 neue Kneipen! Eine sechzehnfache Zunahme! Die Zahl der Schüler und Schülerinnen wird auf 25,000 angegeben.

Telegraphen- und Eisenbahnlängen auf der Erde. Man hat berechnet, daß im Jahre 1860 auf der Welt in runder Zahl 20,000 deutsche Meilen elektrische Telegraphen gezogen sind, ungerechnet der mehrfachen Leitungen und der unterirdischen Telegraphenlinien; dies würde also dem Durchmesser des Erdumfangs gleichkommen. Nach deutschen Meilen gezählt, besitzen die Vereinigten Staaten 6670, der Deutsch-Oesterreichische Telegraphenverein 3260, Frankreich 2160, Großbritannien 2650, Rußland 1200, Britisch-Ostindien 1100, Italien 500, Südamerika 320, Schweiz 280, Australien 220, die Preußische Hälfte 150 Meilen Telegraphendraht. An Eisenbahnen waren in sämmtlichen Welttheilen 1860 angefähr 12,500 Meilen im Betrieb; die bedeutendsten Völker erscheinen mit ihren Eisenbahnen in derselben Reihenfolge wie mit ihren Handelsflotten, obenan die Nordamerikaner, Engländer und Deutschland mit 5500, 2200 und 2000 Meilen. Die Gesammtlänge der besahrenen Schienenwege würde schon jetzt mehr als zweimal um die ganze Erde reichen, und die bereits vermessenen oder im Bau begriffenen dürften wohl ein Drittheil Aequatorlänge haben. Nach einem Ueberschlag ist in den letzten Decennien in Großbritannien, Frankreich, Deutschland, der Schweiz, Belgien, den Niederlanden, Italien und Rußland ein Kapital von beinahe 4000 Millionen Thalern auf Eisenbahnbauten verwendet, und in dem einen Jahre 1858 sind mehr als 250 Millionen Personen und wenigstens 2500 Millionen Centner Güter auf kürzern oder längern Strecken mittelst Eisenbahnen befördert worden. Mit der

Digitized by Google

Fortschaffung sämmtlicher Schienen, Schwellen ꝛc. auf den deutschen Eisenbahnen allein würden täglich acht Züge von 50 vierräderigen Wagen à 100 Centner Ladung länger als drei Jahre zu thun haben; die Maschinen, Tender und Wagen, hintereinander aufgestellt, würden, wie die Allgemeine Zeitung berechnet, eine Bahn von 70 Meilen Länge beanspruchen, also hierzu ungefähr die Strecke Linden-Augsburg-Hof nothwendig sein.

Der Weinbau in Algerien macht sehr gute Fortschritte. Bis jetzt sind etwa 4000 Hektaren, also weit über 10,000 Morgen, mit Reben bepflanzt worden. Sie geben in Durchschnittsjahren einen Ernteertrag von 15- bis 20,000 Hektoliter; doch ist bisher dieser Wein in Algerien selbst verbraucht worden und nicht zur Ausfuhr gekommen. Blume und Geschmack sind jenen der gewöhnlichen französischen Weine weit vorzuziehen. Die Sorten, welche in der Umgegend von Algier, bei Mitterab und Milianah wachsen, zeichnen sich gleich denen von Oran und Mascara durch Farbe, Aroma und „Schmalz" aus. Von der Traubenkrankheit sind auch die Reben in Algerien nicht verschont geblieben.

Eine Zigeunerkönigin. Die „Gipsies" auf den britischen Inseln haben die alten Gebräuche ihres wundersamen, in so mancher Beziehung räthselhaften Volkes beibehalten. Auf den britischen Inseln bilden sie unter sich ein besonderes „Reich" mit einem eigenen Oberhaupte. Im Oktober starb Seine Majestät der Zigeunerkönig; im November fand die Krönung Ihrer Majestät der Königin Esther Rae Blythe statt. Das Volk hat ein Wahlrecht und erneunt ein Mitglied der königlichen Familie. Diesmal waren für die erledigte Ehrenstelle zwei Bewerberinnen aufgetreten, aber Esther wurde einstimmig zur höchsten Würde ernannt. Dann erließ sie eine königliche Proklamation an das Volk, damit es sich versammele. Esther wurde von Prinzen und Prinzessinnen aus königlichem Blute bedient, insbesondere von ihrem Bruder, dem Prinzen Karl, einem Neffen und einzigen Enkeln. Die Königin saß heb zu Roß und ritt nach „dem Kreuz" bei Kelso am Tweed in Schottland, wo die Krönung stattfand. Die „Krönet" trat vor, und steht ihr die mit scheußlicher Distel geschmückte Krone auf das Haupt. Dann entrollte er ein Pergament, und las mit lauter Stimme vor, daß er auch den verstorbenen Vater Ihrer Majestät, den allerdoßlich verblichenen König Charles, gekrönt habe. Das Volk rief nennmal Hurra! und wünschte der neuen Gebieterin Glück und Heil. Nachdem die große Cour überstanden war, ging der Humpen in der Runde herum; die braunen Leute erquickten sich mit „Brandy", das heißt Branntwein von der besten Sorte. Auf dem Rückwege tritt ein Pfeifer vor der Königin her und spielte lustig auf; der Zug sprach vor jeder Schenke vor. Abends war dann ein sehr lustiger Zigeunerball.

Die Neger und Weißen in Nordamerika. Wie haben neulich ausführlich erörtert, welche unwürdige Behandlung den farbigen Leuten in den sogenannten freien Staaten der nordamerikanischen Union zu Theil wird. Jeder Tag liefert neue Beispiele. Eines davon hat jüngst wieder Herr Russel, der bekannte Korrespondent der Times, herausgeholt. Es bemerkt: Wenn man in den nördlichen Staaten so viel Aufhebens davon machte, daß man die Sklaven im Süden emancipiren müsse, so geschieht das offenbar nicht aus gutem Willen für die Afrikaner, die man ja nicht als gleichstehende Mitglieder der Gesellschaft anerkennt. Sie sind ja im Norden in gesellschaftlicher Beziehung geächtet. Folgender Vorfall, welchen die Blätter mittheilen, ist bezeichnend:

„Die Leute zu Cleveland in Ohio sind in Aufregung über eine Amalgamirung, welche in voriger Woche stattfand. Ein farbiger Mann, Mitglied eines Kunstreitercircus, verheirathete sich mit einem weißen Mädchen, Emilie Fuller. Alle zum Abschluß der Ehe erforderlichen Papiere hatte er beigebracht. Nach der Hochzeit ging Emilie wieder in ihres Vaters Haus. Ihr dunkelfarbiger Herr Gemahl argwöhnte, daß sie dort von ihren Eltern zurückgehalten würde, und erwirkte vom Gericht einen Habeas-Corpus-Befehl, der aber weiter keine Folgen hatte, als sich herausstellte, daß Emilie freiwillig im elterlichen Hause blieb. Ihr Vater seinerseits erwirkte einen Verhaftsbefehl gegen den Richter, von welchem die Ehe legalisirt worden war. Denn noch im verflossenen Winter hat die Legislatur von Ohio ein Gesetz erlassen, welches den Titel führt: „Ein Gesetz zur Verhinderung der Amalgamation der weißen und der farbigen Rasse." Demzufolge ist es „gesetzwidrig für jede Person, welche irgend welche sichtbare Beimischung von afrikanischem Blute hat, sich mit einer Person von reinem weißen Blute zu verheirathen." Wer eine solche Verbindung legalisirt, soll 100 Dollard Strafe zahlen oder drei Monate lang eingesperrt werden. —

So machen es die Leute in den „freien" Staaten, die „Negerfreunde". Ohne alle Frage ist es ein ganz richtiger Instinct, welcher die Leute bewegt, solche Ehen nicht zu dulden, weil ihre Producte nichts weiter sind als ein ethnologisches Proletariat. Aber wenn man sich einerseits auf das hohe Pferd des Abolitionismus setzt und von satzungsmäßen Freiheitsverbrechen der Sklaverei, während man die farbigen Menschen wie Parias behandelt, wo bleibt da die Logik? Wir sehen darin nur Heuchelei armseligster Art und brutale Lüge, welche überhaupt ein Merkmal im ganzen politischen Treiben der nördlichen Unionsstaaten bilden.

Das scheint auch der Times-correspondent zu wissen. Er ersucht seine englischen Landsleute, die „Heiligen", welche in der londoner Exeterhalle so viele Thorheiten begehen, über die Thatsachen nachzudenken, und bemerkt: „Der Vorschlag, die vier Millionen Sklaven des Südens als Mitbürger anzuerkennen und so solche anzuerkennen, wäre den Leuten des Nordens im allerhöchsten Grade widerwärtig. Ohnehin weiß Jedermann, daß der gegenseitige Haß zwischen den niedrigen Klassen der Weißen und den freien schwarzen Arbeitern im Norden sehr groß ist und daß ernsthafte Unordnungen nicht ausbleiben würden, wenn das schwarze Element sich verstärkte. In seiner andern Gegend habe ich mit solchem Haß und solcher Verachtung gegen die Neger sprechen hören, als von Seiten der armen Weißen an der canadischen Gränze. Ein Lohnkutscher sagte mir am Niagara, wenn es ihm und seinen Genossen nachginge, dann würde er alle Nigger in den Wasserfall hinabstürzen."

Nordamerikanische Complimente. Nordamerikanische Rohheit und Großsprecherei ist nachgerade eben so sprüchwörtlich geworden wie die Yankee-Lüge. Während des gegenwärtigen Krieges zwischen dem Süden und dem Norden tritt die Verwilderung mit einer wahrhaft abschreckenden Barbarei hervor. Viele Zeitungen der nördlichen Partei überbieten sich in Schmähungen der südlichen Leute, deren Blätter denn auch dem Feinde kein Schimpf und kein Hohn mit Wucher heimzahlen. Ein Blatt zu Norfolk in Virginien schrieb neulich: „Wir haben das Geheimniß gefunden, die Yankee's in nützlicher Weise zu verwenden. Aus den Leichen derer, welche wir auf den Schlachtfeldern erschossen oder todt geschlagen haben, kochen wir Talg, und aus dem Talge bereiten wir Stearinkerzen." Ein Yankeelicht anzuzünden: „Wir sind nicht in dieser Lage; denn eure Todten sind ein so elendes, schädiges, abgehungertes und erbärmliches Gesindel, daß wir aus Hunderten eurer Leichen nicht ein einziges Pfund Talg gewinnen würden. Aus euch kann man nicht einmal Talglichter machen." Leider gehen manche deutsch-amerikanische Blätter, die immer klüger in einem klüglichen Fanatismus hineinrennen, den Yankees an Gelaufigkeit im Schimpfen nichts nach; sie sind von der gemeinen amerikanischen Atmosphäre mit verpestet worden. So erhalten in zwei Blättern, welche zu St. Louis erscheinen, die Secessionisten folgende Charakterwörter: „Intriguante Canaillen; Niggerdrarene, elende Sprupschreiber, tyrannische Baumwollenjunker; Treibsuter; Seeräuber; feige Corsaren; Mörder; Strauchdiebe; Barbaren; Spitzbuben; Verräther; in der Wolle gefärbte, langfingerige Halunken; Bussennadeln stehlende Gaudiebe; altes Eisen; Gaunerbande" ꝛc. Redenarten wie folgende sind beliebt: „Die Luft will sich mit den Schwingen des Adlers schmücken, der Aasgeier meint, er sei zum Adler geworden, wenn er die Marseillaise krächzt." Bei allen aufständigen Leuten in Europa erregt das ganze Treiben der Yankees Widerwillen und Verachtung. Selbst John Bull hat ihnen seine Stammverwandtschaft aufsässlichst und will von einem Leben „nubible, der ein Abscheu an der Brandschramm aller Nationen sei," nichts mehr wissen. In der Times lasen wir neulich, daß ein Redner in einer öffentlichen Versammlung sich eine solche Bettersache erzählig verbat, und dann hinzufügte: „Der Yankee hat angeblich eben so viel Aehnlichkeit mit einem Negländer, wie ein Affe mit einem gesitteten Menschen." Daß die Nordamerikaner sich um jeden moralischen Credit gebracht haben, ist unbestreitbar; auch der bedenkenklose Mann glaubt längst nicht mehr, daß solche Leute Vorkämpfer oder Stützen einer freiheitlichen Entwickelung seien.

Trunnel der Missionare in der Südsee. Es ist schon sehr häufig Klage darüber geführt worden, daß die Missionare auf manchen Inseln im Großen Ocean, den Eingebornen in sehr übelangebrachtem, mißverstandenem Eifer zu wahren Quälgeistern geworden sind. Das ist namentlich auf Rotatonga, der Hauptinsel der Hervey-Gruppe der Fall. In den Berichten von dort heißt es: „Ein Eingeborner, welcher am Sonntag in der Kirche fehlt, muß einen Dollar Strafe zahlen. Wer Tabak raucht, muß einen Dollar zahlen." Das Rauchen gilt nämlich bei den finsteren puritanischen Geistlichen für eine arge Sünde. Kein Wunder, daß solche Menschen von den Insulanern gehaßt werden und daß diese wenig Neigung für eine Lehre zeigen, welche durch solche Vertreter zu ihnen kam. Viele Leute verlassen die Insel, um nur mit den

Digitized by Google

Missionaren nicht ferner in Berührung zu kommen. Diese finsteren Gesellen haben ein förmliches Spionenwesen eingerichtet und die Folge davon ist eine arge Heuchelei. Sie haben die unschuldigsten Sachen als „Sünde" gebrandmarkt und mit Strafen belegt. Aber bestenfalls werden die Leute von Neuseeland diese Dummheiten eine Zeitlang noch künftighin ihre Pfeife Tabak rauchen, ohne einen Dollar für solche Todsünde an die höchst wiederwärtigen dürren Fanatiker zu zahlen. Selbst in England, das doch von so viel Hunkug im Missionswesen beimgesuche wird, meint man, auf Neuseeland zu trieben es die Sendboten doch zu arg und „tyrannisch."

Missionäre bei den Zulukaffern. Die Sendboten haben mit diesen Wilden ihre liebe Noth und treffen bei ihrem wohlgemeinten Bekehrungswerke nicht selten auf Einwendungen, an welche sie vorher gar nicht denken konnten. Der Baptist Joseph Jackson, welcher zu Urban im Natal-Lande wohnt, hielt im Sommer 1861 im Kraal Ifsinge vor vielen Zulukaffern eine etwas gepfefferte Predigt über das jüngste Gericht und schalt die Leute, daß sie am „Sabbath" ihr Getreide eingerntet und in Erdgruben zum Aufbewahren geschafft hätten. Da trat ein Mann auf und meinte, bei der Ernte müsse man das gute Wetter benützen; das Getreide sei eine Gabe Gottes; bei schlechtem Wetter verderbe es, wenn man es auf dem Felde liegen lasse; das könne dem Herrn nicht angenehm sein; die Menschen, welche er geschaffen habe, müßten essen. — Andere Kaffern fragten, weshalb die Engländer Arbeiter aus Indien, sogenannte Kulis, nach der Kolonie geschafft hätten? Der Missionar entgegnete: es sei geschehen, weil die Kaffern träge Leute seien und nicht reichlich offen arbeiten wollten. Einen solchen Bescheid mochten aber die Wilden nicht auf sich sitzen lassen; sie betrieben unter einander über die Entgegnung, welche folgendermaßen lautete: „Als Gott die Menschen gemacht hatte, wollte er, daß die Weißen nach ihrer besonderen Art, die Schwarzen aber auch nach ihrer besonderen Weise leben sollten." Jackson ließ sich hierauf das erste Kapitel des Römerbriefes vor und fügte, wohl etwas unverständlich für die Zulukafferknöpfe, hinzu: „ihre Lage habe, gleich jener der übrigen Menschenkinder, ihren Grund darin, daß sie das von Oben kommende Licht nicht in sich aufgenommen, sondern die Wahrheit Gottes in Lüge verwandelt hätten!" Die armen Zulukaffern. Diese unverständlichen Vorwürfe des Baptisten, welcher sie ablangelte, erregten ihren Unwillen und sie fragten schnippisch: „Sag' uns doch, weshalb dein Gott, der Alles gemacht hat, nicht auch den Affen gebot, den Sabbath zu halten und am Sabbath unsere Felder nicht zu plündern?" Darauf ist dem Jackson die Antwort schuldig geblieben. Diese Sendboten wissen für ihre Hacke keinen rechten Stiel zu finden.

Aus dem Pendschab in Ober-Indien. Dieses Land der streitbaren Sikhs ist bekanntlich den Engländern unterworfen und während des letzten großen Krieges beruhigt geblieben. Die Einkünfte betrugen im Finanzjahre 1860 die Summe von 2,957,058 Pfd. Sterl. Mit dem Bau von Straßen und Kanälen geht es rüstig voran, und der Postverkehr hat sich binnen fünf Jahren verdreifacht. Auch das Schulwesen nimmt einen erfreulichen Fortgang, aber die Mittelschule des Landes ist so ausschließlich, daß man für sie besondere Unterrichtsanstalten hat eröffnen müssen, sonst wären die Söhne derselben nicht in die Schule gekommen. Der Kindermord, welcher früher sehr im Schwange ging, hört nach und nach auf; auch die berüchtigte Mörderbande der Thags läßt nur selten von sich hören. Dagegen ist die Verzüchtung durch Steckapfel leider sehr häufig, und wird von Räubern auch eine förmlichen Methode betrieben. Diese giftige Pflanze, die Datura, wächst im Pendschab sehr häufig. Der Räuber nimmt gewöhnlich die Rolle eines Fakirs oder Braminen an, verschafft sich in den Familien Eingang, und vergiftet die Leute mit Süßigkeiten. Häufig werden Bäckereien sein Opfer; er nimmt diesen Tanzmädchen das gesammelte Geld und den Schmuck ab. Sehr oft fallen ihm auch Ochsentreiber in die Hände; die Behörden fingen einen solchen Bergtier, einen Muselmann, ein, der nicht weniger als siebenzehn solcher Giftmorde bekannt hat. Unter den Anhängern des Propheten von Mekka herrscht eine gewisse Aufregung, weil sie die Ankunft des Imam Mihudi erwarten, eines Propheten, der kurz vor dem Untergange der Welt erscheinen soll.

Strafe für einen Verbrecher in China. In der asiatischen Gesellschaft zu London theilte ein Herr Linton folgende Thatsache mit. Ein chinesischer Kaufmann in der Hafenstadt Amoy war überzeugt, daß er seine Frau ermordet habe. Die Richter verurtheilten ihn zu einer eigenthümlichen Strafe; er sollte nämlich, so lange er lebe, nie wieder schlafen. Im verflossenen Juni wurde er in ein Gefängniß gesperrt, in welchem drei Gerichtsdiener darauf achteten, daß er kein Auge zuthun durfte. Die Unglückliche ist entsetzliche Qualen, und war am achten Tage dermaßen in Verzweiflung, daß er die Wächter dringend bat, ihm den Tod zu geben. Erst am neunzehnten Tage starb er.

Zur Sittengeschichte Italiens. Im Neapolitanischen hat man ein bequemes Mittel gefunden, sich politischer Gegner zu entledigen. Als die Bourbonisten unter dem spanischen General Borgés gelchlagen waren, erschossen die Piemontesen diesen Mann. Eine Anzahl seiner Leute flüchteten sich in eine Grotte in der Gegend von Meß, und diese wurden in der Höhle lebendig verbrannt, respective durch Rauch erstickt. Das geschieht an einer Räuberhelden thal des französischen Generals Peisitter gegen die Kabylen. Denk man außerdem an das Verderbsamenexemplar klaseu, welches die Engländer in Indien practicirten und an die Barbarei, mit welcher die Yankees Krieg führen, dann muß man eingestehen, daß wir es im neunzehnten Jahrhundert als „Christen" doch sehr weit in der Humanität gebracht haben. — In Bologna ereignen sich Dinge, welche in einem Räuberromane von weiland August Leibrock vollkommen am Platze wären. Im Anfange Decembers erschien dort, bei der weiteichen Stadt, eine Bande von etwa vierzig Wilisten, welche als Carabinieri, Polizeidiener oder Gardisten der öffentlichen Sicherheit verstleidet, und trieben ihre Gewerbe nicht etwa heimlich als „Ritter vom Mondschein", sondern mit preiswürdiger Offenheit. Sie überrumpelten die Eisenbahnstation, banden die Beamten mit Stricken, schleppten fort, was sonst anfaud, und erbeuteten insbesondere 100,000 Lire, alle mehr als 25,000 Thaler an Gold. Ein paar Tage vorher waren mehrere Polizeidiener ermordet worden und die allgemeine Unsicherheit war so arg geworden, daß Polizeidirecter, Bürgermeister und Provinzialgouverneur nichts Besseres thun zu können glaubten, als ihre Stelle niederzulegen

---

Die geographische Verbreitung des Schnechasen. Kürzlich meldeten die Zeitungen, daß man in Schweden einen Schneehasen erlegt habe. Das setzte Vorkommen dieses Nordens unseres gemeinen Hasen veranlaßt uns, hier Einiges über seine geographische Verbreitung zu sagen, wobei wir das treffliche Werk des Braunschweiger Professors J. H. Blasius über die „Fauna der Wirbelthiere Mitteleuropa's" zu Rathe ziehen. Im Sommer ist das Fell dieses Hasen meist dunkelbraun graubraun; im Winter, dagegen weiß er weiß, und nur die schwarzen Ohrspitzen stechen auffallend ab. Pallas nannte daher diesen Nager den veränderlichen Hasen, Lepus variabilis. In Irland, Schweden, Schottland, Finnland, Rußland und Sibirien, sowie in den Pyrenäen und Alpen zeigt sich sein Fell in der angegebenen Weise veränderlich, in den Polargegenden aber, wo er auch vorkommt, tritt selbst während der Sommermonate, durch das kalte Klima bedingt, die dunklere Farbe nicht auf, so daß man diesen Hasen hier fortwährend ganz weiß findet und ihn für eine eigene Art (L. glacialis Leach) hielt. Hier ist ein deutlicher Beweis gegeben, wie die geographische Verbreitung und das Klima ändernd auf eine Thierart wirken. Der Schneehase ist nicht ganz so fest an den Ort seiner Geburt gebunden, wie der gemeine Hase. In den Alpen geht er im Winter von den Hochgebirgen in die Wälder hinab, jedoch nicht tiefer als etwa 3000 Fuß Meereshöhe; im Sommer dagegen trifft man ihn in der Krummholzregion regelmäßig, alle bis zu einer Höhe von 8000 Fuß, ja bis zu 10,000. Menschliches fand ihn im Kaukasus in der Nähe des ewigen Schnees. Den Tag über bringen die Schneehasen zwischen Steinen und unter Krummholz zu und schlafen mit offenen Augen. Morgens und selbst geht der Hase seiner Nahrung nach, die meist aus Alpengräsern, Schafgarbe und Rinde von jungem Holze besteht.

Wir erhielten die vorstehenden Bemerkungen aus Böhmen von einem Freunde des Globus, und können hinzufügen, daß auch in der Nähe von Leipzig am 23. December 1861 ein Schneehase geschossen worden ist. Wir haben das Exemplar gesehen.

Ein Urwald in Victoria, Südaustralien. Als wir vor einiger Zeit die Jagden in Australien schilderten, insbesondere auch jene auf den Leyerschwanz, erwähnten wir, wie dicht und üppig die Wälder in einigen Theilen der Kolonie Victoria, und wie sehr eigenthümlich die Bestandtheile der dortigen Flora sind. Das Bild, welches wir jetzt mittheilen, kann dazu beitragen, diesen südaustralischen Urwald noch anschaulicher zu machen. Wir werden in einer spätern Nummer auf diesen Gegenstand einmal zurückkommen.

Verantwortl. Redakteur: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Digitized by Google

Gefangenſchaft und Abenteuer bei den Patagoniern.

II.

Berauſchungsmittel der Patagonier. — Religiöſe Feſte. — Tanz und Muſik. — Huaku, Oberſter der böſen Geiſter. — Häusliches Leben. — Brautbewerbung und Ehe. — Die Frauen. — Kindermord. — Begräbniſſe. — Mord an Argentinern verübt. — Raubzüge der Patagonier. — Aufenthalt beim Kaziken Kaſimcura. — Flucht und Rettung.

Alle Patagonier, ohne Unterſchied von Stamm, Alter oder Geſchlecht, lieben den Rauſch leidenſchaftlich. Wer ſich Branntwein verſchaffen kann, trinkt ihn ununterbrochen. Seltſamer Weiſe ſcheint dieſer übermäßige Genuß ſtarker Getränke auf ihre Geſundheit keineswegs nachtheilig einzuwirken. Manche Männer reiten zehn oder vierzehn Tage lang, um bei irgend einem argentiniſchen Poſten Branntwein zu kaufen. Sie bringen zu den Spaniern Lederhäute verſchiedener Art und Straußenfedern; dagegen tauſchen ſie Tabak ein, den ſie Pitrem nennen, und geiſtige Getränke, Pulku. Die letzteren ſchütten ſie in Schläuche aus Schaffell. Auch aus Straußenſchenkeln verfertigen ſie Schläuche. Die erſteren ſind ihnen jedoch lieber, weil ſie ſich auf dem weiten Transport zu Pferde beſſer halten.

Sobald der Indianer mit ſeinem Branntwein daheim vor der Zelthütte ankommt, eilen die Frauen herbei, laden die Schläuche ab, und Nachbarn finden ſich ein, um an dem Feſte Theil zu nehmen. Allemal wird Tabak vertheilt. Wer ſich deſſen weigert, wird unbeliebt, obwohl man ihn deshalb nicht tadeln kann. Selbſt während der ſtarken Sommerhitze trinken Männer und Frauen Branntwein in ungemeſſener Menge, bis ſie tell und voll einander in die Haare fahren, ohne Unterſchied des Geſchlechts mit einander raufen, ſich ſchlagen und das fürchterlichſte Schimpfwort über ihre Lippen bringen, nämlich Uiäcaes, Chriſt. Dieſes Raufen nimmt erſt ein Ende, wenn die Trunkenen matt und müde ſind, und nachdem einige weniger ſtark berauſchte Männer ſich in's Mittel legten und die Zänker auseinander bringen. Häufig ereignet ſich indeſſen Todſchlag. Die Orgie dauert mehrere Tage hintereinander; man trinkt ſo lange, bis die Schläuche völlig geleert ſind.

Manchmal vergeht längere Zeit, ohne daß die Patagonier ſich Uiäcaes-Pulku, das heißt Getränk der Chriſten, verſchaffen können; dann behelfen ſie ſich mit Piquinine und mit Algarrobe.

Die Algarrobe (Noë) gleicht einer Bohnenſchote, und enthält einen ſehr harten Kern; dieſer wird weich gekocht, zwiſchen zwei Steinen zerrieben, in einen Lederſack gethan und mit Waſſer beſchüttet; dann geräth er in Gährung und giebt ein ſtark berauſchendes Getränk. Die Wirkung iſt aber nachtheilig für den Körper, denn dieſer Algarrobe-Trank erzeugt Koliken und eigenthümliche Nervenzuckungen. Die rohe Frucht hat einen ſäuerlichen Geſchmad, und iſt daneben doch auch ſüß, aber ſie greift die Gaumenwände und die Zunge an.

Der Trulka oder Piquinine iſt eine kleine Frucht, roth oder ſchwarz, länglich rund, etwa ſo dick wie eine Erbſe, und ſchmeckt ſehr angenehm und ſanft. Der Strauch, an dem ſie wächſt, hat ſehr dichtes Gezweig und eine Menge von außerordentlich kleinen Blättern. Kaum ein anderes Gewächs weiſt eine ſo ungeheure Menge kleiner Dornen auf, und es wäre unmöglich, die Früchte mit den Händen zu pflücken. Deshalb wenden die Patagonier ein ſehr einfaches und bequemes Mittel an. Sie legen unter den Strauch eine Lederhaut, ſchlagen auf Zweige und Blätter mit einem Stabe, und die Frucht fällt herab. Dieſe wird ſorgfältig geworfelt, in kleine Lederſäcke gethan und auf das Pferd gelegt. Dann reitet der Patagonier im Galopp, die Trulkafrüchte zerplatzen, und geben nun einen Syrup, der eine Weinfarbe hat. Das Ganze wird nachher in einen größern Lederſack gethan, um zu gähren, und iſt dann ein in der That vortreffliches Getränk, welches die Indianer mit Wonne ſchlürfen. Zwar erhitzt daſſelbe den Kopf, greift aber nicht, gleich dem Getränk von der Algarrobe, die Eingeweide an. Dagegen erzeugt die Frucht der Trulka, wenn man ſie in größerer Menge genießt, eine außerordentliche Reizbarkeit, allein die Indianer haben ein erprobtes Gegenmittel; ſie ſchlucken nämlich eine große Menge Pferdefett hinab.

Die Patagonier feiern zwei religiöſe Feſte. Das erſte findet im Sommer ſtatt, und iſt Wita uentrn, dem guten Gotte geweiht. Das zweite, im Herbſt, feiert man zu Ehren des Huakuhu, des Oberhauptes der böſen Geiſter. Zum Feſte des guten Gottes verſammeln die Kaziken alle zu ihrer Horde gehörenden Männer. Sie treffen mit jedem nur möglichen Pomp allerlei Vorbereitungen, beſtreichen die Haare mit Fett, und bemalen ſich das Geſicht mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich. Während dieſer Feiertage tragen ſie vorzugsweiſe Kleider, welche ſie den Chriſten geraubt haben; dieſe werden mit großer Sorgfalt zum Behufe des Schmucks beim Feſte aufbewahrt. Und ſo ſieht man denn den einen Patagonier mit einem Hemde, das über ſeinen anderen Kleidern im Winde flattert; Andere, die kein Hemde haben, werfen einen alten ſpaniſchen Mantel über die Schulter oder ziehen einen kurzen Rock an, während ſie natürlich keine Beinkleider haben; noch Andere tragen Beinkleider, ziehen aber dieſelben verkehrt an, oder haben eine Soldatenkappe ohne Schirm, auch wohl gar einen gewöhnlichen ſeidenen Hut. Das Ganze ſieht lächerlich genug aus, und es gewährt einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man Männer mit ernſter Miene auf dieſe Weiſe ausſtaffirt ſieht.

Das Feſt beginnt. Die Männer ſtellen ſich in einer langen Reihe auf, kehren das Geſicht nach Oſten, und Jeder ſteckt ſeine Lanze vor ſich in den Boden. Hinter den Männern bilden die Frauen eine gleiche Linie. Dann beginnt, wenn man ſo ſagen kann, der Tanz; er beſteht darin, daß man ſich von der rechten zur linken Seite bewegt. Die Weiber ſingen dazu, und einige ſchlagen eine Trommel, deren Fell aus einer bunt bemalten Katzenhaut beſteht. Dann drehen die Männer ſich um ihre eigene Achſe, heben ein Bein bis zur Hälfte in die Höhe, und blaſen aus voller Bruſt in ein ausgehöhltes Binſenrohr, das etwa einen Ton von ſich giebt, wie wenn wir in einen großen hohlen Schlüſſel blaſen. Dann giebt der Kazike ein Zeichen, alle Anweſenden ſchreien laut, die Männer ſpringen zu Pferde, und unterbrechen plötzlich den Tanz, um einen phantaſtiſchen Ritt zu machen. Sie jagen nämlich dreimal um den Platz herum, auf welchem das Feſt gefeiert wird. Während der Pauſen nimmt Jeder einen Schluck gegohrener Milch aus einem

Digitized by Google

Schlauche von Pferdeleder; das gilt bei ihnen für eine ganz besondere Leckerei und hat zugleich eine abführende Wirkung. Am vierten Tage wird früh Morgens ein junges Pferd und gleich darauf ein Ochse, welchen irgend ein wohlhabender Mann zu diesem Behufe geschenkt hat, dem Gotte geopfert. Beide Thiere werden auf den Boden geworfen, und zwar so, daß ihr Kopf gen Osten gerichtet ist. Der Kazike bezeichnet einen Mann, welcher die Brust der Thiere öffnen und das Herz herausschneiden muß. Dieses wird, während es noch zuckt, auf eine Lanze gesteckt, dann drängt sich die Menge neugierig herbei, starrt auf das Blut, welches aus einem großen Einschnitt im Herzen herabläuft, und zieht daraus Augurien, die sie fast immer zu ihrem Vortheil deutet. Nachher verläßt sie die Opferstätte und ist überzeugt, daß der gute Gott dem Stamm in allen seinen Unternehmungen gutes Glück geben werde. (S. 293.)

Auch bei dem Feste des Huakuhu, des Direktors der bösen Geister, schmücken sich die Patagonier nach besten Kräften, versammeln sich hordenweis, und allemal führt der Kazike den Zug an. Der böse Gott soll sie vor allem Unheil bewahren. Alle treiben ihr Vieh zusammen; die Männer schließen einen doppelten Kreis um die Heerden, und ziehen um dieselben herum, daß der eine Kreis nach dieser, der andere nach jener Seite hin geht. Dabei rufen sie den Huakuhu laut an, opfern tropfenweis gegohrene Milch, welche die Weiber ihnen zureichen. Nachdem diese Feierlichkeit drei- oder viermal wiederholt worden ist, schütten sie die noch übrige Milch auf die Thiere, weil diese dadurch vor jeder Seuche bewahrt würden. Nachher werden die Heerden wieder von einander gesondert, jede einzelne wird auf einem eignen Platze aufgestellt, der Kazike hält eine lange warme Anrede an die Männer, und ermahnt sie, sich auf einen Raubzug gegen die Christen wohl vorzubereiten. Der Stamm müsse seine Beute vermehren.

Das letztere leuchtet natürlich jedem Patagonier ein. Alle schwingen ihre Lanzen, bitten noch Huakuhu, sie zu segnen, und aus der Lanze ein Werkzeug des Glücks für den Stamm, des Unglücks für die Christen zu machen.

Wir wollen einige Eigenthümlichkeiten aus dem häuslichen Leben dieser Indianer schildern. Der Mann nimmt eine Frau. Aber was ist für ihn die Ehe? Lediglich ein Tauschhandel, ein Auswechseln verschiedener Thiere gegen eine weibliche Person; denn die Eltern geben den Gegenstand, welcher verhandelt werden soll, nur gegen eine reiche Gabe fort.

Ein Patagonier, der sich eine Frau wünscht, hält Rundschau unter den Töchtern der Steppe; er geht von einer Zelthütte zur andern, besucht seine Verwandten und Freunde, und macht ihnen seine Absicht kund. An gutem Rath fehlt es ihm nicht. Die Freunde sprechen ihre Billigung oder Mißbilligung aus, und rathen ihm, für reiche Geschenke zu sorgen. Diese bestehen in Pferden, Ochsen, Steigbügeln und großen plumpen Silbersporen, welche sie von den Araukanern eingehandelt haben.

Nun will der junge Mann sich bewerben. Seine ganze Familie geht mit ihm, und nimmt am Abend vor dem Verlobungstage einen Platz in der Nähe der Eltern des auserkorenen Mädchens ein. So muß sie verfahren, weil das Herkommen will, daß der Bräutigam mit seinem Gefolge am andern Morgen in aller Frühe Vater und Mutter überraschen soll. Dann beginnt die Verhandlung. Zuerst werden die Gäste schlecht empfangen, Vater und Mutter behandeln sie mürrisch, aber diese werden nicht müde, in allerlei möglichst poetischen und zierlichen Redensarten ihren Wunsch auszusprechen. Nach und nach nehmen die Mienen freundlicheren Ausdruck an. Ein Mann tritt vor und weist auf den Bräutigam hin, der in der Nähe des Zeltes mit seinen Geschenken steht. Sobald diese genügend erscheinen, kommt die Sache bald in Ordnung. Nun verschwindet Stolz und Anmaßung des Vaters. Er lächelt vor sich hin, macht ein freundliches Gesicht, und dann weiß man, daß er zu der Heirath seine Einwilligung geben werde. Die Gäste bleiben den ganzen Tag bei der Familie und schmausen tapfer, denn der Bräutigam hat eine fette Stute zum Besten gegeben, die von den Frauen abgeschlachtet, zertheilt und zum leckern Mahle hergerichtet wird. Es ist herkömmlich, daß kein Mitglied der Versammlung sich aus dem Zelt entfernen darf, bevor das ganze Thier verschlungen ist; nur Knochen und Haut dürfen übrig bleiben; die ersteren nagt man sorgfältig ab, um sie dann in der Nähe der Zelthütte in die Erde zu vergraben. Das ist ein Erinnerungszeichen der Vereinigung beider jungen Leute, die von nun an für Mann und Frau gelten. Wir können es als die patagenische Trauung bezeichnen.

Nach dieser Feierlichkeit folgen sämmtliche Anwesende dem jungen Paare nach der Zelthütte des Bräutigams, wo aufs Neue geschmaust wird. Die Eltern der Braut nehmen die Haut der am Morgen geschlachteten Stute mit sich, um sie am Abend dem Ehepaare zu schenken; von diesem wird sie dann derart hergerichtet, daß sie als Bedeckung für das Zelt verwendet werden kann. In den nächsten Tagen strömt eine Menge von Neugierigen herbei, um den Vermählten Besuch abzustatten. Alle, besonders die Weiber, erkundigen sich bei der Frau nach den Eigenschaften des Mannes, und bei dem Manne nach den Eigenschaften der Frau in einer Weise, die uns Europäern im höchsten Grade unedelkat erscheinen würde. Die junge Frau muß, um in guten Ruf zu kommen und für eine liebenswürdige Person zu gelten, einem Jeden, der da erscheint, Fleisch und Taback darreichen; auch muß sie dazu einige höfliche Worte sprechen.

Wenn die Gatten nach einiger Zeit finden, daß sie sich mit einander nicht vertragen können, so kommen sie überein, sich zu trennen, und die Eltern machen dagegen keinerlei Einwendungen; auch geben sie einen Theil der vom Bräutigam erhaltenen Geschenke zurück. Derartige Scheidungen kommen indessen sehr selten vor, denn in der Regel leistet die Patagonierin dem Manne, was er verlangt, und Beide sind zufrieden mit einander. Uebrigens hat der Mann eine große Gewalt über die Frau, und wenn sie eine Untreue begeht, steht es ihm frei, sie selber und ihren Verführer zu tödten. Darüber wird ihm Niemand einen Vorwurf machen. In der Regel zieht er es jedoch vor, seine Frau zu behalten, und ihrem Liebhaber eine starke Ranzion aufzuerlegen. Wer also die Mittel hat, kann sich sein Leben erkaufen.

Die Frau ist für den Patagonier ein sehr nützliches Thier. Sie muß hart für ihn arbeiten, selbst wenn sie sich in anderen Umständen befindet. Der Mann geht müßig; seine ganze Beschäftigung besteht im Jagen wilder Thiere oder im Beaufsichtigen seiner Heerde; allemal, wenn er von einem Platze zum andern zieht, muß die Frau das Zelt abschlagen und wieder aufschlagen, manchmal auch die Waffen ihres zu Roß sitzenden Mannes tragen. Es ist wunderbar, mit welcher Leichtigkeit diese armen Weiber ihre Kinder ohne irgent welche Beihülfe gebären. Sobald ein Kleines das Licht der Welt erblickt hat, wird es in kaltem Wasser abgewaschen, und die Mutter arbeitet unmittelbar nach ihrer Entbindung weiter, als ob gar nichts vorgefallen sei.

Nun ist das Kind da. Ob man es aber aufziehen wolle, das bildet den Gegenstand ernstlicher Erwägung zwischen Vater und Mutter; sie entscheiden über Leben und Tod. Wollen sie das Kind beseitigen, dann ersticken sie es, und werfen es auf die Pampa hinaus, wo dann die

Digitized by Google

Leiche von umherschwärmenden Hunden oder von Raubvögeln verzehrt wird. Aber ein Kind, das am Leben bleiben soll, ist, von dem Augenblicke der Entscheidung an, Liebling der Eltern, die ihm jede mögliche Zärtlichkeit erweisen, und sich auch die größten Entbehrungen auferlegen würden, um alle seine Wünsche zu erfüllen. Drei Jahre lang wird es an der Brust der Mutter genährt, beim vierten Jahre durchsticht man ihm die Ohrläppchen. Diese Feierlichkeit ist von großer Bedeutung im Leben der Indianer, und bedeutet bei ihnen so viel wie bei uns die Taufe.

Am Feiertage giebt der Vater dem Kinde, gleichviel ob einem Knaben oder Mädchen, ein Pferd, das auf den Boden geworfen wird, nachdem man ihm die Füße fest zusammengebunden hat. Das Kind ist am ganzen Leibe bemalt. Verwandte und Freunde der Eltern stehen umher. Dann legt das Oberhaupt der Familie oder auch der Kazike des Stammes das Kind auf das Pferd und durchsticht ihm die Ohren mit einem spitzen Straußenknochen; nachher steckt er ein Stückchen Metall in jedes Loch, damit die Oeffnung allmälig immer größer werde.

Auch bei diesem Feste wird eine Stute geopfert; die nächsten Verwandten bekommen die Rippenknochen. Jeder bei der Feierlichkeit anwesende Gast legt die von ihm abgenagten Knochen vor dem Kinde nieder, und verpflichtet sich dabei, ihm irgend ein Geschenk zu geben. Die Feierlichkeit schließt damit, daß der Mann, welcher die Ohrläppchen durchstochen hat, jedem Anwesenden mit demselben Straußenknochen einen Einschnitt in die Haut der linken und der rechten Hand macht, und zwar an der Stelle, wo der Zeigefinger sich von der Hand scheidet. Das aus einer solchen Wunde fließende Blut wird dem guten Gotte als Sühnopfer dargeboten.

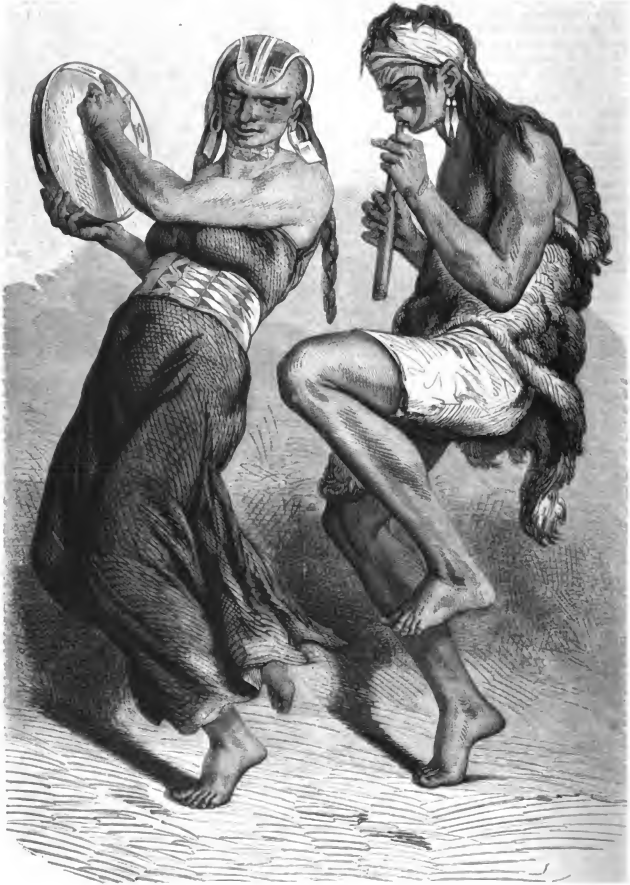
Von nun an beschäftigt man sich mit der Erziehung des Kindes, das schon im fünften Jahre allein zu Pferde steigt und sich nützlich macht, denn es hütet die Heerden. Vom Vater lernt es den Gebrauch des Lasso, der Bolas, der Lanze und der Schleuder. Ein junger Patagonier von zehn oder zwölf Jahren ist schon so selbstständig, wie ein Europäer von 25; er ist dann bereits vollständig Mann in seiner Weise und nimmt an den Raubzügen lebhaften Antheil.

Auch die Indianerinnen folgen sehr häufig ihren Männern auf den Kriegszügen, und während diese letzteren über die Soldaten oder über die Hirten herfallen, beeilen sich die Weiber, das Vieh fortzutreiben, und dabei sind ihnen ihre Kinder behülflich. Diese wilden Menschen haben viel Muth und Kühnheit; sie weichen auch nicht sogleich, wenn ein Angriff gegen sie gemacht wird, sondern wehren sich tapfer und ziehen sich erst zurück, sobald sie sehen, daß ihre Bemühungen erfolglos seien. Wer im Handgemenge fällt, wird auf ein Pferd geladen und heim geschleppt; die, welche unterwegs sterben, verscharrt man ohne alle Umstände in aller Eile.

Ein Mann dagegen, der inmitten der Seinigen im Zelte stirbt, wird unter großer Feierlichkeit begraben. Man bekleidet ihn mit seinem besten Schmuck und legt ihn auf eine Roßhaut; zu beiden Seiten breitet man seine Waffen und andere werthvolle Habe aus, insbesondere Sporen und silberne Steigbügel. Dann wickelt man die Pferdehaut um die Leiche zusammen, so daß die letztere gewissermaßen eine Mumie bildet, bindet diese auf das Lieblingspferd des Verstorbenen, welchem man zuvor das linke Vorderbein lahm geschlagen hat, damit es bei dem Gehen hinke, und solchergestalt auch seinerseits Trauer über den Dahingeschiedenen bekunde. (S. 296.) Alle Frauen des Stammes besuchen die Wittwe, stoßen entsetzliches Geschrei aus und helfen jener beim Weinen. Die Männer malen sich Hände und Gesicht schwarz

Ein kühnes Reiterstück der Patagonier.

Digitized by Google



Tanz der Patagonier.

Digitized by Google

Pferdeopfer.

Digitized by Google

und geleiten den Todten bis auf einen Hügel, in welchem sie eine Grube aushöhlen. In diese legen sie die Mumie, schütten Erde auf dieselbe und schlachten auf dieser Stelle das Pferd, welches die Leiche bis dorthin getragen hat. Auch mehrere andere Thiere, namentlich Pferde und Hämmel, werden geopfert, damit, wie die Patagonier meinen, der Todte in der Unterwelt reichliche Nahrungsmittel habe. Alle weniger werthvollen Gegenstände, und dazu noch die Haut, in welche er eingewickelt war, verbrennt man, damit keine Erinnerung an ihn bleibe. Die Frauen weinen und heulen mehrere Tage hintereinander, und geleiten dann die Wittwe in die Zelthütte ihrer Verwandten, bei denen sie nun ein Jahr lang bleiben muß. Während dieser Zeit darf sie keine andere Verbindung eingehen. Ein Uebertreten dieses Gebotes würde Todesstrafe nach sich ziehen. —

So war ich nun Sklave bei den Poyuschees, mit denen ich umherziehen mußte. Eine Zeit lang wanderten wir in den kalten, wilden und unfruchtbaren Ebenen des Südens, wo der Sturm gewaltig brauste und der Witterungswechsel rasch war. Nach etwa einem Vierteljahre verkaufte mich mein erster Gebieter an einen Andern, der mich bald nachher an einen Dritten verhandelte. So ging ich aus einer Hand in die andere, kam von Stamm zu Stamm, und war endlich wieder weit nach Norden hin bis an das linke Ufer des Colorado-Stromes mitgezogen. Aber meine Beschäftigung blieb dieselbe, und einer Verbesserung in meiner Lage hatte ich mich nicht zu erfreuen. Meine Tage verflossen langsam und traurig. Monate vergingen, bevor ich im Stande war, auch nur unvollkommen die Sprache meiner barbarischen Gebieter zu verstehen oder zu reden. Der Gedanke an Flucht verließ mich niemals, aber wie sollte ich ihn verwirklichen, da ich das Land nicht kannte und stets von argwöhnischen Aufpassern umgeben war?

Es mochte wohl ein Jahr verflossen sein, als ein trauriger Vorfall mir von Neuem Klugheit einschärfte und mich zu noch größerer Verstellung zwang. Mehrere junge Argentiner waren, gleich mir, in Gefangenschaft gerathen und zu demselben täglichen Schicksal verurtheilt. Mehrere von ihnen, welche auf ihre Landeskunde sich verließen, denn sie waren ja mit der Pampa vertraut, die mit den Ebenen ihrer Heimat so große Aehnlichkeit hat, und verstanden sich auf das Reiten der patagonischen Rosse, ergriffen die Flucht; aber nach langer Verfolgung wurden sie von den Indianern eingeholt, zurückgebracht und zum Tode verurtheilt. Man stellte sie in einen Kreis berittener Indianer, von denen sie mit Lanzen erstochen wurden. Ich sah die Mörder zurückkommen, sie schrien und heulten vor Freude und zeigten die Spitzen ihrer Lanzen, mit denen sie jene Männer durchbohrt hatten. So ritten sie an mir vorüber, streckten mir die blutigen Mordwaffen entgegen, und bedrohten mich, falls ich die Flucht versuchen würde, mit demselben Schicksal.

Seit jener Zeit stellte ich mich gleichgültig und ruhig; nur wenn ich allein war, machte ich meinem Schmerze Luft. So viel begriff ich wohl, daß längere Zeit vergehen konnte, bevor eine günstige Gelegenheit zum Entrinnen sich mir darbieten würde. Nun gab ich mir noch größere Mühe als zuvor, die Indianersprache zu erlernen; und bald machte ich rasche Fortschritte. Uebrigens wußte ich wohl, daß die Indianer ganz unbefangen unter einander sich unterhalten würden, so lange sie meinten, daß ich ihre Sprache nicht verstehe, deshalb ließ ich mir auch nichts merken, daß diese mir geläufiger wurde. Auch schien ich vollkommen gleichgültig gegenüber Allem, was sie sagten und thaten. Späterhin habe ich Ursache gefunden, mir dazu Glück zu wünschen.

Es vergingen volle drei Jahre, ohne daß ich einen weißen Menschen zu Gesicht bekommen hätte, ausgenommen jene unglücklichen Argentiner. Allerdings schien es während dieser langen Zeit mehr als einmal, als ob die Gunst der Umstände mir die Flucht ermöglichen würde, aber allemal stellten sich unvorhergesehene Hindernisse der Ausführung meines wohlausgesonnenen Planes in den Weg, und manchmal wurde ich so stumpf, daß ich auf jede Flucht verzichtete. Aber das war doch immer nur kurze Zeit. Zum Glück verließ mich mein kaltes Blut niemals, und wenn die Indianer Verdacht gegen mich schöpften, fand ich jedesmal Ausreden, und sie mußten meinen Worten glauben. Vierzehn Mal hatte ich die Flucht versucht; jedes Mal war sie mir vereitelt worden; das Mißtrauen der Indianer wuchs und verschlimmerte meine Gefangenschaft. Ich gestehe, daß ich in meiner jammervollen Lage mehr als einmal Gedanken an Selbstmord hegte. Ich wollte meinem Leben mit einem Messerstoße ein Ende machen, und war schon einmal nahe daran, mir dasselbe in's Herz zu rennen, als mein indianischer Gebieter mir die Waffe fortnahm. Er rettete mir das Leben, weil es ihm werthvoll war, erklärte aber auch, daß er fortan mich unter noch strengere Aufsicht stellen würde.

Die Patagonier unternehmen sehr häufig Raubzüge an die Gränze, um den Argentinern Vieh wegzutreiben. Bei solchen Gelegenheiten zeigen sie großen Scharfsinn und eine ganz ungemeine Behendigkeit. Während ein Theil gewisse Posten bedroht, um die Gränzbesatzung dorthin zu locken, fallen andere Horden über die entblößten Gegenden her, wo sie dann keinen Widerstand finden und Alles morden, was ihnen in den Weg kommt. Sie verschonen nicht einmal alte Frauen; aber junge Mädchen und Frauen und deren Kinder schleppen sie mit fort in die Wüste. Das traurige Loos, welches denselben zu Theil wird, brauche ich nicht näher zu schildern. Die Kinder werden als Sklaven gehalten. Sehr häufig verkauft man beide auf einem Stamm in den andern, sie werden aus einer Gegend in die andere geschleppt und haben in diesen Ländern eine wahrhafte Hölle. Für ihre Familie sind sie auf immer verloren. Die Kinder vergessen allmälig jede Erinnerung an ihr früheres Leben, sie verlernen auch ihre Muttersprache und werden selber Nomaden. Von den Indianern werden sie gut behandelt, man verzeiht ihnen sogar, daß sie Weiße und Christen sind. Sie gestalten sie sich selbst zu Patagoniern um und führen das Leben der Wilden.

Niemals war die Rede davon, daß ich meine Gebieter auf ihren Kriegszügen begleiten sollte. Während sie in den Pampas umherstreiften, wurde ich von anderen Indianern, welche das Vieh hüteten, sehr streng überwacht. Allemal nach Verlauf mehrerer Wochen kamen die Krieger zurück, insgemein reich beladen mit Zucker, Tabak und Mate, das heißt Paraguay-Thee. Auch brachten sie gewöhnlich Kleider, Hemden, Leinwand und Bammwollenzeuge, also Schmuck für ihre festlichen Versammlungen. Ich selber habe aber niemals ein anderes Kleidungsstück von ihnen erhalten, als einen zerfetzten Mantel, den sie einem erschlagenen Soldaten abgenommen hatten.

Zufällig fielen mir mehrere Blätter bedruckten Papieres in die Hände; sie hatten als Tüten für Tabak gedient, und waren fortgeworfen worden. Ich war ganz glücklich, daß ich wieder lesen konnte; es gewährte mir eine ganz unverhoffte und sehr angenehme Zerstreuung. Tag für Tag las ich den Inhalt der Blätter, obwohl ich ihn längst auswendig wußte. Einst wurde ich dabei von Indianern überrascht, welche sich über diese Entdeckung freuten und sogleich dem Kaziken Kunde gaben. Das beunruhigte mich anfangs; aber als ich am Abend mit dem Vieh in die Nähe der Zelthütte kam, um die Häupter abzählen zu lassen,

Digitized by Google

wurde ich ungemein freundlich empfangen. Mein Herr richtete mehrere Fragen an mich, aus denen ich abnahm, daß er ſtolz auf den Beſitz eines ſo werthvollen Sklaven ſei. Er deutete mir an, daß ich fortan dem Kaziken des Stammes Dienſte zu leiſten hätte. Dazu bot ſich auch bald die Gelegenheit dar.

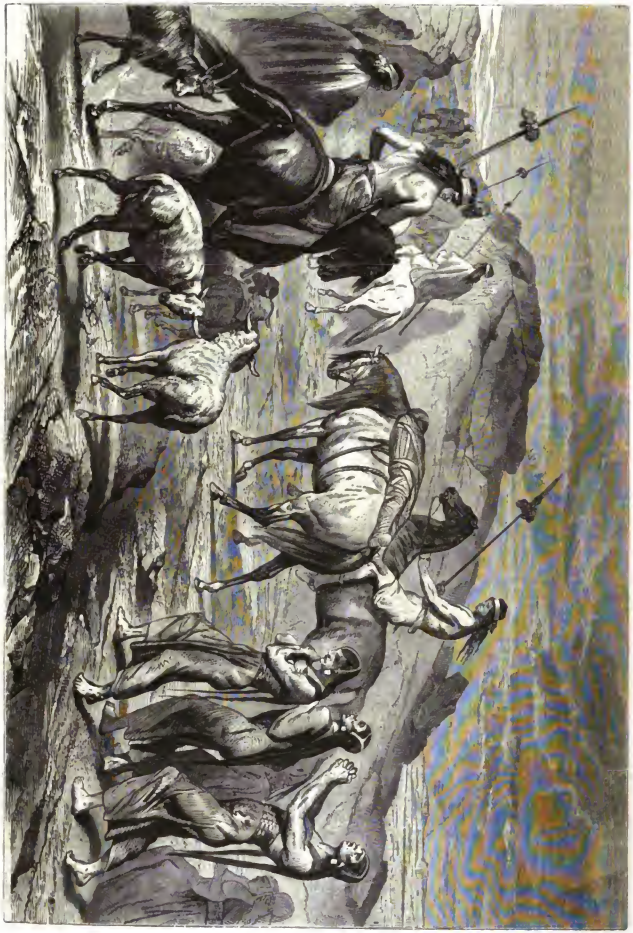
Die patagoniſchen Indianer ſuchen von Zeit zu Zeit in ein friedliches Einvernehmen mit den Gränzpoſten der Argentiner zu kommen, und unterwerfen ſich ſcheinbar den Weißen. Dann iſt Frieden, und die ruhige Zeit benutzen ſie zum Austauſch von allerlei Gegenſtänden. Sie verhandeln Straußenfedern und Pferdehäute verſchiedener Art, und nehmen dagegen Tabak, Zucker, Wein und Branntwein. Während eines ſolchen Friedens ſollte ich nun Beweiſe meiner Geſchicklichkeit ablegen, und der Kazike ernannte mich zu ſeinem Schreiber. Sehr gern hätte ich den Argentinern gemeldet, wie mir's um's Herz war und was mich drückte, aber das konnte ich um keinen Preis wagen; ich durfte nur ſchreiben, was man mir vorſagte, und um ſich davon zu überzeugen, daß ich es that, ſchlugen die Indianer einen ſehr zweckmäßigen Weg ein. Der Kazike ſagte mir vor, was ich zu melden hätte, dann mußte ich Alles, was ich geſchrieben, zu verſchiedenen Zeiten mindeſtens zwanzig Mal wieder und immer wieder vorleſen. Auf ſolche Weiſe konnten ſie ſich überzeugen, ob ich Zuſätze machte oder nicht. Manchmal ließen ſie mich auch einzelne Bruchſtücke meines Briefes leſen, die dann ſpäter wiederholt werden mußten. Hätte ich nur ein einziges Mal die Worte anders geleſen, als ſie auf dem Papier ſtanden, oder als ſie mir diktirt worden waren, dann wäre ich verloren geweſen; dieſe Leute haben ein ganz ausgezeichnetes Gedächtniß. Außerdem hatten ſie noch eine beſondere Controle. Bei einem benachbarten Stamme lebten einige argentiniſche Gaufchos in Gefangenſchaft, die zwar nicht ſchreiben, wohl aber Geſchriebenes leſen konnten. Dieſen überreichten ſie die Papiere; zum Glück für mich traf Alles richtig zu.

Mein erſter Brief wurde von zwei Vertrauten des Kaziken an die Gränze gebracht. Mit ihnen gingen einige Knaben, welche die zum Austauſch beſtimmten Gegenſtände unter Aufſicht hatten. Nach etwa 14 Tagen kamen dieſe Knaben ganz erſchöpft zurück und ſchrieen im Lager laut auf. Sie erzählten, daß man den Brief des Kaziken geleſen, dann aber ſogleich die beiden Ueberbringer in Ketten geſchlagen habe; ohne Zweifel wären ſie längſt ermordet worden; ich hätte das allgemeine Vertrauen getäuſcht und den Spaniern allerlei Nachrichten über die Raubzüge der Horde mitgetheilt. Die Patagonier glaubten natürlich allen dieſen Mittheilungen und ſchrieen dem Kaziken entgegen, daß ich ſterben ſolle. Das Alles hörte ich, weil ich mich in der Nähe befand, ohne daß die Indianer mich ſahen. Der Kazike feinerſeits ermahnte ſagte ihnen, ſie möchten das Schreien doch laſſen, damit ich nichts merke. Nur bis morgen ſollten ſie warten und dann die Stunde meines Todes ſelber beſtimmen.

Der Nandu, ſüdamerikaniſche Strauß.

Man kann denken, wie ich die Nacht verbrachte. Der Morgen kam. Ich erhob mich und trieb mein Vieh aus; als ich aber das Pferd beſteigen wollte, welches ich gewöhnlich ritt, fand ich, daß man ſtatt deſſelben einen lahmen Gaul hingeſtellt hatte. Darüber machte ich nicht die mindeſte Bemerkung, verrieth auch den beklommenen Zuſtand meiner Seele weder durch Stimme, noch durch Mienen oder Gebehrden. Kaum war ich einige hundert Schritte weiter auf meiner alten Mähre geritten, als ein Trupp Indianer in vollem Galopp und mit lautem Geſchrei gegen mich anſtürmte. Ich that nicht, als ob ich ſie bemerkte oder mich um ſie bekümmere, und ſie bezwiſchen ſich, drehend an mir vorüber zu reiten. Ein glücklicher Zufall kam mir zu Hülfe. Ich wußte, wo die beſſern Pferde weideten. Als ich keine Patagonier in der Nähe ſah, ritt ich auf dieſelben zu, ſprang von meinem alten Gaul, ſchwang mich auf ein junges flüchtiges Roß und ritt ſprunghaft fort. Den ganzen Tag über galopirte ich und hielt nicht eher an, als bis ich gegen Abend bei den Zelten Kaliſpurcura's eintraf.

Dieſer Mann iſt der Oberhäuptling der patagoniſchen Indianer, und der Stamm, bei welchem ich Sklave war, ſtand unter ſeiner Herrſchaft. Als ich vor ihn hintrat, ſprach er ſein Erſtaunen aus, fragte, woher ich komme, was ich wolle, und wie ich ſo kühn ſein könne, allein vor ihm zu erſcheinen. Ganz offenherzig erzählte ich ihm alle Vorgänge und was ich am Abend zuvor gehört; ich ſei zu ihm geflohen, um ihn um Rettung zu bitten, er könne ſich auf die Wahrheit meiner Angaben verlaſſen; ich ſei nun ſeit drei Jahren bei den Indianern, die ich niemals betrogen hätte, und Niemand könne mir irgend welchen Vorwurf machen. Die Zeit werde ſchon herausſtellen, daß ich unſchuldig an dem Verbrechen ſei, das



Französische Soldaten.

Digitized by Google

man mir aufbürde; er möge mich in Schutz nehmen, ich wolle sein treuer Diener sein und könne ihm nützen.

Dieses Zutrauen schien ihm zu schmeicheln. Außerdem hatte ich einige Worte hinzugefügt, die seiner Eitelkeit angenehm sein mußten. Wirklich war dieser Mann viel menschlicher, als die anderen Indianer. Er behandelte mich, ich möchte sagen, mit Güte und versprach mir seine Unterstützung. Uebrigens bemerkte er von vornherein, daß ich niemals ein Pferd zu meiner Verfügung erhalten werde. Schon am andern Morgen kamen Reiter des Stammes, welchen ich verlassen hatte. Ein Häuptling ritt an der Spitze, verlangte Gehör bei Kalfucura und forderte, daß ich augenblicklich getödtet würde; das müsse sich von selbst verstehen. Der Kazike machte Einreden; man verhandelte lange hin und her. Ich war dabei gegenwärtig und sprach kein Wort; als ich aber fand, daß die Horde immer blutdürstiger sich gebärdete und meinen Tod auf das Allerbestimmteste verlangte, da konnte ich nicht ferner schweigen. Ich erinnerte den Oberkaziken daran, daß er mir seinen Schutz zugesagt habe; ich gab mir alle Mühe, nachzuweisen, daß ich unschuldig sei; ich wiederholte, was ich schon am Abend zuvor gesagt hatte, und stachelte zugleich die Eigenliebe des mächtigen Mannes auf. Kalfucura, das heißt der blaue Stein, sprach sich günstig für mich aus. Er sagte seinen Patagoniern, es sei durchaus unmöglich, daß ein Mann, der so rede, wie ich, schuldig sei. Außerdem verbot er Jedem, mir irgend etwas Leides zu thun, suchte mich zu beruhigen, erklärte, daß ich bei ihm bleiben solle und daß ich es gut haben werde. Meinem bisherigen Gebieter, der gleichfalls zugegen war, gab er zu verstehen, daß er mich ihm nur ausliefern würde, wenn er vollständige Beweise für meine Treulosigkeit beibringen könne; sobald das der Fall sei, möge er nach Gutdünken über mich verfügen. Das war der endgültige Spruch. Die Versammlung ging auseinander, die Indianer ritten heim, warfen mir aber grimmige Blicke zu und drohten mit den Lanzen.

Monate vergingen, ohne daß man irgend etwas über die beiden gefangenen Patagonier, welche von den Argentinern zurückgehalten wurden, erfuhr. Der Haß und der Grimm der Indianer gegen mich wurde immer ärger. Sie lagen dem Oberkaziken in den Ohren, suchten ihm Mißtrauen gegen mich einzuflößen, und er behandelte mich oft mit übler Laune, während er manchmal wieder mir volles Vertrauen zu gewähren schien. Häufig fragte er mich aus, forschte nach diesem und jenem, offenbar um mich gelegentlich auf einem Widerspruch zu ertappen; aber meine Antworten blieben sich unwandelbar gleich. Das gefiel ihm, denn mehr als einmal versicherte er mich ausdrücklich seines Schutzes. Trotzdem aber bemerkte ich sehr wohl, daß ich fünf Monate lang unter der strengsten Ueberwachung stand.

Manchmal wurden Streifpartien der Indianer ausgesandt, um in der Nähe der argentinischen Ansiedelungen Erkundigungen über die beiden Gefangenen einzuziehen, aber immer kamen sie unverrichteter Dinge zurück; sie vernahmen über ihre Landsleute nicht die geringste Kunde. Nachher verfloß einige Zeit, ohne daß sie sich um die Sache weiter bekümmerten. Da erschienen plötzlich die beiden Leute, welche man verloren geglaubt hatte. Alle Männer des Stammes liefen zusammen, um die Abenteuer dieser Männer zu vernehmen. Meine Unschuld war nun an den Tag gekommen; auch erklärten die Beiden, sie seien von den Argentinern zurückgehalten worden, weil an jenem Gränzposten einige Soldaten sie als Theilhaber eines frühern Raubzuges erkannt hätten. Da sie aber als Friedensboten gekommen waren, so hatte der Befehlshaber des Gränzpostens nach Buenos Ayres um Verhaltungsbefehle geschrieben. Aus der Hauptstadt kam ein Befehl, die beiden Patagonier als Kettengefangene festzuhalten und sie arbeiten zu lassen. Es war die Rede davon gewesen, sie hinzurichten; weil aber in der Depesche, welche sie von Seiten des Stammes brachten, Friedenseröffnungen standen, so verdankten sie diesem Umstande ihre Rettung. Die Freiheit hatten sie sich verschafft, weil ihre Wärter nachlässig gewesen waren.

Nun erfolgte ein gänzlicher Umschlag in der öffentlichen Meinung zu meinen Gunsten. Meine ärgsten Feinde belobten mich sehr, und von nun an schwand alles Mißtrauen; man schien kaum noch daran zu denken, daß ich schon einige Fluchtversuche gemacht hatte. Ich durfte jetzt auch reiten und mußte die Indianer auf allen ihren Zügen begleiten mit einem Worte, ich hatte das allgemeine Vertrauen und war so zu sagen Generalsecretair der patagonischen Nomadenconföderation.

Die Flucht des Gefangenen.

Der Tag der Befreiung kam für den armen, so schwergeprüften Dulder endlich heran.

Zwischen dem Staate Buenos Ayres und den übrigen Provinzen des argentinischen Bundes brach im Jahre 1859 wieder einmal Krieg aus. Für die Indianer ist allemal gute Zeit, wenn die beiden Theile einander befehden, weil dann gewöhnlich die Gränze nicht sorgfältig bewacht wird. Dann streifen sie mit dem Instinct der Raubthiere in der Nähe derselben umher, und lauern auf günstige Gelegenheit zu einem Plünderungszuge. Manchmal bieten sie aber auch dem einen oder andern Theile ein Bündniß an. Das war auch jetzt der Fall. Der weiße Sklav mußte an den General Urquiza mehrere Briefe schreiben, welche von nahen Verwandten Kalfucuras überbracht wurden. Sie fanden eine freundliche Aufnahme und kamen mit reichen Geschenken zurück, insbesondere hatte man ihnen eine große Menge Branntwein gegeben.

Digitized by Google

Als sie zurückkamen, begannen in der schon früher geschilderten Weise die Ausschweifungen. Die ganze Horde war ununterbrochen, Tag und Nacht, völlig berauscht. Diesen Umstand benutzte der weiße Mann. Als alle bewußtlos, toll und voll betrunken, oder in tiefem Schlafe lagen, frech er vorsichtig dorthin, wo die besten Pferde des Kaziken standen, nahm Bolas und bemächtigte sich auch eines Lasso, um damit die Pferde aneinander zu binden. Das gelang. Er führte drei Rosse hinweg und schwang sich dann auf das eine, um zu entfliehen. Daß für ihn Leben und Tod auf dem Spiele stand, wußte er sehr wohl. Er galeppirte die ganze Nacht hindurch wie ein Mann, welchen der böse Feind verfolgt; er ritt auch am Tage eine weite Strecke weit und gönnte sich erst gegen Mittag einige Ruhe. Dann und wann war er abgesprungen und legte das Ohr platt auf den Boden, um zu horchen, ob er verfolgt werde; aber sein Blut war heiß, sein Herz klopfte gewaltig und aus seinen Ohren wollte das Sausen und Klingen nicht weichen.

Am vierten Tage hatte er ein Pferd zu Tode geritten, und einige Tage später fiel ihm auch ein zweites unter dem Leibe; er bestieg das dritte, mit welchem er nur langsam vorwärts ritt. Aber als das Abenddunkel hereinbrach, ging es von selbst rascher, weil es Wasser witterte. So gelangte Guinnard an den Rio Quinto, einen Fluß, an welchem ein gleichnamiger Flecken liegt. Nach einem Ritte von dreizehn Tagen war er halbverhungert, und ganz erschöpft fiel er bewußtlos vom Pferde.

So hatte endlich der weiße Sclav, zu Ende des Augustmonates 1859, seine Freiheit wieder erlangt. Eine spanische Familie nahm ihn gütig auf und pflegte ihn in der schweren Krankheit, welche ihn volle sechs Wochen lang an das Lager fesselte. Die Leute von Rio Quinto gaben ihm dann die Mittel, über das nun in Trümmer gesunkene Mendoza und über den Uspallata-Paß nach Valparaiso in Chile zu reisen.

Im Januar 1861 war er wieder in Europa zurück und jetzt arbeitet er ein umfangreiches Werk über Patagonien und dessen Indianer aus. Nach unseren obigen Mittheilungen zu schließen, wird es gewiß viel Interessantes enthalten.

Die nordamerikanischen Verhältnisse.

Von **Karl Andree.**

Erster Artikel.

Die Ausartung des Staatswesens. — Parteiberichte. — Die Frage über die Sklaverei und deren Ausdehnung. — Missouri-Compromiß. — Heinrich Clay und der Congreß. — Parteistellungen. — Angriffe gegen den Süden. — Die Parteilosantiker. — Theodor Parker's Fundamentalsätze. — Die Abolitionisten und das „höhere Gesetz." — Nullification im Norden.

Ueber die Vereinigten Staaten von Nordamerika ist ein schweres Verhängniß hereingebrochen. Das ganze Land von den großen Seen bis zum mexikanischen Golf hat sich in ein ungeheueres Kriegslager verwandelt und dreißig Millionen Menschen gepackt. Die alte Union steht nur noch als ein Rumpf da. Es zeugt von Fanatismus oder Beschränktheit, in einer so gewaltigen und furchtbaren Revolution nur eine „Rebellion" erblicken zu wollen.

Die alte Union mit ihrer Verfassung ist unwiederbringlich dahin. Kein Zwang vermag sie in der frühern Weise herzustellen, und eine durch Bajonette und Bomben zeitweilig dem Süden aufgedrungene Wiedervereinigung wäre für beide Theile unerspießlich. Die Frucht war reif und fiel deshalb ab. Compromisse nützen nicht mehr; der Norden hat die früher abgeschlossenen nicht gehalten und der Süden kann ihm nie wieder trauen. Alle Brücken sind abgebrochen.

Man hat von der bisherigen Geschichtschreibung über ein gewisses Königreich gesagt, daß sie in vieler Beziehung eine fable convenue sei. Dasselbe gilt von der Art und Weise, in welcher das große Publikum in Europa sich die Verhältnisse der nordamerikanischen Union bis vor Kurzem vorstellte. Es war aus den früheren, besseren Tagen derselben hergebracht, in ihr einen Hort der Freiheit, der völlig ungehinderten Entwickelung im Staatsleben, in Wissenschaft und Kirche zu erblicken, und die große Schöpfung Washington's mit einer gewissen Ehrfurcht anzustaunen. In der That bot jene Union ein großartiges Schauspiel dar, und bis vor etwa zwanzig Jahren verdiente sie im Allgemeinen das Lob, welches sie selber sich so reichlich spendete, und in welches Europa gern einstimmte.

Aber seitdem ist im Staatswesen Alles bergab gegangen und namentlich eine Corruption eingerissen, die anderwärts ihres Gleichen nicht hat. Die alten Vorstellungen passen nicht mehr auf ein völlig entartetes Geschlecht; die einst berechtigte Tradition ist jetzt eine Unwahrheit, eine fable convenue, die, gegenüber den Thatsachen, ferner nicht bestehen kann.

Diese Thatsachen beweisen, daß kein anderes Volk so rasch und leider auch so schmachvoll von sich selber abgefallen ist, als die Yankee's. Kaum trat die erste große Krisis an sie heran, als auch schon die uncontroverte Demokratie des Nordens, welche in sich selber kein Maß und keinen Halt zu finden wußte, ihren völligen Bankerott erklärte. Damit verflog auch der Wahn, als ob man in einem solchen Volke einen Hort und Verkämpfer der Freiheit zu achten habe. Gleich im Anbeginn des Krieges schrie der „freie" Norden nach einer Soldatendiktatur; in den einflußreichsten Blättern wurde offen ausgesprochen: „Wir bedürfen eines Napoleon!" So rief man, nachdem Washington erst seit etwa einem halben Jahrhundert im Grabe ruht! Das Soldatentreiben überwuchert Alles. Freiheit der Person und Sicherheit des Hauses gelten nichts; man confiscirt Eigenthum, denn man hat Confiscationsverordnungen; man hat ein schwarzes Kabinet und eine völlig organisirte geheime Polizei; ein von den Parteiführern aufgereizter Pöbel zerschlägt Buchdruckereien in Menge und Preßfreiheit ist nicht mehr vorhanden. Die Regierung entzieht mißliebigen Blättern den Postdebit; mehr als einmal ist, von Seiten der herrschenden „republikanischen" Partei, die doch ein ultraradikales Programm hat, die Nothwendigkeit der Censur gepredigt und verlangt worden! Man hat das Paßwesen eingeführt, man hat ein Gesetz gegen Verdächtige, überall sind bezahlte Denuncianten aufgetaucht; alle bürgerlichen Verhältnisse sind zerrüttet, die Entsittlichung ist allgemein und die Verwilderung in den Gemüthern geradezu grauenhaft. Alle Rowdies sind losgelassen; man lyncht die politischen Gegner, verwüstet ihnen die Felder, brennt ganze Städte nieder, feuert in die Eisenbahnzüge hinein, untersagt Brücken, plündert überall. Der Terrorismus führt das Scepter. Eine haarsträubende Corruption überwuchert Alles, politische Abenteurer der

Digitized by Google

schlimmsten Art stehen in vorderster Linie, Handwerkspolitiker und Stellenjäger führen das große Wort und geben den Ausschlag, und in finanzieller Beziehung wird ein Schwindel getrieben, der seit Anbeginn der Geschichte in keinem Lande der Welt ein Nebenstück findet. Eintausend Millionen Dollars Schulden in einem einzigen Jahre! Man befindet sich aber mit alle dem erst in den Anfängen.

Es ist hergebracht, daß die New-Yorker Berichterstatter in fast allen deutschen Blättern ihren Mittheilungen eine specifisch nördliche Färbung geben. Sie stehen in der Partei, und sind zumeist fanatisch erregt; der Süden ist ihnen ein Teufel, der „rebellirt" hat. Man darf keine Unbefangenheit von solchen Leuten erwarten. Wie unverständig sie die Dinge betrachtet und dargestellt haben, das ergiebt sich aus dem Verlaufe der Ereignisse, der Allem, was diese Berichte behaupteten und prophezeiten, diametral entgegen lief. Das Publikum wurde planmäßig irre geführt, und auch dadurch gestützt, daß viele charakteristische Thatsachen verschwiegen oder in ein falsches Licht gestellt wurden. Darüber ist weiter nichts zu sagen, weil dergleichen Parteimanöver einmal hergebracht sind. Aber man verwirkt dadurch auch jeden Anspruch auf Glaubwürdigkeit und unbefangenes Urtheil.

Ich meinerseits stehe außer aller Partei, und habe auch keinerlei „Sympathieen", am allerwenigsten für die nördlichen Staaten und deren Sache, denn diese hat mit der „Freiheit" gar nichts zu schaffen, desto mehr aber mit der Rohheit und der Corruption. Die Aufsätze, welche ich hier mittheile, sind schon im Frühlinge des vorigen Jahres niedergeschrieben worden; ich veröffentliche sie jetzt, weil ich hoffe, daß sie dazu beitragen können, die Sachen und Personen in ein richtiges Licht zu stellen. Daß die Parteigänger der Yankees damit keineswegs einverstanden sein werden, weiß ich sehr wohl; aber das verschlägt auch nichts. Seit einem Menschenalter habe ich den amerikanischen Verhältnissen besondere Aufmerksamkeit zugewandt, und ich sage nur, was ich für recht und wahr halte.

* * *

Die gewaltige Krisis, durch welche nun der große transatlantische Staatenbund aus Rand und Band getrieben worden ist, warf schon seit langer Zeit ihren Schatten vor sich her. Bis vor etwa dreißig Jahren trug man eine Art von heiliger Scheu, an die Möglichkeit einer Auflösung auch nur zu denken, geschweige denn einen völligen Bruch für wahrscheinlich zu halten. Aber das Verhängniß ist dennoch über ein großartiges, stolzes, blühendes Gemeinwesen hereingebrochen und ein Bau zertrümmert worden, auf welchen die Völker der Erde mit Staunen und Bewunderung hinsahen.

Schon seit einem Menschenalter zeigte er Risse, die endlich zu einer tiefen Kluft wurden, weil ein Theil der Bewohner planmäßig daran arbeitete, sie zu erweitern. Längst galt es nicht mehr für Landesverrath, die Möglichkeit einer Trennung in Erwägung zu ziehen; sie wurde zu einer Frage, die man in der Presse, in Volksversammlungen und selbst in den Hallen des Congresses zu Washington mit Leidenschaft erörterte. Die wilde Parteiwuth bebte auch vor dem Aeußersten nicht zurück. Abolitionisten im Norden riefen „Gottes Fluch auf diese heillose Union" herab; das allzeit unruhige Süd-Carolina stellte ein Austreten als Drohmittel hin, und seine Gesetzgebung bewilligte Gelder für Aufstellung einer bewaffneten Macht. Die Parteien wurden gegenseitig und in sich selbst immer mehr entsittlicht, und allmälig entfremdeten die Menschen in ein und denselben Lande sich einander dermaßen, daß Millionen von ihnen das gegenseitige Verständniß abhanden gekommen ist, daß sie offen aussprachen, sie seien Einer des Andern überdrüssig. Ein Ausbruch der Krisis war unvermeidlich, als das Zerwürfniß ein geographisch-sectionelles Gepräge gewann, als Norden und Süden sich nicht mehr als Volks- und Bundesgenossen, sondern als Feinde behandelten. Seitdem eine ganze Reihe von nördlichen Staaten, voran das neuengländische Massachusetts, in ihren gesetzgebenden Versammlungen Beschlüsse zur Geltung brachten, durch welche sie Congreßgesetze und Entscheidungen des höchsten Bundesgerichtes für ungiltig und nicht verbindlich erklärten, und als der Bund eine solche Auflehnung geschehen ließ, hatte die Auflösung der Union thatsächlich begonnen.

Die uneingeschränkte Demokratie hat in sich selber kein Correctiv gefunden; sie hat in dem großen Staatenbunde nicht Maß gehalten, und deshalb ist dieser zerschellt. Man hob in Nordamerika mit großem Stolz und vielem Selbstbewußtsein oftmals hervor, daß man dort den Staat lediglich als ein Rechenexempel betrachte, und daß die Ziffer der Mehrheit Alles entscheide. Es hat sich gezeigt, daß das Facit gerade dann nicht stimmte, als Alles darauf ankam.

Den Angelpunkt des verhängnißvollen Streites bildet die Frage über die Sklaverei und deren Ausdehnung auf neue Staaten und Gebiete. Ueber die abstrakte Seite der Negersklaverei, ihre Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit, und über die sehr verschiedenen Kulturwerthe der einzelnen großen Menschenstämme, verlieren wir hier kein Wort; wir haben die Frage, durch welche nicht blos das Schicksal eines halben Welttheils bedingt wird, sondern die auch tief in unsere europäischen Verhältnisse eingreift, von der staatlichen, gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Seite zu betrachten. Wir wollen nachweisen, wie sie seit nun vierzig Jahren sich mit ihrer schärfsten Ecke und wie ein Keil in die Union und deren politisches Leben hineingedrängt hat.

Als der Staatenbund aus den ehemaligen dreizehn britischen Provinzen gegründet wurde, hatten alle neuen Staaten Negersklaven. Nur allein Massachusetts bildete eine Ausnahme, trieb aber dafür mit kleinen Schiffen den Sklavenhandel aus Afrika nach Amerika so schwunghaft, daß es sich widersetzte, als die übrigen Staaten jenen verwerflichen Verkehr schon mit Eintritt des neuen Jahrhunderts verbieten wollten; es erlangte, daß die Frist bis 1808 hinausgeschoben wurde. Gerade in diesem Staate begann später das Sturmlaufen gegen die Negersklaverei. Als die europäische Einwanderung einströmte, als nach und nach Millionen fleißiger Arbeiter in die nördlichen und mittleren Staaten kamen, weil dort die klimatischen Verhältnisse ihnen besser zusagten als weiter nach Süden hin, verkaufte der Norden viele seiner Sklaven an diesen letztern für baares Geld. Er brauchte sie nun nicht mehr zu kleiden, zu ernähren und im Alter für sie zu sorgen; die weißen Arbeiter, welche er beliebig an jedem Tage entlassen konnte, waren billiger zu haben. Reichlich vier Fünftel der Einwanderer, deren Ziffer binnen vierzig Jahren sich auf nahe an fünf Millionen belief, siedelte sich in den Staaten nördlich vom Ohio an, und nur ihnen verdankt der Norden und Nordwesten sein Uebergewicht an Volksmenge und zu großem Theil seine Entwickelung in Ackerbau, Gewerben und Handel. Der Süden trieb unter seinem warmen Himmel vorzugsweise großen Plantagenbau durch Negerarbeit, und dieser wurde von den nördlichen Staaten um die Wette mit England aufgemuntert. Die Schwarzen gediehen so gut, daß ihre Zahl von 697,879 Köpfen im Jahre 1790, auf 3,204,313 im Jahre 1850 stieg und gegenwärtig vier Millionen (1860: 3,999,283) beträgt. Sie haben einen Geldwerth von ungefähr viertausend Millionen

Digitized by Google

Thalern. Auch war früher der Norden weit entfernt, dem Süden einen Vorwurf daraus zu machen, daß er Sklaven halte, und die gräßlichen Folgen der Emancipation auf Hayti waren nicht geeignet, die Freilassung auch in Nordamerika wünschenswerth erscheinen zu lassen. Später ist dann auch das übrige Westindien durch dieselbe in schwere Bedrängniß gekommen, und in Südamerika hat sie nicht minder die Verwilderung der Schwarzen im Gefolge gehabt.

Die abstrakte Philanthropie zieht sich aber bekanntlich eben so wenig Lehren oder Nutzanwendungen aus der Geschichte wie der absolute Radikalismus; beide verwerfen alle Erfahrung, und haben in dieser Beziehung große Aehnlichkeit mit vielen Heidenmissionaren, welche, über Wirklichkeit und Thatsachen hinweg, sich stets auf's Neue in Wünschen und Hoffnungen wiegen. In Nordamerika, wo die Lehren von Wilberforce und Clarkson Eingang fanden, traten erst 1830 Lloyd Garrison und einige Quäkerphilanthropen in polemischer Weise als Abolitionisten auf. Längere Zeit fanden sie nur geringen Wiederhall im Lande und galten für nicht gefährlich. Als aber Geistliche den Abolitionismus auf die Kanzel brachten, als sie erklärten, daß Jeder ewig verdammt sei, der hienieden nicht gegen die Sklaverei auftrete, da war es um den Frieden in Kirche und Staat geschehen. Jene Verdammungslehre wurde, besonders in den sechs neu-engländischen Staaten, der Jugend eingeschärft; als diese heranwuchs, wirkte sie politisch in jenem Sinne, und bald warfen sich Handwerkspolitiker auf diese Frage, um sie im Parteiinteresse auszubeuten.

Die Folgen sind gewesen:

1) Ein völliger Bruch zwischen den Mitgliedern eines und desselben kirchlichen Bekenntnisses im Norden und Süden, eine förmliche Trennung und gegenseitiger Haß, namentlich unter nördlichen und südlichen Methodisten und Baptisten.

2) Eine politische Aufregung und eine Verbitterung des Parteitreibens, welche zur Sprengung der Union führten.

3) Bei dem Streit um die Negersklaverei handelt es sich auch um eine soziale Frage von unermeßlicher Wichtigkeit und tief eingreifender Bedeutung. Sie wurde in den Strudel der Parteipolitik hineingezogen, und die Handwerkspolitiker setzten sie als Hebel an, um die Regierungsgewalt zu erlangen. Sie verfuhren angriffsweise gegen den Süden, drängten ihn in den Zustand der Nothwehr, und dann erst kam die Union in Gefahr.

Die ersten Streitigkeiten über die Ausdehnung oder geographische Beschränkung der Sklaverei erhoben sich 1819, als das Territorium Missouri seine Aufnahme als Staat in die Union beantragte. Sie wurden 1820 durch einen Vergleich geschlichtet, demgemäß nördlich von der Gränze des Staates Missouri, also über 36° 30′ nördlicher Breite hinaus, keine Zwangsarbeit der Schwarzen stattfinden sollte. Durch dieses Missouri-Compromiß schien die Frage eine Zeit lang erledigt zu sein; doch kam die Wunde wieder zum Ausbruch, als der neue Staat Californien sich zur Aufnahme meldete. Er hatte sich, ohne Rücksichtnahme auf den Bundescongreß, eine Verfassung gegeben, und in dieser ohne Weiteres ausgesprochen, daß er die Sklaverei nicht gestatte. Norden und Süden standen sich schon damals feindselig gegenüber; der erste wollte keine Ausdehnung der Sklaverei überhaupt gestatten, der letztere nahm sie als ein Recht in Anspruch, und glaubte sich über eine Menge von Beeinträchtigungen beschweren zu können. Die Drohungen von Trennung der Union und vom Ausscheiden mehrerer Staaten gingen hinüber und herüber, und nur mit großer Mühe gelang es den Anstrengungen eines ausgezeichneten Staatsmannes, Heinrich Clay aus Kentucky, einem wohlgemeinten Compromiß Annahme zu verschaffen. Er hob hervor, daß der Staatenbund unmöglich noch lange zusammenhalten könne, wenn nicht das frühere gegenseitige Wohlwollen wieder in die Gemüther der Bürger zurückkehre, und wenn man fortfahre, die Sklavereifrage als Mittel politischer Aufregung zu benutzen. Damals hörte man noch auf diese Mahnungen. Die alten Gesetze über die Auslieferung flüchtiger Sklaven wurden ausdrücklich erneuert, weil der Süden erklärte, nur unter dieser Bedingung auf die Verständigung sich einlassen zu wollen.

Die gegenseitige Heftigkeit wird begreiflich, wenn man in Erwägung zieht, daß bereits seit zwanzig Jahren der Norden einen großen Zuwachs an politischer Macht durch die starke Einwanderung erhalten hatte. Er besaß schon damals die Mehrheit im Repräsentantenhause des Congresses, und die Entscheidung aller Fragen lag in seiner Gewalt, wenn er sich auch im Senate, wo jeder einzelne Staat, gleichviel ob groß oder klein, durch zwei Stimmen vertreten ist, das Uebergewicht gewann. Der Norden konnte aus den weiten und fruchtbaren Gebieten im Nordwesten einen freien Staat nach dem andern bilden, der Süden dagegen war eng begränzt, und konnte sich westlich von Missouri, Arkansas und Louisiana nicht mehr ausdehnen. Nur zwischen dem letztern Staate und dem Rio Grande war noch eine Landstrecke, in welcher man mit Nutzen Baumwolle und Zucker bauen konnte. Dieses Gebiet war Texas. Man begreift also, weshalb die Sklavenhaltenden Staaten so nachdrücklich auf den Anschluß von Texas drangen und der Norden so eifrig gegen denselben arbeitete. Er wurde am 29. December 1845 genehmigt.

Die Folge war ein Krieg mit Mexiko, welcher die Erwerbung Californiens und Neu-Mexiko's nach sich zog. Während der Debatten über den Friedensschluß, und als es sich darum handelte, eine Geldentschädigung für Mexiko zu bewilligen, beantragte Wilmot eine Klausel (oder wie man sich in der politischen Sprache Nordamerika's ausdrückt, ein Proviso), demgemäß von den neu erworbenen Landen die Sklaverei ausgeschlossen werden solle. Sie widerspricht dem Missouri-Compromiß, denn ein großer Theil der neu erworbenen Lande lag südlich vom 36° 30′ N. Br., wurde aber trotzdem vom Norden eifrig befürwortet. Das Repräsentantenhaus, wo nördliche Abgeordnete die Mehrheit besaßen, nahm sie an, der Senat jedoch verwarf sie.

Aber sie war ein Feuerbrand; sie zerklüftete die beiden großen Parteien, Whigs wie Demokraten. Die letzteren theilten sich fortan in Gegner des Proviso oder national-conservative, Old Hunkers, auch Barte genannt, und in Anhänger desselben oder Radikale, Barnburners, Weiche. Bei den Whigs fand Aehnliches statt; sie schieden sich in Hunker-Whigs oder Silbergraue, welche der Union zuliebe in der Sklavenfrage conservativ und national waren und von Webster geleitet wurden, und in Wollköpfe, welche die radikale Abtheilung bildeten und von demselben Senator Seward aus Neu-York geleitet wurden, der seit jener Zeit eine so einflußreiche und verhängnißvolle Rolle spielt. Auch regten sich die Freibodenmänner, welche überhaupt keine Sklavenstaaten mehr in die Union zulassen wollten, und schon 1848 bei der Präsidentenwahl über mehr als 300,000 Stimmen verfügten.

Bei den oben erwähnten Streitigkeiten verlangten diese Freesoilers, die radikalen Whigs und die Abolitionisten die Anwendung des Wilmot-Provisо auf Californien und Neu-Mexiko. Clay stellte, wie bemerkt, seine Vergleichsvorschläge auf, als kaum noch Hoffnung zu einem friedlichen Ausgange möglich schien. Californien sollte selbst entschei-

Digitized by Google

den, ob es Sklaverei haben wolle oder nicht; es sei gesetzwidrig zu Werke gegangen, als es sich ohne Weiteres oder mit Nichtachtung der Bundesregierung als Staat constituirt habe. Sklavenhandel solle im Bundesdistrikte nicht ferner stattfinden, flüchtige Sklaven sollten, wie schon gesagt, ausgeliefert werden. Aus Texas könne man im Fortgange der Zeit, und wenn wieder eine Anzahl freier Staaten im Nordwesten in die Union getreten seien, vier Staaten bilden. Trotz alledem verwarf der Senat anfangs diese Vorschläge, erschrak aber sofort im Himblick auf die Folgen vor seiner eigenen That und nahm das Compromiß an. Im Repräsentantenhause geschah ein Gleiches, und diesmal wurde die Union, wenn auch unter Mühe, Noth und nach ungeheurer Aufregung, vorläufig gerettet.

Der Süden war durch unablässige Anfechtungen und in der festen Ueberzeugung, daß man ihn planmäßig beeinträchtigen wolle, schon damals auf das Höchste gereizt und erbittert. Ein Vertreter des stets sehr besonnen und versöhnlich auftretenden Staates Nord-Carolina, wollte alle Geldbewilligungen aussetzen, bis die Streitfrage so gelöst sei, daß sie nicht länger den Süden ängstige und bedrohe; Süd-Carolina wollte weder Senateren noch Repräsentanten zum Congreß abordnen und sprach das Wort Secession, — Ausscheiden, Trennung — aus, das freilich schon früher oftmals von einem nördlichen Staate, Massachusetts, gleichfalls in den Vordergrund geschoben worden war. In Virginien faßte man in Volksversammlungen Beschlüsse, dahin lautend: daß die Aufrechterhaltung der Union nur von sekundärem Interesse sei. Nord-Carolina stimmte diesen Ansichten bei; Mississippi wollte ein Schutz- und Trutzbündniß unter den Sklavenstaaten bilden. Ein aus England abgeschickter Abolitionist, Georg Thompson, goß Oel in's Feuer, zog als Reisepredniger im Norden umher, reizte die Massen auf, und in vielen Städten widersetzten sich aufgeregte Volkshaufen der Auslieferung flüchtiger Sklaven. In Versammlungen nördlicher Methodistenprediger wurde es für Pflicht erklärt: „das abscheuliche Gesetz über die Auslieferung flüchtiger Sklaven zu hassen, zu verabscheuen, zu verfluchen; man speie das Compromißgesetz aus und halte sich verpflichtet, dem Auslieferungsgesetze leidenden und thätigen Widerstand zu leisten.“ Schon diese Art des Ausdrucks zeugt von Fanatismus; die Folge war, daß die oben erwähnte Trennung der Kirche in eine nördliche und südliche stattfand. Senator Seward schürte am meisten und erklärte mit wohl berechnetem Hohn gegen den Süden: bei der nächsten Wahl werde er den Neger Friedrich Douglaß zum Vicepräsidenten vorschlagen. Bald erschien auch, recht aus der Mitte der Abolitionistenpartei heraus, der unheilvolle, durch und durch lügenhafte und tief unsittliche Roman „Onkel Tom's Hütte“, von der Frau Beecher-Stowe. Auch er war ein Nagel zum Sarge der Union.

Wir sehen, daß schon längst das Gewitter heraufgezogen war; aber man hat sich durch Blitz und Donner nicht warnen lassen, sondern ist in beklagenswerther Verblendung auf der abschüssigen Bahn immer weiter gegangen, bis man den Abgrund erreicht hat.

Wer außerhalb des Parteigetriebes steht und die Sachen unbefangen ansieht, kann nicht umhin, dem Ausspruche beizupflichten, daß es sich bei dem ganzen Streit wegen der Negersklaverei und deren Ausdehnung lediglich um „eine elende und armselige Abstraktion“ handele. Die Sklaverei besteht in fünfzehn Staaten. Auch die republikanische Partei hat noch am 4. März 1861 durch ihren Präsidenten Lincoln erklären lassen, daß sie dieselbe innerhalb dieser Staaten nicht antasten wolle. Das sollte sich eigentlich von selbst verstehen, denn diese „innere Einrichtung“ geht nur die südlichen Staaten etwas an, die sich ihrerseits nie in die Angelegenheiten der nördlichen Staaten gemischt haben. Von Anbeginn der Union waren alle Staaten verpflichtet, entlaufene Sklaven auszuliefern. Aber im Norden baute man die sogenannte unterirdische Eisenbahn, das heißt, eine große Anzahl von Abolitionisten und viele Republikaner vom radikalen Flügel der Partei bildeten Vereine, deren Mitglieder sich ausdrücklich verpflichtet haben, Neger aus den Sklavenstaaten zur Flucht zu überreden. Sie erleichtern ihnen das Entrinnen, und haben seit Clay's Compromißmaßregeln mehr als vierzigtausend flüchtige Sklaven nach Canada geschafft, wo man sie dann ihrem Schicksal überläßt. Diese Neger sind den Canadiern so lästig, daß man ganze Schiffsladungen der unwillkommenen Gäste nach Haiti hat bringen lassen, um der „Anstauung eines schwarzen Pöbels von Müssiggängern“ entgegen zu wirken. Vor mir liegt der Text einer Rede, welche 1859 ein reicher Quäker, Thomas Garret zu Philadelphia, zum Lobe der unterirdischen Eisenbahn hielt. „Ich habe,“ sagt er, „für meine Person allein 2245 Neger den weißen Tyrannen gestohlen und rühme mich dessen. Jeder derselben war gut und gern tausend Dollars werth; Alles kräftige Jungen und schmucke Mädchen.“

Wie weit die „Menschenfreunde“ sich verirren, geht aus den „Fundamentalsätzen“ hervor, welche Theodor Parker aufstellte, und die in Millionen von Abdrücken vertheilt wurden. Die drei ersten lauten:

1) Ein Mann, der wider seinen Willen als Sklav dienen muß, hat ein natürliches Recht, Jeden todtzuschlagen, der ihn am Genusse der Freiheit hindern will.

2) Es ist ein natürliches Recht der Sklaven, dieses natürliche Recht in praktischer Weise zu verwirklichen.

3) Der freie Mann hat ein natürliches Recht, dem Sklaven zur Erlangung der Freiheit behilflich zu sein und zu diesem Zwecke ihm auch beim Todtschlagen hilfreiche Hand zu leisten.

Diese Maximen wurden von den Abolitionisten, welche sich im Süden einschlichen, den Sklaven eingeschärft. Was Wunder, daß man an die Verbreiter solcher Lehren rauhe Hand anlegte?

Die planmäßige Aufreizung des Nordens gegen die Sklavenstaaten gewann einen immer größern Umfang, man geiferte sich in maßlosen Angriffen gegen die „Baumwollenritter, Zuckerjunker, Negerbarone, gegen diese hochmüthigen Aristokraten, welche die mörderische Axt an die Wurzel der nördlichen Freiheit legen“ wollten. Abolitionisten schlichen sich im Süden ein. Schon vor vierzig Jahren hatten sie in Süd-Carolina einen Sklavenaufstand angezettelt, und seitdem ist erklärlicherweise die Erbitterung dort nicht mehr geschwunden gegen Leute, welche, im Namen der Religion und der Gleichheit aller Menschen Unruhe und Gefahr, Brandstiftung und Mord in's Land brachten. Sie vertheilten aufreizende Schriften unter die Schwarzen, und die Folge war, daß diese nicht mehr Lesen und Schreiben lernen durften, daß überhaupt die Sklavengesetze verschärft wurden. Abolitionisten wurden gehängt oder betheert und befiedert. Als vor einigen Jahren ein blutbefleckter Mann, John Brown, bewaffnet in Virginien einfiel, um einen Sklavenkrieg zu erregen, wurde er nicht blos von den Abolitionisten vergöttert, auch ein Hauptorgan der republikanischen Partei, die New-Yorker Tribune, stimmte mit ein, und erklärte jenen Mann für den Simson, welcher die Thore der Zwingburg habe einreißen wollen; in Gedichten wurde er

Digitized by Google

als Heiland hingestellt und mit Jesus Christus verglichen. Wer nicht viele Jahre lang die Blätter der republikanischen Partei und die Reden ihrer Leiter und Führer gelesen hat, macht sich schwerlich eine richtige Vorstellung von der geradezu absch eulichen Unsittlichkeit, mit welcher die Sklavenfrage angegriffen wurden. Sie ist, so weit unsere Kunde reicht, beispiellos in der Geschichte des Parteihaders, sie erklärt aber auch, daß allmälig die Erbitterung einen so hohen Grad erreichte, daß Jahr für Jahr wilde Auftritte die Hallen der Volksvertretung entehrten und ein Bruch unvermeidlich wurde.

Die Abolitionisten und ein großer Theil der republikanischen Partei stellen den Bundesgesetzen über die Sklavenangelegenheiten ein sogenanntes „höheres Gesetz", higher law, entgegen, welches ihnen verbiete, sich an jene zu kehren, denn es sei „von Gott". Dieses höhere Gesetz richtete sich vorzugsweise gegen die Auslieferung flüchtiger Sklaven und gegen eine Entscheidung des höchsten Bundesgerichtes, der gemäß der Besitzer einen flüchtigen Sklaven überall wieder nehmen darf. Dem Gesetz von 1850 zufolge sind die Marschälle der Vereinigten Staaten verpflichtet, dabei mitzuwirken; die gerichtlichen Behörden des Einzelstaates haben die Obliegenheit, sie in ihrem Amtsberufe zu unterstützen; im Nothfalle sollen auch die Bürger ihre Beihülfe nicht versagen. Die letztere Bestimmung erregte begreiflicherweise Anstoß; es wird dem Gefühl Mancher zuwider sein, zum Verhaften eines flüchtigen Sklaven mitzuwirken. Aber deshalb war man noch nicht berechtigt, sich offen gegen das ganze Bundesgesetz überhaupt aufzulehnen. Das that man aber im Norden und Nordwesten, wo die Republikaner bei den Wahlen zu den Staatslegislaturen den Sieg erfochten, und dann folgleich das „höhere Gesetz" dem Bundesgesetze gegenüber zur Geltung brachten. Sie erklärten das letztere für nichtig und nicht verbindlich; zwölf Staaten annullirten das Bundesgesetz und die oben erwähnte Entscheidung des höchsten Bundesgerichtes, und gaben ihrerseits Personal-Liberty-Acts, Gesetze über persönliche Freiheit, in welchen die Auslieferung flüchtiger Sklaven geradezu verboten wird. Man ging aber noch weiter. Wer dem betreffenden Bundesgesetze Folge giebt, also seinem, der Bundesverfassung gelesteten Eide treu bleibt, wird, laut der Personal-Liberty-Act bestraft: in Maine mit 5 Jahren Gefängniß und 1000 Dollars Geldbuße, in Vermont mit 15 Jahren Haft, in Massachusetts und Connecticut mit 5 Jahren, in Pennsylvanien mit 3 Monaten, in Indiana mit 14, in Michigan mit 10, in Iowa und Wisconsin mit 2 Jahren. Dazu kommen noch Geldbußen im Betrage von 1000 bis 5000 Dollars. Fünf Staaten verweigern jedes öffentliche Gebäude für Aufbewahrung eines flüchtigen Negers, neun Staaten geben jedem Flüchtling von Amtswegen einen Vertheidiger gegen die Beamten der Bundesregierung, drei erklären jeden Neger, welchen sein Herr mitbringt, ohne Weiteres für frei.

Das mag philanthropisch für die Schwarzen sein, aber es liegt in diesen Personal-Liberty-Acts eine offene Herausforderung gegen die 15 südlichen Staaten und eine nicht minder offene Auflehnung, eine Rebellion gegen die Bundesgesetze. Der Norden alle begann die Rebellion, indem er „nullificirte". Dieser Vorwurf trifft die Staaten Maine, New-York, New-Hampshire, Pennsylvanien, Connecticut, Michigan, Wisconsin, Iowa, Indiana und Rhode Island. Das letztere hat im Januar 1861 erklärt, daß sein Erlaß der Personal-Liberty-Acte durchaus ungesetzlich sei, und widerrief sie ausdrücklich, während Ohio erst neuerdings, und seitdem die republikanische Partei bei den Wahlen siegte, eine solche gegeben hat.

Ueber diese Auflehnung des Nordens gegen die öffentlichen Organe der Republikaner leicht hinweg. Wenn ihnen solche Annullirung der Gesetze vorgeworfen wird, erklären sie, wer damit nicht einverstanden sei, könne ja die Frage zur Entscheidung an das höchste Bundesgericht bringen. Darin liegt ganz einfach ein Hohn; denn in jenen Personal-Liberty-Acts ist implicite schon die Entscheidung des höchsten Gerichtes in der Dred Scottfrage, über Auslieferung der flüchtigen Sklaven, für unverbindlich erklärt worden. Indem man in mehr als einer Legislatur diese Annullirung damit rechtfertigte, daß „die Sklaverei nicht von Gott, sondern vom Teufel sei," und aus dieser Behauptung das Recht herleitete, unbedingt gültige, vom Congreß gegebene, vom Präsidenten bestätigte, vom höchsten Gericht für verbindlich erklärte Landesgesetze über Bord zu werfen, indem man solchergestalt sich auflehnte, konnte es nicht fehlen, daß die „tyrannischen Negergesetze" nur noch mehr gereizt wurden. Wir werden zeigen, wie viel gerade diese Auflehnung des Nordens dazu beigetragen hat, den Süden aus der Union zu treiben.

Volksleben in Neapel.

I.

Das Paradies. — Die Einheimische. — Sachlichen in Gefahr. — Der unwissthige Lazzarone. — Der Bajazzo und seine Civilisation. — Bummler. — Abenteuer beim Platzregen. — Ein Corricolo. — Treiben in den Straßen. — Allerlei Verkäufer. — Wie man die Zeit berechnet. — Die Geschichte vom Pinienkl. — Am Hafen. — Melonen- und Maccaroni-Verkäufer. — Volkswitz.

Man hat von Neapel gesagt, es sei ein auf die Erde gefallenes Stück des Himmels, und sicherlich gehört es zu den schönsten Punkten. Dem Entzücken, welches den Fremden überwältigt, wenn er zum ersten Male diese Stadt sieht, hat Adolf Stahr in seinem prächtigen Buch über Italien Ausdruck gegeben.

„Als ich," sagt er, „den Molo auf- und abwandelte, und nun die fabelhafte Pracht und Herrlichkeit dieser einzigen Stadt sich vor meinen Augen entfaltete, mit ihrem bunten Menschengewoge, ihren Schiffen und Leuchtthürmen, ihren hohen Felsklastellen und grünen Gebirgshäuptern mit der meilenweiten Perlenschnur hellschimmernder Städte um den ganzen Golf von Portici bis Castellamare, Vico und Sorrento — als der Vesuv seine Feuergarben durch die wirbelnden Rauchwolken gen Himmel schleuderte und das schönste Meer der Welt seine Wellen zu meinen Füßen heranrollte, da waren alle kleinen Reiseleiden vergessen in dem beglückenden Gedanken: das Alles ist kein Bild, kein Traum, es ist Wahrheit, es ist Wirklichkeit. Was man auch sagen möge, der Genuß des ersten Momentes trägt einen Zauber in sich, welcher sich mit keinem spätern Eindrucke mehr vergleichen läßt. Das märchenhafte Empfinden einer lang ersehnten Wirklichkeit gegenüber, in deren Mitte man sich selbst als ein Fremder erscheint, durchzittert die Seele wie ein elektrischer Blitz. Se, wie an jenem Abend, sah ich Neapel nicht wieder. Eine Barke trug mich hinaus in das Meer.

Digitized by Google

Wie ein liebeseliges Weib am Busen des Geliebten lag die Stadt hingestreckt an dem bergumkränzten Gestade des Meeres, und der blaue Himmel schien mit lächelnder Freude niederzuschauen auf das schöne Paar, welches er mit seiner Gaben reichster Fülle gesegnet hat, mit ewiger Jugend und ewiger göttlicher Schönheit. Alle Höhen umflossen von flammendem Goldglanze der scheidenden Sonne, im Schatten die Buchten und Küsten, das Meer den Himmel spiegelnd im tiefsten Blau, weiße Segel fern und nah, Gesang der Matinari, Zitherklang und frohes Jauchzen, und von der Ferne herüber das summende Getön der brausenden unendlichen Stadt, — es ist etwas an dem: Siehe Neapel und dann stirb."

„Neapel ist ein Paradies," so lautet ein altes Wort, aber die Spanier, welche einst dessen Herrscher waren und so manche Revolution niederzuschlagen hatten, setzten hinzu: „aber von Teufeln bewohnt." Aber abgesehen von gelegentlichen Dolchstichen und dem Stehlen von Taschentüchern, ist es doch nicht allzu arg mit der Teufelei, vom Höllenschmutz der Italiener natürlich abgesehen. Stahr fand bestätigt, daß Neapel, und namentlich die Toledostraße, für die Taschen der Fremden einer der gefährlichsten Orte der Welt ist. Daß ein unachtsamer Fremder sein Taschentuch wieder mit heimbringt, möchte eine Seltenheit sein. Und kein Vorübergehender, der eine solche Gaunermanipulation merkt, wird Dich warnen, denn sicher würde ihn die Rache des entdeckten Diebes treffen. Ich muß an einen Berliner Professor denken, der binnen einer Woche alle seine Sacktücher eingebüßt hatte. Eines Tages kam er ganz erfreut nach Hause und rief triumphirend aus: Diesmal habe ich die Spitzbuben angeführt; ich steckte ein hannewelenes ein und die Scheime haben es gewiß für ein seidenes genommen!

Wir wollen uns das Leben und Treiben in diesem Neapel näher ansehen. Der Edelmann und die Mittelklassen bleiben dabei außer Acht, denn sie sind ohne besondere Originalität und gleichen den Großstädtern der übrigen europäischen Capitalen mehr oder weniger. Aber in den unteren Schichten tritt jetzt noch viel Eigenthümliches hervor. Doch mehr und mehr geht es damit doch schon auf die Neige, die Alles beleckende Civilisation wirft auch hier nagend und zersetzend ein, der Lazarone wird nach und nach alle, er fängt an zu verschwinden, wenigstens nimmt er fremde Zuthaten an. Wer ihn noch in seiner alten Urwüchsigkeit beobachtet hat, wie Marc Monnier, kann von Glück sagen. Vor dreißig Jahren schlenderte solch ein „Teufel" in den Straßen Neapels auf und ab oder lag in der Sonne, ohne eine andere Kleidung als seine exfarbene Haut und einen leichten Schurz um mit offenem Hemde; zuweilen mit Beinkleidern, die bis an's Knie reichten. Am Morgen verrichtete er irgend eine Arbeit, um etwa fünf Soldi zu verdienen, und diese reichten für seinen Tagesbedarf aus. Manchmal stahl er auch, am liebsten ein Taschentuch. Aber wenn er satt war, gab er sich die Mühe auch nicht einmal dazu; die Anstrengung wäre für ihn zu viel gewesen. Er legte sich hin und schlummerte; Abends belete er als rechtgläubiger Christ seinen Rosenkranz herunter und sang ein Lied, und schlief dann den Schlaf des Gerechten.

Diese schönen Tage gehen, wie gesagt, allmälig zu Ende. Mancher Lazarone hat schon seine eigene Wohnung und treibt irgend ein Handwerk, heirathet sogar, hat Kinder, ist also Familienvater. Einst wäre ein Philosoph in Lumpen, wenn er sich einmal satt gegessen hatte, für einen Thaler nicht zehn Schritte weit gegangen, wenn eben Zeit der Siesta war; jetzt ist das anders, denn der Familienvater will Geld verdienen, er ist etwas, sei es nun Fischer, Ruderer, Lohndiener oder Lastträger beim Zollhause und dergleichen. Er will kein Lazarone mehr sein, er hält diesen Namen, welchen ihm die Spanier zum Andenken an den aussätzigen St. Lazarus gaben, für eine Beleidigung. Der Lastträger nennt sich Bastaso, einen Träger, und er ist obendrein in seiner Art ein rechtlicher Mensch, wenn man vom Schleichhandel absieht; er schmuggelt, weil die Regierung ein Abstractum, nicht eine greifbare Person ist.

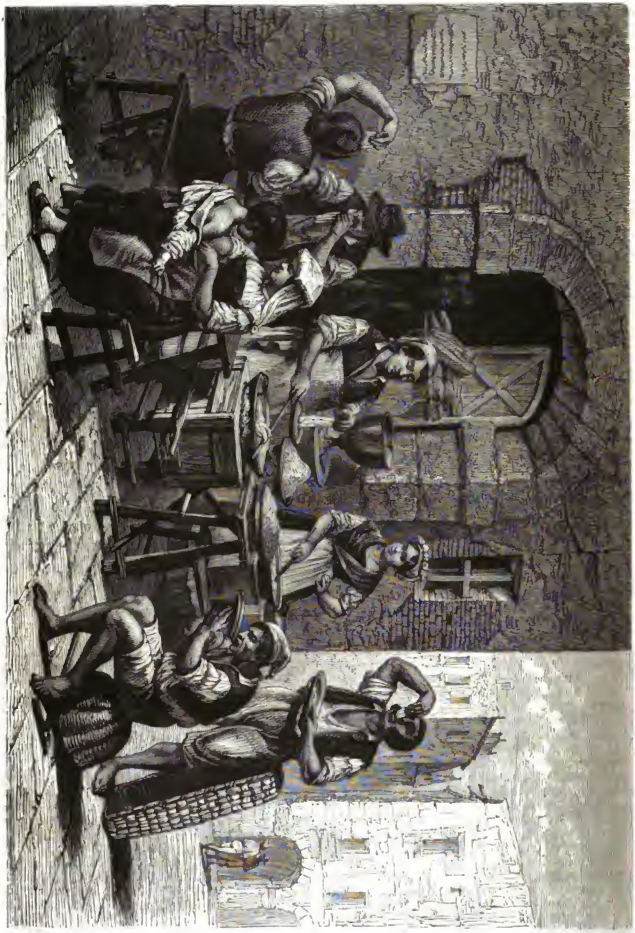
Einen Mann von Fleisch und Bein betrügt der Bastaso nicht. Als ich, sagt Monnier, in Neapel landete, gab ich einem dieser Lastträger einen Wink und deutete ihm an, daß mein Koffer nicht in's Zollhaus dürfe. Er verstand mich, zwinkerte mit den Augen und sprach leise: „Sein Sie ganz unbesorgt." Das konnte ich auch sein; von meinen Sachen fehlte auch nicht eine Steknadel. Auf solche Weise wurden in Neapel Bücher, insbesondere die bei sehr schwerer Strafe verbotenen Bibeln, eingepascht. Der Bastaso ist unter den Plebejern Neapels der rechtschaffenste; er spielt in seinem Quartier eine Rolle, gilt viel am Hafen, und eine Frau, die solch einen Lastträger zum Manne hat, rühmt sich dessen.

Der Bastaso kann als der civilisirte Lazarone betrachtet werden. Etwas tiefer steht eine andere Klasse; sie liefert Küchenjungen, Pferdejungen, Diener vom untersten Range, welche von den Köchen, Kutschern und Kammerdienern gutter Häuser besoldet werden. Diese Halbsklaven arbeiten sich manchmal empor und werden Handwerker, aber dann tragen sie auch lange Beinkleider, Schuhe, Rock und Mütze oder gar einen Filzhut; sie wandeln sich in schlecht gekleidete Europäer um und der Lazarone ist hin! Denn nun arbeiten diese Leute, und die Schuster in der Straße der Fioventini sind sogar unermüdet fleißig von früh sechs Uhr bis zum späten Abend. Der neapolitanische Farniente ist völlig umgewandelt, wenn ihn der Ehrgeiz packt und obendrein eine Familie ernährt werden muß. Die Zahl dieser nützlichen Menschen, welche der Faulheit den Absagebrief schreiben, nimmt zu, aber sie verlieren das alte Gepräge, lernen sogar lesen, gehen nicht in die Messe und theilen keine Messerstiche aus. Noch mehr, sie zweifeln an den Mirakeln des heiligen Januarius und ziehen den Leuten kein Sacktuch aus der Tasche. Ausgezeichnete Lazaroni! Ein „Altconservativer" an Donau oder Spree könnte Thränen über solche revolutionäre Entartung weinen.

Aber zum Glück ist auch in dieser argen Zeit die Romantik noch nicht ganz in Abgang gekommen. Es giebt noch Menschen alten Schlages, welche uns Erinnerungen an die gute alte Zeit herauszaubern, barfüßige Bummler, die keinerlei Geschäft haben, poetisch in den Tag hinein leben, vor der Hand in den Mund leben, wie die Franzosen sagen an hasard et à la diable. Diese Romantiker treiben Alles und Nichts, verkaufen Alles, was sie finden oder betteln, und sind in Gruppen und Banden überall anzutreffen, wo etwas zu machen, das heißt, ohne Arbeit und Anstrengung zu verdienen ist. Sie bilden eine für die Fremden sehr lästige Menschenklasse; sie sind Bummler und Lungerer von Handwerk.

Dann und wann machen sie sich aber auch einmal nützlich, und dafür sorgt der gütige Himmel, wenn es ihm gefällt, seine Schleusen zu öffnen, und namentlich im Frühjahr oder Herbst ungeheure Wasserströme auf Neapel herabzuschütten. Dann giebt es allemal eine wahre Sintfluth; die Terrassen der Häuser werden in Fontänen umgewandelt, welche aus den altmodigen, weit über die Straßen hinausragenden Abläufern der Dachrinnen ganze Wasserströme hinabgießen, wilde Kataraften, die mit Rauschen und Geplätscher auf das Pflaster fallen. Dann sind die Straßen wie Betten von Bergströmen, in welche aus allen Seitengäßchen schlammiges Wasser sich hineinwälzt und zum Meer

Digitized by Google



Macaronibereiter in Neapel.

Digitized by Google

hinabfließt. Unterwegs bildet es aber förmliche Seen, deren Wogen vom Winde bewegt werden, mit einem Worte, Neapel wird dann in eine Wasserstadt, in ein Venedig umgewandelt.

Manchmal werden diese Gassenströme den Fußgängern gefährlich, und mehr als einmal sind auch Wägen von den wilden Fluthen umgerissen worden. Auf dem Largo delle Pigne, einer breiten, in der Mitte ausgehöhlten Straße, die vom Museo borbonico zum Marsfeld hinabführt, ereigneten sich manche Unglücksfälle. Diese Straße ist in Zwischenräumen mit eisernen Brücken überspannt, denn zur Zeit der Fluthen würde sich nicht einmal ein Elephant in diese „Lave" wagen. Betrunkene Schweizersoldaten wollten ihnen Trotz bieten und waren verloren!

Doch Unwetter und Platzregen dauern nicht ewig; der Himmel wird wieder blau, aber die Straßen Neapels sind dann noch sehr schmutzig und naß, und einem wohlgekleideten Fußgänger grauet vor ihnen. Was soll er machen, wenn er an eine mehr als zweideutige Stelle kommt, hinüber will und doch keine Brücke in der Nähe findet? Dann helfen die oben erwähnten Gassenromantiker aus. Diese würdigen Männer kommen in Hülle und Fülle aus den vielen Gäßchen, welche vom Fort St. Elmo nach der Stadt hinabführen, waten mit Lust durch den Schlamm und rufen aus Leibeskräften: „Wer will hinüber, oh, qui passa? oh, qui passa?" Dazu finden sich immer Liebhaber. Unser Romantiker packt den ersten besten Mann, der so wohlbeleibt sein kann wie er wolle, und allemal den Regenschirm aufgespannt läßt, und trägt ihn hinüber.

Dabei geht es freilich ohne tragikomische Zwischenfälle nicht ab, und der grundgelehrte Biderba, welcher einen vortrefflichen Wegweiser durch Neapel und die Umgegend geschrieben, hat einen solchen nicht nur erlebt, sondern auch ergötzlich genug dargestellt.

Die Lave in der Toledostraße, sagt er, bildete vor den Palast der Foresteria reale einen förmlichen See; ein anderer Wasserstrom fluthete von der Taverna Penta nach San Giacomo. Ich stand an einer Ecke des Kreuzweges neben vielen Dienstboten, welche zu Markte gehen wollten und sich lebhaft unterhielten, aber noch nicht hinüber wagten. Da trat ein Wassermann auf mich zu und fragte, ob ich hinüber wolle. Der Mann schien mir nicht sicher genug, seine Beine sahen nicht gerade kräftig aus, und ich entgegnete ihm ein trockenes Nein. Aber der Bandit machte es wie der Liebhaber mit der Geliebten, er übersetzte sich mein Nein in ein Ja, weil er mir an den Augen absah, daß ich allerdings gern hinüber wollte.

Wir wollen hinüber, Herr?

Laß nur, ich bin viel zu schwer.

Bah, Sie sind nicht schwerer wie ein Strohhalm.

Nun, meinetwegen. Wir wollen sehen, wie's abläuft.

Er packte mich, ging in den Schlamm hinein, gab sich alle mögliche Mühe und bot alle Kraft auf, um mich zwischen Himmel und Erde zu halten, aber die Sache wurde bedenklich. Die Dienstboten an der Ecke riefen mir nach: „Hu, hu, der Herr! Er wird fallen! Der kann ihn nicht tragen. — — Da liegt er!"

So war es. Der Wassermann konnte mich nicht mehr halten, sank in die Knie, zu Boden und ich fiel über ihn her! Da blieb er liegen und bat mich, aufzustehen. Aber ich alter Mann, mit dem aufgespannten Schirm in der einen Hand, konnte mich nur mit Mühe in's Gleichgewicht bringen. Endlich ging es, unter den spöttischen Beileidsbezeugungen der Dienstboten an der Ecke. Ich hatte eine Anwandlung von Großmuth und gab meinem nichtswürdigen Charon,

Pistenmeerkatzler.

Digitized by Google

der mich nicht an's andere Ufer geleoetst hatte, einen Obolus. Aber ich konnte nicht unterlassen, ihm zu sagen:

Siehst Du, daß ich doch schwerer bin als ein Strohhalm?

Der Lazzarone stellte sich entzückt über meine Großmuth und sagte: Sie haben ganz recht, Sie wiegen schwer, denn Sie sind ein Geldmann. —

Die Antwort war vortrefflich, aber man kann dergleichen bei diesem faulleuzenden Volke täglich hören, weil es ein aufgewecktes Temperament hat.

Wir schlendern umher und gehen vor die Stadt. Da begegnet uns ein Corricolo, ein Einspänner vom Lande. Der Gaul ist armselig und die Italiener sind Pferdeschinder, ärger als die weiland zwischen Berlin und Charlottenburg fahrenden Kutscher, welchen allemal so lange „nur noch eene lumpigte Person" fehlte, bis achtzehn Fahrgäste in dem Wagen saßen. Unser neapolitanischer Corricolo hat nur siebzehn. Vier nahmen Platz auf dem Sitze und die beste Stelle hat sich natürlich der Pater gesichert. Es ist eine bunte Gruppe; an der Straße sitzt der unvermeidliche Bettler, er wird aber von diesen Fahrgästen nichts erhalten.

Es lohnt sich, früh Morgens einen Wandelgang durch Neapel zu machen, bald nach Sonnenaufgang, wenn in der Toledostraße, der Pulsader des großen Treibens und Verkehrs, noch Alles still ist. Dann kann man in aller Muße die vielen großen Prachtgebäude mit ihren geräumigen Sälern betrachten; die Läden, welche den Raum zu ebener Erde einnehmen, sind noch nicht geöffnet. Die Straße hat (obwohl weniger als manche andere, weil sie vielfach modern geworden ist) Charakter; man merkt auch hier gleich, daß man in Neapel ist. Mitten durch das Gewühl treiben im italienischen, vicier-emanuelischen Neapel, wie weiland im bourbonischen, Schweinehüter das liebe Borstenvieh zu jeder Tageszeit durch die Toledostraße. Es läuft den Menschen und den Pferden grunzend zwischen die Beine und wird sehr lästig. Der Ziegen- und Schafheerden, die sich in Italien von selbst verstehen, will ich weiter nicht gedenken, weil sie harmloser sind, auch nicht der Kühe, welche man von Thür zu Thür treibt, wo sie gemelkt werden. So bekommt man in Neapel unverwässerte Milch. Hühner und Hähne schreien gemüthlich aus den Nebengäßchen herab und beschämen sich, was in der eleganten Welt vorgeht; natürlich fehlen auch die bescheidenen, aber oft sehr laut vernehmlichen Esel nicht, und eben so wenig die Bettler, welche in Gruppen vor den Palästen liegen und mit ihren malerischen Lumpen einen scharfen Contrast zu dem galonirten Thürsteher bilden, der uns an das achtzehnte Jahrhundert gemahnt.

Gemüseverkäufer in Neapel.

Inzwischen ist es in anderen Straßen, wo die kleinen Leute wohnen, schon sehr lebhaft geworden. Wer sie durchwandert, findet Stoff zu mancherlei Betrachtungen, denn er sieht, in welcher Verkommenheit die trägen Armen leben. Zu den höher gelegenen Stadttheilen, von der Toledostraße bis zu dem neuen Corso Victor Emanuel, sieht es schon besser aus. Dort wohnen die liberalen Popolani, die nicht mehr Lazzaroni sein oder heißen wollen, politische Clubbs bilden, Zeitungen halten und vom einheitlichen Italien sprechen. Für den Begriff dieses letztern haben sie ein ganz besonderes Zeichen. Sie heben nämlich den Zeigefinger der rechten Hand bis zur Höhe des Auges; wer das thut, deutet damit an, daß er ein Anhänger der Einheit sei. Unter diesen Popolani sind viele Freigeister; sie tragen lange Beinkleider und Fußbekleidung, schlafen in eigenen Betten, führen die Stricknudeln, d. h. die Maccaroni, nicht mit Adams Gabel, nämlich den fünf Fingern, welche der liebe Gott geschaffen, zum Munde, sondern bedienen sich einer Zinngabel. Das ist ein gewaltiger Fortschritt, zu welchem noch kommt, daß diese Popolani weder an Wunder glauben, noch stehlen, und daß sie sogar arbeiten.

Bei diesen Leuten ist es mit dem alten Neapel so ziemlich vorbei; aber dafür entschädigen wir uns in der eigentlichen Altstadt und am Meeresstrande; sodann in den Gassen, welche zu dem Marktplatze führen. Dort tauchen sogleich geschichtliche Erinnerungen auf, denn wir sehen die Stätten, wo der junge Hohenstaufe Conradin enthauptet und wo Masaniello ermordet wurde. Zwischen armseligen Häusern hin laufen Gäßchen, so schmal, daß zwei wohlbeleibte Mönche, wenn sie neben einander gehen, nur mit Mühe hindurch können. Durch wurmstichige Thüren, welche oft nur halb in den Angeln hängen, haben wir einen Einblick in Höfe, die so schmutzig, so, man verzeihe den Ausdruck, unsäthig unsäthig sind, daß ein rechtschaffenes nordeuropäisches Schwein vor solchem Gräuel zurückschaudern würde.

Aus jenem Stadttheile kommen nun Morgens die Vagabunden hervor, welche bis zum späten Abend sich umhertreiben, auf der Straße singen, betteln, Zeitungen und Katzenfutter ausrufen und feil haben, und, vor allen Dingen, Sacktücher stehlen. Alle diese Leute glauben an die Wunder des Heiligen Januarius.

Früh erheben sie sich von ihrem armseligen Lager, sobald der Morgen hinter dem Vesuv aufdämmert. Dann ist auch schon der Branntweinverkäufer auf den Beinen und ruft aus voller Kehle sein Centerbe, Centerbe! Er ist gleichsam der Hahn, welcher die wilde Bevölkerung aus dem Schlafe aufkräht.

Der geringe Mann in Neapel hat natürlich keine

Taschenuhr und richtet sich auch nicht nach der Sonne. Er hat ganz andere Merkzeichen, an denen er abnimmt, was die Glocke geschlagen hat. Das sind die herumziehenden Händler, welche allemal zu bestimmter Tageszeit an ein und derselben Stelle eintreffen. Bitterbo hat diesen Gegenstand ergötzlich genug an der Tagesgeschichte Pinerol's erläutert.

Pinerol war Sergeant unter den Seesoldaten, starb und hinterließ seiner Wittwe eine Taschenuhr und einen Sohn. Die Frau lebte nach Ordnung und Regel. Morgens wachte sie auf, sobald der Branntwein-Verkäufer rief, schlug ein Kreuz, murmelte ein Gebet und ging an die Arbeit. Vorher hatte sie ihren Sohn, den jungen Pinerol, geweckt. Der erhob sich dann wohl vom Lager, schlug einmal die Augen auf, fiel aber sogleich wieder hin, wie ein Zappelmann, dessen Faden man losläßt. Bald nachher rief die Mutter noch einmal, aber Pinerol hörte nicht; sie schüttelte ihn derb, aber das focht den Jungen nicht an; sie schalt und drehete, aber Pinerol schlief. Nachdem einige Zeit verflossen war, sprang er plötzlich auf, fuhr in seine Beinkleider und rannte nach der Hausthür. Weshalb? Die Kastanienhändlerin ging durch die Straße und rief ihre Waare aus. Sie war an jedem Morgen Pinerol's Weckuhr.

Nach dem Frühstück mußte Pinerol für seine Mutter Kohlen kaufen. Daß er dabei Umwege machte, versteht sich von selbst; er traf seines Gleichen, die es gerade so machten, wie er selber; die liebe Jugend trieb allerhand Schäkerei und Kurzweil. Inzwischen zählte seine Mutter die Minuten, denn es gingen ja die Leute vorüber, welche weißen Käse (Ricotelle) und Buttermilch verkaufen. Endlich kommt der junge Bummler und singt einen Gassenhauer, der eben bei Seinesgleichen Mode ist.

Ich kenne ein Mädelein
Wie Honig so süß;
Das heißt Caroline,
Hat 'ne liebliche Miene u. s. w.

„Hängen sollst Du (Meise)!“ ruft die Mutter. „Hast eine ganze Stunde vertrödelt, Taugenichts!“

„Eine Stunde sagst Du, Mutter?“

„Ja, eine volle Stunde. Hörst Du nicht die Ziegen drauſsen?“ — Ziegen und Kühe kommen nämlich um 7 Uhr Morgens vorüber. Pinerol weiß sich zu helfen und antwortet:

„Die Ziegen müssen heute sehr früh aufgestanden sein.“ Darauf versetzt ihm die Mutter einen Klaps, Pinerol flennt und vernünscht Kühe und Ziegen, weil sie so genaue Stundenweiser sind.

Bettlerinnen in der Toledostraße, Neapel

Wittwe Pinerol hat jetzt Feuer auf dem Herde. Jetzt kommen Leute vorüber, welche Fleisch und Gemüse verkaufen. Nun ist es acht Uhr. Die Eierhändlerinnen erschienen nicht vor neun Uhr. Sobald sie sich blicken lassen, muß Pinerol den Besen zur Hand nehmen und kehren. Nach vollendeter Arbeit vernimmt er die rauhe Stimme des Marinaro, der aus Sorrent kommt, und Butter ausruft. Jetzt geht Pinerol zur Mutter, sagt ihr, daß der Topf auf das Feuer müsse, denn es ist zehn Uhr.

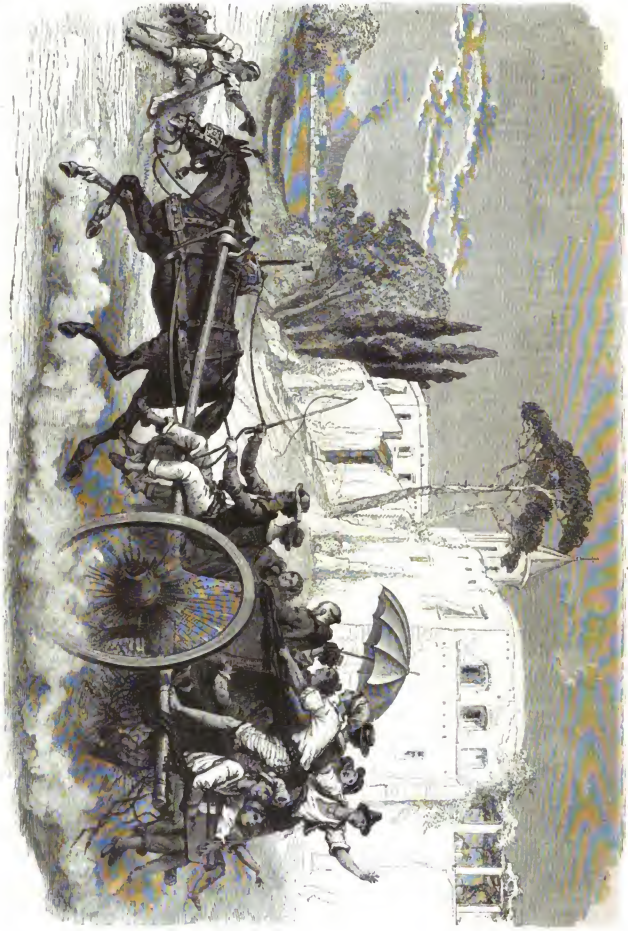
Um elf Uhr kommen die Ricotte aus Castellamare, und Pinerol singt ein Liedlein; bald nachher schreien allerlei Verkäufer durch einander, und nun weiß er, daß Mittagszeit sei. „Mutter, Mutter, zu essen!“ Ohimè, a magnà!

Um ein Uhr stellen sich die Radieschen-Verkäufer ein. Mutter und Sohn danken dem lieben Gott für die gesegnete Mahlzeit; sie geht an ihre Arbeit, er wäscht die Teller und ist damit fertig, wenn er rufen hört: „Geröstete Kastanien!“ Nun hat es zwei Uhr geschlagen. Um drei Uhr wird gerufen: „Schwefelwasser!“ und die Wittwe trinkt ein Glas. Um vier Uhr, wenn die Kühe da sind, darf Pinerol spielen und kann ausgehen, aber nur bis fünf, weil dann die Kühe zurückkommen. Vom Besuch der Schule ist natürlich keine Rede.

Bis dahin zeigt das Ausrufen genau an, was die Glocke geschlagen hat; nun ist aber eine Lücke, wenn nicht der Fischhändler kommt, der sich um sechs Uhr einstellt. Aber der Fischfang hängt sehr von Wind und Wetter ab, und ist unsicher. Interessen, man sieht ja daß die Sonne zur Neige geht. Es wird dunkel; Pinerol zündet die Lampe an, und nun kommen die Abendverkäufer. Um neun Uhr jene mit Oliven. Die Wittwe und der Sohn speisen zu Nacht. Der Kastanienhändler; also zehn Uhr. Um elf ruft der Kaninchenhändler, und nun ist es Zeit zum Schlafen gehen. Die Mutter erzählte gerade ein Mährchen, aber der Kaninchenhändler hat gerufen, folglich muß die hübsche Historia abgebrochen und ein Rosenkranz gebetet werden. Also zu Bette. Um zwölf Uhr läuten die Glocken der dreihundert und siebenzig Kirchen Neapels, und das dauert wohl eine Viertelstunde lang. Nun schläft Alles.

Wir gehen Abends in die Hafengasse, in welcher wir ein ganz besonders reges Treiben finden. Eßwaaren aller Art stehen in Menge feil, im Freien und in Läden, in Buden

Digitized by Google



Ein Gerücht in Madrid.

Digitized by Google

und in Zelten, die dürftig genug aussehen, aber doch gegen Sonne und Schlagregen ein Obdach gewähren. Wir finden Alles beleuchtet, aber nicht gerade glänzend, denn die Laternen schimmern nicht stark und ein Oellämpchen in einer Papiertüte thut auch seinen Dienst. Die Menschenmenge wogt auf und ab. Viele sind, an Sommerabenden, mehr als dürftig gekleidet; nackte Beine, nackte Füße, nackte Arme, oft nur Beinkleider bis auf die Schenkel und dazu ein Hemd; das ist Alles. Es herrscht ein wirres Durcheinander und ein unbeschreiblicher Lärm. Der Neapolitaner bewegt sich stets in Uebertreibungen; er kann nichts kaufen, ohne dabei zu zanken, und beim Zanke schwatzt er sich in die Wuth hinein. Streit um ein paar Pfennige führt nicht selten zu Messerstichen. Es regnet Schelte und Flüche; man schreiet, kreischt, brüllt und lacht, und durch diesen Höllenspectakel donnert die Stimme der Händler hindurch, welche ihre Waare anpreisen.

Da ist der Castagnano, der, mit heiserer Kehle aus hohler Brust, seine gerösteten Kastanien anpreist. Aber er

Wasserverkäufer.

erscheint unbedeutend neben den Verkäufern der Wassermelonen, Pasteten. Diese prahlen entsetzlich und überbieten einander in Aufschneidereien. Vor der Bude des einen sehen wir ein Bild, auf welchem sich Polichinello und Don Nicolaus präsentiren, wie sie eine gewaltige Melone auseinander sägen. Vor einer andern finden wir eine gewaltige Kanone, aus welcher Melonen hervorplatzen; ein drittes Bild stellt einen Vulkan dar; er speit Melonen aus. Die Melone ist eine Lieblingsfrucht der Neapolitaner. Oft steckt der Kopf eines Jungen in der Schale einer Melone; er ißt, er trinkt Melone und wäscht sich mit der Melone sein braunes Gesicht.

Nichts ist ergötzlicher, als wenn zwei Mellonari, deren Zelte einander gegenüber stehen, sich überbieten wollen im Anpreisen ihrer Waare. Der eine ruft so viel seine Lungen nur ausgeben:

„Castellamare, Castellamare! Seht hier das Wunder. Sie sind aus Castellamare!"

Ein anderer versucht ihn zu überbieten und schreiet aus Leibeskräften: „Meine Melonen kommen aus dem Schnee, und sind doch Feuer!"

Nun spaltet jeder eine Melone, hält sie triumphirend empor und schlägt mit dem Messer auf das Brett. Dabei hört man: „O, seht nur diese Herrlichkeit, schaut das Wunder, staunet die Pracht an. Hier geht die Sonne auf!"

Der andere nimmt die beiden Halbschnitte seiner Melone in die Hände, schlägt die Arme kreuzweis übereinander, indem er sie der gaffenden Menge entgegen weit ausstreckt und ruft wie ein Besessener: „Das dort soll die Sonne sein? Seht hier den Mond." Nun ist die Schlacht eröffnet. Der Mann der Montmelone läßt einen Lazzaronenknaben herbeikommen, der eine mächtig große Melone auf dem Kopfe trägt. Der Mellonaro, keck wie einst Wilhelm Tell, zerschneidet die Melone auf dem Haupte des Jungen. Der Schnitt war meisterhaft. Der Verkäufer lehnt sich weit nach vorne über, streckt Kopf, Arme, den ganzen Oberleib vor und schreiet aus voller Kehle:

Bäuerin.

Obst- und Eisig Händler.

„Hier seht ihr das achte Wunder der Welt! Feuer, Feuer ist hier."

Aber sein Gegner bleibt ihm nichts schuldig und setzt nun erst recht einen Trumpf auf: „Hier ist der Vesuv, der Vesuv, eine Melone wie der Vesuv!"

Der andere heult: „Hier halte ich den Aetna in der Hand, den Mongibello! Meine Melone ist der Aetna!"

Wie kann eine solche Hyperbel noch überboten werden? Der Mellenaro macht eine Pause, während der andere stolz und siegesgewiß ihn anblickt. Aber dann bricht das Ungewitter los, und eine Donnerstimme brüllt:

„Hier, hier, meine Melone ist die Hölle mit allen Teufeln! Nun sieh zu, was Du dagegen ausrichten kannst!"

Er blieb Sieger. Das Volk lachte und pfiff und klatschte in die Hände, kaufte von beiden Händlern Melonen, verzehrte Vesuv und Aetna, Sonne und Mond, Hölle und Teufel, und wusch damit das braune Gesicht.

Digitized by Google

Doch wir wenden uns zu einem andern Manne, dem Maccaronioverkäufer. Er ist ein gesetzter, ruhiger, wohlbeleibter Mann und seine Frau nicht minder gut conditionirt, eine Gestalt, wie Rubens sie gern malte. Der Maccaronare redet ächt neapolitanisch und wir haben Mühe zu verstehen, was er sagt. Er ruft: A vi vera la cotta ale fi vierdi! Das bedeutet etwa so viel als: Hier ist es, das Gekochte der Grünen! Grün ist gleichbedeutend mit frisch, und das Ganze soll sagen: die Stricknudeln seien frisch gekocht, nicht etwa aufgewärmt. Ein Neapolitaner redet am liebsten farbig und in Bildern. Der Maccaronaro fährt mit Stab oder Löffel, manchmal auch mit den Händen in seinen Kessel, langt die Nudeln heraus, und vertheilt sie auf süssigkeartigen Tellern an seine Kunden. Der Hungrige nimmt den Teller in die eine Hand, langt mit Roams Gabel die Mehlstricke heraus, und läßt sie, bei hinten übergebeugtem Kopfe in den weit geöffneten Mund gleiten. Dabei schwimmt sein gen Himmel gerichtetes Auge in Seligkeit. Hinterher schlürft er etwas Brühe von Paradiesäpfeln oder geschmolzene Butter. Mit zwei Pfund Stricknudeln ist der Lazzarone in drei Minuten fix und fertig. Er verschlingt in derselben Zeit noch zwei Pfund, wenn Jemand für ihn bezahlen will.

Ein anderer Mann verfertigt Frauellichi, eine sehr beliebte Speise aus Mehl, Honig und Eiern, welche man durcheinander rührt und zum Teige knetet, und der in mundlich langen, elastischen gelben Bändern zusammengerollt wird. Der Pizzaiolo kocht seine dustige Waare unter freiem Himmel; einen Hauptbestandtheil bildet Knoblauch in überreichlicher Menge; zarzi kommen Gemüse, Sardinen, Schinken, Mozzarella, d. h. fasteiger, zäher Käse und allerlei Gewürze. Zu dem Pizza trinkt man Wein, nämlich Falerner, Lacrima Christi und Aehnliches.

Mit dem neapolitanischen Wein hat es freilich eine ganz eigene Bewandtniß. Die Christusthräne ist längst ausgegangen; die Stellen, wo sie einst gedieh, sind unter der Lava des Vesuvs begraben. Der Marsala, der Falerner und der Wein von Capri sind heutzutage Fabrikate. In Neapel soll man eigentlich nur Gragnano oder apulischen Wein trinken, wohlverstanden, wenn man sie rein bekommt.

Am Hafen sitzen auch noch die Venditzighe, Verkäuferinnen, welche geröstete Maisähren feil bieten. Mit dieser Speise beschelken sich die ganz armen Leute; diese Kolben werden als — junge Truthähne bezeichnet und als „schön, zartig und fattig" angepriesen. Uebertreibung, oft sehr naive, in allen Tingen!

Kapitän Richard Burton bei den Mormonen in der Stadt am Großen Salzsee.

Burton ist ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann und ein Entdeckungsreisender, welchem an Tüchtigkeit nur wenige gleichkommen. Nachdem er eine gründliche Schulbildung, namentlich in den Sprachen des Alterthums erhalten, trat er in das englisch-ostindische Heer, machte Reisen durch die Länder, welche sich im Süden des Himalaya zwischen dem Indus und dem Brahmaputra ausdehnen, und schrieb ein höchst anziehendes Werk über die Malabarküste und die Nilgherris, welchem bald ein zweites über Sindh, überhaupt das Gebiet am untern Indus folgte. Er lernte mehrere indische Sprachen gründlich, und beobachtete unbefangen Alles, was er sah. Vor den meisten seiner britischen Landsleute zeichnet er sich rühmlich dadurch aus, daß er keinerlei Vorurtheile hat; dadurch ist er in den Stand gesetzt, redlich zu prüfen und ein sicheres Urtheil zu fällen.

Arabisch redet er so fließend wie ein Beduine, die Sitten und Gebräuche des Orientes kennt er wie ein Eingeborener, und er weiß sich völlig in die Anschauungen der Morgenländer hineinzuleben. Er gehört zu den wenigen Europäern, denen es gelungen ist, bis nach Mekka an das Grab des arabischen Propheten zu gelangen, und er wußte seine Reise als Muselmann mit glänzendem Erfolge durchzuführen. Das Buch, welches er über seine Pilgerfahrt veröffentlicht hat, ist ungemein anziehend und bezeugt seine gründliche Gelehrsamkeit so sehr, daß es ihm eine Stelle in den vordersten Reihen der Kenner des Orientes sichert. Schon vorher unternahm der kühne Mann das Wagniß, nach Härrär vorzudringen, welches vor ihm noch nie eines Europäers Fuß betreten hatte. Deshalb wurde diese Mohammedanerstadt als das „efstafrikanische Timbuktu" bezeichnet. Burton brach den Bann, indem er von Zeyla aus glücklich durch die Wüste der Somal bis nach Härrär gelangte und wohlbehalten nach Berbera zurückkam.

Die großen Dienste, welche er der Wissenschaft geleistet, brachten ihm nicht geringen und wohlverdienten Ruhm, aber Burton erhöhete denselben noch durch seine Reise in nie zuvor erforschte Gegenden Ostafrika's. Er entdeckte den Tanganyika-See, wie sein Gefährte Speke den Victoria-Nyanza-See. Burton's Werk über diese Entdeckungsreise enthält eine wahre Fülle wichtiger Ergebnisse für die Länder- und Völkerkunde und ist ungemein anziehend geschrieben. Denn Burton, ein Mann von Geschmack, stellt vortrefflich dar, hat einen lebhaften Styl und vermeidet jene Weitschweifigkeit, durch welche so viele englische Bücher lästig werden. Nie legt er, gleich so manchen seiner Landsleute, Gewicht auf Unbedeutendes. Er hat neben Geist und Gelehrsamkeit auch Humor und gebietet über eine feine satyrische Ader. Als Reisender zeigt er sich klug und gewandt, und sein kaltblütiger Muth bietet allen Gefahren Trotz.

Auf jener ostafrikanischen Reise litt seine Gesundheit durch die Einflüsse des afrikanischen Fiebers entschieden. Er wollte sie in der reinen Luft der nordamerikanischen Prairien und in den Schneegebirgen stärken, und unternahm deshalb einen „kleinen Ausflug" nach der Neuen Welt, die er vom Hafen bis zum goldenen Horn bei San Francisco in Californien durchzog. Die Resultate derselben hat er kürzlich in einem ausführlichen Buche: The City of the Saints and across the Mountains to California, by Richard F. Burton, London 1861, 707 Seiten, veröffentlicht. Im Laufe des vorigen Sommers ist Burton als englischer Konsul nach Fernando Po an der Westküste von Afrika gegangen, und wir dürfen von ihm interessante Nachrichten über die Niger-Länder erwarten.

In dem großen nordamerikanischen Binnenbecken, zwischen den Felsengebirgen und der Sierra Nevada, deßen Ströme und Seen keinen Abfluß zum Ocean haben, wohnen bekanntlich zwei wunderlichen Leute, welche man gewöhnlich als Mormonen bezeichnet. Diese in den Vereinigten Staaten absichtlich mißhandelten, von der Unduldsamkeit und dem Neide blutig verfolgten Leute, suchten sein 1847 in jener Einöde eine Zuflucht, und wanderten durch ihren Fleiß die Wüste in einen Garten um. Von der Stadt am Großen Salzsee aus haben sie weit und breit Ansiedlungen gegründet, und das „Territorium Utah", welches die Mormonen als Deseret, Land der Honigbiene, bezeichnen, hat gegenwärtig mehr als 60,000 Bewohner.

Die Mormonen weichen in ihren religiösen Ansichten vielfach von jenen der verschiedenen christlichen Kirchen ab; sie sind wunderliche Schwärmer; ihre Polygamie, obwohl sie dieselbe aus der Bibel und mit der Majorität der Menschengeschlechter rechtfertigen, hat für uns etwas Anstößiges, und mit der demokratischen Theokratie dieser Schwärmer werden wir uns nicht befreunden können.

Digitized by Google

Aber diese Mormonen bilden eine der interessantesten Erscheinungen in der Geschichte der Völkerpsychologie aller Zeiten, und wenn sie bisher durch die „Völkerhaftigkeit der Yankees" verkeilt, geschmäht und verleumdet worden sind, so wird damit nichts erklärt. Man hat den Mormonen viel mehr Uebles nachgesagt, als zu rechtfertigen ist; sie sind keine „Teufel in Menschengestalt", keine „Ungeheuer", sondern ordentliche, fleißige, ungemein betriebsame Leute mit seltsamen religiösen Begriffen und eigenthümlichen Staats- und Kirchenuneinrichtungen, welche bei ihnen zusammenfallen. Barton hat den Muth, diese Leute unbefangen zu würdigen, und sie nicht mit dem Maßstabe des ordinären Fanatismus zu messen. Wir werden gelegentlich einige seiner Schilderungen mittheilen; heute erzählen wir den Besuch des Briten bei dem Präsidenten der Mormonen, Brigham Young, welcher an der Spitze der Mormonen steht, seitdem Joseph Smith, der Gründer und „Prophet", zu Carthago in Illinois von den Yankees ermordet wurde.

Ein Besuch beim Präsidenten Brigham Young.

Barton war mit dem von Washington aus zur Verwaltung des Utah-Gebietes nach der Stadt am Salzsee geschickten Gouverneur Cumming bekannt geworden. Er hat denselben, ihn bei Brigham Young einzuführen, und erhielt den Bescheid, daß er am 31. August 1860, Morgens um elf Uhr willkommen sein werde. Nun erzählt er: Der „Präsident der Kirche Jesu Christi der Heiligen des jüngsten Tages über alle Welt," muß beim Empfange von Fremden einige Vorsicht beobachten, nicht blos ans Rücksicht für seine persönliche Sicherheit, sondern auch um die Würde seiner Stellung gegen manche Leute zu behaupten, die da vermeinen, sie könnten einem Mormonen gegenüber die Gebote der Höflichkeit hintenansetzen und sich Grobheiten erlauben.

Gegen Mittag begab ich mich mit Gouverneur Cumming zum Präsidenten. Der Thürsteher war ganz einfach gekleidet, scheinbar unbewaffnet und ging in der Veranda auf und ab. Im Arbeitszimmer des Propheten fanden wir mehrere Männer; sie erhoben sich, um den Gouverneur zu begrüßen. Brigham Young trat auf mich zu, schüttelte mir in schlichter Weise die Hand, stellte mich den Anwesenden vor und bat mich, auf einem Sopha Platz zu nehmen.

Indem ich diesen Mann schilderte, mache ich mich keiner Indiskretion schuldig und verletze die Gastfreundschaft nicht. Young ist kein gewöhnlicher Sterblicher, sondern ein „Seher, Offenbarer und Prophet, der von Gott alle Gaben hat, mit welchen der Herr das Haupt der Kirche begnadete;" seine Erlebnisse, Lithographien und Photographien sind schon oft veröffentlicht worden. So bin auch ich berechtigt, ihn zu schildern, und ich bin es um so mehr, da ich nur Günstiges über ihn zu sagen habe.

Der Prophet ist am 1. Juni 1801 zu Whitingham im Staate Vermont geboren; er war also neunundfünfzig Jahre alt, sah aber aus wie ein Mann von fünfundvierzig. Ich hatte mir unter ihm einen Greis vorgestellt, aber sein blondes Haar, das halb gelockt bis unter die Ohren hinabfällt, hatte kaum eine Spur von Grau. Stirn etwas niedrig, Augenbrauen dünn, Augen graublau, mit ruhigem, gefaßtem, auf etwas Zurückhaltung deutendem Ausdrucke; das linke Augenlid hing etwas herab, eine Folge früheren Nervenleidens; bestwegen trägt er, wo es irgend thunlich ist, den Kopf bedeckt, aber zu Hause und im Tabernakel nicht. Nase dünn, etwas zugespitzt und nach der linken Seite hin etwas gebogen; die Lippen sind geschlossen, wie bei so vielen Neuengländern; die Zähne, besonders jene des Unterkiefers, mangelhaft, Wangen fleischig, Kinn etwas spitz, Hände wohlgeformt, Gestalt breitschulterig.

Der Prophet trug sich einfach wie ein Quäker, nach altem Schnitt, „in Homespun", Zeug, das im Lande selbst gesponnen und gewebt ist; Halstuch und Weste waren von schwarzer Seide, die Uhr hatte eine goldene Kette.

Der Prophet glich einem neuengländischen „Gentleman-Farmer", und kann auch als ein solcher betrachtet werden; sein Vater war Ackersmann, diente als Soldat während der Revolution und siedelte sich „Down East", in Neuengland, an. Young hat sich, wie bemerkt, vortrefflich conservirt, weil er einen guten Schlaf besitzt. Sein ganzes Benehmen ist einfach, höflich, gesprächig und macht einen guten Eindruck; es liegt gar keine Prätentiosen darin, und sticht sehr günstig ab mit dem Gebahren gewisser Pseudo-Propheten in anderen Ländern, die alle den Logos selber in der Tasche zu haben vermeinen und die saß zum Wahnsinn bechauschtig sind. Young zeigt auch nicht die Spur von Dogmatismus, Bigoterie und Fanatismus; mit mir sprach er nicht einmal über Religion. Auf den Fremden macht er den Eindruck, daß man es mit einem Manne von nicht gewöhnlicher Kraft und Gewalt zu thun habe, und seine Anhänger sind von seinen Gifteigaben geradezu entzückt. Gewöhnlich sagt man, es gebe in der Stadt am Salzsee nur ein Oberhaupt und das sei „Brigham".

Brigham hat ein ruhiges, gleichmäßiges Temperament, sein Benehmen ist, wie der Ausdruck des Gesichts, ruhig; aber er ist nichts weniger als mürrisch oder melancholisch, und wo er es für nöthig hält, weiß er die Blöße des Lächerlichen meisterhaft zu handhaben und ein Wort zu sprechen, das nicht so leicht wieder vergessen wird. Seine irrenden Anhänger tadelt er oft mit Vorsatz in sehr heftigen Ausdrücken; er beobachtet scharf, hat ein ausgezeichnetes Gedächtniß und ist ein vollendeter Menschenkenner. Einen Fremden, der ihm nicht behagt, läßt er nie wieder vor. Ueber seine mäßige, ungemein nüchterne und einfachlame Lebensweise herrscht nur Eine Stimme. Er lebt wie ein Asket; seine Lieblingsspeise besteht in gerösteten Kartoffeln und Buttermilch; er trinkt zumeist Wasser, verschmäht, wie alle strengen Mormonen, die geistigen Getränke, erlaubt sich nur leichtes Lagerbier, und nimmt keinen Taback. Man hat ihn nachgesagt, er sei ein Trinker, aber das grade Gegentheil ist der Fall.

Ueber seine wissenschaftliche Bildung habe ich kein Urtheil; er wird mehr das Leben als in Büchern studirt haben. Mir fiel auf, daß er einmal impetus statt impetus sagte; aber er drückt sich fließend und correct aus, näselt nicht, trägt keine Salbung in seine Reden hinein und spricht als Sachkenner sehr verständig über Ackerbau und Viehzucht. Auch spielt er nicht im Geringsten den heiligen Mann, sondern macht den Eindruck schlichter Ehrbarkeit. Seine Anhänger sehen in ihm einen Engel des Lichtes, seine Gegner einen verdammten Kobold; ich glaube, er ist weder das eine noch das andere. Man hat ihn einen Scheinheiligen, Schwindler, Betrüger und Mörder gescholten, aber danach sieht er am allerwenigsten aus. Andere Gewährsmänner fanden in Brigham Young „einen hartnäckigen, selbstsüchtigen Enthusiasmus, der es mit seiner Sache ernsthaft meint, der angefacht sei durch Verfolgung und in Flammen gereinigt durch Blutvergießen". Er ist der Sanct Paulus der neuen Offenbarung. Ansichtig in seinem Glauben und mit Wahrhaftigkeit brachte er in dem zusammenhangslosen, unruhigen und unbedachtsamen Fanatismus des Gründers Joseph Smith Ziel und Nachdruck, und daß er sich in großartiger Weise auf die Leitung der Dinge und die Benutzung der Verhältnisse versteht, das hat er bewiesen. In seinem ganzen Wesen ist auch nicht eine Spur von Anmaßung; er übt die Gewalt schon so lange aus, daß ihm sichtlich nichts daran liegt, sie zur Schau zu tragen. Eine fremdartige Masse widerstrebtender Elemente bewältigt er durch unbeugsame Willenskraft, tiefe Verschwiegenheit und eine ganz ungewöhnliche Schlauheit.

So ist Seine Excellenz Brigham Young „Autreicher und Glaser" (was er in seiner Jugend war), Prophet, Offenbarer, Uebersetzer und Seher, der Mann, welcher verehrt wird wie ein König oder Kaiser, Papst oder Hohepriester; der gleich dem Alten vom Berge Tod und Leben Aller, die in seinem Bereiche sind, in der Hand hat, der verwaltet und regiert, mit dem Schwerte des Herrn zum Kampfe bereit war, und mit einigen hundert Männern den damals mächtigen Vereinigten Staaten entgegen trat, der alle seine Diplomatie zuschanden gemacht hat, und endlich mit dem

Digitized by Google

Präsidenten der großen Republik einen Vertrag abschließ, wie Großmacht mit Großmacht.

Man hat schon oft die Frage aufgeworfen: „Was soll denn endlich einmal mit den Mormonen werden?“ Ich fragte mehr als einen „Heiligen“: „Wer kann oder wer wird Herrn Young's Nachfolger sein?“ Das wußte Niemand, es bekümmert aber auch Keinen. Um den gewöhnlichen Verlauf der Geschichte kümmert man sich nicht; die Mormonen meinen, daß ihr starker Cromwell keinen schwachen Richard zum Nachfolger haben werde. Sie sagen, daß in schwerer Zeit der Herr in Brigham Young, einem damals wenig beachteten Manne, den rechten Nachfolger für den Propheten Joseph Smith erweckt habe. Von diesem letztern sprechen die Mormonen ehrerbietig, mit halblauter Stimme, etwa wie Christen vom Begründer ihres Glaubens. Wenn nun die Zeit der Nachfolge eintrete, dann werde unter den Heiligen schon ein Theokrat aufzustehen, um das Volk Israel zu erhöhen.

Ich glaube, der Prophet Young führt sein Amt kraft einer Art von geistiger Lehnspflicht und Treue gegen die Familie Smith. Der älteste Sohn derselben, welcher gleich seinem Vater, dem Gründer der Mormonen, Joseph heißt, ist zwar von seinem Vater geliquiet worden, hat aber vor einigen Jahren ein Schisma erregt. Seine Mutter heirathete nach dem Tode des ersten Propheten einen Nichtmormonen, einen „Gentile“; auf ihren Antrieb erklärte sich Joseph der Jüngere gegen die Polygamie und wohnt seitdem zu Nauvoo in Illinois. Die Mormonen sind bereit, diese Familie in der Stadt am Großen Salzsee aufzunehmen, falls der Herr eine Offenbarung dazu giebt, indeß ich glaube kaum, daß sie in jenem Joseph ihr zukünftiges Oberhaupt erblicken; aber von dem jüngern Sohne David, welchen die Mutter gebar, nachdem der Vater als Märtyrer in Carthage gefallen war, hoffen sie große Dinge. Auch vom ältesten Sohne Brigham's, von Joseph A. Young, der Reisen in Europa gemacht hat, wird Großes erwartet.

Nachdem ich mir den „Löwen des Herrn“ genau betrachtet hatte, sah ich mir die anderen Leute im Zimmer an. Neben mir saß Daniel H. Wells, der „General“, Befehlshaber der Nauvoo-Legion und Oberaufseher der öffentlichen Arbeiten. Er ist im Mormonentriumvirate der dritte Präsident, und war einst Friedensrichter und Aeltermann in Illinois, als dort 1839 die Mormonen sich ansiedelten. Dieser „Squire Wells“, wie man ihn gewöhnlich nannte, trat zu den Heiligen über, als diese 1846 aus Nauvoo vom Jankerpöbel verjagt wurden. Squire Wells focht tapfer mit den Waffen. Er ist ein hochgewachsener, knochenstarker Mann mit röthlichem Haar und gemeiß große Achtung. Der zweite Präsident, Heber C. Kimball, war nicht bei Brigham Young; dieser machte mich aber bei einer andern Gelegenheit mit ihm bekannt.

Als Kimball in England in einer Methodistenversammlung war, versuchte ein Geistlicher, ihm den Stuhl unter dem Leibe hinwegzuziehen, damit er zu Fall käme. Kimball ist mit Young in demselben Jahre geboren, wurde 1832 getauft, ist ein unbedingter Anhänger des Propheten, ein Jonathan für den David, ein Omar für den neuen Islam. Der kräftige Mann sieht aus wie ein Grobschmied, und ein solcher ist er in jungen Jahren auch gewesen; jetzt hat er schöne Häuser und Scheuern, Gärten und Felder.

Ich lernte beim Propheten auch den Apostel Georg A. Smith kennen. Er ist ein Neffe des ersten Propheten und Geschichtschreiber und Archivar, ein lebendiger Kalender aller Ereignisse, welche das Mormonenthum betroffen haben, und war als Missionar in England.

Doch ich wende mich wieder zum Propheten. Er empfing uns, wie bemerkt, in seinem Privat-Arbeitszimmer. Dort besorgt er den größten Theil seiner Geschäfte, entwirft seine Reden und führt die sehr ausgedehnte Privatcorrespondenz. In dem einfachen, saubern Gemache stehen die nothwendigsten Möbel und ein eiserner Geldschrank, an den Wänden hingen ein Pistol, eine Büchse und ein zwölfläufiger Revolver, welchen ein Mormone erfunden hat. Alles war ordentlich im höchsten Grad; eine knarrende Thür, ein nicht regelmäßig hängendes Roulean kann Brigham Young nun alles in der Welt nicht leiden. Er giebt den Arbeitern in der Schreibstube oder auf dem Feld ein für allemal gründliche Anweisung in klaren Ausdrücken, und kommt dann nicht wieder auf den Gegenstand zurück. Das ist bezeichnend für sein ganzes Verfahren; er geht bedächtig, langsam, aber auch entschieden zu Werke. Einst war er ein armer Mann, jetzt gilt er für reich. Die „Ungläubigen“ sagen, er habe sein Geld vom Zehnten, durch Ausplünderung seiner Anhänger, und weil er die Ungläubigen beraubt habe. Ich meinerseits bege die Ueberzeugung, daß Niemand Almosen und Kirchenabgaben pünktlicher entrichte als der Prophet. Im Jahre 1859 soll sein Vermögen etwa 250,000 Dollars betragen haben. Das ist sehr viel für jenes Land. Er hat es zumeist durch den Handel erworben, denn Brigham ist, wie der Imam von Maskat, zugleich Hoherpriester und Kaufmann; er sendet Güterwägen nach den alten Staaten und versorgt Karawanen und Ansiedler mit mancherlei Bedürfnissen. An den Holzlieferungen für die Truppen der Vereinigten Staaten im Camp Floyd verdiente er eine beträchtliche Summe.

Ich sagte dem Propheten, daß es mein Wunsch gewesen sei, Utah aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Dann sprach er mit mir über Viehzucht, Ackerbau und die verschiedenen Bodenarten. Nachher kam die Rede auf die sogenannten Indianerkriege. Er sagte, daß darüber manche Uebertreibungen in Umlauf gesetzt worden seien; er richte mit etwas Mehl und Zeug mehr aus, als die Truppen mit Säbeln und Büchsen. In demselben Sinne äußerten sich die anwesenden Herren. Der, wie die Mormonen meinen, israelitische Stammbaum Lemuels, d. h. der amerikanischen Indianer, und die Prophezeiung der Mormonenbibel, daß „nicht viele Geschlechter vergehen werden, bis sie in ein weißes und hübsches Volk sich umwandeln,“ stößt zwar geschichtlich und ethnologisch auf alle denkbaren Schwierigkeiten, hat aber in der Praxis eine gute Wirkung. Denn die Mormonen behandeln den braunen Mann ungleich humaner als die Amerikaner; sie geben ihm Nahrung, Kleidung und Unterkommen, und binden ihn durch gute Werke an ihr Interesse.

Sklaverei wird in Utah geduldet, aber nur, damit die Heiligen verlassene Indianerkinder kaufen und erziehen. Das Gesetz darüber ist von wahrhafter Menschenliebe diktirt worden. Die Indianer bieten nicht selten ihre Kinder zum Verkauf aus oder verspielen sie. Kinder, welche anderer Indianer Sklaven sind, werden wohl nicht erschlagen, immer aber sind sie in der beklagenswerthesten Lage. Nun sagt das Gesetz: „Ziehen wir alle diese Thatsachen in Erwägung, so will es uns als Pflicht für ein menschenfreundliches und christliches Volk bedünken, diesen unglücklichen Menschen Abhülfe ihrer Leiden zu gewähren.“

Diese angekauften Indianerkinder werden sehr gut behandelt. Ich habe bei den Mormonen nur etwa ein halbes Dutzend Neger gesehen; das Klima giebt überhaupt den Ausschlag in Betreff der Verwendbarkeit weißer oder schwarzer Arbeiter. In kaltem Klima hält man schon deshalb keine Sklaven, weil sie weit mehr kosten, als ihre Arbeit einbringt.

Uebrigens wird bei den Mormonen der Neger nicht in die Gemeinschaft der Heiligen zugelassen; bitter genug für den schwarzen Mann, wenn es wahr wäre, daß die Mormonenkirche die allein seligmachende sei. Gegen die Indianer, „die Lamaniten“, sind dagegen die Heiligen, wie schon bemerkt, sehr freundlich; und der braune Mann kommt in den Himmel. Die Gegner der Heiligen wittern dahinter eine böse Absicht und meinen, daß man die Indianer als Krieger gegen die Yankees benutzen wolle. Was die Utah-Indianer anbelangt, so würden diese ohne Zweifel mit ihren Beschützern, den Mormonen, gemeinschaftliche Sache schon deshalb machen, weil sie von diesen gut behandelt werden. Diese Blätter theilen die weißen Menschen in zwei Klassen, nämlich in Mormonen und in Schwob, das heißt Amerikaner.

Meine Unterredung mit dem Propheten dauerte etwa eine Stunde. Nachdem Young mit mir über meine Reisen in Afrika

Digitized by Google

gesprochen, standen wir auf, schüttelten nach Landessitte jedem Anwesenden die Hand und gingen fort.

Der erste Eindruck, welchen mir dieser Besuch machte, fand nachher volle Bestätigung. Der Prophet ist kein gewöhnlicher Mann, und ohne alle die Schwäche und Eitelkeit, welche insgemein den gewöhnlichen ungewöhnlichen Mann kennzeichnet. Nur wenige Gegner der Mormonen haben es gewagt, Herrn Brigham Young als einen „herzlosen Betrüger" zu bezeichnen. Seine Anhänger verehren ihn, lieben ihn aufrichtig und schenken ihm unbedingtes Vertrauen.

Schlangenbeschwörer in Marokko.

Die Araber im Gebiete des Kaisers von Marokko wissen viel von gewaltigen Schlangen zu erzählen, welche in der Provinz Sus in solcher Menge vorhanden seien, daß die Karawanen manchmal Nebenstraßen einschlagen müßten, um ihnen aus dem Wege zu gehen.

Gewiß ist, daß aus jener südwestlichen Provinz alle die sogenannten Eisowys*) kommen, welche das Geheimniß kennen, mit giftigen Vipern zu hantieren und von denselben nicht gebissen zu werden. Davon überzeugte sich Richardson in der Stadt Mogador.

Eines Morgens sah er auf dem Marktplatze vier Eisowys; drei derselben waren Musikanten und spielten auf einem Rohr, das der Flöte gleich, melancholische Weisen. Wir luden sie ein, so erzählt Richardson, uns ihre Schlangen zu zeigen, und sie waren gern dazu bereit. Sie erhoben zuerst ihre Hände so, als ob sie in denselben ein Buch hielten, murmelten gemeinschaftlich ein Gebet und riefen Sidna Eiser an, welcher in Marokko für den Schutzpatron der Schlangenbeschwörer gilt. Man darf diesen Sidna Eiser nicht mit Sidna Aisa verwechseln, denn mit diesem Namen wird von den Arabern Christus bezeichnet; sie nennen ihn auch wohl Rohallah, den Athem Gottes.

Aissawa, Schlangenbeschwörer in Marokko.

Nachdem Sidna Eiser angerufen worden war, begann die Musik und der Beschwörer fing zu tanzen an. Er drehete sich rasch um einen aus Binsen geflochtenen Korb, der mit einem Ziegenfelle bedeckt war. In demselben befanden sich die Schlangen. Plötzlich blieb er stehen, steckte den nackten Arm in den Korb und zog eine Cobra capella hervor, die er drehte und wickelte wie einen Turban. Während er abermals den Tanz begann, wand er die Schlange um seinen Kopf, und sie schien Alles, was er wollte, zu thun; sie behielt allemal die Lage, welche er ihr gab. Nachher legte er sie auf die Erde; sie hob sich empor, wiegte sich hin und her und folgte den Bewegungen, welche er ihr vormachte.

Der Eisowy drehete sich abermals rasch mehrmals um sich selbst, steckte den Arm wieder in den Korb und zog zwei Fußlange giftige Schlangen hervor; in Sus nennt man diese Art Lessa. Ihre Haut ist gemarmelt und schwarz gefleckt; sie hat einen dicken Leib, wird aber nur zwei bis drei Fuß lang. Diese beiden Lessa's waren nicht so gut abgerichtet, wie die Cobra und viel hitziger als diese. Sie ringelten sich gegen den Eisowy an, sperrten den Rachen auf und sprangen wie ein Blitz gegen ihn los; aber ihr Schwanz blieb unbeweglich und bald ringelten sie sich zusammen. Der Mann wehrte ihre Angriffe gegen seine Beine mit dem wollenen Leibschurz ab, welcher das Gift der Lessa's aufnahm.

*) Eigentlich Aissawa. Diese Schreibart ist richtiger.

Der Beschwörer rief wiederum seinen Schutzheiligen Sidna Eiser an, packte dann eine Schlange im Nacken und setzte seinen Drehtanz fort. Nachher öffnete er mit einem Stabe den Rachen, damit mir die Hakenzähne, aus denen ein weißlicher, zäher Saft herauslam, sehen könnten. Nun bot er der Lessa seinen Arm dar, und sie schlug gierig ihre Zähne in denselben hinein, während der Mann, immerfort tanzend, sich in häßlichen Zuckungen drehte und dabei unaufhörlich seinen Schutzpatron anrief. Die Schlange biß inzwischen tapfer zu, bis der Eiserwy glaubte, daß es genug sei. Dann warf er sie bei Seite und zeigte uns das vom Arme herabrinnende Blut. Er brachte den Mund an die Wunde, drückte sie mit den Zähnen zusammen und sing wieder an zu tanzen, aber jetzt nach einem noch weit rascheren Takte. Endlich war er ermüdet und hörte auf.

Ich hielt das Ganze für ein Gaukelspiel, meinte, er habe vorher das Gift aus den Zähnen entfernt, und fragte, ob ich die Schlange anfassen dürfe.

„Bist Du ein Eiserwy?“ fragte der Mann aus Sus, „und hast Du festen Glauben zu der Macht unseres Heiligen? Du sagst Nein. Wenn die Schlange Dich beißt, so ist Deine letzte Stunde gekommen. Gehe mir jetzt ein Huhn oder irgend ein anderes Thier; ich will Dir beweisen, daß ich die Wahrheit sage, und Du wirst Dir dann die Lust vergehen lassen, eine Lessa anzurühren.“

Ich ließ ein Huhn herbeibringen. Der Beschwörer nahm eine seiner Schlangen, die auch ohne langes Zögern nach der Henne biß, welche man sofort auf die Erde legte. Sie sprang auf, drehte sich etwa eine Minute unter Zuckungen rund um, schwankte hin und her und fiel todt zu Boden. Bald nachher war ihre Haut über und über blänlich. Daß ich nach einer solchen Probe keine Lust verspürte, eine Lessa anzufassen, wird man mir gern glauben.

Der Eiserwy legte diese Schlangen wieder in den Korb und zog andere Arten hervor, welche in der Umgegend von Mogador vorkommen, namentlich eine Bumen fahl, d. h. Vater der Anschwellung, deren Biß zwar giftig ist, aber doch nicht den Tod verursacht. Mit diesen Thieren spielte er eine Zeit lang, und sie bissen in seinen nackten Körper hinein, daß das Blut an dem immerfort tanzenden Manne herabfiel. Ein wahres Kraftstück führte er uns vor, als er den Schwanz einer Schlange mit den Zähnen packte und an ihm herumtanzte, während die anderen sich um ihn herumringelten. Jene erfuhr wenn sich vor Schmerz und biß den Eiserwy in Hals und Arme; aber das ließ er sich nicht im Mindesten anfechten, sondern kaute so lange, bis er das Thier bis in die Nähe des Kopfes zermalmt hatte; dann spie er aus. Ich habe nie etwas Ekelhafteres gesehen. *)

Auf meinen Ausflügen im Lande sind mir oftmals Eiserwys begegnet, und immer habe ich gefunden, daß sie mit Skorpionen und anderem giftigen Gezücht hantieren, ohne daß sie Schmerz oder Schaden davon erlitten. Während ich in Tandschehr mich aufhielt, machte sich ein junger Maure über einen Eiserwy lustig und erklärte ihn für einen Betrüger. Er war so tollkühn, eine Lessa anzugreifen, wurde sofort gebissen und war bald nachher eine Leiche.

Die Eiserwys bilden eine zahlreiche Sekte, und man findet sie in allen Städten der westlichen Berberei. In gewisser Beziehung erinnern sie an die tanzenden Derwische des Orients, und versammeln sich gleich diesen an gewissen Festtagen in heiligen Häusern zur Ausübung gewisser religiöser Gebräuche. Sie glauben durch ihre Verehrung für Sidna Eiser weit über die Gränzen der menschlichen Voraussicht hinausgeführt zu werden. Sie verehren sich in Epidse, und während sie in derselben befangen sind, wähnen sie, in wilde Thiere, namentlich in Löwen und Tiger oder auch in Hunde verwandelt zu sein, und ahmen das Gebrüll und Gebell derselben nach. Sie rufen diese Verzückung theils durch Haschisch hervor, theils durch die Alkpflanze, welche sie rauchen. In solchem Zustande werden sie manchmal, zu Zweien an einander gekettet, in den Straßen umhergeführt; ihr Emkaden, Oberhaupt, reitet voraus. Sie heulen dann ganz fürchterlich und machen wundersame Sprünge. Dann und wann wird ihnen ein lebendiger Hammel vorgeworfen, den sie auf der Stelle zerreißen und roh verzehren. Wenn es ihnen gelingt, sich der Ketten zu entledigen, fallen sie wie rasend über Juden und Christen her. Vor ein paar Jahren rissen sie auf offener Straße ein Judenkind in Stücke. Ich selber wurde einmal von einem solchen Fanatiker angefallen, beabsichtete ihm aber mit meinem Gehstocke den Schädel so unbarmherzig, daß er zur Besinnung kam und in eine nahe Bude lief, wo er dann sogleich grünen Kebi fraß.

*) Dieses Schlangenmessen der Aissawa wird auch von Narcisse Colte bestätigt, der 1857 im marokkanischen Kaidenlande verweilte. Er sah, daß sie einen lebendigen Esel zerrissen und gläserne Flaschen zerkauten.

Unsere schwarzen Brüder.

Auf der Landenge von Panama wurde ein Europäer von einem baumstarken Schwarzen angebettelt, als gerade großer Mangel an Arbeitern war und der Tagelohn anderthalb Dollars betrug. Der Weiße fragte den Neger: „Aber weshalb arbeitet Ihr denn nicht?“ Die Antwort lautete buchstäblich: „Arbeiten? Nein, Massa. Zur Arbeit hat Gott der Herr die Ochsen, Esel und Pferde geschaffen; die mögen arbeiten.“ Der Europäer gab natürlich dem schwarzen Faullenzer keinen Heller, sondern erinnerte ihn an die Worte der Schrift: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod erwerben“, und: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.“

Ohne Zwang ist in diesen Ländern gar nicht daran zu denken, daß der Schwarze regelmäßig arbeiten werde. Dort ist Emancipation, über welche eine unklare Pfeudophilanthropie so viele salbungsvolle Redensarten, denen aber klarer Sinn fehlt, gleichbedeutend mit Verwilderung. Dafür liegen von überall her die Beweise vor und wir werden gelegentlich diesen wichtigen Gegenstand eingehend erörtern. Heute wollen wir nur einige, für die Rassenphysiologie nicht uninteressante Anecdoten mittheilen, welche von Freunden „unserer schwarzen Brüder“ erzählt werden.

Der englische Consul Lyons Mc. Leod, dem wir ein treffliches Werk: „Reisen in Ostafrika,“ London 1860, verdanken, kam aus Mosambik nach der britischen Insel Mauritius, welche östlich von Madagaskar im Indischen Ocean liegt. Als man dort die Neger emancipirt hatte, war keine Rede mehr von arbeiten, und man mußte Malabaren von der indischen Küste holen, deren nun etwa hunderttausend, alles fleißige Menschen, auf dem Eilande leben. „Unser schwarzer Bruder“, frei wie er ist, hat es vorgezogen, in den Busch zu gehen, oder zu bummeln, vom Tage zum Tage zu leben, oder sich als Dienstbote zu verdingen. Die Weißen erklären, nächst den Höllenqualen sei es die fürchterlichste Pein, schwarze Dienstboten zu haben. Gewiß ist, daß der freie Neger sich auf Mauritius nicht minder als in Westindien durch zwei sehr unliebenswürdige Eigenschaften kennzeichnet. Er ist unglaublich faul und benimmt sich mit empörender Unverschämtheit.

Consul Lyons Mc. Leod erzählt Folgendes. Als ich vor dem Gasthofe abstieg, nahm mir ein schwarzer Diener einen Vogelkäfig aus der Hand, trug ihn in mein Zimmer und forderte Bezahlung. Da ich keine kleineren Münzen in der Tasche hatte, so gab ich ihm einen Schilling, also zehn Neugroschen. Der schwarze Mann legte

Digitized by Google

das Silberstück in die flache Hand, betrachtete dasselbe mit einem Blick, aus welchem tiefe Betrachtung sprach, trat ein paar Schritte zurück, und sprach zu mir:

„Sie halten sich wohl gar für einen Gentleman, und bieten mir doch nur einen Schilling an?“

Ohne meine Antwort abzuwarten, klopfte er an seine Hosentasche und ließ das darin befindliche Geld klappern; dann zog er einen Schilling hervor, legte ihn auf die flache Hand zu dem, welchen er von mir erhalten, warf mir beide Stücke vor die Füße und rief: „Da hier, Du armer Teufel!“ Und dann ging „unser schwarzer Bruder“ hochmüthig aus dem Zimmer.

Unseren weißen „Menschenfreunden“ und den abstracten, mit der Stange im Nebel herumfahrenden Abolitionisten wäre zu gönnen, daß sie einmal ein Jahr lang unter freien Negern leben müßten und keine andere Bedienung hätten, als jene durch „unsere schwarzen Brüder.“

Lyons Mc. Leod berichtet, daß sie stahlen wie die Raben und bemerkt weiter: Alle Klassen sind auf Stande und Unzucht ihren Dienern preisgegeben und ich kann das an einem pikanten Beispiel erläutern.

Oberst B. gab gute Diners, und seine Gemahlin, die mit recht philanthropischen Oeffnungen nach der Kolonie gekommen war, lächelte mitleidig, wenn sie von anderen Frauen erfuhr, wie viel diese mit ihren schwarzen Dienstleuten auszustehen hätten. (Weiße Diener sind nicht zu haben.) Frau Oberst B. behauptete, daß diese „armen Schwarzen“ doch recht dankbare Leute seien; wenn sie ein „Dinner Party“ habe, seien sie immer ganz erkenntlich. Sie blieb dabei, obwohl es ihr gar nicht selten begegnete, daß der eine Diener oder die andere Magd es für angemessen fanden, tagelang und über Nacht aus dem Hause zu bleiben, ohne auch nur gefragt zu haben. Wenn Oberst B. nebst Frau am Sonntag aus der Kirche kam, fanden sie in der Regel kein Mittagessen, sondern nur Brod und Käse auf den Tische; der Hausmeister lag toll und voll betrunken im Speisezimmer unter dem Tische; der Koch hatte die Küchenthür verrammelt und drohete, Jeden kalt zu machen, der hineindringen wollte, und so weiter.

Der Oberst hatte eine zahlreiche Gesellschaft geladen, um seinen Hochzeitstag recht glänzend zu feiern. Die Essenszeit nahete heran, der Oberst wollte sich ankleiden, konnte aber seine lackirten Stiefeln nicht finden. Die Diener wurden befragt, aber keiner wollte etwas von den Stiefeln wissen. Da sagte der Oberst zu dem, welcher das Kleiderdepartement zu besorgen hatte, derselbe solle die fehlenden Stiefeln bezahlen, denn nur durch seine Nachlässigkeit könnten sie abhanden gekommen sein. Der „schwarze Bruder“ hatte aber eine so freche Antwort, daß der Oberst ihm einen „Pfiff“ mit der Reitpeitsche gab.

Inzwischen hatten sich die Gäste eingefunden, der Hausherr kleidete sich rasch an, um sie zu begrüßen, und dachte nicht mehr an jene Stiefeln.

Die Gäste wurden in den Speisesaal geführt; Suppe und Fisch wurden ganz so aufgetragen, wie es sich gebührt. Dann folgte eine Pause, die sich zu bedenklicher Länge ausdehnte. Man bemerkte, daß von der Dienerschaft auch nicht ein einziger mehr im Saale anwesend war. Das fiel der Frau Oberstin auf; sie erhob sich und ging hinaus, um zu sehen, was sich begeben habe. Im Hausgang und in der Veranda war kein Diener zu sehen. Sie geht in die Küche; auch da findet sie Niemand; sie ruft, erhält aber keine Antwort.

Auf dem Anrichtetische stehen die Gerichte, und, rings von Näpfen und Schüsseln umgeben, die vermißten Stiefeln. Aus jedem Stiefelschaft guckt eine gebratene Ente hervor, übergossen mit Puddingbrühe! Der Pinschahn lag fast auch auf einer großen Schüssel, aber man hatte ihn mit Asche garnirt. Das war der Frau Oberstin doch zu viel; sie schrie bellaut, sank ohnmächtig zu Boden und als der Oberst kam, fand er sie bewußtlos am Boden liegen und sah die ganze Bescheerung, welche „unsere schwarzen Brüder“ angerichtet hatten.

Diese Geschichte ist allgemein bekannt und, sagt Mc. Leod, ich könnte noch viele andere ähnlicher Art erzählen. Mit dem Gesetz ist gegen unsere schwarzen Brüder nicht viel auszurichten, denn wenn man die nichtsnutzigen Burschen einsperren läßt, so zahlt die Hafterin sie, als ob sie Dienstzeit gewesen wäre und der Lohn geht fort. Prügeln man kurzer Hand einen frechen Taugenichts durch, so hat man schwere Geldstrafe zu zahlen.

So oft unser „schwarzer Bruder“ im Osten, und auf der andern Seite der Erde ist er gerade so. Anthony Trollope hat in seinem trefflichen Buche über „Westindien und das spanische Festland (London 1860)“ seinen englischen Landsleuten den Staar gestochen und ihnen ein cegreifendes Bild vorgeführt über den Fest der Emancipation unaufhaltsam fortschreitenden Ruin der meisten, ehemals blühenden Antillen; aber die Philanthropen, welche Schuld an der Verwilderung der Neger sind und an den Rückschlag in die Barbarei, welcher diese Menschen wieder anheimhallen, werden sich natürlich nicht durch Thatsachen belehren lassen. Sie haben einmal eine abstracte, mit christlichen Redensarten verbrämte Formel, und die Formel muß recht behalten, obwohl die freien Neger wieder Schlangen anbeten und Menschenfresser werden.

Wir haben neulich im Globus durch Zahlen nachgewiesen, wie entsetzlich herabgekommen die Stadt Kingston auf Jamaica ist. Die ganze Stadt gleicht einem Leichenacker, so ausgestorben erscheint sie. In Spanisch Town, wo der Gouverneur seinen Sitz hat, erlebte Trollope ein Abenteuer im Gasthofe. Alle Diener sind Schwarze Das Benehmen dieser Leute, schreibt er, kommt einem Fremden sehr seltsam vor. Sie sind nicht gerade absolut grob, ausgenommen bei gewissen Gelegenheiten, aber sie nehmen uns gegenüber eine patronisirende Haltung an und betragen sich sehr frei. Wenn man etwas an ihnen tadelt, so behalten sie allemal das letzte Wort, das sie sich niemals nehmen lassen. Geldgierig treten sie nicht gerade auf, sind aber auch nicht erkenntlich für das, was man ihnen giebt. Wer sich nicht mit würdiger Gemessenheit gegen diese Leute benimmt, wird das allemal schwer zu bereuen haben.

„Heda, alter Bursch, wie steht's mit meinem Bade?“ fragte ich Morgens einen alten Neger, der mir ein Bad zu besorgen hatte. Er war eben mit Stiefelputzen beschäftigt, that aber gar nicht, als ob er mich gehört hätte, und stand nur wenige Schritte von mir entfernt.

„Ich frage: Wie steht's mit dem Bade?“ Der Neger verzog seine Miene. Nun trat ich dicht an ihn heran und sprach: „Nun, mein Herr, wollen Sie nicht die Stiefeln weglegen und thun, was ich Sie heiße?“

„Wen nennen Sie Bursch? Zu einem Gentleman, wie ich bin, muß man gentlemanly reden. Dann füllt er das Bad.“

„James, wollen Sie sich gefälligst die Mühe geben, diese Stiefeln hinzustellen und einmal nachsehen, ob das Bad für mich bereit ist?“

Dabei machte ich ihm eine Verbeugung, die er erwiederte, und dann sagte er: „Wohl, Herr; soll sogleich besorgt werden.“ Nun ging er fort, ohne auch nur zu ahnen, daß ich mich lustig über ihn gemacht hatte.

Das süße Nichtsthun geht unsern schwarzen Brüder über Alles. Ach, wenn er, der unermüdliche, unvolksstarke Mensch auch nur halb so viel arbeiten sollte, wie unsere Tagelöhner und Mägde, unsere Handwerker, Fabrikarbeiter, Kaufleute, Gelehrten, und wie sie weiter heißen! Nach zehn Uhr Morgens thut er keinen Handschlag mehr, sondern legt sich in die Sonne, um zu lungern. Trollope wollte, gegen gutes Geld, eine kleine Dienstleistung von einem Neger haben; aber es war zehn Uhr und unser schwarzer Bruder antwortete: „Nein, jetzt nicht Massa; danke; bin müde; brauche heute kein Geld mehr.“ Ein anderer sagt: „Will nicht mehr arbeiten; habe Geld genug.“ Auf Jamaica arbeitet ein Neger nur an vier Tagen in der Woche und dann nur bis zehn Uhr Morgens. Zur Weihnachtszeit macht er zehn volle Feiertage, und wenn der

Digitized by Google

Zuckerpflanzer ihm für jede Stunde Arbeit nach zehn Uhr einen Schilling bietet, er rührt sich nicht, sondern sagt trocken: No, no no more workee now.

Aber warum nicht? „Ich verhungere ja nicht; Gott hat mir Yamswurzeln gegeben, so viel ich nur haben will. Jetzt giebt es keinen Affenschwanz mehr; me no workee." Affenschwanz war der Ausdruck für die Peitsche, mit welcher man im Nothfalle, nach Art unserer weissen Schulmeister, dem allzufaulen Nigger einen Denkzettel gab.

Weshalb sollen unsere Arbeiter in Europa fleißig sein, während der Neger sich das Privilegium nimmt, nichts zu thun, und der sanfte Mensch auf Gottes weiter Erde zu sein? Aber unsere Emancipationsfanatiker finden das ganz in der Ordnung; den schwarzen Bruder darf ja kein rauhes Lüftchen berühren, und die Rosenblätter auf seinem Schlaflager müssen alle glatt liegen, damit sie ihn nicht drücken. Er ist einmal Sklav gewesen, also (lautet die Logik der Menschenfreunde) muß er wie ein Sybarit gehalten werden. Sein Vater mußte arbeiten, also darf der Sohn faullenzen. Allwöchentlich zwölf Stunden träg arbeiten und während der übrigen Zeit gar nichts thun, das versteht sich für „unsere schwarzen Brüder" von selbst, eben so daß unsere weißen Brüder, die leider keine Nigger sind, von Morgens sechs bis Abends sieben Uhr, sechsmal in der Woche angestrengt arbeiten. Dafür läßt sich aber auch die Frau eines weißen Tagelöhners oder Fabrikarbeiters oder Handwerkers, am Sonntage, wenn sie zur Kirche geht, das Gesangbuch nicht von einer Dienerin nachtragen, noch dazu von einer, die das Buch nicht unter dem Arme, sondern allemal auf dem Kopfe trägt. Das ist einmal so Brauch bei „unseren schwarzen Schwestern." — Ganz richtig bezeichnet man diese seltsame Schwärmerei für den Neger, bei großer Gleichgültigkeit gegen das Wohl der weißhäutigen Menschenkinder, als eine Form der Geisteverirrung, als „Negromania."

Ein Wald auf den andamanischen Inseln.

Wir haben neulich die andamanischen Inseln und ihre schwarzen, noch ganz wilden Bewohner geschildert. (Globus S. 177.) Heute führen wir unsere Leser in die düsteren Wälder dieser Inselgruppe. Sie sind die Heimath des herrlichen Paradiesvogels.

Lange Zeit wußten die Schwarzen nicht, welch ein werthvoller Schatz von Baum zu Baum, von Gebüsch zu Gebüsch flatterte, und sie lernten den Werth des herrlichen Gefieders erst vor etwa vierzig Jahren vollkommen würdigen, als die weißen Schiffer mehr und immer mehr davon verlangten. Sie sind gewandte Bogenschützen und erlegten Tausende von Paradiesvögeln mit Pfeilen oder Bolzen. Das kostbare Produkt war billig zu haben, denn man bezahlte jeden Paradiesvogel mit ein wenig Weißblech, an dessen Glanz und Blinkern die Insulaner eine kindische Freude hatten. Alle möglichen Gefäße, Zinnbüchsen, Kupferstücke wurden blank geputzt und galten für baare Münze. Nach Metall waren die Eingeborenen nun so gieriger, weil sie aus demselben Arm- und Beinspangen oder Reife verfertigen konnten; Alles was sich krumm biegen und in derartigen Schmuck verwandeln ließ, war willkommen. Als aber Blech und Zinn ihren Glanz verloren, wurden die Andamanesen tückig und wollten eine so veränderliche Waare nicht mehr in Tausch nehmen; sie verlangten Silbergeschirre und bald nachher sogar klingende spanische Piaster, deren Gepräge mit den beiden Säulen (nach welchen man diese Thaler auch Colonnaten nennt) sie sich gar wohl merkten. Geld in unserm Sinne ist freilich in jenen Wäldern eine überflüssige Waare, aber der Wilde verlangte das Silber, mit sich Armringe daraus zu verfertigen. Mit diesem Putz stolzirte der Schwarze so selbstgefällig einher, wie nur bei uns eine Modedame mit einem Paradiesvogel im Haar auf irgend einem Hoffalle.

Die Jagd auf den Paradiesvogel erfordert große Gewandtheit, denn der Vogel ist scheu, sitzt oft auf den höchsten Zweigen und darf durch den Schuß nicht am Gefieder verletzt werden. Der schwarze Nimrod salbt sein Haar mit einem Gemisch aus gelbrothem Ocker und Fett; dieser Putz bildet gleichsam seinen Jagdrock. Ueber die Schultern wirft er eine Matte, welche sein Weib aus Pandanusblättern geflechten hat, und dann geht er vor Sonnenuntergang in den feuchten Wald. Als Waffe hat er einen hübschen Bogen und seine, sehr spitze Pfeile aus Palmenholz. Er schleicht vorsichtig in das Gestrüpp, in den prachtvollen Wald, welcher in der That des Paradiesvogels würdig ist. Auf den Andamenen, in einer durchaus tropischen Region, entfaltet der Pflanzenwuchs eine wunderbare Ueppigkeit; er ist großartig, majestätisch, verwilligend. Alles ist Wald mit Riesenbäumen von mächtigem Umfange und kräftigen Formen; die Lianen schlingen sich an den Stämmen bis hoch in das Gezweig hinauf und fallen oft in anmuthigen Bogen wieder nach abwärts. Der Boden trägt eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit in sich, erhält durch den sechs Monate anhaltenden Regen Feuchtigkeit in Menge und an belebender Wärme fehlt es eben so wenig.

In diesen andamanischen Urwäldern tritt das Grün der Pflanzen in einer wunderbar mannigfaltigen Schattirung und Abtönung auf; am Gezweig hängen große, herrliche Blumen oft von wundersamen Formen, und das Vorkommen der Palmen giebt der Landschaft noch einen ganz besondern Reiz. Neben gigantischen Mimosen stehen Aroideen mit breiten Blättern, Orchideen verschiedener Art, und vor allen mächtig sind die Schmarotzerpflanzen. Man sieht Arecapalmen, Bambus, baumartige Farren, die Katanpalme (welche unser Bild zeigt), Teakbäume, den Mudakahamm und Spondias.

In einem solchen Walde lauert der schlaue Andamanese dem Kalao, Nashornvogel, auf, der glänzend schwarzes Gefieder und weißen Schwanz hat, und dessen Fittiggeschlag ein Geräusch macht wie die Borboten eines aus weiter Ferne heranstürmenden Orkanes. Er belauert den Kakadu mit gelber Haube, den geschwätzigen Lori, dessen rothes Kleid prächtig vom Grün des Laubes sich abhebt, und den Kasikan. Der Wilde lockt sie alle in seine Nähe, indem er ihren Ruf mit täuschender Aehnlichkeit nachahmt. Er stellt sich unter einen Teakbaum und ist allemal sicher, auf demselben einen Sawa, Paradiesvogel, zu finden. Aber dieser ist noch nicht der rechte; den Schmuck, welchen die Modedamen lieben, trägt ein verwandter Vogel. Dieser kleine smaragdgrüne Paradiesvogel flitzt anmuthig in wellenförmigen Schwingungen und die glänzenden, lang herabhängenden Seitenfedern erglänzen wie eine Sternschnuppe.

Diesen Vogel, Paradisaea apoda, nennt der Andamanese Mambe fore. Der Pfeil trifft, das Thier fällt aus der Luft herab, der Wilde hebt es auf, trocknet es sorgfältig ab und steckt es in einen Bambus. Von den schönsten Exemplaren kommen nur wenige nach Europa, indem die meisten von den malayischen Radschas des indischen Archipelagus und von indischen Fürsten gekauft werden. Diese Vögel werden bei großen Festlichkeiten als ein stattlicher Putz getragen.

Digitized by Google

Waldregion auf Groß-Andaman.

Digitized by Google

Die Forschungsreise von Burke und Wills in Australien von Melbourne im Süden bis nach dem Carpentariabusen im Norden.

Als eben der vierte Bogen der vorliegenden Nummer des Globus in die Presse gehoben werden sollte, erhielten wir Mittheilungen aus Melbourne in der Kolonie Victoria mit der Nachricht, daß es gelungen sei, das Festland Australien von Süden nach Norden hin zu durchwandern. Damit ist wieder ein großes geogeographisches Problem gelöst worden.

Leider sind die Männer, welche das kühne Wagniß unternahmen, gleich unserm Landsmanne Leichardt, denselben zum Opfer gefallen, vielleicht durch ihre eigene Schuld. Wie dem auch sein möge, die Wissenschaft hat der langen Reihe von Märtyrern, welche im Interesse der geographischen Forschung ihr Leben lassen mußten, wieder einige Namen hinzuzufügen.

Wir können heute nur einige kurze Mittheilungen geben und müssen uns Näheres für die nächste Nummer vorbehalten.

Am 2. November traf in Melbourne auf telegraphischem Wege die Nachricht ein, daß Howitt, Befehlshaber der sogenannten Reiserexpectie zur Aufsuchung Burke's, den Reisenden Brahe aufgefunden habe. Bald nachher kam Howitt an und überbrachte Burke's Tagebuch, und Notizen und Kartenentwürfe über die Reise selbst von Herrn Wills, dem astronomischen Begleiter Burke's. Es stellte sich heraus, daß Burke mit seinen Begleitern Wills, Gray und King den ganzen Continent durchwandert hat und am 11. Februar 1861 den Meerbusen von Carpentaria erreichte.

Aus Wills' Kartenskizzen ergiebt sich, daß die Reisenden dem von Stuart eingeschlagenen Wege bis zu dessen Ende unter 21° südlicher Breite folgten, und das Land weiter nördlich durchaus unpraktikabel fanden. Burke nahm also eine östliche Richtung bis zum 140° östlicher Länge und ging dann in gerader Linie nördlich, bis er an den Albert-Fluß kam, der in den Meerbusen von Carpentaria mündet.

An diesem Punkte, unter 17° 51', verweilten die Reisenden drei Tage lang und beobachteten deutlich Ebbe und Fluth. Sie hatten also das Ziel ihrer Unternehmung erreicht; obwohl zu wünschen bleibt, daß sie zu ausführlicheren Ergebnissen gelangt wären.

Die Rückreise verfolgten sie zumeist auf demselben Wege, welchen sie nach Norden hin genommen hatten; sie war aber ungemein beschwerlich, weil man meist zu Fuße wandern mußte; die Pferde und einige Kameele schlachtete man, weil Burke, ein etwas unbedachtsamer und leichtblütiger Irländer, unverschämter Weise nur für drei Monate Lebensmittel mitgenommen hatte. Sie litten viel vom Hunger.

Gray starb an Erschöpfung, noch bevor das Depot am Coopers Creek erreicht war. Am Abend des 21. April langten die Uebrigen hier an; am Morgen desselben Tages war Brahe, der dort lange Zeit über gehaust hatte, seinen Verhaltungsmaßregeln gemäß, nach Menindie am Darling aufgebrochen. Die Reisenden waren zu schwach, ihm, der von ihrer Ankunft keine Ahnung hatte, auch nur zu folgen, obwohl sie wußten, daß er ihnen nur um wenige Meilen voraus sein konnte.

Sie gruben die von Brahe niedergelegten und wohlverwahrten Lebensmittel hervor, aber Burke fühlte sich zu schwach, den 400 englische Meilen weiten Weg nach Menindie am Darling zurückzulegen. Er machte mit Wills und King zwei Versuche, die nächstgelegene Niederlassung in Südaustralien zu erreichen, aber diese schlugen fehl; man mußte wegen Wassermangels umkehren.

So verging der Monat Mai, die Lebensmittel wurden immer spärlicher, das Land selbst bot keine Hülfsquellen dar. Ende Juni, zu derselben Zeit, als Howitt von Melbourne aus nachgeschickt wurde, um die lange Vermißten aufzusuchen, starb Burke vor Erschöpfung, als er eben mit King wieder einen Versuch machte, Eingeborene aufzufinden, um für sich und dem gleichfalls äußerst erschöpften Wills Hülfe und Unterstützung zu erlangen. Wills war in einer unbewohnten Australeichöde zurückgelassen worden, wo er verendete. King traf Eingeborene, bei welchen er von Ende Juni bis zum 15. September lebte. Dort fand ihn Howitt und rettete ihn.

Auch unser Landsmann Dr. Becker ist, durch Burke's Schuld, während dieser Expedition gestorben.

Diese war am 20. August 1860 von Melbourne aufgebrochen, und hatte auch Kameele mitgenommen; am 11. November, also nach zwölf Wochen, erreichte sie das erste Depot an dem, jetzo durch Stuart's Reise bekannten, Coopers Creek; vom zweiten Depot, welches Burke an demselben Creek anlegte, bis nach dem Busen von Carpentaria 81/2, von dort zurück 9 1/2 Woche (vom 15. December bis 21. April 1861). Das sind zusammen achtzehn Wochen. Burke, dem überhaupt manche Unbedachtsamkeit zur Last fällt, hatte aber, wie schon bemerkt, nur für zwölf Wochen Lebensmittel mitgenommen.

Kleine Nachrichten.

Die australische Kolonie Victoria auf der Londoner Ausstellung von 1862. — Eine Vorbereitung zu derselben hatte man, wie mir aus der zu Melbourne erscheinenden deutschen Zeitung „Germania" vom 22. November 1861 ersehen, in dieser Stadt getroffen. In der Mitte des dortigen Ausstellungsgebäudes erhebt sich, gleichsam als Gemmenaar zu den Ausstellungsgegenständen, eine Pyramide aus vergoldetem Material, 47½ Fuß hoch, 101½ Fuß auf jeder Seite breit. Zu Relief waren die in den Goldfeldern aufgefundenen großen Klumpen (Nuggets) angebracht, und an den vier Seiten befanden sich Tafeln mit statistischen Angaben.

Auf der ersten Tafel steht Folgendes: Diese Pyramide stellt genau die Masse Goldes dar, welche aus Victoria vom 21. October 1857 bis zum 1. October 1861 ausgeführt worden ist. Bruttoquantität 26,162,132 Unzen Troygewicht, gleich 1,763,995 Pfund Avoirdupois oder 800 Tons, 15 Centner, 3 Quarters und 7 Pfunde, oder in Maß 1292½ Kubikfuß. Der solide Inhalt dieser Pyramide beträgt 101,648,728 Pfd. Sterling.

Auf der zweiten Tafel: — Bolkerungszuwachs in Australia Felix, das nun Victoria heißt: im Jahre 1836 erst 177 Seelen; 1851 schon 77,345 und 1861 schon 540,322.

Auf der dritten Tafel: — Victoria. 86,841 englische Quadratmeilen oder 55,577,840 Acres. Bis zum Jahre 1860 wurden 3,988,841 Acres verkauft. Unter Cultur waren 449,562 Acres.

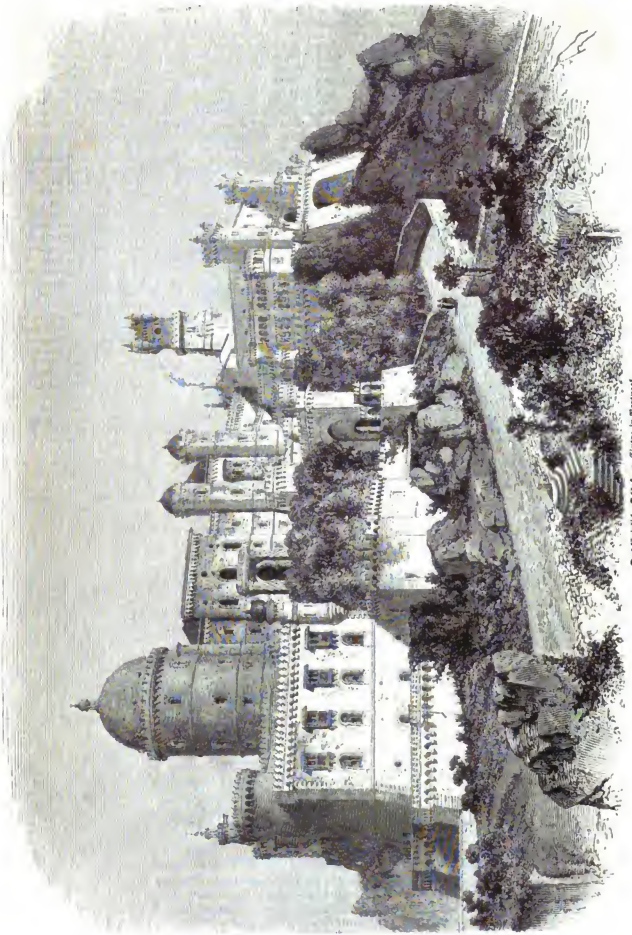
Ausfuhr zwischen den Jahren 1850 und 1860: Wolle: 247,501,610 Pfund im Gesammtwerth von 15,501,801 Pfd. Sterling. Talg: 38,111,169 Pfund im Werthe von 552,360 Pfd. Sterling. Häute: im Werthe von 296,243 Pfd. Sterling.

Auf der vierten Tafel: Ausgaben für Straßen und Brücken 5,27,7,681 Pfd. St.; für öffentliche Werke und Gebäude 3,311,753; Einkünfte im Jahre 1860: 3,005,220 Pfd. St. Einfuhren im Jahre 1860 für 15,033,780; Ausfuhrden für 12,962,701 Pfund Sterling.

Solche Zahlen, so trocken sie aussehen, beweisen freilich einen colossalen Aufschwung.

Ergebnisse der Sklavenhaltenden Staaten in Nordamerika. Die nördlichen „freien" Staaten gefallen sich bekanntlich in Ruhm erhaben und Aufschneiden. Folgende Ziffern sprechen laut. Der Werth der Produkte der Sklavenarbeit wird im Norden sehr oft unterschätzt. Aus dem Folgenden werden Viele sehen, daß er bedeutend größer ist, als sie glaubten, und daß besonders die Exportation von Roh-Produkten aus dem Süden die des Nordens bei

Digitized by Google



Das königliche Schloß zu Cintra in Portugal.

Digitized by Google

Weitem übersteigt. Nicht minder geht daraus hervor, daß die Produktion des Südens in diesem Jahrhundert große Fortschritte gemacht hat und daß die Zahl der Sklaven nicht einmal in dem Verhältniß gewachsen ist, wie die Productionskraft. Wenn von dem ganzen Werthe der Production des Südens auf den Kopf, Weiße und Schwarze zusammengerechnet, im Jahre 1800 acht Dollars auf den Kopf kamen, so kommen von dem des Jahres 1859 nicht weniger als 22 Dollars auf den Kopf. Im Jahre 1800 z. B. producirte der Süden Baumwolle für $ 5,250,000 mit 893,041 Sklaven, auf den Kopf ein Ertrag von etwa $ 16. Nach dem Census von 1859 producirte der Süden Baumwolle im Werthe von etwa 208 Millionen Dollars mit einer Sklavenzahl von 4,000,000. Mit den übrigen Produkten, Zucker, Reis und Tabak beträgt in 1859 der Totalwerth der südlichen Produkte 303 Millionen Dollars. Schlagt man diesen Werth auf die Kopfzahl der Sklaven aus, so finden sich auf den Kopf $ 62½, statt vor 60 Jahren nur $ 16 — ein bedeutender ökonomischer Fortschritt. Der Census von 1850 gab die Ernte in Weizbuchern in der ganzen Union auf 592 Millionen Buschel an und von diesen waren 386 Millionen in dem Süden getrennt. Von 100 Millionen Buschel Weizen war etwa ein Drittel in den Sklavenstaaten produzirt. In den letzten 20 Jahren ist die Verhältnißzahl der Production des Nordens, was den Weizen betrifft, sehr gestiegen. In 1840 verhielt sich die Production des Nordens zu der des Südens wie 43 zu 30 und in 1859 wie 73 zu 27. Das Wachsen der Production ist demnach hauptsächlich in Baumwolle und Zucker zu suchen und diese Artikel geben dem Süden auch sein großes Uebergewicht in der Ausfuhr über den Norden. So wurden 1850 für 130 Millionen Dollars südliche Produkte ausgeführt und nur 47 Millionen Dollars aus dem Norden. Im 1858 exportirte der Süden Rohprodukte im Werthe von 166 Millionen Dollars und der Norden für 84 Millionen Dollars.

Ein Charakterzug aus dem Leben der Araber. Bekanntlich haben die Araber eine große Menge von Eigenthümlichkeiten auch zu diesen gehört auch die Murmuwe. Dieses Wort entspricht etwa dem lateinischen virtus, denn es schließt die Begriffe Tapferkeit, Großmuth, Männlichkeit und Ehrlmuth in sich. Wenn Einer in Gefahr sich befindet und in der Angst seines Herzens ausruft: „Fi abi el murtuwwe, d. h. wo sind die Männer des Ehrlmuthes?“ dann ist Jeder verpflichtet ihm beizustehen und er kann der Hülfe versichert sein.

Ein gelehrter Professer, H. Petermann in Berlin, der die morgenländischen Literaturen gründlich kennt, hat „Reisen im Orient“ (Leipzig, Verlag von Beit) veröffentlicht, die ungemein viel Neues und Interessantes enthalten. Er erzählt zwei Beispiele der Murmuwe, welche er in Damascus erfuhr.

Vor länger als dreißig Jahren hausten in jener Stadt die armautischen Truppen des türkischen Sultans in arger Weise. Einst wollte ihr Anführer, der Deli Baschi, eine vorübergehende Frau mit Gewalt in das Serail schleppen. Da rief die Arme in ihrer Todesangst „O Beit Mohammed, o ihr Leute des Ehrlmuthes!“ Sogleich trat ein Kleiderhändler hervor, bat den Armauten um Entlassung dieser Frau und vertprach, ihm statt ihrer einhundert andere Mädchen oder Frauen zu verschaffen. Der wilde Baschi bedankt wies den Mann mit Hohn zurück, der aber zog sein Schwert (denn damals ging jeder bewaffnet), spaltete dem zu Pferde sitzenden Armauten den Kopf und nahm die Frau mit sich. Von den ihm nachgesandten Kugeln wurde er nicht getroffen. Das ganze Volk nahm seine Partei und machte der Willkerei der Armauten ein Ende.

Das zweite Beispiel ist folgendes. Ein zum Richtplatz geführter Verbrecher rief aus: „Wo ist ein edler Mann, der für mich einsteht, damit ich Frau und Kinder noch einmal sehen und von ihnen Abschied nehmen kann?“ Ein vornehmer Mann trat aus der Menge hervor und übernisterte sich dem Scharfrichter. Dieser gestattete dem Delinquenten eine Stunde Frist. Der Verbrecher ging zu den Seinigen, auf dem Rückwege kam ihm jedoch der Gedanke zu entfliehen. Er entlief, verspürte aber bald Gewissensbisse und bedachte, daß er den Mann, welcher ihm Murmuwe bewiesen, nicht dem Tode preisgeben dürfe. Also kehrte er um, und traf gerade noch zu rechter Zeit ein, denn eben wollte jener hingerichtet werden. Der Verbrecher brach sich Bahn durch die Menge und trat vor den Scharfrichter hin. Dieser ging, in meuchlerischer Wallung, mit Beiden zum Pascha und dieser fragte den Verbrecher, weshalb er die gute Gelegenheit zum Entrinnen nicht benutzt habe? Dieser erzählte aufrichtig, was in ihm vorgegangen sei und daß er es nicht habe über sich gewinnen können, den Ehrlmuth, die Murmuwe, des Andern mit schändlichem Undank zu betohnen. Damals hatten die Pascha's im türkischen Reiche noch Gewalt über Leben und Tod, und jener von Damascus sprach: „Nun, so will ich auch Murmuwe gegen Dich zeigen; Du bist frei.“ Wem fällt dabei nicht Schiller's „Bürgschaft ein? — Die jungen Leute von Damascus haben unter sich eine gewisse Murmuwe. Keiner nimmt die Geliebte eines Andern zu seiner Geliebten, und sie leiden auch nicht, daß irgend ein anderer sich dem Mädchen nähere, um dessen Gunst zu gewinnen.

Die Lachlan-Goldfelder in Neu-Südwales, welche erst vor Kurzem in Angriff genommen worden sind, erweisen sich als ungemein ergiebig. Aus einem Zuber oder Eimer Sand wurden durchschnittlich 5 Unzen Gold herausgewaschen. Ein Schacht lieferte aus dem ersten Zuber, welchen man überhaupt füllte, 74 Unzen, einige andere, welche in der Nähe liegen, ergaben durchschnittlich 30 bis 40 Unzen Gold. An der Hauptader waren im November 6000 Menschen beschäftigt.

Das Schloß Penha de Cintra und das Schloß von Guimaraens in Portugal. Wir haben in unserer vorigen Nummer, S. 282, einen Artikel des in architektonischer Hinsicht ausgezeichneten Eingangsthores des Schlosses von Cintra gegeben; heutebringen wir eine Darstellung des Schlosses selbst, in welchem die, in jüngster Zeit so schwer heimgesuchte vollzählige und ehrenhafte Königsfamilie von Portugal so manche schöne Tage während der Sommermonate verlebt hat. — Ueber die geschichtliche Bedeutung von Guimaraens haben wir gleichfalls gesprochen; sie knüpft sich zum Theil an das alte Schloß, von welchem wir eine Abbildung geben.

Das alte Schloß in Guimaraens, Portugal.

Verantwortl. Redakteur: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Digitized by Google

Volksleben in Neapel.

II.

Der ordinäre Carneval. — Piedigrottafeſt. — Luſtiges Treiben auf der Villa reale. — Volkstypen. — Morraſpiel und Tarantella — Die Poſilippo-Grotte. — Wallfahrt nach Monte Vergine. — Ein phantaſtiſcher Corſo. — Ein Spaziergang am Mole. — Don Piriquacchio. — Der Canta ſtorie und die Geſchichte von Rinaldo. — Der Straßenprediger — Allerlei Induſtrie. — Der Acquaiolo. — Marinari. — Auf dem Quai Santa Lucia an einem Sommerabend. — Das Schwefel-Waſſer. — Meſſerſtiche. — Der Ballen. — Der öffentliche Schreiber. — Kellerwohnungen. — Heirathsgeſchichten. — Volksſpiel. — Aberglauben und Grabgefolge.

Der Neapolitaner hat vor allen Dingen die Sonne gern; er bewegt ſich lieber in der freien Luft, als im Hauſe. Heiter und angeregt iſt er immer, aber in der Faſchingszeit geht er aus Rand und Band. Ich höre, ſagt Marc Monnier, ſo eben eine Muſik, welche mir das Ohr zerreißt, und weiß nun, daß ein Maskenzug kommt. In früheren Zeiten führten die verlarvten Leute die Zeza auf, eine Art von atellanischer Poſſe, aber dieſe iſt ſeit etwa dreißig Jahren in Abgang gekommen, und die neapolitaniſchen Maskenzüge ſind auf den Strich unſerer civiliſirten Verkleidungen herabgeſunken; man ſieht zum Beiſpiel ſehr häufig Türken, oder einen Polichinell, welcher auf einem alten Weibe reitet, und nicht ſelten tritt eine Maske an uns heran, um ſich eine Gabe auszubitten. Der neapolitaniſche Carneval iſt ordinär geworden und hat keine Bedeutung mehr.

Wer das Volk recht in ſeinem eigentlichen Elemente betrachten will, muß daſſelbe an kirchlichen Feſttagen beobachten. Dann giebt es ſich ausgelaſſener Luſtigkeit hin, weil die Religion in Neapel einen heitern Anſtrich hat. In vorderſter Reihe ſteht das berühmte Piedigrottafeſt, das auf den 8. September fällt. Urſprünglich war es eine Soldatenprozeſſion; man feierte zugleich ein Feſt der Madonna und einen Sieg Karls des Dritten über die Oeſterreicher. Wenigſtens zwanzigtauſend Mann ſchritten im Parademarſch

Der Schreiber für das Volk.

vor dem königlichen Palaſte vorüber, ſtellten ſich dann in Reihe und Glied auf dem Quai Santa Lucia und der Chiaja auf, bis dicht vor den Eingang der Poſilippogrotte. Der König ſtieg in einen von acht Roſſen gezogenen Staatswagen, die Prinzen folgten in glänzenden Equipagen, und hinterher ging das carnevaliſtiſch angeputzte hohe und niedere Hofgeſinde. In der Piedigrottakirche kniete die königliche Familie vor einem Madonnabilde, und der Pfarrer überreichte dem Könige ein Bild, das dieſer küßte, und einen Blumenſtrauß, welchen er mitnahm.

Digitized by Google

Vor zwei Jahren verſah beim Piedigrottafeſte Joſeph Garibaldi die Stelle des Königs, und die Geiſtlichkeit hatte Fürſorge getragen, die Puppe, welche die Madonna vorſtellte, mit dreifarbigen Bändern zu ſchmücken.

So weit Parade und königlicher Zug in Frage kommen, war das Feſt ganz regelrecht und trug ein etwas einförmiges Gepräge. Aber das Volk, welches ſich am Strande, auf der Villa Reale, umhertummelte, war deſto ausgelaſſener. Sobald die Dämmerung einbrach, begann das ſeltſam bunte und luſtige Leben und Treiben. Jetzt freilich halten piemonteſiſche Soldaten mehr „Ordnung“.

Wer das Treiben auf der Villa Reale am Abend des Piedigrottafeſtes zum erſten Male ſah, wurde von Staunen und Entzücken gepackt. Welch ein buntfarbiges Gedränge! Man ſieht eine wunderbare Mannigfaltigkeit von Geſichtstypen, Trachten und Schönheiten; denn von weit und breit ſtrömen auch Mädchen und Frauen herbei, um das heitere Feſt mitzumachen.

Da ſehe ich Procidanerinnen mit langem, weitem Oberkleide, wie die Athenienſerinnen trugen; ein farbiges Kopftuch hängt nachläſſig über das klaſſiſche Profil mit der geraden Naſe hinab. Schönheiten aus Großgriechenland tragen ein goldenes Stirnband und einen ſilbernen Gürtel, wie die Frauen, welche uns Homer geſchildert hat. Die Capuanerin, eine Tochter Campaniens, ſchlingt, gleich einer Sibylle oder Veſtalin auf antiken Gefäßen, ihre Magnoſa um das Haupt. An der Tracht der Sammiterinnen iſt von Nähterwerk nichts weiter als das Hemd; denn alles Andere iſt freie Gewandung aus einem Stoffe, welchen die Frauen ſelbſt weben und färben. Das Mieder hängt loſe auf der Bruſt und die Aermel werden von Bändern gehalten. So ſind die etwas ſtarknochigen und dazu wilden Weiber aus der Grafſchaft Moliſe. Jene aus den Abruzzen haben die Haarflechten auf dem Kopfe derart zuſammengelegt, wie bei griechiſchen Statuen. Ihre Männer hüllen ſich zur Winterszeit in Schafspelze und tragen Sandalen wie die alten Lüſtrygonen. So haben Etrusker, Griechen, Römer und ſelbſt Araber und Normannen (an dieſe erinnern Tracht und Mundart der Puzzuolanerinnen) in dieſem merkwürdigen Lande etwas zurückgelaſſen.

Dazu kommen dann noch die Frauen aus der Provinz, Cafone, angethan mit Sammet und Seide; in ihrem vollen dichten Haar ſteckt ein Dolch, zugleich als Schmuck und als Waffe. Neu verheirathete Paare machen ihre Hochzeitsreiſe nach Neapel zum Piedigrottafeſte, und in Calabrien wie in Apulien wird darüber auch wohl bei der Verlobung eine

Das Morraſpiel.

Verabredung getroffen. Der Spoſe muß dann ſeine Spoſa zum 8. September nach Neapel führen, und ein geübter Blick erkennt ſolche Paare leicht heraus. Mit Wohlgefallen ruhet unſer Auge auch auf dem Fiſcher, der nur Hoſen und Hemde trägt, beides von grober Leinwand, oder auf dem Gebirgsbewohner aus den Abruzzen mit der phrygiſchen Mütze und dem Calabreſen mit zugeſpitztem Filzhute. Der Calabreſe iſt gewöhnlich ſchlank aufgeſchoſſen und ſeine Haut gebräunt, ſo daß er ausſieht als wäre er aus Erz gegoſſen.

Das Alles durcheinander bildet bunte, immer ſehr maleriſche Gruppen vor den Springbrunnen und Standbildern, am Eiſengitter des königlichen Gartens oder auf den Raſenplätzen. Die wandelnden Hantelsleute ſchreien ihre Waare aus; ein munterer Junge möchte wetten, daß er zwei Pfund Feigen in die Luft werfen und jede einzelne, ohne Athem zu holen, mit dem Munde auffangen und verſchlingen welle.

Digitized by Google

Einige beluſtigen ſich mit Scopa, einem Kartenſpiele; andere mit dem bekannten und oftmals beſchriebenen Morraſpiele, bei welchem es darauf ankommt, zu rathen, wie viele Finger der Andere ausgeſtreckt hat oder geſchloſſen an die Hand gebrückt hält. Andere vertreiben ſich die Zeit mit der Cazetta, das heißt ein halbes Dutzend Lazzaroni ſteigen einer auf des andern Schulter und ſingen dabei, bis dieſe Menſchenpyramide in's Wanken geräth und umfällt, oder man zieht Glückslooſe, und was dergleichen mehr iſt.

Unabläſſig vernimmt man den Schall des Tamburins, das wohl ſo alt iſt wie die Gottin Cybele, jedenfalls bis in die Zeit hinaufreicht, in welcher die Wandbilder in Herculanum gemalt wurden, denn auf dieſen ſind Bacchantinnen dargeſtellt, welche das Tamburin ſchlagen.

Doch da höre ich auch Caſtagnetten klappern! Die Tarantella wird getanzt. Die beiden Tänzer begrüßen ſich, machen ſchlüpfrige Tritte, treten beiderſeits etwas zurück, kommen einander wieder nahe, öffnen die Arme und drehen ſich raſch im Wirbel. So geht es fort auf Villa Reale, die ganze Nacht hindurch, und manche Familien ſchlafen unter freiem Himmel im Garten, und das Aufrauſchen des Meeres iſt ein Lied, welches ſie in den Schlummer wiegt.

auch hier verſchwiſtert. Ich ſehe die Canta Figliole, welche etwa den Improviſatoren der Poſilippegrotte entſprechen. Dieſe „Beſinger der jungen Mädchen“ halten unter einander Wettgeſänge, welche an die alten Ettegen erinnern; wer Sieger bleibt, bekommt eine ſeidene Börſe. Das Volk iſt Richter. Die Dichter ſingen aus dem Stegreife nach der Weiſe eines bekannten Liedes, und am Ende jeder Strophe bildet den Refrain das Wort Figliole. Die jungen Mädchen lächeln, denn bei dieſem Feſte werden ſie verherrlicht.

Ganz beſonders merkwürdig für den Fremden iſt bei dieſer Wallfahrt die Heimkehr der luſtigen Pilger von der letzten Station vor Neapel, alſo von der ſogenannten Madonna del Arco bis in die Stadt. Man kann dieſen Zug als einen phantaſtiſchen Corſo bezeichnen. Tauſende von Fuhrwerken aller Art fahren mit geradezu raſender Schnelligkeit, während zugleich manche Karren, die von einem Ochſen oder von Kuh und Eſel gezogen werden, ſich nur langſam fortbewegen. Sie haben eine mit Roſen und Myrthen verzierte Zeltüberdachung, die jungen Mädchen ſchmücken das Haar mit Blumen, die Männer mit Eichenlaub und Kirſchen, und überall ragen Stangen mit Laternen,

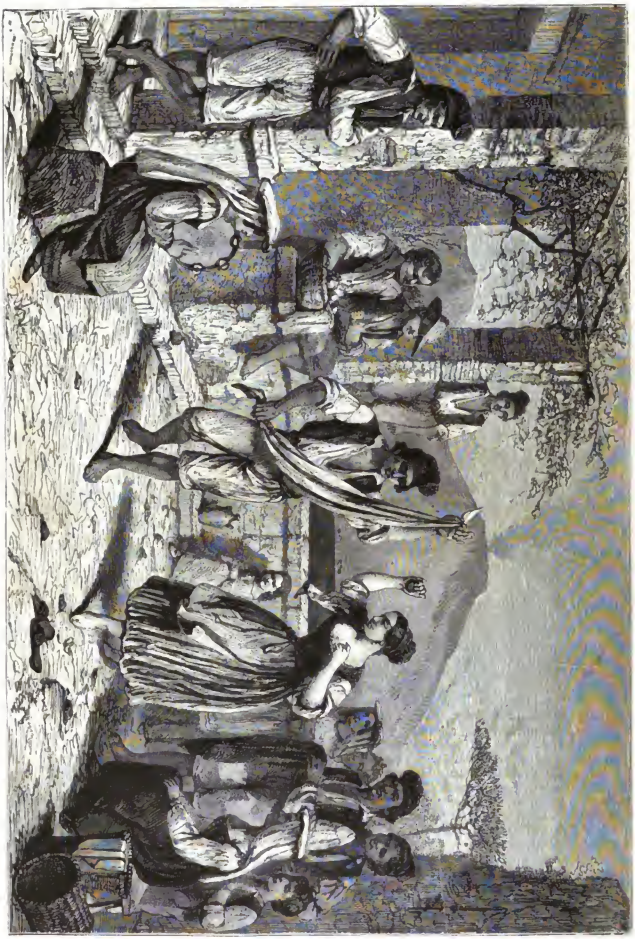
Waſſerkarren.

Inzwiſchen war es auch bei der Poſilippo-Grotte lebhaft, welche als beinahe eintauſend Fuß langer, dreißig Fuß breiter Stollen unter einem Berge hindurch führt. Die Fackeln flackern hin und her; auch dort wird getanzt und geſungen, das Volk iſt Herr und alle Zügel ſind losgelaſſen. Das Feſt in dieſer Grotte hat einen wilden und heftigen Charakter, es liegt eine gewiſſe Wuth in der Luſtbarkeit, namentlich in den Geſängen. Aber in dieſer Grotte ſind von barfüßigen Leuten auch Sangweiſen improviſirt worden, die theilweiſe in berühmte Opern übergingen.

Doch wir betrachten uns eine andere Luſtbarkeit, die Wallfahrt nach Monte-Vergine, welche zu Pfingſten ſtattfindet. Sie iſt dem Neapolitaner, was dem Calabreſen das Piedigrottafeſt; Vergnügen und Andacht gehen Hand in Hand. Die jungen Mädchen legen Gelübde ab und Reuige thun Buße in dem Heiligthum, das ſich auf einem Berge bei Avellino erhebt. Man geht Nachts, bei Fackelſchein, den Berg hinan; die verſchiedenen Gruppen bewegen ſich langſam und ſingen Litaneien. Eine zahlloſe Menſchenmenge ſchlängelt ſich in faſt ununterbrochenem Zuge durch Eichen- und Kaſtanienwälder den Berg hinan. Die Büßerinnen gehen mit aufgelöſtem Haar, manche auch barfuß; einige kriechen in der Kirche umher und lecken die Steinplatten mit der Zunge ab.

Aber Andacht und Luſtbarkeit ſind, wie ſchon bemerkt, Madonnenbildern, Körben, Eimern und geweiheten Zweigen in die Luft. Die Weiber erſcheinen ſo ausgelaſſen, daß man ſie für ganz berauſcht halten könnte, und ſind doch nur freudetrunken; ſie nehmen den Männern den Hut ab, füllen ihn auf ihren Kopf und tanzen nach dem Tamburin. Andere, die im Wagen ſitzen, ſchlagen die Zymbel oder Caſtagnetten, während die nun längſt in aller Welt bekannten Zampognari ſpringen oder hüpfen und dabei auf dem Dudelſack oder dem Flageolet ſpielen. Dieſe Ochſen- oder Eſelfuhrwerke ſind patriarchaliſch, man möchte ſagen homeriſch. Aber das junge Volk raſet im Galopp; ein armer Gaul hat eine Ladung von fünfzehn Leuten zu befördern, und muß heute das mit Blumen und Gewinden verzierte Corriculo in raſender Eile ziehen. Dabei hört man ununterbrochen den Ruf: Junge Mädchen, junge Mädchen! Corriculi und Carrozzelli und Miethskutſchen und herrſchaftliche Equipagen raſen durch und neben einander, und daß es an luſtigen und traurigen Unfällen nicht mangelt, verſteht ſich von ſelbſt. Es iſt ſchon vorgekommen, daß bei dieſem phantaſtiſchen Corſo ein Dutzend oder anderthalb Dutzend Leute das Leben eingebüßt haben. Aber was macht das aus? Sind ſie doch auf dem Monte Vergine geweſen und haben vier bis fünf Wegſtunden in ſechszig Minuten zurückgelegt, ihr Geld in den Schenken von Mercogliano

Digitized by Google



Zatamilla.

Digitized by Google

Kriegertanzen bei Neapel.

Digitized by Google

oder Meuterie verthan, die jungen Mädchen befungen, die Tarantella getanzt und vor dem Madonnabilde gebetet.

Aber nicht jeder Tag im Jahre bringt ein Fest, und wir wollen das Volksleben in seiner Alltäglichkeit betrachten. Ein Spaziergang am Mole wird sich lohnen, obgleich dieser Hafendamm schon seit mehrerlei worden ist. Die Verbesserungen sind zu loben, aber manche romantische Gestalten sucht man heute vergebens.

Da war einst Don Piriquachio, der volksthümliche Barbier, vor dessen Bude ein Schild mit der Aufschrift hing: „Don Piriquachio, fecundisb gegen Jedermann, schneidet Haar und scheert den Bart für eine Kleinigkeit." An einer Stange der Bude hingen Scheermesser herab, deren jedes einen besondern Namen hatte. Das eine hieß der Hautschinder, das andere führte den poetischen Beinamen Mira stelle, Schaue die Gestirne an; ein drittes: Beiß die Zähne zusammen; ein viertes: Zieh am Fuß, und so fort.

Ein Lazarone tritt in's Zelt, setzt sich auf den alten mit Leder beschlagenen Stuhl und nimmt einen Apfel in den Mund. (In Neapel wurde also nicht, wie in Deutschland auf den Dörfern noch vor etwa sechzig Jahren, über den Löffel barbiert, sondern über den Apfel.) Jetzt nahm Don Piriquachio den Hautschinder und rasirte, bis dem Gemarterten die Thränen aus den Augen liefen; er rief in Verzweiflung: „Meister, ich kann's nicht mehr aushalten, nimm ein anderes!" Dann kam Beiß die Zähne zusammen an die Reihe, aber das kratzte nur noch ärger, und mit den übrigen war ein Gleiches der Fall. Zuletzt ging der geschundene Lazarone mit blutigem Kinn fort und würgte in Verzweiflung den Apfel hinunter.

Ein Bürger aus der alten Zeit.

Leider, leider ist Don Piriquachio verschwunden; auch den Canta storie, der so schöne Historien sang, sucht man heute vergeblich. Ich habe ihn in meiner Jugend noch gesehen und sein Publikum betrachtet. Es waren Leute, die nur Hosen und Hemd auf dem Leibe hatten, Kinder und Frauen und Männer jeglichen Alters bis zum Greise. Aber alle hörten mit musterhafter Andacht zu; sie sperrten den Mund weit auf, lachten und weinten und fluchten. Das waren die sogenannten Passionirten; hinter den Bänken, auf welchen sie saßen, bewegten sich die bloßen Liebhaber. Meister Michel stand auf einem Gerüst und hielt einen Stab in der Hand, welcher Rinaldo's Schwert vorstellte. Den Hintergrund der Scene bildete Castell uovo, das mit Kanonen bespickt war, Vordergrund war der von Schiffen belebte Hafen, durch den Masteuwald erblickte man den Vesuv mit seiner Rauchfäule, und die Höhen von Castellamare hoben sich malerisch vom blauen Himmel ab.

Nun begann Meister Michel:

Rinaldo allora un gran fendente abbassa
E il Saracin percuote sulla testa;
La spada trincia il capo ed oltre passa
Trincia in due parti il corpo e non s'arresta.
Anche il cavallo in due meta trincio
E sette palmi sotta terra entrò.

Also: Rinaldo führt einen gewaltigen Hieb mit seinem Flammberg und trifft den Kopf des Saracenen. Das Schwert spaltet den Kopf und geht noch weiter, spaltet den Leib in zwei Hälften, schneidet außerdem das Pferd mitten durch und geht obendrein noch sieben Palmi tief in den Erdboden!

Rinaldo ist der Lieblingsheld des neapolitanischen Volkes. Meister Michel deklamirte die Verse nicht her, sondern sang sie ab. Je nachdem er es für angemessen hielt, sprach er italienisch oder in neapolitanischer Mundart und beides mit verschiedenem Accente. Er übersetzte die Verse Ariosto's in die Volksmundart und fügte die nöthigen Erläuterungen hinzu. Natürlich galt er beim Volke für einen grundgelehrten Mann, wenn er auseinandersetzte, wie der Paladin Rinaldo gegen die Heiden Assyriens in's Feld rückte; wenn er von der Sirene Cleopatra und von Friedrich Rothbart und von der heiligen Diana sprach, die er als Jungfrau und Blutzeugin schilderte.

Ein Abbate.

Sie hat in Baia eine Kapelle. Das Volk entblößt das Haupt und schlägt ein Kreuz. Meister Michel erzählt weiter, wie die Christen von den protestantischen Arabern viele Verfolgungen erleiden mußten, denn sie gossen geschmolzenes Blei in die Ohren des heiligen Procopius (allgemeiner Schrei der Entrüstung). Inzwischen giebt Michel der Menge auch wieder einen Trost. Die Jungfrau Judith hat nämlich dem Sultan den Kopf abgehauen. Rinaldo eilt zu ihrer Hülfe herbei und massacrirt ein ganzes Mohrenheer. Aber dabei schwebt der Paladin in großer Gefahr. Die Passionirten sind gespannt, worin diese Gefahr eigentlich bestehe, und diese Spannung benutzt der Historienjänger, um eine Gabe zu erbitten, denn er sei nun mit dem achten Gesange fertig.

Ach, Meister Michel ist nicht mehr. Ich habe vor einigen Jahren den letzten der Canta storie gesehen, aber nicht auf dem Molo, sondern hinter dem Zollhause auf einem feuchten Kreuzwege. Der Mann war fuchsenstark wie ein Hercules, trug eine Brille und fand noch immer seine Zuhörer. Aber ein Mann wie Michel war er doch nicht, und auch er ist, gleich diesem, verschwunden. Für diesen Mangel lieferte, als ich zum letzten Mal in Neapel war, ein Mönch-Demagog, der vielgenannte Pater Gavazzi, einigermaßen Ersatz. Er war mit Garibaldi's Schaaren gekommen und predigte, angethan mit einem blutrothen Kittel, unter freiem Himmel. In seinen Reden wetterte er gegen den Papst und gegen den König von Neapel.

Der Straßenprediger in der guten alten Zeit stand auf einem Brettergerüst und hatte ein Crucifix in der Hand; hinter seinem Stande hingen colossale Andachtsbilder, welche die Ungeheuerlichkeiten des ultramontanen Aberglaubens versinnlichen mußten. Der Prediger schrie und eiferte gegen die Ungläubigen, wie ein ächter Gassenkapuziner und fuchtelte mit dem Crucifix in der Luft herum. Der Bühne des Straßenpredigers gegenüber erhob sich das Gerüst Polichinelle, der dem Mönch allzeit gefährliche Concurrenz gemacht hat, natürlich zu großem Leidwesen des Letztern. Eines Tages paradirte Polichinell auf dem Molo, küßte seine Co-

Digitized by Google

lumbine, führte Kassander hinter das Licht, prügelte den Gendarmen, schlug den Teufel todt und was dergleichen mehr ist. Das gefiel der Menge besser als die Predigten des Kapuziners, der trotz allen Schreiens sein Publikum nicht zu fesseln vermochte. Die Leute liefen zum Hanswurst, und endlich war es vor den Andachtsbildern öde und leer. Da betete der verlassene Mönch, schluchzte, drohete, schalt, aber Alles wollte nicht helfen. Da riß er endlich, um einen rechten Trumpf auszuspielen, die Kutte herab, entblößte Brust und Schulter und that, als ob er sich mit Ketten geißele. Aber auch das war vergeblich; die Leute blieben beim Polichinell. Was that nun der Kapuziner? Er packte sein Crucifix mit beiden Händen, streckte es weit hin gegen das Volk aus und schrie aus Leibeskräften: „Seht, hier ist der wahre Polichinell!" Genauer betrachtet liegt in dieser Unbefangenheit nicht etwa eine Entweihung, sondern ein tiefer Sinn.

Die schönen Tage solcher Straßenprediger sind nun auch vorüber; nur in einigen abgelegenen Theilen der Stadt regen sie das Volk gegen die Piemontesen und deren König auf.

Neapolitanische Magd.

Auf dem Molo begegnen wir Leuten, die sich ihren Lebenserwerb auf seltsame Weise verschaffen. Da sind zum Beispiel Männer, welche Nachts, wenn die Gassen leer sind, weggeworfene Cigarrenstümpfe auf den Straßen, in den Ecken und aus dem Kehricht hervorsuchen; sie trocknen den Tabak dann an der Sonne und verkaufen ihn an arme Leute. Da ist auch der Lazzarone, welcher sich zu allem Möglichen herbeiläßt und in einem Tage zehnmal sein Gewerbe wechselt. Im Winter verkauft er am Morgen Branntwein und Mittags erscheint er vor dem Kaffeehause, um den Linden die Stiefeln zu putzen. Der Neapolitaner, welcher nicht gerade den höheren Ständen angehört, geht mit ungewichster Fußbekleidung aus, trinkt eine halbe Tasse Kaffee vor dem Kaffeehause, und nun erscheint auch der Stiefelputzer, welcher ihm das Pedal blank macht. Dieser Biedermann denkt nicht daran, sich die Hände zu waschen, obwohl er Nachmittags mit sicilianischen Oliven handelt; spät Abends verkauft er Kaninchen. Im Sommer bietet er Morgens eisenhaltiges, um Mittag Schneewasser und Abends Melonen feil.

Den Acquaiole findet man an allen Ecken, wo er eine mehr oder weniger zierliche Bude aufgeschlagen hat. Gegen die Sonne schirmt ihn ein Zeltdach, unter welchem Citronen und Apfelsinen hängen; die Fässer sind mit Schneewasser gefüllt; oben hängen Laternen und Gewinde, und im Hintergrunde gewahrt man allerlei seltsame Pinselei aus der heidnischen Mythologie und der Bibel, was beim Neapolitaner so ziemlich auf eins hinauskommt. Moses z. B., der Wasser aus dem Felsen herausschlägt, gleicht einem ausgedienten Taschenspieler. Schon vom frühen Morgen an drängt sich das Volk vor der Bude des Acquaiolo, trinkt dort kühles Wasser, Limonade, Orgeade oder den Sambuco, einen mit Fliederaft versetzten Liqueur.

Auf alle diese Leute blickt der Strandanwohner der Marinella oder des Quai's Santa Lucia mit einem gewissen Hochmuth herab. Er hält sich für den eigentlich freien Mann, er ist der Bürger des Meeres. Ein Marinaro, der eine Barke oder auch nur ein Netz sein nennt, gehört einer besondern Kaste an, und hat mit dem übrigen Volke nur wenig zu schaffen. Diese Kaste hat besondere Gesetze, Bräuche und Vorrechte. Auf dem lang hingedehnten Strande von der Magdalenenbrücke bis zu den Klippen von Mergellina gewahrt man überall Gruppen von Fischern, welche tapfer und lustig in Gemeinschaft arbeiten.

Wir gelangen an den Strand von Chiatamone und sehen, wie solch eine Gruppe sich ganz zufällig zusammenfindet. Einer schiebt die Barke in's Wasser, Andere kommen hinzu und helfen, und noch ein Anderer, der herbeiläuft, giebt ein Zeichen, daß sie einen Augenblick warten mögen. Vielleicht haben alle diese Leute einander nie zuvor gesehen oder sind doch nicht näher mit einander bekannt gewesen, aber das macht nichts aus; sie treiben ein und dasselbe Gewerbe, duzen sich und gehen vertraut mit einander um, als ob sie Jugendgespielen gewesen wären. Trotzdem kann nicht aufkommen. Denn das Meer ist weit und giebt Ausbeute für Alle, ohne Jemand zu beeinträchtigen. Wer ein Netz und einen Haken besitzt, ist dem Marinaro willkommen.

Hausmädchen.

Aber auf gewisse Privilegien wird streng gehalten. Wenn zum Beispiel ein Fischer eine Stelle ausfindig macht, wo die Fische, namentlich das Meerauge (Occhio di Mare), häufig sind, dann hat er ein Anrecht, ein Privilegium auf dieselbe, und Niemand darf ihm dort in den Weg kommen. Wehe dem, der es wagt. Jeder Fischer hat am Hals ein Bild der Madonna und in der Tasche ein Messer. Wenn Einer ihn in seinem Privilegium beeinträchtigt, so murmelt er ein Gebet und sticht den Menschen todt.

Der Fischer ist eigentlich der ächte Neapolitaner, ein Mann in Hemd und Hosen, mit der phrygischen Mütze und zuweilen mit einer rothen Gürtelschärpe. Die Schönheit dieses gebräunten Meermenschen ist eine andere als jene des Lazzarone. Der Marinaro, ein Mann, welcher arbeitet, ist auch ohne Vergleich malerischer, jede Bewegung, jede Gruppe ist pittoresk. Aber das Betteln verschmähet auch er im Nothfalle nicht, es gilt ihm gleichfam als eine freie Kunst, welche er nur ausübt, wenn er bei unruhigem Wetter keine Ernte aus dem Meere holen kann. Gemein und kriechend benimmt er sich indessen nie, und man muß sich wohl hüten, ihn zu beleidigen, denn er ist stolz und unerschrocken, das letztere namentlich auf See. Manche Fischer, insbesondere jene von Torre del Annunziata, fahren in ihren gebrechlichen Barken bis an die Küste von Afrika, bleiben halbe und ganze Jahre lang aus und kommen dann an einem schönen Tage mit einer Ladung Korallen oder Schwämmen zurück.

Diese Amphibienmenschen beobachtet man sehr gut an einem Sommerabend auf dem Quai Santa Lucia. Ich will hier, sagt Monnier, beiläufig eine Bemerkung einschieben. Ein Fremder, der Neapel recht genießen will, sollte

Digitized by Google

Bettelmönche.

Digitized by Google

im Juni dorthin kommen, nicht im Winter oder im Frühjahr. Der letztere ist eine schlechte Zeit, weil dann in Neapel, das unsere nordische Behäbigkeit und Behaglichkeit gar nicht kennt, die Häuser zugig und feucht sind, und viele nicht einmal Kamine, geschweige denn Oefen haben. Die Zimmer sind groß und hoch, die Fenster und Thüren schließen nicht, Regen und Wind finden überall Eingang, und der Fremde kann mit Sicherheit auf Schnupfen und Rheumatismus rechnen. Auch ist dann die Landschaft von weit geringerm Reize, kahl und nackt, das Wetter oft sehr schlecht und der Regen hält manchmal Tage lang an. Man muß also im Frühsommer nach Neapel kommen, dann hat man vollen Genuß.

An einem warmen Abend sind wir auf dem Quai Santa Lucia. Dieser selbst ist sehr hübsch; aber hinter den schönen Häusern liegen enge, unsaubere Gäßchen, in denen das arme Volk wohnt. Es ist dort nicht geheuer und es wäre nicht wohl gethan, in dieses Quartier am Monte Echia einzudringen. Vom Quai aus hat man den ganzen Vesuv vor sich. Prachtvoll nimmt er sich aus, wenn er seine Rauchsäule hoch in die Lüfte sendet und dann am Abend, bei Sonnenuntergang röthlich umhaucht ist. Die Färbung wird nach und nach bläulich, geht in's Violette über, in's Lila, dann in's Dunkelbau. Wunderherrlich ist der Anblick, wenn gerade der Mond aufgeht. Hinter dem Vesuv ragt das Vorgebirge, welches so oft von Dichtern gepriesen worden ist, schimmern die weißen Gebäude von Castellamare und Sorrento bei heiterm, blauem Himmel und die Nacht ist so weich und warm, die Lüfte sind so lieblich schmeichelnd!

Man feiert zudem das Fest der heiligen Anna, und folglich herrscht große Lustigkeit. Der Neapolitaner ist im Allgemeinen sehr mäßig im Genusse geistiger Getränke und man sieht an gewöhnlichen Tagen selten oder nie einen angetrunkenen Menschen. Aber an Festtagen sind alle Osterien und Tavernen vollgepreßt mit plebejischen Zechern, die sich eine rechte Güte thun und für monatelange Entbehrungen entschädigen wollen. Dann halten sie olympische Mahle und jedem Kirchenfest entspricht eine besondere Speise. Ostern hat seinen Casatello, Eierkranz; zu Weihnachten speist man Capitoni, große Meeraale; am St. Josephstage Zeppole, ein leichtes Gebäck. Am St. Annenabend bildet der ganze untere Theil des Quais eine zusammenhängende Osteria, und der Popolano mit seiner Familie läßt es sich wohl sein.

Am Meeresstrande, unter dem Santa Lucia-Quai, liegt die Grotte, aus welcher sich ganz Neapel mit Schwefelwasser versorgt. Sie gehört den Lucianern, und die ganze Nacht hindurch werden Fässer gefüllt, welche man nach Castellamare und anderen Städten der Umgegend schafft. Am Morgen kommen dann die Karren, welche das Getränk für Neapel selbst in Mommare (sprich Mume), Krüge, füllen. Da sitzt eine Mutter auf dem Karren und sieht zu, wie diese Krüge gefüllt werden. Sie hat ein Kind an der Brust; aber siehe da, der Säugling springt behend herab, geht an den Quell, trinkt Schwefelwasser, klettert wieder zur Mutter hinauf, um sich abermals mit Muttermilch zu erquicken. Der Säugling wird demnächst bald vier Jahre alt. Das Schwefelwasser riecht abscheulich, aber die Neapolitaner haben sich daran gewöhnt, finden es vortrefflich und halten es für ungemein gesund.

An der Schiffslände liegen die Barken in großer Menge neben einander. Wir wollen auf das Meer hinausfahren, und ein beliebiges Fahrzeug wählen. Aber das dürfen wir nicht; eine Ordnung, welche die Schiffer sich selbst gemacht haben, will und verlangt, daß wir die Barke nehmen, an welcher eben die Reihe ist.

Leichenbegängniß.

Digitized by Google

Zum neapolitanischen Volksleben gehören die Messerstiche. Die Zweikämpfe finden manchmal auf freier Gasse oder offenen Plätzen statt und Niemand mischt sich darein. Ich habe gesehen, daß ein solcher dicht neben einer Wache stattfand. Der eine Kämpfer blieb; als die Polizei kam, war der andere längst verschwunden. Man sieht viele Plebejer, die einen Menschen auf dem Gewissen haben, aber das Volk betrachtet sie etwa so, wie wir einen Mann, der einen andern im Duell getödtet hat. Jener hat nur „Unglück gehabt", und die Polizei der Bourbons mischte sich möglichst wenig in solche Dinge; die Sbirren ließen sich etwas in die Hand drücken und damit war die Sache abgethan. Wenn sie ausnahmsweise vor das Gericht kam, so wurde sie in die Länge geschleppt und am liebsten ganz niedergeschlagen. In sehr schweren Fällen verurtheilte man den Mörder zur Zwangsarbeit, was aber unter Ferdinand dem Zweiten auch nicht eben viel zu bedeuten hatte. Denn wenn ein Prinz geboren wurde, erließ die königliche Gnade den Galeerensträflingen einige Jahre, und da Königin Therese sehr viele Prinzen bekam, so traf es sich, daß ein Mörder zeitig wieder auf freien Fuß gelangte.

Es ist schon gesagt worden, daß man in Neapel häusliches Leben in unserm Sinne nicht kennt. Alles ist mehr oder weniger offen und öffentlich und, wenn es nicht gerade regnet, auch kein Fenster geschlossen. Eine Neapolitanerin verbringt ihre halbe Lebenszeit auf dem Balkon; die Magd windet, um nicht die Treppen hinab und hinauf zu gehen, den Gemüsekorb an einen Strick hinauf, und das Fräulein erhält und befördert auf diesem Wege Liebesbriefe. Fenster und Balkone spielen in Neapel eine hervorragende Rolle; sie sind gleichsam Theaterlogen, aus denen herab man das Schauspiel auf der Gasse betrachtet; ein Salon, in welchem man Besuche aus der Ferne empfängt, ein Ballsimmer, in welchem die jungen Mädchen zur Schau ausstehen. Man hat für das Alles das Wort affacciarsi, sich an's Fenster setzen; man will sehen und gesehen werden.

Alle Arbeiten werden mehr oder weniger im Freien verrichtet, das ganze Haus ist gleichsam unter den blauen Himmel hinausgerückt; der Vorübergehende kann in Werkstatt und Küche gucken, und wie viele Schlafstätten bieten nicht nur die Kirchentreppen, sondern auch die öffentlichen Plätze dar? Ach, und was ist nicht sonst noch Alles öffentlich! Wer gesehen hat, wie ein halbes Dutzend Weiber in einer Reihe hintereinander kauern und auf ihren Köpfen insectologische Forschungen anstellen, der vergißt es gewiß nicht, und auf die neapolitanischen Eindrücke lagert sich dann ein sehr dunkler Schatten. Sehen kann man dergleichen aber alle Tage und zu jeder Stunde. Das Haar dieser Plebejerinnen ist wunderschön, aber ein Mensch aus dem Norden, der denn doch andere Begriffe von Schicklichkeit hat, findet ein Haar darin.

Von großer Bedeutung ist der öffentliche Schreiber. Das Volk kann desselben nicht entbehren, denn es versteht sich von selbst, daß ein Neapolitaner aus dem Volke weder lesen noch schreiben kann. Kirche und König hatten sich um andere Dinge zu kümmern. Der Schreiber hat seinen Tisch an einem Platze, der ihm und seinen Kunden paßt, also in der Nähe des Molo oder unter den Bogengängen des San Carlotheaters. Er ist ein äußerst gelehrter Mann, denn erstens kann er lesen und schreiben, und zweitens sogar aus dem Französischen übersetzen. Die Brille fehlt natürlich nicht; sie verleiht ihm eine gewisse Würde; sein Hut ist derart, daß man in dem saustgeübten München erklären würde, er sei schon oftmals „angetrieben" oder „gefelbert" worden; auch der übrige Anzug kann nicht gerade als elegant bezeichnet werden. Das macht aber weiter nichts aus. Der Schreiber versteht seine Sache, verfertigt herzergreifende Liebesbriefe oder ist Dolmetscher für solche, welche einer seiner Collegen verfaßte und ist der Mann des Vertrauens. Was hat man ihm nicht schon Alles in seine Ohren hineingeflüstert!

Viele Popolani wohnen in Bassi (Bassi, Kellergeschossen), dergleichen man unter vielen alten Häusern findet. Unter dem Neapel, das man sieht, liegt noch eine unterirdische Stadt; ich meine aber nicht blos Keller und Küchen, Ställe und Katakomben, sondern die Schleusen und Aquäducte, welche uralt sind und sich wie ein wahres Labyrinth unter Neapel hin erstrecken. Die Bassi, in welcher der Popolano wohnt, erhalten ihr Licht durch die Thüröffnung. Wer treten hinein und finden ein hohes Gewölbe mit kahlen Wänden und einem Estrich, der unserm Asphalt gleicht. Das Hausgeräth besteht aus einem Koffer, Kommode, Tisch und etlichen Stühlen; dazu kommt noch ein Bett, gewöhnlich von Eisen und so groß, daß die ganze Familie darin schläft. Es wird je nach Bedarf vergrößert.

Ein Bursch von siebenzehn Jahren schaut sich nach einer passenden Geliebten um; an ein vierzehnjähriges Mädchen kann man dreist die Frage richten, ob sie schon verlobt sei. Aber in der Frage liegt schon eine Art von Beleidigung, denn die Sache versteht sich von selbst; die „Nennelle" wird also schnippisch entgegnen: „Bin ich etwa häßlich und antipathisch, daß Sie mich noch fragen?" Sie wird dabei roth vor Zorn werden. Daß der Geliebte sie heirathet, versteht sich von selbst; „Cour machen" ohne reelle Absichten, ist nicht Brauch und wird auch nicht geduldet. Man will die Nennelle heirathen und denkt daran, ihr ein „Nest zu bauen", also einen Hausstand einzurichten. Dieser besteht zunächst aus einem Gegenstand, auf welchem man ruhen kann, zu deutsch, einem Bette. Der junge Bursch kauft nun, je nach Zeit und Gelegenheit, Eisen, Bretter, Strehsack, Matratze, Decke, und zu diesem Zweck arbeitet der Lazarone. Oft hat er erst nach Jahren alles Erforderliche beisammen. Darin liegt keine Uebertreibung; es ist vorgekommen, daß solch ein kenscher Brautstand zehn Jahre dauerte. Marc Monnier sagt: „In dieser Hinsicht sind die Neapolitaner das beste Volk, welches ich kenne."

Aber ein Bett könnte doch wohl in kürzerer Zeit beschafft werden? Allerdings, wenn das Lotto nicht wäre. Die nichtsnutzige Lotterie, welche überall und unter allen Umständen zu verwerfen ist, verwuchs mit den Neapolitanern derart in Fleisch und Blut, daß selbst Garibaldi nicht wagen durfte, sie anzutasten. Zwar erließ er eine Verordnung zur Abschaffung und wollte Spareassen einrichten, aber das Alles ist lediglich auf dem Papier geblieben. Die Volkziehung hätte sichtlich eine Rebellion gegen ihn erregt. Das Volk will getäuscht sein; es ist träg, die Faulheit möchte Geld gewinnen ohne Arbeit, und wenn die lustige Hoffnung auch hundertmal sich getäuscht sieht, so wird der Gimpel doch wieder in die Lotterie setzen; er hat einmal sein Luftschloß aufgebaut und dabei bleibt es; er will Nebelbilder und Fata morgana nicht fahren lassen. Der gemeine Mann in Neapel ist aber mit einer wahren Wuth auf das Lotteriespiel versessen. Sein Lotto, Estrazione, wird an jedem Sonnabend gezogen, in einem großen Saale des Castel Capuano. Ein mit Reliquien behängter, in einen gelben Rock gekleideter Gassenjunge, welchen ein Priester einsegnet, zieht aus einem mit 92 Nummern gefüllten Sacke die fünf Treffer heraus und diese werden laut ausgerufen. Die Capuzinermönche sind Verkäufer von Lottonummern, und machen der Pacchiana Concurrenz. Diese ist eine Bäuerin aus Pozzuolo, welche sich in der Grotte der Sibylle begeistert hat. Sie stürmt aus derselben mit aufgelöstem Haare hervor und hält dem bleichen

Digitized by Google

Mond einen Spiegel entgegen, in welchem sie, angeblich mit Blut geschrieben, die Treffer sieht, welche bei der nächsten Ziehung herauskommen würden. An solche Spiegelfechtereien glaubt man nicht etwa blos in den niedrigsten Volksschichten. Natürlich spielen auch Träume eine Rolle; denn wo wäre das nicht der Fall? Wer nicht herausgekommen, geht betrübt von dannen, und zu diesen gehört auch der Lazzarone, welcher doch nur so viel gewinnen möchte, um ein Bett kaufen zu können. Wenn er dem Lotto fern geblieben wäre, besäße er längst ein so nothwendiges Stück Familiengeräth.

Nach zehn Jahren hat er endlich das Bett zusammengebracht und obendrein ein Madonnenbild, das an der kahlen Wand hängt. Vor demselben brennt eine Lampe. Das Bett könnte im Nothfalle nicht vorhanden sein, das Bild darf durchaus nicht fehlen. Oft hat man kein Brot, aber Oel für jene Lampe wird beschafft.

Die Madonna hat sogar seit der jüngsten Revolution nichts von ihrem Ansehen verloren. Auch leistet sie der öffentlichen Sicherheit gute Dienste. Früher glaubten die Herren Lazzaroni als ihr Privilegium geltend machen zu dürfen, daß Nachts die Straßen dunkel blieben, und als man Laternen einführte, wurden sie von den conservativen Leuten zerschlagen. Die Kehlabschneider freueten sich dessen sehr. Da kam ein schlauer Priester, Namens Recca, auf den guten Gedanken, die Laternen mit Madonnenbildern zu versehen, und von nun an blieben sie unangetastet.

Auch die Heiligen haben durch die Revolution nicht viel von ihrem alten Ansehen eingebüßt. Die Theater haben nach wie vor einen Heiligen zum Schutzpatron und werden nach diesem benannt. Bei Kirchenfesten dürfen Kanonenschläge nicht fehlen und in der Osternacht donnern sie zu tausenden. Dazu kommt dann noch das arge Geknatter von Schwärmern.

Marc Monnier meint, von dem alten Aberglauben sei jetzt Einiges verschwunden, aber, fügt er hinzu: bisher war dieses Volk heidnisch in Grund und Boden. Es verehrte Alles, sogar ein Roß von Bronze, eine Copie des Castor zu Rom; die Kutscher führten kranke Pferde bei nächtlicher Weile um dasselbe herum und murmelten dabei geheimnißvolle Worte. Dann wurde es gesund. Ein Erzbischof von Neapel hatte im Jahre 1568 den Muth, solchem Götzendienst ein Ende zu machen, und ließ das eherne Roß einschmelzen und eine Kirchenglocke daraus gießen, die jetzt im Glockenthurm des heiligen Januarius hängt. Aber seitdem und bis auf den heutigen Tag ist das Amt, kranke Pferde zu curiren, dem heiligen Antonius zugefallen. Kopfschmerzen bringt man fort, wenn man den Kopf in gewisse Kirchennischen steckt. Buckelige und Hinkende, Krüppel, Gelähmte und Krummbeinige gehen, der Abhülfe ihrer Leiden wegen, in die Carmeliterkirche, aus der sie in Masse ohne Krücken hinauslaufen, als ein gottleser Garibaldianer den Säbel zog, angeblich um sie zu massacriren. Trotzdem glaubt man noch, daß ein Christusbild in jener Carmeliterkirche, 1439, bei der Belagerung, den Kopf gesenkt habe, um nicht von einer Kugel getroffen zu werden.

Die Religion der Neapolitaner ist im Grunde etwas ganz Apartes, und hat eigentlich mit europäischen Begriffen nichts zu schaffen, sondern ist eine wilde, sinnliche Leidenschaft. Unter den Heiligen steht Sanct Januarius oben an; er modificirt sich nach Zeit und Umständen, und ist revolutionär oder reactionär, je nachdem es eben kommt. Als 1799 die Franzosen kamen, war er anfangs hartnäckig und wollte kein Blut von sich geben; als aber General Championnet drohte, die Priester seiner Kirche todtschießen zu lassen, floß das Blut sehr rasch. Sanct Januarius hat auch Garibaldi gesegnet. Ich habe am Mirakeltage das Volk in der Kirche beobachtet; es war wie trunken und Viele bekamen Zuckungen. Als das Blut auf sich lauern ließ, hörte ich Schimpfreden gegen den Heiligen, so abscheulich, daß ich sie nicht nachschreiben kann. Auch die Calabresen machen nicht viele Umstände. Einst trat Dürre ein, die trotz aller Bittgänge nicht wich. Da gingen sie in ihre Kirchen, nahmen alle Heiligenbilder und sperrten sie in's Gefängniß.

Siesta der Lazzaroni.

Kein Volk in der Welt ist jemals leichtgläubiger gewesen. Jenes Gebahren der Calabresen erinnert an die Art und Weise, in welcher die Neger mit ihren Fetischen manchmal umgehen.

Lustig lebt der Neapolitaner, aber mit großem Ernst wird er zu Grabe getragen. Die Grabesfolge-Brüderschaften geleiten auch den Aermsten auf dem letzten Wege. Der Sarg ist oft reich verziert und geschmückt; die Mitglieder des Vereins schreiten vor, hinter und neben demselben einher und tragen Wachskerzen; Gassenbuben fangen die herabgefallenen Wachskerzen in Papiertüten auf. Aus dem Tode macht sich der Neapolitaner nicht gerade viel: er fürchtet sich weniger vor ihm als vor dem Sterben. Mitten im wilden Carnevalgewühl auf der Toledostraße hörte ich Geigen, Tambourine und Castagnetten; Soldaten marschirten unter dem Schmettern der Trompeten und bei Trommelgewirbel vorüber, die Equipagen rasselten hin und her. Da erschallte ein helles Glöcklein und plötzlich war Alles still, wie im Grabe. Es erscholl abermals, die Soldaten machten Halt und die Trommeln erklangen dumpf zum Trauermarsch. Die Karossen hielten

Digitized by Google

an, das Volk fiel auf die Knie, die Frauen auf den Balkonen knieten auch und beteten. Ein Leichenzug kam vorüber, und gleich hinterher ein Geistlicher, welcher einem Sterbenden das Viaticum brachte.

Als aber die Monstranz, oder wie man dort sagt Jesu-Cristo, sich einige Schritte weiter entfernt hatte, begann sofort das tolle Durcheinander des Faschings von Neuem. So ist nun einmal Neapel.

Die nordamerikanischen Verhältnisse.

Von **Karl Andree.**

Zweiter Artikel.

Was die Ausdehnung der Sklaverei anbelangt, so weiß Jedermann, daß Negerarbeit nirgends lohnt, wo das Klima gemäßigt ist. Dieses schiebt ihr den Riegel vor, und die ganze Frage ist wesentlich eine geographische und wirthschaftliche. Deshalb wich die Sklaverei allmälig aus dem Norden zurück, und hätte man den Dingen ihren naturgemäßen Verlauf gelassen, so würde sie auch in jenem Gürtel von Staaten, welcher den Norden von der Baumwollenregion trennt, also in Maryland, Delaware, Virginien, Kentucky, Tennessee und Missouri ganz von selbst mehr in's Gedränge gerathen sein. Man würde in ihnen nur so lange Neger „gezüchtet" haben, als die Baumwollenstaaten, um Englands und Europa's Nachfrage zu befriedigen, den Baumwollenbau ausdehnen können, also höchstens ein Menschenalter lang. Dann hatten sie Sklaven genug. Jene Gürtelstaaten, die nördlichen Sklavenstaaten, hätten es im eigenen Interesse gefunden, sich ihrer Schwarzen zu entledigen, denn man weiß in ihnen sehr wohl, daß die Negersklaverei nicht etwa für die Neger, sondern vielfach für die weiße Gesellschaft ein Uebelstand ist. Fest aber steht die wirthschaftliche Thatsache, daß die Sklavenarbeit dort keinen Mitbewerb aushalten kann, wo es dem weißen Menschen möglich und zuträglich ist, unter freiem Himmel zu arbeiten, namentlich im Felde thätig zu sein. Das ist in der Baumwollen- und Zuckerregion durchschnittlich nicht der Fall, und nur 15 Procent der weißen Bevölkerung, und diese in höher liegenden Gegenden, z. B. im westlichen Texas, treibt selber den Ackerbau. Auf den eigentlichen Plantagen arbeitet der Neger. Die Baumwolle, welche durch die freie Arbeit der Deutschen in Texas geerntet wird, kann nur auf einer sehr kleinen Landstrecke gewonnen werden, und gerade diese Ausnahme bestätigt die Regel. Plantagenbetrieb verlangt vor Allem Regelmäßigkeit und Stätigkeit der Arbeit. Es ist abermals Thatsache, daß der freie Neger sich zu einer solchen nicht bequemt. Diese Erfahrung hat man, wenn sie sonst nicht durch alle Zeiten hindurch gemacht worden wäre, wieder auf Haiti und überhaupt in ganz Westindien bestätigt gesehen, und England war gezwungen, Arbeiter aus Afrika, China und Indien zu holen, wenn die Kolonien überhaupt noch einen belangreichen Ertrag liefern sollten.

Wohin könnte der Süden die Sklaverei ausdehnen? Man blicke auf die Karte. Er ist beschränkt auf die Region vom Delaware bis zum Rio Grande. Im Osten und Süden hat er das Meer; im Westen liegen Wiesensteppen, deren geographische Lage und Bodenbeschaffenheit jeden Plantagenbetrieb von selber ausschließt und auf Landwirthschaft nach europäischer Art und Viehzucht hinweist. Weiter nach Westen finden wir Neu-Mexiko, ein Gebirgsland mit Hochebenen und die Wüsteneien am Colorado und Gila. Große Ausdehnung der Sklaverei ist demnach aus geographischen und klimatologischen Gründen platterdings unmöglich, und der Streit auch darüber läuft auf eine „klägliche Abstraction" hinaus. Kansas, in welchem wegen der letztern so viel Blut floß, ist ein sklavenloser Staat geworden, und jeder Sachkenner wußte es im Voraus.

Nach einer Seite hin wäre zwar nicht eine Ausdehnung der Sklaverei, wohl aber eine Verstärkung der Interessen der Sklavenstaaten möglich. Damit berühren wir die Cubafrage. Die „Perle der Antillen" beherrscht den mexikanischen Meerbusen; der fremde Handel ist zum größten Theil in den Händen der Nordamerikaner, deren neuengländische Staaten die Schifffahrt vermitteln. Ihr Westen liefert für Cuba Hanf, Getreide, Fleisch, Ackerbaugeräthe und Maschinen, Massachusetts und Rhode Island bringen Fische und Wollenwaaren; aber dieser Verkehr würde bei einer freisinnigern Tarifpolitik Spaniens oder bei einem Anschluß der Insel an die große Union in großartiger Weise gesteigert werden können. Deswegen waren es nicht blos südliche „Filibustier", sondern auch Ackerbauer, Rheder, Fabrikanten und Gewerbsleute in den mittleren Staaten, im Osten und im Westen, welche einen Ankauf Cuba's für wünschenswerth hielten. Auch hätten die Sklavenstaaten kein Uebergewicht über den Norden gewonnen; dieser würde vielmehr seinen bisherigen Vorrang behauptet haben, auch wenn Cuba zwei Sklavenstaaten bildete. Schon 1850 hatte der Norden 148 Vertreter im Repräsentantenhause des Congresses, der Süden nur 90; Cuba würde dem letztern höchstens ein Dutzend Vertreter mehr gegeben haben, während der erstere damals schon Aussicht hatte, eine ganze Reihe nicht sklavenhaltender Staaten in die Union aufzunehmen, nämlich Kansas, das 1861 eintrat, Nebraska, Dakotah, Washington, Utah und Neu-Mexiko. 1850 hatte der Norden 13,454,169 Seelen, der Süden 6,412,503 Freie und 3,200,412 Sklaven.

Seitdem hat sich das Verhältniß noch ungünstiger für den Süden gestaltet; er zählte 1860 Freie 8,434,126 und 3,999,283 Sklaven; der Norden 18,950,750 Seelen. Nach der Zählung von 1850 kam ein Repräsentant auf je 91,340 Seelen, nach jener von 1860 auf je 127,275, weil die Zahl der Vertreter nach Ablauf von zehn Jahren wieder auf 234 gebracht wird. Demgemäß würde jetzt der gesammte Süden nur 84 Repräsentanten behalten, der Norden deren 150 bekommen. Es stände also auch in Zukunft, wie schon seit langen Jahren, bei jeder Frage in der Macht des letztern, den Süden zu überstimmen; jener ist in der Mehrheit, und das allgemeine Stimmrecht giebt ja den Ausschlag. Schon aus den bloßen Ziffern ergiebt sich, wie durchaus unbegründet die Beschuldigungen sind, daß der südliche „Negerbaron" den Norden „tyrannisirt und die Freiheit mit Füßen getreten" habe. Allerdings sind die tüchtigsten und talentvollsten Präsidenten der Union Männer aus dem Süden und Sklavenhalter gewesen: Washington, Jefferson, Madison und Monroe aus Virginien, und Jackson aus Tennessee.

Die obigen Mittheilungen werden, wie wir glauben

Digitized by Google

zu einer unbefangenen Würdigung und zum Verständniß der gegenwärtigen Lage in Nordamerika beitragen. Die überwiegende Menge der deutschen Zeitungen erhält ihre Berichte über jenes Land aus der Feder von Parteimännern des radikalsten Flügels der Republikaner, die ein Anliegen daran haben, die Sachen nur in ihrem Sinne und zu ihrem Vortheil darzustellen. Wir unsererseits fassen die Dinge nicht einseitig auf, stehen, wie bemerkt, außerhalb aller Partei und wollen gleich ausstheilende Gerechtigkeit üben. Dabei verschwindet allerdings jener Nimbus, welcher in früheren Zeiten den jungen Staatenbund umschwebte. Schon die bloße Thatsache der gegenwärtigen Zerrüttung liefert den Beweis, wie sehr das Staatsleben ausgeartet ist.

Einen großen Theil der Schuld tragen die Führer der Parteien und die Aemterjäger, deren Zahl sich nicht genau berechnen läßt; die Angaben lauten auf mehr als 50,000 Köpfe. Seitdem ein Präsident aus dem Norden, Martin van Buren, im Jahre 1837 die Maxime aufgestellt und durchgeführt hatte, daß „dem Sieger die Beute" gehöre, und eine zur Regierung gelangte Partei die Beamten, welche sie vorfindet, „ausfegen" müsse, hat eine große Verderbniß um sich gegriffen. Sie wucherte bald auch in den Einzelstaaten auf; alle Aemter werden, durch die Wahlen, von der Partei an ihre Anhänger vergeben. Die Amtsdauer ist gewöhnlich nur kurz, zwei bis vier Jahre; während derselben macht die Gegenpartei alle möglichen Anstrengungen, um wieder an's Ruder zu gelangen und die Stellen für sich zu erobern. Die Inhaber nutzen die Gelegenheit, weil sie ja doch nicht lange dauert, so gut als möglich zu ihrem Vortheil aus. Der landläufige Ausdruck lautet: „Man muß an der Krippe fressen." Siegen die Gegner, so sehen die bisherigen Beamten sich auf das politische Pflaster geworfen und sind oft ohne alle Habe oder regelmäßigen Erwerb. Politik machen oder treiben ist ihr Handwerk, und sie bieten Alles auf, um wieder in ein Amt zu kommen. Das ist aber nur möglich, wenn ihre Partei siegt; also arbeiten sie unablässig, um ihr Stimmen zu gewinnen und sich selbst wieder zu heben. Diese Aemterjäger sind die gefährlichste Menschenklasse in der Union, welche vorzugsweise durch ihr Treiben zerrüttet werden ist. Als Lincoln am 4. März 1861 in's Kapitolium eingeführt wurde, befanden sich in Washington mehr als elftausend Stellenjäger aus allen Theilen des Landes, welche um Aemter nachsuchen wollten. Seit dem Novembermonat war er in seinem Heimathorte Springfield in Illinois täglich von Hunderten solcher Leute belagert worden. Das wachsende materielle Gedeihen hat wesentlich dazu beigetragen, die Zahl der Aemtersucher zu vermehren; schon im Jahre 1856 betrugen die Einkünfte der Union 74 Millionen Dollars, und der Gewinn einer solchen „Beute" verlohnt sich der Mühe.

Wir sagten weiter oben, daß vor fünfzehn Jahren die beiden großen Parteien der Demokraten und der Whigs einander gegenüberstanden. Durch die Spaltung der ersteren in Harte und Weiche wurde bei der Präsidentenwahl von 1848 den letzteren der Sieg in die Hände gespielt. Aber schon am 9. Juli 1849 starb Präsident Taylor und der Vicepräsident Millard Fillmore trat an dessen Stelle. Er sprach sich nachdrücklich für die Durchführung der Compromisse aus. Als im Jahre 1852 die Zeit der Präsidentenwahl herannahete, vereinigten sich die beiden Flügel der demokratischen Partei, indem die Barnburners ihre Freibodenlehre fallen ließen und die im Juli 1852 das zu Baltimore festgestellte Glaubensbekenntniß der Partei annahmen. In dieser Platform (so nennt man ein politisches Parteiprogramm) heißt es: „daß dem Congresse verfassungsmäßig keine Macht zustehe, sich in die inneren Angelegenheiten der einzelnen Staaten einzumischen oder dieselben zu controliren. Alle Bemühungen der Abolitionisten und Anderer, welche den Congreß zur Einmischung in die Sklavereifrage zu bewegen trachten, können nicht verfehlen, die schrecklichsten und gefährlichsten Folgen herbeizuführen. Alle derartigen Bestrebungen müssen unvermeidlich das Wohlergehen des Volkes mindern, die Festigkeit und Dauer der Union gefährden, und dürfen von keinem Freunde der Union unterstützt werden. Und deßhalb wird die demokratische Partei der Union auf dieser nationalen Plattform stehen, und an einer getreuen Ausführung der Compromißgesetze und des Gesetzes über Auslieferung flüchtiger Sklaven festhalten. Die demokratische Partei wird sich jedem Versuche, im Congresse oder außerhalb desselben, die Agitation über die Sklavenfrage zu erneuern, widersetzen, gleichviel in welcher Art und Gestalt ein solcher Versuch gemacht werden möge."

Damit fiegten die conservativen Nationaldemokraten über die Radikalen in ihrer Partei, welche, wie gesagt, die Freibodendoctrin fallen ließen und sich zu jener Platform bekannten. Aber im Stillen wirkte der Zwist fort, und die Versöhnung, welche immer nur zeitweilig stattfand, wenn es sich um Sieg, das heißt Vertheilung der Beute, handelte, war keine aufrichtige. Die demokratische Partei hatte sich vor dreißig Jahren unter dem Präsidenten Jackson gebildet, zunächst um das Monopol der großen Vereinigten Staatenbank zu brechen; sie ist an ihren inneren Zwistigkeiten 1860 zu Grunde gegangen.

Ein ähnlicher Schicksal betraf schon weit früher die Whigs. Auch in sie war durch die Freibodenlehre und die Liberty-Partei ein weiter Riß gekommen; doch einigten sich ihre Delegaten nach dem Beispiele der Demokraten, und gleichfalls auf einer Convention zu Baltimore, noch einmal über ein gemeinschaftliches Programm, in welchem die Compromisse auch für alle Whigs verbindlich erklärt wurden. „Wir sind gegen alle weitere Agitation in Bezug auf diese nun entschiedenen Fragen; denn eine solche Aufregung wäre gefahrdrohend für unsern Frieden, und wir werden deßhalb allen Bestrebungen entgegentreten, welche eine solche Agitation erneuern wollen. Und wir werden dieses System befolgen, weil es wesentlich nothwendig ist für den nationalen Charakter der Whigpartei und die Aufrechterhaltung der Union." Man wußte also schon damals sehr wohl, was durch eine Aufregung in der Sklavenfrage auf das Spiel gesetzt wurde. Aber sechsundsechzig wollköpfige Delegaten erklärten sich gegen diese Sätze. Bei der Präsidentenwahl im Herbst 1852 wurden im ganzen Lande 3,135,091 Stimmen abgegeben, von welchen der demokratische Candidat Franklin Pierce 1,590,490 Stimmen erhielt; für jenen der Whigs, General Winfield Scott, wurden 1,378,589 Stimmen abgegeben, die übrigen zersplitterten sich.

Pierce war ein Mann von geringen Fähigkeiten und ohne ein festes, selbstständiges Urtheil. Er verdankte seine Wahl lediglich dem Umstande, daß die Demokraten sich über einen hervorragenden Politiker nicht einigen konnten, denn die Führer waren gegeneinander in Rivalität. Deßhalb wählte man einen unbedeutenden Charakter, und dieser wurde von verschiedenen Einflüssen bedrängt. Ein ehrsüchtiger und talentvoller Mann, der sich vom Tischlergesellen zu einer der einflußreichsten Stellungen emporgeschwungen hatte, Senator Stephan Douglas aus Illinois, arbeitete darauf hin, 1856 von seiner Partei zum Präsidenten gewählt zu werden. Es lag ihm besonders daran, sich die Stimmen der südlichen Demokraten zu verschaffen, denn der nördlichen glaubte er sicher zu sein. Er wählte dazu eine unheilvolle Maßregel, indem er durch die Kansas-Nebraska-Bill

Digitized by Google

die nur sehr oberflächlich verharschte und im Innern fortei-ternde Wunde über die Sklaverei und deren Ausdehnung wieder aufriß, und somit die Baltimore-Plattform seiner eigenen Partei, der demokratischen, beschädigte. Im Westen der Staaten Jowa und Missouri liegen weit ausgedehnte Prairiegegenden, Kansas und Nebraska, in welchen sich nach und nach Tausende von Ansiedlern niedergelassen hatten, die nun eine Territorialregierung vom Congresse verlangten. Schon 1853 war eine solche beantragt worden; Douglas, als Vorsitzender des Senatsausschusses über die Territorialangelegenheiten, schlug zu dem ursprünglichen Entwurf eine Ergänzung vor. Sie lautete dahin, daß der auf die Sklaverei bezügliche Punkt im Missouri-Compromiß demgemäß die Ausdehnung der Sklaverei vom Gebiet im Norden von 36° 30' B. Br. ausgeschlossen bleibt) fortan unwirksam sein solle; in einem neu zu organisirenden Gebiete solle es lediglich und allein den Bewohnern desselben gestattet sein, ihre inneren Angelegenheiten selbst zu regeln, nur dürften dadurch die Bundesgesetze nicht beeinträchtigt werden.

Damit war der Aufregung Thor und Thür geöffnet; es erhob sich ein bitterer Streit über diese „Souverainetät", und seit dem Mai 1854, in welchem diese Kansas-Nebraska-Bill von beiden Congreßhäusern angenommen wurde, ist keine Ruhe mehr gewesen. Die Schuld, zuerst wieder im Congreß an den Compromissen gerüttelt zu haben, fällt also auf die demokratische Partei, welche sich durch diesen Fehler völlig zu Grunde gerichtet hat. Jener Vorschlag war ganz überflüssig; Kansas und Nebraska konnten schon in Rücksicht auf Bodenverhältnisse und Klima nie sklavenhaltende Staaten werden.

Inzwischen war die alte Whigpartei aus den Fugen gegangen, und aus ihren Trümmern, aus abgesprungenen Demokraten und anderen Bestandtheilen hatte sich die Partei der Knownothings gebildet, welche wie ein Meteor glänzend emporstieg, aber nach einigen Jahren wieder verschwand. Sie verbreitete sich rasch über das ganze Land, setzte in mehreren Staaten ihre Candidaten durch, und konnte 1856 für den ihr angehörenden Millard Fillmore bei der Präsidentenwahl 885,960 Stimmen abgeben. Aber sie zeichnete sich anfangs durch eine unrepublikanische Geheimnißkrämerei aus, brachte sich bald durch viele Gewaltthätigkeiten um alle Achtung, und ihr Wahlspruch: „Amerika für die Amerikaner", war durch und durch unamerikanisch. Denn jenes Land ist ein Aufnahmebecken für Menschen aller Erdtheile, gerade die Einwanderung bringt ihm stets neue Säfte und Kräfte zu; es wäre unbillig und unverständig, die adoptirten Bürger hinter die ohnehin durch die Beschaffenheit der Dinge an sich begünstigten Eingeborenen zurücksetzen, und jenen erst nach einundzwanzigjährigem Aufenthalt Bürger- und Wahlrecht gestatten zu wollen. Die Knownothings waren eine geil aufschießende, aber bald wieder verwelkende, politische Schmarotzerpflanze.

Diese Knownothings wurden von einer neuen Partei überflügelt, der republikanischen, welche durch die Mißgriffe und Fehler der Demokraten bald zu einer bedeutenden Macht anwuchs. Sie bildete sich aus wollköpfigen Whigs, theoretischen Abolitionisten, weichen Demokraten, deutschen, ultraradikalen Flüchtlingen von 1848, und einer großen Menge von ämterlosen Politikern, für welche die Demokraten keine einträglichen Stellen zu vergeben hatten. Nachdem durch Douglas der Bann einmal gebrochen war, erhob die republikanische Partei den Neger und den Widerstand gegen jegliche Ausdehnung der Sklaverei auf ihre Plattform. Ihre Führer warfen sich mit unermüdlichem Eifer vorzugsweise auf die Bekehrung des Landmannes in den mittleren und westlichen Staaten, dessen Herz sie rührten und dessen Kopf sie gegen die „Negertyrannen" einnahmen. Bei vielen wohlwollenden Leuten empfahl sich die Partei durch die menschenfreundliche Phrase; die eigentlichen Röhrenleger, Blockwälzer und Lenker legen es aber darauf an, diese Menschenfreundlichkeit zum Vortheil der Partei und ihrer Personen auszubeuten, und wetteifern darin mit einem ein kein Haar besseren Temagegen der demokratischen Partei. Der abgefeimteste Stellenjäger von allen, Senator Seward (jetzt Minister der auswärtigen Angelegenheiten), verkündete bei jeder Gelegenheit, daß der Gegensatz zwischen Norden und Süden gar nicht ausgeglichen werden könne (er sei ein irrepressible conflict), so lange überhaupt Sklaverei vorhanden sei. Ein aus dem Gefängniß zu Raleigh in Nord-Carolina entlassener Mann, Rowan Helper, schrieb im Solde der Abolitionisten 1859 ein Buch über die „bevorstehende Krisis", das von 86 republikanischen Congreßmitgliedern ausdrücklich gut geheißen wurde. Es ist durch bösartigen Ton, planmäßige Feindseligkeit, unrichtige Angaben und falsche Gruppirung der Ziffern eben so unsittlich wie Onkel Tom's Hütte, und war lediglich darauf berechnet, den Süden noch mehr zu erbittern.

Das größte Unheil lag aber darin, daß die republikanische Partei lediglich auf eine geographische Abtheilung des Landes, auf den Norden, beschränkt blieb, daß sie somit sectionell war. Durch sie wurde der Gegensatz von Süd und Nord, das feindselige Auftreten des letztern gegen den ersteren in ein System gebracht, dessen bittere Früchte die oben erwähnten Personal-Liberty-Gesetze waren. Dazu kam der blutige Kampf in Kansas. Als Sklavenhalter mit ihren Negern aus Arkansas und Missouri in das neue Gebiet einzogen, bildeten sich im Nordosten und Westen Vereine von Abolitionisten und Freibodenmännern, brachten große Geldsummen auf, warben Leute zur Ansiedelung in Kansas und rüsteten diese Einwanderer mit Waffen aus, um die Einführung von Sklaven zu verhindern und Zwangsarbeit der Schwarzen nicht aufkommen zu lassen. Handwerkspolitiker beider Theile machten Kansas zum Schauplatz ihrer verderblichen Thätigkeit, Raufbolde aus dem Norden trafen zusammen mit Raufbolden und „Gränzstrolchen", Border Ruffians, aus den Sklavenstaaten, und bald brach ein förmlicher Bürgerkrieg aus, der Jahre lang das Gebiet zerrüttete. Er ist reich an Abscheulichkeiten, an Mord und Raub, an politischen Betrügereien aller Art, und die Verderbtheit beider Theile wetteiferte mit einander. Die Bundesregierung zeigte sich schwach und vermochte dem Unfuge nicht zu steuern. Wir können in die häßlichen Einzelnheiten der Wirren im „blutenden Kansas" nicht näher eingehen, müssen aber hervorheben, daß sie wesentlich dazu beitrugen, den ohnehin schon klaffenden Riß noch zu erweitern. Endlich, im Februar 1861, wurde dann Kansas, als freier Staat, mit einer Bevölkerung von 143,645 Seelen in die Union aufgenommen. Er war der vierundzreißigste in der Reihe.

Die Sklavenfrage war ohne Noth auf die Spitze getrieben worden; zum ersten Mal war eine große sectionell-geographische Partei, jene der Republikaner, gebildet worden. Whigs, Demokraten und Knownothings hatten ihre Anhänger in allen Bundesstaaten ohne Ausnahme; bei ihnen fiel der sectionelle Gegensatz von Nord und Süd fort, welcher bis 1856 überhaupt noch nicht so scharf hervorgetreten, wenigstens nicht in die politischen Organisationen übergegangen war. Nun tauchte er zuerst auf. Die Demokraten erhielten für ihren Präsidenten Buchanan 1,850,960 Stimmen, die Knownothings für den ihrigen, Millard Fillmore, 885,960, sowohl im Süden wie im Norden. Die republikanische Partei gab für

Digitized by Google

Fremont 1,334,553 Stimmen ab, von denen aber nur 1267 auf die südlichen Staaten kamen, und zwar lediglich auf die äußersten nördlichen Grenzbezirke in vier Bordersstaaten; in allen anderen südlichen Staaten erhielt er auch nicht eine einzige Stimme.

Der gegenseitige Widerwille, der sectionelle, scharf ausgeprägte Charakter der republikanischen Partei, trat in aller Schrecklichkeit hervor, ein tiefer Schnitt ging quer durch das ganze Land bis in's Herz hinein; zwei feindliche Heerlager standen sich gegenüber und kämpften mit einer Leidenschaftlichkeit, welche das Schlimmste befürchten ließ. Gegen die Republikaner hatten 2,736,920 Wähler gestimmt; die Partei war damals in der Minderheit, wie noch jetzt. Der demokratische Candidat siegte.

Jakob Buchanan aus Pennsylvanien, der früher diesen Staat als Bundessenator vertrat, und als Gesandter im Auslande für einen gewandten Diplomaten galt, gehörte zu der alten Schule nordamerikanischer Politiker, und man hielt ihn für einen der wenigen noch übrig gebliebenen staatsmännischen Köpfe, an deren Stelle längst die bloßen Partei- und Handwerkspolitiker getreten sind. Aber seine Amtsführung hat den guten Ruf nicht gerechtfertigt. Nachdruck des Charakters und Festigkeit waren dem hochbejahrten Manne abhanden gekommen; er verstand es eben so wenig als sein Vorgänger Pierce, der Gegenströmungen im Lande wie in seiner eigenen Partei Herr zu werden. Auch vergriff er sich in der Wahl seiner Minister; Jeder wußte bald, daß das Steuer sich in schwachen Händen befand. Die „Corruption", schon früher arg genug, griff schreckenerregend um sich; ein kostspieliger, völlig ungerechtfertigter, zumeist im Interesse der Lieferanten unternommener Flottenzug gegen Paraguay verschlang große Summen; ein Gleiches war der Fall mit dem fruchtlosen Heerzuge gegen die Mormonen, und in der Kansas-Angelegenheit fallen dem Präsidenten allerlei Winkelzüge zur Last. In seiner eigenen Partei wurde gegen ihn rebellirt, und auch jetzt war es wieder Senator Douglas, welcher ihm feindlich entgegentrat. Die Präsidentenwahl von 1856 war nicht auf diesen, nun verstorbenen, Aemterjäger gefallen, deshalb spekulirte er auf jene von 1860. Durch ihre eigenen habsüchtigen und ränkeschmiedenden Führer sprengte sich die demokratische Partei, und auf ihren Conventionen zu Charleston und Baltimore trennten sich ihre beiden Abtheilungen als geschworene Feinde; sie bekämpften einander mit furchtbarer Wuth, wühlten in ihren eigenen Eingeweiden und spielten ihrem gemeinschaftlichen Gegner, der republikanischen Partei, den Sieg in die Hände. Jede Abtheilung ernannte ihren eigenen Candidaten und diese Zersplitterung führte den Untergang herbei.

Bei den Wahlen hat jede Partei ein Programm, einen „Ausgang", issue, durch welchen sie die Massen in Bewegung zu bringen sucht. Ist der eine erledigt, so findet sie einen anderen. Bei der Wahl von 1860 drehete sich Alles um die unglückselige Sklavenfrage. Der eine Flügel der Demokratie „nominirte" jenen Senator Douglas, dessen Programm lautete: — „Es muß dem Volk in einem jeden Territorium frei gestellt bleiben, ob es die Sklaverei einführen oder ausschließen wolle." Das war also wieder die oben erwähnte Squatter-Souveränetät. Der andere Flügel der Demokratie stellte den bisherigen Vicepräsidenten Breckinridge auf, welcher daran festhielt, daß die Bundesregierung das Recht zum Einschreiten habe, um die Sklaverei in den Territorien gegen Angriffe sicher zu stellen. — Der erste Candidat vertrat die Ansichten der nördlichen Demokratie, und auf ihn fielen bei der Wahl am 6. November 1,288,043 Stimmen; der zweite sprach die südlichen Ansichten aus; für diese erklärten sich 836,801 Wähler. Das demokratische „Ticket" belief sich demnach auf 2,124,844 Stimmen, und die Partei ist beträchtlich in der Mehrheit über jene der Republikaner, welche im Ganzen nur 1,865,840 Stimmzettel in die Wahlurnen warf. Gegen die Ansichten der Republikaner trat im Laufe des verflossenen Jahres eine neue Partei auf, welche sich aus den Ueberresten der alten silbergrauen Whigs, Knownothings und mißvergnügten Demokraten gebildet hatte. Diese Unionspartei stellte als Programm hin: „Aufrechterhaltung der Union, strenges Festhalten an der Verfassung und Durchführung der Bundesgesetze." In dem letzteren lag ein Protest gegen die Personal-Liberty-Acts. Sie ernannte den Senator Bell aus Tennessee zu ihrem Candidaten, und dieser erhielt 742,747, so daß die demokratische und Unionspartei zusammen 3,010,804 zählten gegen 1,865,840 Stimmen der Republikaner, welche also um mehr als eine Million in der Minderheit sind. Das republikanische Programm hat seinen Schwerpunkt in der Ansicht, daß der Congreß einschreiten müsse, um in seinem Territorium Sklaverei zu dulden; er dürfe sie außerhalb der Staaten, in welchen sie einmal hergebracht sei, nirgends aufkommen lassen.

Es lag auch darin eine offene Kriegserklärung gegen den Süden. Der republikanische Bewerber war Abraham Lincoln aus Illinois, und bei der Wahl wiederholte sich genau dasselbe, wie vor vier Jahren bei jener Fremont's; der sectionelle Candidat der republikanischen sectionellen Partei bekam nur Stimmen in den nördlichen und nordwestlichen Staaten. Der Süden warf gegen sein Programm ein, daß von jenem Satze nichts in der Bundesverfassung stehe, daß die Gebiete der gesammten Union gehören und gemeinschaftliches Eigenthum seien, daß der Congreß feinerlei Verbietungsrecht habe, und daß man ihm ein solches auch nicht einräumen werde.

So war der von Seward so scharf hingestellte „unausweichliche Streit und Zusammenprall" auf die äußerste Gränze vorgerückt. Er mußte zur Auflösung der Union führen, wenn die republikanische Majorität des Nordens ihre Ansichten nicht änderte, sich nicht aufrichtig entschloß, den Süden in Ruhe zu lassen, und zu der Ueberzeugung gelangte, daß der Ausdehnung der Sklaverei von der Natur selbst genau die Gränze vorgezeichnet ist, über welche hinaus sie sich nicht ausdehnen kann. In der Union ist sie längst so weit vorgedrungen, als sie überhaupt sich ausbreiten fähig ist. Praktisch genommen hatte also der ganze Streit keinen Sinn, und die nichtsklavenhaltenden Staaten besaßen ohnehin das Uebergewicht.

Sir James Brooke, Radscha von Sarawak und die Seeräuber im indischen Archipelagus.

I.

Ich will die Leser mit einem großen und guten Manne bekannt machen, dessen Thaten auch für die Länder- und Völkerkunde von Wichtigkeit geworden sind. Durch den Radscha von Sarawak haben wir in viele Verhältnisse des

Digitized by Google

Lebens und Treibens mancher Völker des indischen Archipelagus, insbesondere auf Celebes und Borneo, neue und tiefe Einblicke erhalten.

Jüngst las ich in der Times, daß Brooke, der nun dem Greisenalter nahe und dessen Gesundheit geschwächt ist, von seinen Freunden im fernen Morgenlande Abschied genommen habe, um auf längere Zeit, vielleicht für immer, nach Europa heimzukehren. Nach einem so thatenreichen Leben ist ihm Erholung zu gönnen. Als er von Borneo Abschied nahm, umdrängten ihn Malayen und Dayaks, gaben ihm rührende Beweise von Theilnahme und sagten, daß ein Vater von ihnen scheide. Selbst Männer, die ehemals Piraten gewesen sind, vergossen Thränen; ein Europäer, dem sie einst den Tod geschworen, war ihnen theuer geworden, und sie sind ihm gefolgt wie Kinder.

Unser deutsches Volk, das eine so schöne Empfänglichkeit hat, Großes anzuerkennen und Erlesenes zu würdigen, weiß noch wenig von Brooke. Aber der Mann verdient auch unsere Bewunderung.

Ich will sofort den Schauplatz kennzeichnen, auf welchem Brooke sich fast ein Menschenalter hindurch bewegt hat, und die Menschen, mit denen er verkehrte. Er führte einen unerbittlichen Kampf gegen die Piraten, und nie haben diese einen rüstigeren Feind gehabt.

Diese Seeräuber habe ich in einem Werke zu schildern versucht, welches im Laufe dieses Jahres die Presse verläßt*), und entnehme demselben nachstehende Schilderung der malayischen Korsaren.

„Den großartigsten Umfang hat die Seeräuberei im indischen Archipelagus gewonnen; sie ist dort mit dem gesellschaftlichen und staatlichen Leben der vielen Stämme innig verwachsen und in ein regelrechtes System gebracht worden. Die Piraten durchschwärmen alle Meerestheile von Sumatra's Nordspitze bis über Neu-Guinea hinaus, und von Timor, das unter dem 10. Grade südl. Br. liegt, bis zu den Babuyanen und den Baschi-Inseln, nördlich von den Philippinen. Der große Schauplatz ihrer verderblichen Thätigkeit erstreckt sich also über 50 Längen- und 30 Breitengrade. Er ist mit Tausenden von größeren und kleineren Inseln überfäet, der Heimath werthvoller Erzeugnisse, welche seit langer Zeit im großen Handel eine hervorragende Bedeutung haben. Gewürze kommen von den Molukken; Perlen, Ebenholz und kostbare Federn aus Neu-Guinea; Borneo liefert Kampher, Gold und Diamanten, Java und Sumatra sind reich an Pfeffer und Reis; Kaffee, Zucker, Indigo und Tabak werden auch von den Philippinen verschifft; Wachs, eßbare Vogelnester, Tripang und Harze von vielen Inseln. Diese Eilandfluren, Regionen mit wunderbar lieblichen oder großartigen Landschaftsbildern, üppiger Fruchtbarkeit und zumeist gesunder Luft, sind von rührigen, tapferen Menschen bewohnt, welche einen regsamen Handelsverkehr mit einander unterhalten. Auch liegt diese weit ausgedehnte Hafenlug mitten in der großen oceanischen Fahrbahn nach Australien, China, Japan und den nördlichen Theile des Stillen Weltmeeres, und Tausende von europäischen Segeln durchkreuzen alljährlich dieselbe in allen Richtungen. Dazu kommen die vielen chinesischen Dschunken und die unzählige Menge von Prahu's, welche mit Malayen und Bugis, Javanesen, Badschau's und Papua's bemannt sind und den Austausch zwischen den verschiedenen Gegenden vermitteln.

Brooke

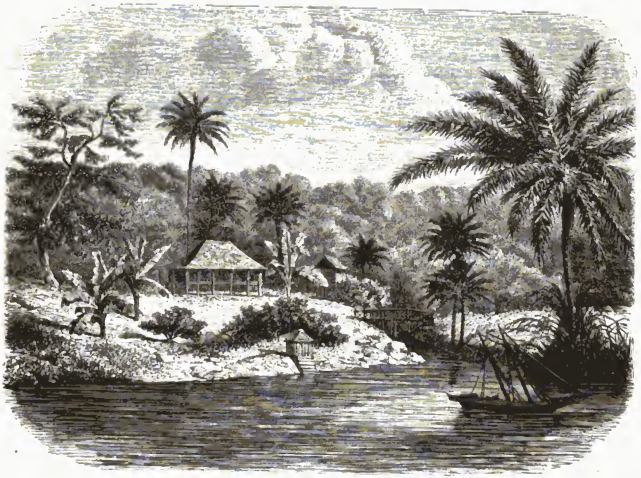
Dieser Handel erleidet unberechenbare Verluste durch den Seeraub. In früheren Jahrhunderten war derselbe verhältnißmäßig von geringem Belang; einzelne Piraten trieben ihn auf eigene Faust, oder verbanden sich zu Genossenschaften, ähnlich wie einst die Bukaniere in den westindischen Gewässern; der Staat und die Gesellschaft blieben dem Raubgewerbe fern. Aber zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts erschienen die Portugiesen im Archipelagus, drangen rasch bis zu den Gewürzinseln vor, bauten auf den Molukken feste Burgen, raubten im Großen, verübten Grausamkeiten aller Art und machten den europäischen Namen verhaßt. Die Spanier eigneten sich die Philippinen an, und 1596 wehete zum ersten Mal die Flagge Hollands in diesen östlichen Meeren. Ein Menschenalter nachher wurde dann ein fester Grund zu dem niederländischen Kolonialreiche gelegt, die Portugiesen mußten weichen, den Spaniern blieben nur Besitzungen im Norden, und die Holländer erwarben das Monopol des Gewürzhandels. Sie waren Herren im Archipelagus und gründeten eine große Anzahl von Factoreien auf verschiedenen Inseln.

Durch jene Europäer wurde die Macht vieler einheimischen Fürsten vermindert oder völlig gebrochen. Diese hatten bisher den Seeraub einigermaßen in Schranken gehalten. Nun aber schlossen manche von ihnen Bündnisse mit den Seeräubern und wurden selbst Piraten, um den europäischen Eroberern Schaden zu bereiten oder Rache an ihnen zu nehmen. So wurde der Seeraub gleichsam ein patriotisches Gewerbe; es erschien als eine Pflicht; man wollte sich durch ihn der Fremden entledigen, von welchen man sich bedrückt glaubte, und die jedenfalls geringe Schonung gegen die Besiegten beobachteten. Seeraub galt fortan nicht mehr für ein Verbrechen, sondern ward für löblich und

*) Geographie des Welthandels. Mit geschichtlichen Erläuterungen. Von Karl Andree. Stuttgart, bei J. Engelhorn. Zwei Bände. 1862.

ehrenvoll gehalten, in ähnlicher Weise wie bei den mohammedanischen Barbareskenstaaten in Nordafrika, die es für erlaubt hielten, Ungläubige auszuplündern und Alle, welche Gegenwehr leisteten, über den Yatagan springen zu lassen. Als vor einigen Jahren die englischen Behörden in Singapore mehrere, auf frischer That gefangene, des Seeraubes klar überwiesene Malayen zum Tode verurtheilten, legten diese nachträgliche Verwahrung gegen eine so schreiende Ungerechtigkeit ein, und beriefen sich darauf, daß sie lediglich den Befehlen ihrer Herrscher gehorsam gewesen seien, und nur gethan hätten, was in ihrem Lande herkömmlich erlaubt sei!

Die Holländer nehmen an, daß mehr als hunderttausend Männer im Archipelagus den Seeraub gewerbmäßig betreiben. In der That ist keine andere Gegend auf Erden so völlig geschaffen, so günstig zurecht gemacht für Piraten. Die Tausende von Eilanden werden oft nur durch schmale und sehr verwickelte Straßen von einander geschieden, eine sichere Bucht liegt neben der andern, die Küsten sind vielfach von Sandbänken und Riffen umgeben, und Fahrzeuge mit einigermaßen beträchtlichem Tiefgang vermögen den leichten Prahus in diese gefährlichen Schlupfwinkel nicht zu folgen. Erst seitdem kleine Kriegsdampfer in Thätigkeit sind, gelang es, manche dieser „Piratennester" zu zerstören, aber noch heute ist die Arbeit nicht zur Hälfte gethan. Sie erscheint auch im höchsten Grade schwierig, weil die Hydra mehr als hundert Köpfe hat und für jeden, welchen man abhaut, ein anderer nachwächst*). Denn von Sumatra im Westen bis nach Neu-Guinea im Osten, von Java, Bali, Lombok und Flores im Süden, bis nach Magindanao und Palawan im Norden senden fast alle Inseln in jedem Jahre Schiffe auf den Seeraub aus. Der Pirat treibt sein Gewerbe im Allgemeinen nur während gewisser Monate im Jahre; in der übrigen Zeit ist er friedlicher Fischer, bestellt seinen Acker oder ist Handelsmann. Er bewohnt ein reizendes Dorf in herrlicher Lage, am liebsten an einem Bache, der eine Strecke weiter abwärts in die See mündet. Seine Häuser stehen auf Pfählen. Die Bewohner sind freundlich und fleißig, der Hausvater empfängt den Fremden zuvorkommend und betet täglich zu Allah. Aber der freundliche Landmann ist ein Seeräuber, und in seinem Gemache hängen als Siegeszeichen aufgereihete Schädel über einer Drehbasse, oder über



Radscha Brooke's Wohnhaus auf Borneo.

Luntengewehren, Spießen, Pfeil und Bogen und über einer noch verderblichern Waffe, dem Sampitan, jenem Blasrohr, aus welchem man vergiftete Pfeile schießt.

Diese Seeräuber ziehen in Geschwadern und ganzen Flotten aus. Jene der See-Dayaks auf Borneo bestehen aus kunstlos gezimmerten kleinen Booten, die sehr leicht und zumeist nur für die Fahrt an der Küste bestimmt sind. Die Bemannung plündert nur kleine Fahrzeuge der Eingeborenen oder überfällt Dörfer, um Menschen zu rauben. Stattlich dagegen sind die großen Flotten der Illanos auf Maginda-nao und der Balanini, welche viele und langwährende Raubzüge unternehmen. Oft sind hundert der größten Prahu's mit doppeltem Deck, jede mit mehr als fünfzig Ruderern bemannt, beisammen. Die Krieger kleiden sich in Scharlachtuch, die blanken Kanonen sind geladen, vom hohen Maste wehen bunte Wimpel und das Schiff, dessen breite Segel

*) Zu Anfang des Jahres 1861 ließ die niederländische Regierung abermals durch einige Kriegsdampfer Jagd auf die Piraten machen und mehrere ihrer Schlupfwinkel zerstören.

den Wind auffangen, durchschneidet leicht und rasch die Wellen. Man hat diese Piratengeschwader mit jenen der nordeuropäischen Wikinger und die Malayen mit den normännischen Seekönigen verglichen. In vieler Beziehung ist das richtig. Auch jene haben Länder und Städte erobert, und ihre unverzagte Tapferkeit, ihr Todesmuth steht hinter jenen der nordischen Seerecken in keiner Weise zurück.

Im indischen Archipelagus herrscht auf weiten Räumen und an vielen Küsten gar keine Sicherheit; Menschen und Schiffe müssen stets eines Ueberfalles gewärtig sein. Manche Piratengeschwader bleiben volle zwei Jahre lang unterwegs und durchschwärmen alle Gegenden der großen Eilandflur. In einer von den Engländern an der Nordwestküste Borneo's aufgebrachten Prahu fand man Sklaven aus Neu-Guinea und Waaren aus der Straße von Malakka an Bord; sie hatte also den ganzen Meeresraum von Neu-Guinea bis zum bengalischen Meerbusen durchmessen! Aus dem Kaufmann und Schiffer wird in jenen Gegenden leicht ein Seeräuber; er will lieber Hammer als Amboß sein. Vor allen Dingen werden Menschen geraubt; für die Güter findet man Märkte überall, denn welche kleine Stadt würde es wagen, den Piratenflotten zu trotzen?

Neben den Illanos trieben bis vor wenigen Jahren die Unterthanen des Sultans von Sulu, dessen Inseln zwischen Magindanao und Borneo liegen, den Seeraub in großartiger Weise. Die Holländer hüteten sich stets, mit diesem Seekönig in offene Feindschaft zu gerathen. Neuerdings ist er zwar von den Spaniern einigermaßen gebändigt worden, doch hat der Seeraub nicht aufgehört, weil es unmöglich ist, alle Häfen zu überwachen oder alle Prahu's zu verfolgen. Früher, als der Sultan noch mächtig war, entbot er die Schiffe seiner Unterthanen nach der Insel Sulu. Im April stach die Flotte, gewöhnlich an dreihundert Fahrzeuge stark, in See, und trennte sich dann, um in zwei Abtheilungen Borneo zu umsegeln. Verwüstung bezeichnete ihren Weg; überall wurden Menschen geraubt. Beide Abtheilungen stießen an der Sunda-Straße zusammen, fuhren nach Osten an der Südküste von Java hin, plünderten, nahmen sehr oft Holländer und besonders deren Frauen mit fort und verkauften sie. Aller Orten brandschatzten sie auch die holländischen Besitzungen, steuerten nach Norden hin zu den Molukken, und kehrten, reich beladen mit Zeugen, Juwelen, Sklaven und Gewürzen, nach ihren Inseln zurück, um sich, bis zum nächsten großen Zuge, friedlichen Beschäftigungen zu widmen. Sie waren und sind noch nun so gefährlicher, da sie auch europäische Fahrzeuge angreifen. Die Sklaven werden auf offenem Markte feil geboten. Ein Seemann, welcher Monate lang auf Sulu gefangen war, sah ein spanisches Schiff in den Hafen bringen; wenige Tage später brachten die Piraten einundzwanzig beladene Handelsprahu's; einige Zeit nachher eine holländische und bald auch eine englische Brigg. Die Mannschaft der letztern war ermordet worden. Die Balauini hatten einst einen ihrer Schlupfwinkel mit mehr als einhundert Kanonen bespickt, und leisteten den Spaniern hartnäckigen Widerstand. Alle Piraten kaufen ihr Pulver von Franzosen, Nordamerikanern und Chinesen ein; die holländische Regierung hat einen solchen Handel streng verboten.

Bisher sind alle Bemühungen der Europäer, die Seeräuberei im Archipelagus auszurotten, nur theilweise von Erfolg gewesen, und es wird auch kaum jemals möglich sein, ihn völlig lahm zu legen. Er ist durch die örtlichen geographischen Verhältnisse, die gesellschaftlichen Einrichtungen und den Geist der Malayen allzu sehr begünstigt. Der Seeräuber sucht das Frachtschiff auf und benutzt gleich diesem die Jahreszeitenwinde. In den Monaten von Oktober bis Januar kreuzt er in der Gegend der Malakkastraße; in den drei nächsten Monaten pflegt er in seiner Heimath der Ruhe; während der Sommerzeit schwärmt er bis in den Meerbusen von Siam und südlich bis Banka und Billiton. In anderen Meeresgegenden werden regelmäßige Zeiten nicht beobachtet. Als Brauch gilt, daß europäische Segel in voller Fahrt nicht angegriffen werden; der Pirat erspäht und überfällt am liebsten solche, welche in der Nähe der Küste etwa bekalmt liegen. Schon oft sind englische Fahrzeuge und Frachtprahus sogar in der Nähe von Singapore genommen worden; die Seeräuber luden die erbeuteten Waaren in unverdächtige Fahrzeuge über, brachten sie als Kauffeute unter den Augen der britischen Behörden auf den Markt, kauften für den Erlös Pulver und Blei und kehrten dann unerkannt und unbehelligt heim.

Einen harten Schlag hat ihnen an der Nordwestküste von Borneo Sir James Brooke versetzt. Dieser Radschah von Sarawak ist ohne Frage einer der ausgezeichnetsten Männer unseres Jahrhunderts. Ich zweifle keinen Augenblick, daß das alte Griechenland ihn unter die Heroen versetzt haben würde."

* * *

James Brooke, Gouverneur der Insel Labuan und Radschа von Sarawak auf Borneo ist ein gewaltiger Mensch. Seit der Verfasser dieser Zeilen vor nun elf Jahren den Reiseбericht des Kapitäns Keppel gelesen, welcher mit der Fregatte „Dido" die malayischen Piraten im indischen Archipelagus zu Paaren trieb, hat er vor Brooke eine uneingeschränkte Hochachtung gehegt und seitdem diesen bewundernswürdigen Mann nicht mehr aus den Augen verloren. Wer das Leben und das Denken des Radscha näher kennt, wird seine Uebertreibung darin finden, wenn man die Ansicht aussprecht, daß Brooke zu den seltensten Charakteren nicht blos unserer Tage oder unseres Jahrhunderts gehört. In ihm ist eine wunderbare Summe von Eigenschaften vereinigt, die man nur höchst selten bei einem Menschen beisammen antrifft. Ein seingebildeter und zugleich starker Geist paart sich mit einer fast weiblichen Milde und einer Menschenliebe voll Hingebung gegen Andere. Sein ganzes Leben bildet eine ununterbrochene Kette von Opfern, die er einer Idee bringt, und die Verwirklichung dieser Idee verfolgt er mit einer beispiellosen Energie. Er ist patriotischer Engländer durch und durch, aber ohne jene starre Abgeschlossenheit, welche uns bei vielen seiner Landsleute unerquicklich berührt; er ist Kosmopolit im guten Sinne des Wortes, dabei Soldat, Seefahrer und Mann der Wissenschaft; er fördert den Ackerbau, nimmt Bergwerke in Angriff, treibt Handel in großem Maßstabe und war zu allen Zeiten reich. Aber nie hat er Werth auf Glücksgüter gelegt, und derselbe Mann, der im Parlamente seines Vaterlandes ohne Zweifel eine hervorragende Stellung einnehmen und in der hohen Gesellschaft, wie in den Kreisen der Literatur unter den Ersten glänzen würde, zieht es vor, an einem entlegenen Winkel der Erde unter Barbaren zu wohnen, deren Hauptverdienst darin besteht, daß sie vor Kurzem Seeraub war, oder deren Siegeszeichen in geränderten Köpfen ihrer Feinde bestehen! Keppel's Werk und Brooke's eigener Briefwechsel, sammt Auszügen aus seinen wunderbar fesselnden Tagebüchern, erklären das Räthsel, weshalb ein solcher Mann die Abgeschiedenheit im fernen Morgenlande dem rauschenden Treiben der Weltstadt an der Themse vorzieht. Diese Tagebücher bilden eines der interessantesten Werke, die jemals gedruckt worden; Brooke's Geistesleben ist so reich, wie die Fülle seines Gemüthes, seine herzgewinnende Milde erscheint mit einer Kraft und Männlichkeit gepaart, die stärker, voller und gewaltiger

Digitized by Google

Ein Krieger der Dayaks.

Digitized by Google

nicht gedacht werden können. Brooke hat, man erschrecke nicht, Tausende von Menschen mit kaltem Blute, mit einer Art von wildem Enthusiasmus durch Kartätschen, durch das Schwert und durch die Flammen getödtet; er hat Hunderte von malayischen Schiffen in den Grund gebohrt, und die Zahl der Dörfer, welche er dem Boden gleich gemacht, ist beträchtlich. Das Alles that er aus Pflichtgefühl. Er handelte so als ein wahrer Philanthrop. Als solcher hatte er sich eine doppelte Lebensaufgabe gestellt: einmal, dem Seeraub im indischen Archipelagus ein Ende zu machen, sodann die Tyrannei der malayischen Despoten zu brechen, deren Joch insbesondere auf den Dayaks in Borneo schwer lastet. Diese letzteren wollte er sittigen, soweit ihr Naturell die Civilisation verträgt. Er hat sich zu ihnen in das Verhältniß eines zwar strengen, aber gerechten und liebevollen Vaters zu bringen gewußt. Sein System hat bei dem Chinesenaufstande zu Sarawak, welcher vor einigen Jahren das Gebeihen dieser Ansiedelung in die größte Gefahr brachte, vollkommen die Probe bestanden. Die Dayaks und selbst die Malayen bewahrten ihm in der bedenklichsten aller Krisen, an welchen sein Leben so reich ist, volle Treue und Hingebung.

In Europa sind, wie schon bemerkt, dem Radscha von Sarawak Anfeindungen nicht erspart geblieben. Beschränkte Zeloten, welche in der Exeterhalle zu London alljährlich mit so vielem Lärmen, so großer Salbung und so großem Ostentationsgepränge Zeugniß für das ablegen, was sie für Philanthropie halten oder ausgeben möchten, haben Jahre lang gegen Brooke Sturm erhoben und es über sich vermocht, ihn als den verruchtesten aller Sterblichen zu schildern, als einen Verbrecher, welchem die Strafe des Galgens gebühre. Ihre Anklagen fanden im Parlamente Wiederhall, aber sie mußten den Thatsachen gegenüber verstummen; und als dann der vielgeschmähete „Nero" in London erschien, mit seiner edeln und kräftigen Persönlichkeit für Alles, was er gethan, einstand und einige Jahre später seine Tagebücher und seinen Briefwechsel erscheinen ließ, da war seinen Verleumdern Zunge und Feder gelähmt *).

*) Dieses Urtheil über Brooke kann enthusiastisch erscheinen; es wird aber schwer sein, einem so bedeutenden, liebenswürdigen und wahrhaftigen Menschen gegenüber nicht in Wärme zu gerathen. Bei mir steht es seit Jahren fest. Keppel's Reise und Brooke's Correspondenz, welche ich vor mehreren Jahren gelesen, habe ich gegenwärtig nicht zur Hand, um die Ausprüche im Einzelnen zu belegen, wohl aber einige andere Gewährsmänner. Forbes, Five years in China, London 1848, sagt S. 297: „Der Radscha von Sarawak bedarf meiner Lobeserhebungen nicht. Ich habe die Ehre, mit ihm bekannt zu sein, und weiß, daß er in seiner Bescheidenheit sie ungern hören würde. Ich will hier nur sagen, daß er schon jetzt wahrhaft Uebermenschliches geleistet hat; aber die Wirkungen seiner Politik werden erst nach und nach zu Tage treten. Und wenn unsere Generation noch nicht alle Wohlthaten ernten sollte, so wird gewiß die folgende ihn als vielleicht den größten, weisesten und geschicktesten unter den Helden bezeichnen, welche in der Geschichte Großbritanniens im Orient glänzen." — Frank Marryat, welcher als Seemann auf der von Kapitän Belcher befehligten Samarang fuhr und ein lebreiches Werk geschrieben hat (Borneo and the Indian Archipelago, London 1848), sagt S. 90 von Brooke: A more mild, amiable and celebrated person I never know. Every one loved him, and he deserved it. Auch Belcher's Werk: Narrative of the Voyage of H. M. S. Samarang, during the years 1843—1846 etc. London 1848, 2 Vol., enthält eine Menge von Notizen über Brooke's frühere Wirksamkeit. Diese drei eben genannten Werke besitzt die königliche Bibliothek zu Dresden. Mit gleicher Bewunderung sprach sich W. J. Hamilton 1847 in der geographischen Gesellschaft zu London aus; als Vorsteher hatte er dem Radscha die große goldene Ehrenmedaille für wichtige geographische Entdeckungen zu ertheilen. Journal of the royal geographical Society, vol. VIII 1848. p. XXVI. Dazu kommt noch das treffliche Werk des ehemaligen Kolonialsekretärs zu Labuan, Hugh Low: Sarawak, its inhabitants and productions: being notes during a residence in that country with His Excellency Mr. Brooke. London 1848.

Die australische Expedition von Burke und Wills.

In der vorigen Nummer (S. 318) konnten wir die Ergebnisse dieser Reise melden. Wir tragen nun Manches nach und benutzen dabei einen Bericht aus Melbourne vom 26. November in der Times vom 14. Januar, ferner eine Nummer der zu Melbourne erscheinenden deutschen Zeitung Germania vom 22 November, und eine Kartenskizze, welche de Grachy und Leigh nach Burke's ꝛc. Tagebüchern und Angaben entworfen haben; sie beruht aber nur auf Gissung.

Die Expedition verließ, wie wir schon gemeldet, unter der Leitung des Irländers Robert O'Hara Burke am 20. August 1860 Melbourne, erreichte den Carpentariabusen in Nordaustralien an der Mündung des Albert- (oder wohl richtiger des etwas weiter südwestlich in's Meer fallenden Flinders-) Flusses, und auf dem Rückwege starben Burke und Wills an Hunger und Erschöpfung.

Im Jahre 1859 machte ein Ungenannter in den Zeitungen bekannt, daß er eine Expedition zur Erforschung von Central-Australien mit 1000 Pfd. Sterling unterstützen werde, falls das Publikum sich mit einem Beitrage von gleicher Höhe betheilige. Fast gleichzeitig hatte die Regierung der Kolonie Victoria 3000 Pfd. Sterling zur Einführung von Kameelen aus Indien bewilligt, und bald trafen 27 dieser Thiere wohlbehalten in Melbourne ein. Geldmittel waren nun genug vorhanden, und die Gesellschaft der Wissenschaften berieth über die beste Art und Weise, in welcher die Reise ausgeführt werden könne. Manche Stimmen äußerten, daß sie am besten von der Blunder Bay, also von der Nordküste aus, unternommen werde, aber in diesem Falle konnte man die Kameele nicht benützen, und so beschloß man, daß ein Depot am Coopers Creek den Ausgangspunkt der Expedition bilden und daß sie auf der Heimreise auch wieder dorthin kommen solle. Coopers Creek, der auf allen neueren Karten von Australien verzeichnet ist, wurde von Sturt entdekt, welcher ihn unter 27° 41' südlicher Breite und 140° 22' östlicher Länge erreichte und bis 27° 36' S. und 140° O. verfolgte.

Burke brach, wie schon bemerkt, am 20. August 1860 von Melbourne auf; zweiter Befehlshaber war Georg Landells, welcher die Kameele aus Indien gebracht hatte und nun die Aufsicht über sie führte. Angeschlossen hatten sich ferner B. J. Wills als Astronom und Geometer, Hermann Beckler als Arzt und Geolog, Dr. Ludwig Becker, ein sehr geschickter Zeichner und Naturforscher. Dazu kamen noch zehn andere Leute und drei Sipahis aus Indien, ferner die 27 Kameele, mehrere Pferde, Gepäckwägen und dergleichen mehr. Die ganze Ausrüstung war umfassend, aber schwerfällig.

Unter etwa 32½° S. Br. fällt in den großen Murraystrom der Darlingfluß, nachdem er einen langen Lauf in südwestlicher Richtung gemacht und sich dann weiterhin südlich gewandt hat. Die Mündung liegt etwa 40 englische Meilen östlich von der Gränzlinie, welche Südaustralien von Neusüdwales trennt. Da wo der Darling die Biegung nach Süden macht, sind auf der Karte einige kleine Seen eingetragen, der eine als Cowindilla Lake, der andere als Laidleys Ponds. Dieser letztere Punkt ist neuerlich von den Sanatters am Darling in Menindie umgewandelt worden; aber dieser neue Name steht noch nicht auf den Karten. Die Expedition ging zuerst nach diesem Menindie, und dort entstand ein Zerwürfniß zwischen Burke und Landells über die Kameele und wohl auch über die Oberleitung. Landells verließ die Uebrigen und Beckler machte mit ihm gemeinschaftliche Sache.

Digitized by Google

Die Reisenden zählten nun noch 13 Mann und 3 Sipahis, und Burke sonderte sie in zwei Abtheilungen. Er selbst ging mit Wills und sechs Anderen nach dem Coopers Creek und ließ die Uebrigen unter Wright zurück, damit sie die Vorräthe nach dem in Vorschlag gebrachten Depot bringen konnten. Die Reise von Menindie nach dem Coopers Creek, wo sie im December anlangten, nahm 20 Tage in Anspruch. Am Coopers Creek theilte Burke seine Partie noch einmal. Beabe mußte mit einigen anderen Leuten das Depot überwachen und sollte bis Burke's Zurückkehr dort an Ort und Stelle bleiben, oder, wie Brahe behauptet, drei Monate lang auf ihn warten, und wenn Burke dann noch nicht wieder eingetroffen sei, nach Menindie zurückgehen. Dieser Mangel an genauer Bestimmung in den Verhaltungsbefehlen ist verhängnißvoll geworden.

Am 16. December 1860 brach Burke nebst Wills, King und Gray mit sechs Kameelen, einem Pferde und Lebensmitteln für drei Monate von Coopers Creek auf, zunächst nach dem etwa 300 englische Meilen in nordwestlicher Richtung entfernten Cyre Creek, dem äußersten Punkte, welchen Sturt 1845 erreicht hatte (diese Stelle ist auf den meisten Karten verzeichnet, etwa 24° S. Br.); doch giebt es auch noch einen zweiten Punkt, der als „Sturt's Farthest" eingetragen ist, und an welchem derselbe Entdeckungsreisende noch in demselben Jahre sich befand. Burke schlug von dort eine östliche Richtung ein, bis er unter den 140. Meridian gelangte. Auf diesem hin zog er weiter fast gerade nach Norden hin bis zu 17° 53′ S. Br. Wills sagt in seinem mangelhaften Tagebuche, daß sie dort den Cloncurry erreicht hätten; man meint aber, es sei der von Stoke entdeckte Albert-River, während Andere sich für den Flinders entscheiden. Gewiß ist, daß die Reisenden Ebbe und Fluth bemerkten. Der Albert mündet in 17° 35′ S. und 139° 49′ O. Stokes, welcher das Schiff Beagle befehligte, fuhr 1841 in Booten den Strom aufwärts bis unter 18° S. Die Reisenden ließen ihre Kameele und Pferde zurück und gingen bis an's Meer; es ergiebt sich aus den Tagebüchern, daß sie einen Blick auf Ebbe und Fluth gewonnen haben; allein den offenen Ocean bekamen sie nicht zu sehen. Sie können höchstens 25 englische Meilen vom Meere selbst entfernt gewesen sein. Nachdem sie eine beträchtliche Strecke weit gegangen waren, kamen sie an einen salzigen Sumpf, welchen sie durchwateten, und dann „an einem Kanal, durch welchen das Seewasser einfließt". Sie sahen Schwarze, welche ihnen den besten „abwärts" führenden Weg zeigten, also wahrscheinlich zum Meere hin. Sie „bewegten sich kaum langsam drei Meilen vorwärts und lagerten sich; am andern Morgen setzten sie sich bei Tagesanbruch wieder in Bewegung". Mit diesen Worten bricht das Tagebuch über die Reise von Coopers Creek nach dem Carpentariabusen plötzlich ab.

Eine Ansiedelung in Südaustralien

Das Tagebuch, welches die Heimkehr vom Carpentariabusen nach dem Coopers Creek schildert, beginnt mit dem 19. Februar, an welchem sie die Rückreise antraten. Auf derselben starb Gray. Burke hatte gemeint, er stelle sich schwächer und matter, als er in der That sei; aber die Anderen gewannen an sich selber bald die Ueberzeugung, daß nichts weniger als Verstellung im Spiele gewesen sei.

Am 21. April, nach einer Abwesenheit von 4 Monaten und 5 Tagen, erreichten sie das Depot am Coopers Creek; wir haben in der vorigen Nummer geschildert, unter welchen Umständen es geschah. Man kann sich die schmerzliche Ueberraschung denken, als sie die schriftliche Bemerkung fanden, daß Brahe am Morgen gerade desselben 21. April, nur sieben Stunden vor dem Eintreffen von Burke, Wills und King, nach Menindie abgereist war. Er hatte einen Monat länger gewartet, als ihm vorgeschrieben war, und jene Drei fühlten sich zu schwach, ihm zu folgen. Burke beschloß,

die bewohnten Gegenden Südaustraliens zu erreichen und ließ eine Notiz im Depot. Aber sie waren zu schwach, nach Mount Hopeleß, den ersten bewohnten Punkte, zu gelangen. Inzwischen war Brahe, welcher auf seinem Wege nach Menindie mit Wright zusammentraf, noch einmal zum Depot zurückgekehrt, öffnete jedoch dasselbe nicht, weil er gar keine Anzeichen bemerkte, daß es von Jemand berührt worden sei, und so fand er leider Burke's Notiz nicht. Kameelspuren sah er allerdings, meinte aber, daß sie von Thieren herkämen, die sich dorthinein hätten. Aber von Leuten, die sich drei Tage an jener Stelle aufgehalten, mußten doch auch noch andere Spuren zu finden sein.

Wie dem auch sein möge, Brahe zog mit seiner Partei wieder vom Depot am Coopers Creek ab. Burke hatte einen zweiten erfolglosen Versuch unternommen, Mount Hopeleß zu erreichen, und war wieder umgekehrt. Eine Zeitlang fristeten die drei Unglücklichen dann ihr Leben mit dem Samen der Nardupflanze. Am 26. Juni bricht Wills Tagebuch ab. Burke und King gehen am Cooper aufwärts, am schwarze Eingeborene aufzusuchen. Nach einigen Tagen sind der erstere nun und starb. King geht dorthin, wo man Wills zurückgelassen und findet ihn todt, und nun ist er allein in der grausigen Wildniß. Er schleppt sich elend umher, bis Eingeborene ihn finden. Sie nehmen sich seiner an und so wird er gerettet.

Von Melbourne aus hatte man Herrn Howitt nachgesandt, um der Expedition Hülfe zu bringen. Von denen, welche Burke nicht nach Norden hin mitnahm, starben vier oder fünf, unter ihnen Dr. Becker.

Das Obige haben wir dem Berichte in der Times entlehnt. In der „Germania" wird Brahe wegen seines Verfahrens in Schutz genommen. Er hatte von Burke die mündliche Weisung erhalten, dreizehn Wochen lang am Coopers Creek zu warten; dabei hatte jener hinzugefügt, daß er seine Richtung nach Carpentarien, also nach Osten hin, nehmen wolle, falls er auf dem Wege nach dem Carpentariabusen auf unvorhergesehene Hindernisse stieße. Burke kehrte in der von ihm anberaumten Frist nicht zurück, und Brahe wartete fünf Wochen länger, als verabredet worden war, auf ihn.

In dem letzten Schreiben Burke's (vom 22. April), welches im Depotlager am Coopers Creek gefunden wurde, sagt er: „Wir haben sehr wenn Hunger gelitten. Die Vorräthe, welche wir hier fanden, werden wohl unsere Kräfte wieder herstellen. Wir haben eine gangbare Straße nach dem Carpentariabusen gefunden. Der größte Theil derselben liegt unter 140° O. Zwischen hier (Depot am Coopers Creek) und der steinigen Wüste liegt mehrlich gutes Land. Den der Wüste bis zum Wendekreise ist der Boden trocken und steinig; zwischen dem Wendekreise und dem Meerbusen zu bedeutendem Theile gebirgig, aber wohl bewässert und mit Gras bewachsen. Die Kameele können nicht weiter, sonst würden wir der Abtheilung (Brahe's) folgen. Wir werden sehr langsam den Creek hinunterreisen."

Unterm 30. Mai schrieb Wills: „Wir sind unfähig, den Creek zu verlassen. Beide Kameele sind todt und unsere Vorräthe aufgezehrt. Herr Burke ist mit King den Creek abwärts gegangen. Ich werde zu ihnen zurückkehren und dann werden wir wahrscheinlich diesen Weg heraufkommen. Wir versuchen, uns wie die Eingeborenen zu ernähren so gut es eben geht, finden es aber sehr schwierig. Unsere Kleider gehen in Fetzen."

Aus King's Bericht geht hervor, daß die drei (er, Burke und Wills) nur noch zwei Kameele und 1½ Pfund getrocketen Fleisches hatten; als sie am 21. Februar Abends Coopers Creek erreichten. Er erzählt dann, wie es ihm und Burke erging, als sie den Weg nach Südaustralien eingeschlagen hatten.

„Als wir an dem Creek hinabzogen, erbeuteten wir etwas Fische von den Eingeborenen. Bald darauf verfank das Kameel „Landa" in ein Sumpfloch und wir konnten es, trotz all unserer Anstrengung, nicht befreien, so daß Herr Burke endlich Befehl gab, es zu erschießen. Wir schnitten so viel Fleisch von dem Kameel ab, als möglich war und hörten dasselbe; ließen darauf alle entbehrlichen Gegenstände zurück, machten eine Ladung für das andere Kameel, und beluden uns selbst Jeder mit Utensilien von ungefähr 25 Pfund an Gewicht. Alle Creeks, an welche wir kamen, waren jedoch wasserleer und wir mußten zurückkehren, da auch das Kameel nicht mehr fort konnte. Während das letztere sich erholen sollte, suchten die Herren Burke und Wills Eingeborene zu finden, was auch gelang, und sie erhielten von ihnen Nardu-Kuchen aus dem Samen der Nardu-Pflanze bereitet) und Fische, so viel sie essen und mitnehmen konnten; allein sie konnten den Eingeborenen ihren Wunsch nicht verständlich machen, ihnen die Nardu-Pflanze zu zeigen. Das Kameel war jedoch so schwach, daß seine Ausdicht zu dessen Genesung vorhanden war und wir tödteten es nun beshalb, um von dem Fleische desselben so viel als möglich einzusalzen. Wir vergruben alle Artikel, welche wir nicht mit uns führen konnten und machten uns abermals auf den Weg nach Mount Hopeleß, alle unsere Provisionen und nur die nöthigsten Sachen mit uns nehmend, was für einen Jeden eine Last von 30 Pfund betrug. Außerdem trugen Herr Burke und ich jeder ein Gefäß mit Wasser. Nicht lange nach unserem Fortgange entdeckte ich die Nardu-Pflanze, was große Freude veranlaßte. Abermals mußten wir jedoch nach fünf Tagen wegen Wassermangels wieder zurückkehren. In einiger Entfernung vom Depotlager fanden wir auf unserm Rückwege nach denselben mehrere verlassene Hütten der Eingeborenen, in welchen wir uns einquartierten. Herr Wills und ich gingen darauf täglich aus, Nardu-Samen zu sammeln, welchen Burke mit einer Keule stampfte. Wills ging jetzt nach dem Depotlager, um dort eine Anzeige unseres Aufenthaltes und das Reise-Journal zu vergraben.

Am Tage nach der Abreise des Herrn Wills kamen Eingeborene zu uns, um am Creek zu fischen. Sie gaben uns von ihrem Fange eine kleine Quantität und als Herr Burke ihnen am andern Tage zwei kleine Säcke gab, füllten sie dieselben mit Fischen. Wir verwandten alle unsere Habseligkeiten in einer Hütte und wohnten in einer andern. Ein Eingeborener nahm einen Regenrock aus der Hütte und lief damit fort; Herr Burke verfolgte ihn mit einem Revolver und feuerte denselben über seinem Kopfe ab, worauf jener seine Beute von sich warf. Während der Zeit luden mich die anderen Eingeborenen ein, mit ihnen nach einem etwas entfernten Wasserloche zu gehen, um dort Fische mit ihnen zu essen. Ich wollte aber nicht in Herrn Burke's Abwesenheit die Hütten verlassen, weil sie sonst unsere Effecten geraubt haben würden. Zufolge meiner Weigerung legte ein Eingeborener seinen Boomerang auf meine Schulter und machte Zeichen, daß, wenn ich fortführe, nach Herrn Burke zu rufen, er mich damit schlagen würde. Ich bewog sie, sich alle mit gegenüber zu stellen und feuerte dann einen Revolver über ihre Köpfe ab. Allein solches schien sie nicht zu erschrecken; als ich aber meine Flinte hervorvorbrachte, ließen sie alle davon. Da Herr Burke meinen Schuß gehört hatte, kam er zurück; wir fanden indeß die Eingeborenen nicht eher wieder, als spät Abends; sie kamen mit gekochten Fischen und riefen: „White fellow!" Herr Burke, mit seinem Revolver bewaffnet, ging ihnen entgegen und fand, daß von dem Stamme sich alle bemalt hatten und mehrere von ihnen kleine Netze mit Fischen trugen. Sie suchten Herrn Burke zu umringen, derselbe nahm ihnen aber sie viele Netze ab, als er kennte, und rief mir dann zu zu feuern, welches ich that, und worauf sie davon liefen. (— Schrecktes Betragen gegen die guten Schwarzen! —) Wir nährten uns nun von diesen Fischen, bis Herr Wills zurückkam. Dieser berichtete, daß er bald nach seiner Abreise Eingeborene angetroffen habe, welche sich sehr freundlich gegen ihn bewiesen und ihm sowohl auf der Hin-, als auf der Herreise immer Speise gegeben hätten. Er glaubte, daß wir ohne besondere Schwierigkeit bei ihnen leben könnten, da ihr Lager nahe bei uns wäre. Er ging am nämlichen Tage wieder zu ihnen und blieb zwei Tage dort. Dann hatten sie ihm Zeichen gemacht, daß er

Digitized by Google

fortgehen möge. Während seiner Abwesenheit, als Herr Burke gerade kochte, erhob sich ein starker Wind und die Flammen, welche hoch aufloderten, ergriffen die Hütte, worin sich unsere Sachen befanden. Es war uns nicht möglich, das Feuer zu löschen und wir konnten gar nichts von unseren Effecten retten, mit Ausnahme eines Revolvers und einer Flinte. Wir entschlossen uns alsdann, den Creek aufwärts zu gehen und bei den Eingeborenen zu leben, deren Aufenthalt Herr Wills, wie er sagte, kenne. Wir packten daher Dasjenige, was wir noch besaßen, zusammen und gingen ab, wurden jedoch, als wir an Ort und Stelle kamen, in unserer Erwartung getäuscht, indem wir die Hütten leer fanden. Doch trafen wir hier eine Fläche mit Nardu-Pflanzen an und beschlossen, uns dort niederzulassen. Herr Wills und ich gingen täglich und sammelten Nardu, während Herr Burke aus demselben das Essen bereitete."

King erzählt weiter: „Schon am ersten Tage der Reise fühlte Zeit, daß wir Halt gemacht hatten, schien der Zustand des Herrn Burke sich mehr und mehr zu verschlimmern, obgleich er mit Appetit sein Mahl zu sich nahm. Nach demselben sprach er seine Ueberzeugung aus, daß er nicht lange mehr leben werde, gab mir seine Uhr mit dem Bemerken, daß solche Eigenthum des Comité's sei, und ein Taschenbuch mit Notizen für Sir William Stowell. Er sagte dann: „Ich hoffe, Sie werden bei mir bleiben, bis ich todt bin, es ist ein Trost zu wissen, daß Jemand gegenwärtig ist; wenn ich jedoch im Sterben liege, so geben sie mir einen Revolver in meine rechte Hand und lassen mich unbegraben auf der Stelle, wo ich gestorben, liegen. Während der Nacht sprach er wenig, am andern Morgen war er sprachlos, und ungefähr um 8 Uhr verschied er. — Ich blieb noch einige Stunden bei der Leiche. Da ich ein längeres Verweilen jedoch für nutzlos hielt, so folgte ich dem Laufe des Creeks aufwärts, um Eingeborene aufzusuchen. Zwei Tage nach dem Tode des Herrn Burke fand ich einige von ihnen verlassene

Leiche eines Reisenden in Australien.

sich Burke sehr schwach und klagte über große Schmerzen in seinen Beinen wie im Rücken. Am zweiten Tage schien er besser zu sein und sagte: er glaube, daß seine Kräfte wieder zunähmen; wir waren aber kaum zwei Meilen gegangen, als er nicht weiter konnte. Ich sprach ihm Muth zu und unterstützte ihn, brachte ihn auch etwas weiter, bemerkte aber bald, daß er gänzlich erschöpft war. Er warf sein Bündel von sich und sagte: er wäre unfähig, es weiter zu tragen. Auch ich entledigte mich des meinigen, um Herrn Burke besser unterstützen zu können, und nahm nur eine Flinte, Munition, eine Tasche und Zündhölzchen mit. Wir brachen wieder auf, waren aber nicht weit gekommen, als Burke sagte: „Wir wollen hier für die Nacht bleiben." Der Ort war dem Winde ausgesetzt, und ich beredete ihn, noch bis zum nächsten Wasserloche zu gehen, was auch geschah. Ich fand dort Nardu, schoß einen Vogel und bereitete aus diesen Gegenständen unser Abendessen. Von der Hütten und in einer derselben einen Sack mit Nardu, genug, um mich 14 Tage davon zu nähren. Ich schoß diesen Abend auch einen Vogel, war jedoch in großer Besorgniß, daß die Eingeborenen kommen und mir das Nardu wegnehmen würden. — Ich blieb hier zwei Tage und ging dann zu Herrn Wills zurück. Unterwegs schoß ich drei Vögel für ihn. Bei meiner Ankunft fand ich ihn jedoch als Leiche. Eingeborene hatten ihn eines Theiles seiner Kleidung beraubt. Ich bedeckte seinen Körper mit Sand und blieb mehrere Tage bei ihm. Da aber mein Nardu-Vorrath zur Neige ging, so folgte ich den Fußspuren der Eingeborenen, welche hier gewesen, und schoß unterwegs mehrere Vögel. Die Eingeborenen, welche meine Schüsse gehört hatten, kamen mir entgegen, brachten mich nach ihrem Lager, und gaben mir Nardu und Fische. Sie kochten die geschossenen Vögel für mich und wiesen mir eine Hütte zum Schlafen, mit drei von ihnen zusammen, an.

Digitized by Google

Am andern Morgen begannen sie folgende Zeichensprache mit mir: Sie legten einen Finger auf die Erde und bedeckten ihn mit Sand, wiesen nach der Richtung hin, wo Herrn Will's Leiche lag und riefen: „White fellow'" woraus ich entnahm, daß sie den Tod des Herrn Wills bezeichnen wollten; auch war jetzt ziemlich gewiß, daß dieser Stamm sich Wills' spleudider Kleidungsstücke bemächtigt hatte. Die Eingebornen fragten dann weiter, wo der dritte weiße Mann sei. Ich machte dieselben Zeichen mit dem Finger, wie sie vorher, und zeigte nach der Gegend hin, wo Herrn Burke's Leiche sich befand. Sie schienen großes Mitleid mit mir zu haben, als ich ihnen verständlich machte, daß ich allein sei, und gaben mir reichliche Nahrung. Nachdem ich vier Tage bei ihnen gewesen, schien ihnen meine Anwesenheit nicht länger wünschenswerth, indem sie mir bedeuteten, daß sie am Creek hinaufgehen wollten und ich besser thue, dem Laufe desselben abwärts zu folgen; aber ich that, als verstünde ich sie nicht. Am selbigen Tage verließen sie ihr Lager; ich ging jedoch mit und schoß am neuen Halteplatz mehrere Wild, welches ihnen so sehr gefiel, daß sie mir eine Schirmwand gegen den Wind in der Mitte ihres Lagers aufstellten und sich um mich herumsetzten, bis die Vögel gekocht waren, welche wir dann zusammen verzehrten. Eine Frau, der ich einen Theil eines Vogels gegeben hatte, kam später zu mir, gab mir Nardu und sagte, daß sie mir mehr geben würde, wenn sie nicht einen wunden Arm hätte und daher unfähig sei, den Nardu-Samen zu stampfen. Sie zeigte mir ihren Arm, worauf ich Wasser kochte und die Wunden mit einem Schwamme wusch. Während der Operation saß der ganze Stamm, untereinander murmelnd, um uns herum. Ihr Mann saß neben ihr, und sie weinte bitterlich während der ganzen Operation. Nachdem ich die Wunden rein ausgewaschen, streute ich dieselben mit Silbersalpeter, worauf sie „Mokau, Mokau!" (Feuer!) schrie und fortlief. Von der Zeit an erhielt ich täglich des Morgens sowie am Abend etwas Nardu von ihr, und als der Stamm auf den Fischfang ausging, forderte der Mann mich zur Begleitung auf. Auch waren sie mir stets, wenn der Stamm seine Lage veränderte, bei Errichtung einer Hütte behülflich. Ich schoß gelegentlich Vögel, welche ich ihnen als Beweis meiner Erkenntlichkeit gab. After 4 oder 5 Tage wurde ich gefragt: ob ich den Creek auf- oder abwärts gehen wolle, bis ich ihnen endlich verständlich machen konnte, daß ich denselben Weg einschlagen würde, als sie selbst. Von der Zeit an schienen sie mich als zu ihrem Stamme gehörend zu betrachten und versorgten mich regelmäßig mit Fischen und Nardu. Sie waren sehr begierig, Herrn Burke's Leiche zu sehen, und als wir an einem Tage in der Nähe fischten, führte ich sie nach diesem Orte. Als sie seine Leiche erblickten, weinten sie bitterlich und bedeckten dieselbe mit Gebüsch. Nach dieser Leichenschau waren sie noch freundlicher gegen mich als früher, wiewohl ich ihnen auch mehrfach verständlich machte, daß binnen zwei Monaten weiße Männer kommen würden, welche für sie Geschenke mitbrächten. Sie verstanden mich sehr gut und betrachteten jeden Abend den Mond, um die Ankunft der weißen Männer zu berechnen, und behandelten mich während der ganzen Zeit auf's Beste. An dem Tage, an welchem die Reserve-Partie (Dewitt) ankam, war einer des Stammes fischen gegangen und kam mit der Nachricht in's Lager, daß die „weißen Männer" kämen, worauf der ganze Stamm denselben nach allen Richtungen entgegenlief."

Howitt traf am 15. September in einiger Entfernung von seinem Lager einen Eingebornen, welcher gewaltig gesticulirte und, mit der Hand den Creek hinunterzeigend, fortwährend schrie: „Gau, gau!" Als er auf denselben zurirt, ergriff er die Flucht und Herr Howitt kehrte nach seinem Lager zurück, traf aber auf dem Wege dahin zwei seiner Leute, welche ihn benachrichtigten, daß King, der einzige noch Lebende von der Partie des Herrn Burke, aufgefunden sei. Er begab sich sogleich nach einem in der Nähe befindlichen Lager der Eingebornen, wo er King in einer Hütte fand. Derselbe bot einen traurigen Anblick dar, war abgezehrt gleich einem Skelette, und ohne seine zerfetzte Kleidung hätte ihn Niemand für ein civilisirtes Wesen gehalten. Er war saß ganz entkräftet und schien mitunter Mühe zu haben, das mit ihm Gesprochene zu verstehen. Am andern Tage hatte sich sein Befinden jedoch auffallend gebessert, so daß er zwei Tage darauf fähig war, die Herren Howitt, Brahe, Walsh und Wheeler nach dem Orte zu führen, wo Herrn Wills' Leiche sich befand, welche dann von ihnen anständig begraben wurde. Auf den Grabhügel wurden Zweige gelegt, eine bei den Eingebornen übliche Bezeichnung einen Grabes.

Die Reise-Journale und ein Notizbuch von Herrn Burke, sowie verschiedene Kleinigkeiten, welche letztere nur Werth als Erinnerungszeichen haben, wurden von Herrn Howitt sorgfältig gesammelt. King war sehr erschöpft bei der Zurückkunft in's Lager, so daß das Begräbniß des Herrn Burke noch verschoben werden mußte. Da aber King's Besserung sich verzögerte und er für eine zwei- oder dreitägige Reise noch zu schwach war, so begaben sich die Herren Howitt und Brahe mit Walsh, Wheeler und Aitkin nach dem ihnen von King bezeichneten Orte, wo sie nach einigem Suchen die Leiche des Herrn Burke, mit Zweigen bedeckt und den Revolver noch in der Hand haltend, fanden. Der Leichnam wurde in eine National-Flagge gehüllt und beerdigt.

Aus Consul Petherick's Reisen in Aegypten, im Sudan und Centralafrika.

Der Ägyptische Sudan. — Das seltsame Bad Dilla. — König Kimir von Schendy. — Ein Pascha lebendig verbrannt. — Türkische Justiz. — Die Frauen der Hassanieh-Araber. — Eigenthümlicher Ehestand. — Behandlung der Pferde. — Die glücklichen Tage Kordofans. — Goldschmuck der Frauen. — Aegyptisches Regiment.

Unter den neuern Reisenden, welche das östliche Afrika besucht haben, nimmt Petherick eine hervorragende Stelle ein. Er kam, wie wir schon früher erwähnt haben (S. 109), bis zu den Nyam Nyam, in die Nähe des Aequators, und giebt über die Region am Bahr el Gasel manche werthvolle Nachrichten. Seit 1845, nachdem er als Bergingenieur in die Dienste des Vicekönigs von Aegypten getreten war, zog er in den Nil-Ländern auf und ab, und kam erst 1860, nachdem er längere Zeit Kaufmann und britischer Consul in Chartûm gewesen, nach Europa zurück, um seine Reisebeschreibung zu veröffentlichen. Sie ist 1861 in London erschienen.

Der östliche Sudân steht bekanntlich unter ägyptischer Herrschaft. Er umfaßt die Provinzen Dongola, Chartûm, Sennâr, Fasogl, Taka und Kordofân. Die Hauptstadt ist Chartûm; die einzelnen Bezirke in den Provinzen werden von Kascheffs verwaltet, die bewaffnete Macht besteht zum großen Theil aus Negerregimentern. Der jetzige Vicekönig Said Pascha hat den Sklavenhandel und die Sklaverei abgeschafft.

Einen wichtigen Bestandtheil der Bevölkerung bilden die nomadischen Araber, welche, je nach der Art des Viehstandes, in drei Abtheilungen zerfallen, nämlich in die Kamel-Araber, die Rindvieh-Araber, und in die, welche nur Schafe und Ziegen besitzen. Jeder Stamm hat einen erblichen Häuptling und dieser ist der Regierung für den Eingang der Steuern verantwortlich. Die ackerbautreibenden Bewohner, zumeist Schwarze, stehen in den Dörfern unter Scheichs, welche von der Gemeinde gewählt und von der Regierung bestätigt werden. In den Städten lebt ein buntes Gemisch von allerlei Volk.

Petherick verweilte einige Zeit in der nubischen Stadt Berbera, die etwa zehntausend Einwohner hat. Er war nach seiner Ankunft in Folge einer Reise durch die Wüste zugleich abgespannt

Digitized by Google

und fieberisch aufgeregt, und deßhalb ein „türkisches Bad", bei welchem bekanntlich das Drücken und Kneten der Muskeln eine Hauptrolle spielt. Sein türkischer Begleiter, welcher zugleich den Dienst eines Schreibers versah, ordnete ein solches für den Abend an; man werde es ihm bringen.

Wie konnte man aber ein solches Bad mit allen dazu gehörenden Vor- und Herrichtungen transportiren? Auf diese Frage entgegnete der Türke, daß man in Nubien ganz eigenthümlich verfahre, aber die Sache sei probat. Als spätere Petherich schon um sechs Uhr zu Abend; gegen zehn Uhr trat dann eine alte Negerin ein, um zu melden, daß das Bad bereit sei. Ibrahim entfernte sich. Dann erschien die Alte mit einer Gebläsflasche, einer rabenschwarzen Person, welche in der einen Hand einen kleinen hölzernen Napf, in der andern das Köpfchen einer Thertafse hielt. Die Alte wünschte dem Europäer eine gute Nacht. Als dieser Halt rief und fragte, wo denn das Bad sei, zeigte sie auf den Napf, welchen die Rabenschwarze in der Hand hielt und sagte: „Darin ist das Bad; es wird dir sehr gut bekommen."

Nun wollte es Herrn Petherich doch gar nicht einleuchten, daß er in einem kleinen Napf ein Bad nehmen könne, und in der Thertasse ging die Sache offenbar noch viel wniger. Er ließ sich diese Gegenstände herreichen und betrachtete sie näher. In dem Napfe war Brottig, in der Tasse aromatisches Oel. Mit jenem wurde der ganze Körper sorgfältig abgerieben und nachher mit dem Oele bestrichen, das in alle Poren drang. Ein solches Bad nennt man in Nubien Dilka. Petherich ließ die landesübliche Operation geduldig an sich vornehmen, und fand sie gar nicht übel. Er schlief ganz vortrefflich und erwachte am andern Morgen wie neu belebt. Vom Fieber war keine Spur mehr vorhanden, der Puls ging ruhig, die Glieder hatten Spannkraft und der Kopf war leicht und frei. Diese Dilka ist im Sudan sehr beliebt. Wer es haben kann, läßt sie allabendlich an sich vornehmen, weil er dann auf eine gute Nacht rechnen darf. Die Eingebornen sagen, daß sie Hautkrankheiten nicht aufkommen lasse, die Haut kräftige und gegen die scharfen Winterwinde weniger empfindlich mache.

Im Sudan giebt sich wohl ein Araber zum Diener her, niemals aber eine Araberin. Sie thut es um keinen Preis; deshalb werden alle Hausarbeiten von Negerinnen verrichtet.

Die Eroberung des Sudan durch die Aegypter hat viel Blut gekostet, und es sind dabei entsetzliche Grausamkeiten verübt worden. Zwischen Berber und Chartüm liegen die Städte Matamma und Schendy. Die erstere ist ein sehr belebter Marktplatz und treibt ausgedehnten Handel mit Baumwollenschärpen, die dort verfertigt werden; die letztere liegt gegenüber am rechten Nilufer und ist im Verfall, seitdem sich das Nachtheben begab.

Der Stamm der Schawgieh wohnt am östlichen Ufer und leistete den Aegyptern heftige Gegenwehr. Diese waren unter Ismail Pascha, dem Sohne des Vicekönigs, herangezogen. Die Schawgieh rückten ihm von ihrer Hauptstadt Schendy aus entgegen, aber nur mit Reiterei, deren blanke Waffe gegen Kanonen und Musketen regelmäßig gedrillter Soldaten nichts ausrichten konnte. König Nimir wurde geschlagen, mußte sich unterwerfen und Ismail Pascha zog weiter gen Süden nach Sennar. Aber dort erlitt sein Heer während der Regenzeit große Verluste durch das afrikanische Fieber, und er wollte nach Aegypten zurückgehen, nachdem er in Chartum und einigen andern Städten eine Besatzung zurückgelassen hatte. Er kam nach Schendy, wo der ehemalige König als Ägyptischer Statthalter fungirte und verlangte von diesem für den nächsten Morgen die Ablieferung einer beträchtlichen Geldsumme und dazu noch Pferde, Kameele, Kühe und Schafe in sehr beträchtlicher Menge.

Es war den Schawsieh geradezu unmöglich, diesen Forderungen zu genügen. Nimir und seine Aeltesten machten Gegenvorstellungen, aber Ismail Pascha blieb hart. Nimir berief die angesehensten Mitglieder der Gemeinde zusammen und hielt mit ihnen Rath. Es wurde beschlossen, den Drängern noch in derselben Nacht um's Leben zu bringen.

Die Ägyptischen Soldaten lagen weit und breit in der Stadt zerstreut im Quartier und wurden sehr gastlich bewirthet. Man gab ihnen Merissa, das Bier des Sudan, so viel sie nur trinken mochten, und bald waren die meisten betrunkt. Sie schliefen ein. Mit der Wache des Pascha verfuhr man in derselben Weise. Um Mitternacht kamen auf ein Zeichen die Einwohner aus ihren Häusern hervor; jeder trug ein Bündel Reisig und legte dasselbe ganz still bei der Hütte des Pascha nieder, dessen Wächter alle betrunken waren und im Schlafe lagen. Bald war der Hütte mit einem Zaun von Reisig und dürrem Rohr umgeben, der dann angezündet wurde. Der Pascha wurde verbrannt; zwei Mamelucken, welche aus seiner Hütte durch den Feuerring hinaus stürmten, wurden sogleich niedergesäbelt. Die übrigen Soldaten durften am andern Morgen ruhig abziehen und gingen wieder nach Chartüm.

Ueber Schendy kam dann eine fürchterliche Strafe. Der Defterdar Mehemed Ali's hatte eben Kordofan erobert und rächte gegen die Schawgieh heran. Nimir wußte, daß er einer solchen Uebermacht keinen Widerstand leisten könne, forderte sein Volk zur Auswanderung auf und zog mit einem großen Theile desselben bis an die Gränzen Abessiniens. Manche, die bei der Verbrennung des Pascha ganz unbetheiligt gewesen waren, blieben ruhig zurück; sie meinten, der Defterdar werde Unschuldigen nichts zu leide thun. Aber sie bekanden sich im Irrthum; der Feldherr wüthete grauenvoll mit Mord und Brand, und ein großer Theil von Schendy wurde zerstört.

Dieser Defterdar war ein Wütherich. Von Recht und Gerechtigkeit hatte er ganz eigenthümliche Begriffe, und strenge Mannszucht hielt er auch. Nach dem Blutbade von Schendy verbot er das Plündern; im ganzen ägyptischen Sudan solle das Eigenthum der Unterthanen sicher sein. Als er einst zu Chartüm in seinem Diwân saß und Geschäfte besorgte, kam eine arme arabische Bäuerin aus einem benachbarten Dorfe und klagte, daß ein Soldat ihr die Milch, welche sie zu Markte bringen wollte, weggenommen und vor ihren Augen getrunken habe. Den Betrag von wenigen Piastern wollte er nicht bezahlen. Der Defterdar fragte, ob sie den Mann wieder erkenne, und erhielt eine bejahende Antwort. Flugs wurde der Soldat herbeigeholt. Er läugnete, während die Bäuerin bei ihrer Aussage blieb. Da sprach der Defterdar, er wolle sich durch den Augenschein überzeugen, ob sie die Wahrheit gesagt; sie müsse fordern, wenn sich das Gegentheil herausstelle. Dann war sie einverstanden. Nun ließ der Pascha den Soldaten zu Boden weisen und ein Mameluck mußte ihm den Leib aufschneiden. Man fand Milch im Magen. Der Defterdar warf der zitternden Frau ganz gelassen einen Maria-Theresia-Thaler hin und führte gegen die Unsicheren, der Soldat habe sein Schicksal verdient, einmal weil er gestohlen, sodann weil er gelogen habe. —

Von Chartüm aus machte Petherich einen Ausflug zu den Hassanieh-Arabern, welche eine Strecke weit oberhalb dieser Stadt am Weißen Nil wohnen. Die Frauen dieses Stammes verschmähen alle Nadelarbeit und würden sich nie zum Nähen verstehen. Das ist bei ihnen eine Arbeit für Ehemänner und Brüder. In Bezug auf den Ehestand herrscht bei diesen Arabern ein sehr merkwürdiger Brauch. In der ganzen übrigen Welt heirathet eine Braut den Bräutigam ein für allemal, beide gehören einander ganz an und die Frau ist eben des Mannes Frau. Bei den Hassanieh belieht man es ganz anders. Bei der Verlobung wird von der Mutter der Braut mit dem Bräutigam gegen Ochsen und andere Gaben darum gehandelt, wie viele Tage in der Woche seine Frau ihm angehören solle, ob zwei oder vier; jeden Tag muß er mit einer vierjährigen Kuh, einigen Ochsen und Rindern zahlen. So giebt es Männer, welche nur für Montag und Donnerstag, andere ebenderein für Dinstag und Mittwoch und so weiter verheirathet sind. An den nicht im Ehevertrag ausbedungenen Tagen ist die Frau nicht verbunden, in ihres Mannes Hause zu wohnen, oder für ihn und dessen Hauswesen zu arbeiten. Sie ist dann vollkommen frei und kann thun, was sie will. Die

Digitized by Google

Hoffanieh sind wohlhabend und sehr gastfrei. Eifersucht ist bei ihnen unbekannt.

Mit ihren Pferden gehen sie eigenthümlich um. Sie geben denselben täglich nur einmal gegen Sonnenuntergang ein Durra-Futter und das Thier kann von dieser Hirse (Sorghum) so viel fressen, als es nur immer will. Es bekommt auch nur einmal Wasser zu trinken und zwar um die Mittagszeit. Dabei bleibt es, die Sommerhitze kann noch so arg und das Thier noch so sehr angestrengt worden sein. Aber Morgens und Abends giebt der Hoffanieh seinem Rosse viel Milch zu trinken, und es gedeiht bei dieser Behandlung ausgezeichnet.

Petherick ging von seinen guten Freunden, den Hassanieh-Arabern, in südwestlicher Richtung nach El Obeid, der Hauptstadt von Kordofan. Dieses in unseren Tagen oft genannte Land, welches zwischen Sennâr und Dar Fûr liegt, war ursprünglich von den Nuba's bewohnt, einem Negerstamme, dessen Ueberreste noch jetzt im Dschebel Nuba, einem Gebirgsdistricte etwa dreissig Stunden südlich von Kordofan wohnen. Sie wurden von Arabern und von Mischlingen aus Araber- und Negerblut vertrieben, und dann kamen auch noch andere nomadisirende Araberstämme in's Land, z. B. die Hatedschad, Dschumma und Bederieh, welche Pferde mitbrachten.

Kordofan wurde dann Kriegsschauplatz zwischen den Königen von Dar Fûr und Sennâr. Das letztere Reich war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mächtig geworden und erstreckte sich von den Gebirgen des Fazogl bis an den Weissen Nil. Sein König Adlân sandte 1770 seinen Schreib Nassif mit Soldaten nach Kordofan. Dieser mischte sich in die inneren Streitigkeiten der Häuptlinge, eroberte das Land und wurde zu dessen Melek, das heisst Vicekönig, ernannt. Das erregte die Eifersucht des Königs Ibn Fadl von Dar Fûr, welcher sich nun auch mit starkes Heer heranbildete und seinen Karawanenhandel nach Tunis benutzte, um von dort Waffen und Kriegsvorräthe kommen zu lassen. Auch nahm er dreitausend berittene Beduinen in Sold und stellte einen tapferen Emir an die Spitze des Heeres. Dieser fiel in Kordofan ein, schlug die Krieger von Sennâr dermassen auf das Haupt, dass nur wenige mit dem Leben davon kamen, und erklärte das Land für eine Provinz von Dar Fûr.

Unter dessen Herrschaft hatte Kordofan glückliche Tage. Das Volk kannte damals noch kein Geld und zahlte nur geringe Steuern in Naturalien. Mit Aegypten stand es nicht in unmittelbarer Verbindung, sondern bezog von dort Waaren durch Vermittlung der Bewohner von Dongola. Der Sklavenhandel nach Aegypten war kaum der Rede werth, aber die reichen Kordofanesen besassen eine grosse Anzahl hörige Menschen, welche die Felder bestellten und die Heerden hüteten. Wenn man heute von jenen glücklichen Tagen spricht, heisst es: „Die Schaale der Wonne war so gefüllt, dass sie überfloss.“ Man hatte Alles, was gewünscht wurde, vollauf.

Gepräge Münzen kannte man, wie schon bemerkt, noch nicht, aber Gold und Silber war in Menge vorhanden. Eingeborene Künstler verarbeiteten beides zu Schmuckſachen und selbſt die Sklaven trugen Bein-, Arm- und Nasenringe oder Halsbänder von edlem Metall. Die Frauen waren so üppig, dass sie mit goldenen Sandalen prunkten und in jedem Ohre einen hier Loth schweren Gehänge hatten. Damit derselbe ihnen nicht beschwerlich falle, war er vermittelſt schöner Bänder am Haarputze befestigt. Jeder Nasenring wog ein Loth und hing allemal am rechten Nasenflügel. Mancher Armring war achtzehn Loth schwer, und bei festlichen Gelegenheiten ereignete es sich wohl, dass eine putzliebende Frau bis zu fünfzig Unzen Gold- und Silberschmuck an sich hängen hatte.

Das Gold kam aus Sennar oder aus dem von Negern bewohnten Scheibun-Gebirge, südlich von Kordofan, und aus dem Dschebel Tekele. Dort tauschten die Dschellabs, arabischen Kaufleute, es gegen allerlei Waaren ein. Dar Fûr eröffnete nun über Sennar einen Handel mit Arabien. Karawanen aus Aegypten brachten syrische Seidenstoffe und Baumwollenwaaren; auch Erzeugnisse Indiens und Abessiniens kamen auf die Märkte von Bara und El Obeid.

Bis 1821 stand das glückliche Kordofan unter der Herrschaft von Dar Fûr; dann erschien der obenerwähnte Defterdar, des Vicekönigs von Aegypten Mehemed Ali Schwiegersohn; er besiegte das Heer von Dar Fûr und nahm den Einwohnern ihren Schmuck und ihre Sklaven. Er machte sie arm und behandelte sie mit entsetzlicher Grausamkeit. Petherick erzählt einige Vorfälle, welche an die oben mitgetheilten erinnern.

Ein Soldat hatte einem Bauer ein Schaf weggenommen und obendrein den Mann geschlagen. Dieser führte Klage beim Defterdar, der grimmig rief: „Du Hund! Willſt Du mich mit einer solchen Kleinigkeit belästigen?“ Dann schwieg er, fing eine Fliege und schlug damit, den Mann vor den Kadi, Richter, zu bringen. Die Leute wussten schon, was das bedeuten sollte. Vor dem Hause, in welchem der Defterdar Diwan hielt, stand eine geladene Kanone, und diese nannte er seinen Kadi.

Der klagesührende kordofanesische Bauer wurde vor den Lauf des Geschützes gebunden und — weggeblasen, wie das die christlichen Engländer nennen. Diese sind nicht etwa Erfinder einer solchen Todesstrafe, welche sie während des letzten indischen Aufstandes so oft vollstrecken; sie sind Nachahmer eines — türkischen Barbaren.

Noch ein Beispiel von ägyptischer Wüterei im Sudan.

Ein Mann klagte, daß ein anderer auf dem Markte ihn geschlagen habe.

Wo ist der Mann?

Hier.

Ist die Sache wahr?

Ja, Excellenz, aber —

Kein Aber! Mit welcher Hand hast du ihn geschlagen?

Mit dieser hier; mit der Rechten.

Nun, ich will dir einprägen, daß du nicht befugt bist, die Verwaltung der Rechtspflege in deine Hand zu nehmen; fasst hin ich hier. Ich werde dir deine Handfläche abreissen lassen.

Sogleich traten zwei Schergen herbei, nahmen ein Werkzeug, welches der Defterdar selbſt erfunden hatte, und zerrissen dem Bauer die Hand.

Nun, so ist es recht, sprach des Vicekönigs Schwiegersohn. Nun geh' an die Arbeit.

Der Bauer, von fürchterlichen Schmerzen gepeinigt, schrie laut und rief: Wie kann ich arbeiten? Sieh nur meine Hand.

Hund, du wüßt mir widersprechen? Reißt ihm die Zunge aus; er weiß nicht mit ihr umzugehen.

Der Befehl wurde vollzogen.

Es ist in den mohammedanischen Ländern Brauch, daß die Diener nach dem Abſterben des Beiramsfestes Geschenke von ihrem Herrn erhalten. Ein Dutzend oder mehr Stallknechte des Defterdar kamen zu ihm, küßten ihm die Hand, wünschten Glück und langes Leben und baten dann um neue Schuhe, weil sie deren benöthigt wären.

Neue Schuhe soll ihr haben, sprach der Defterdar.

Am andern Morgen ließ er ihnen eiserne Schuhe an die Sohlen nageln.

Wir wollen zum Schlusse bemerken, daß es für europäische Reisende gerade deshalb so ungemein schwierig hält, nach Dar Fur zu gelangen, weil der Beherrscher dieses Landes in jedem Fremden einen Aegyptischen Sendling wittert. Jetzt denkt man freilich in Kairo nicht an eine Eroberung jenes Landes, aber das alte Mißtrauen ist geblieben.

Wäre Dar Fur geöffnet, so könnte ein Reisender leicht bis Waday gelangen, wenigstens bis an dessen Gränze. Dort dinge es freilich von dem Beherrscher des letztern Landes ab, den Fremden den Weg zu verſperren oder zu eröffnen. Will ihr Heuglin'sche Expedition wirklich nach Waday, so muß sie durch Dar Fur. Ueber Vogel's Tod würde sie aber schwerlich viel mehr erfahren, als was wir ohnehin längſt wissen. Geht sie in die Länder südlich von Abessinien, dann ist zu erwarten, daß sie die Wissenschaft bereichern werde.

Digitized by Google

Das Münſter in Straßburg.

Wer von Baden-Baden aus den kaum ein Stündchen weit entfernten Fremersberg beſteigt, hat von dort eine wunderbar ſchöne Ausſicht. Das Rheinthal liegt zu ſeinen Füßen; auf der einen Seite erhebt ſich das Wasgaugebirge, deſſen Kuppen breite, mächtige, abgerundete Maſſen bilden, unter denen der Ballon von Sulz oder Gebweiler die Höhe des Brockens um tauſend Fuß überragt. Im Norden der Lauter bildet das vielfach ausgezackte Haardtgebirge eine Fortſetzung der Vogeſen; es trägt, aus der Ferne geſehen, den Charakter einer ſpaniſchen Sierra. Auf dem rechten Rheinufer läuft von Baſel bis Pforzheim in geleiſiger Richtung mit den Vogeſen, der Schwarzwald, welcher im Feldberg bis zu 4600 Fuß Höhe über dem Meer aufgipfelt.

In der Ebene, welche von dieſen Bergwänden eingeſchloſſen iſt, ſtrömt der Rhein. Vom Fremersberg aus kann man ſeine gleich Silber ſchimmernde Fluth auf einer weiten Strecke verfolgen. An Sommerabenden iſt die Beleuchtung wunderſchön; dann iſt der Thurm des Straßburger Münſters mit roſigem Schein umgoſſen, und hebt ſich mit wunderbarer Schärfe ab. Wie ein gewaltiger Maſt ragt das herrliche Gebäude aus der Ebene hoch empor. Für uns Deutſche ſteht es da als ein Warnungszeichen, das an ſchlimme Tage unſerer Geſchichte erinnert; als ein Ausrufungszeichen des Schmerzes darüber, daß unſere weſtliche Vorburg in die Gewalt Fremder fiel, und als ein Fragezeichen nach unſeren natürlichen Gränzen.

Es iſt bemerkenswerth, wie leichtfertig die Franzoſen mit der Geſchichte des Elſaſſes und Straßburgs umgehen. Das letztere iſt ihnen eine franzöſiſche Stadt, das Münſter ein hervorragendes Werk der franzöſiſchen Kunſt; dem Erfinder der Buchdruckerkunſt, welchem man ein Denkmal in der alten Reichsſtadt geſetzt, haben ſie franzöſiſche Worte in den Mund gelegt. Auf dem Standbilde Gutenbergs ſteht: et la lumière fut! Natürlich iſt ihnen Gutenberg ein Franzoſe, wie das deutſche Münſter ein „Werk franzöſiſcher Kunſt".

In Straßburg.

Am Abhange des Fremersbergs gewahren wir ein ſauberes, freundliches Dorf. Es iſt Steinbach; in dieſem Ort erblickte der Erbauer des Münſters das Tageslicht. Vor etwa zwanzig Jahren

Digitized by Google

hat ihm der Bildhauer Friedrich dort ein einfaches Denkmal gesetzt. Von dort kann man nach Straßburg hineinschauen.

Der herrliche Dom und die alte Reichsstadt sind oftmals ausführlich geschildert worden, und wir werden uns kurz fassen.

Straßburg ist eine von den wenigen Provinzialstädten des französischen Gebietes, in denen geistige Oede nicht herrscht. Man muß eingestehen, daß es „zunächst nach Paris" kommt in Allem, was wissenschaftliche Regsamkeit, musikalisches Verständniß und Sinn für Kunst anbelangt. Ein Tourist aus Lutetia findet die Stadt beinahe ausgezeichnet, denn er traf dort falsche Hemdskragen zum Verkauf, „gerade wie in Paris". Aber leider fand er auch „Mangel an Pariser Grazie". Sehr natürlich. Die allemannischen Kloßköpfe sind gleichsam gutes Roggenbrot gegenüber dem Pariser Spritzgebackenen; ohnehin ist „ihr französischer Dialekt nicht besonders fein". Wir glauben es gern; auch der deutsche Dialekt ist nicht eben zart; er ist eben Allemannisch, und nicht die Sprache der „Herren Düttschländer".

Erwin's Standbild hat einen herrlichen Platz. Der Meister schauet hinab auf sein großes Werk, das zweithöchste Gebäude auf Erden, denn sein Giptel ragt bis 490 Fuß empor; nur die größte Pyramide Aegyptens übertrifft diesen deutschen Dom, welcher selbst den Stephansthurm in Wien hinter sich läßt. Meister Erwin erfreut. Unter den dort oben eingegrabenen Namen lesen wir auch jenen Goethe's, der im Elsaß so schöne Tage verlebte.

Im Innern des Münsters konnte unser deutsches Gemüth weder zu Andacht sich erheben, noch zu Genuß an Kunstwerken sich abkämpfen. Wir wollen es offen gestehen, daß wir in jener Kirche vor Jugrimm gebebt haben, und daß der Gegensatz von Gebet über unsere Lippen kam. Wir traten ein in das Hauptportal, an welchem ein für alle Zeiten mit Schmach und Schande bedeckter Landesverräther den liederlichen Ludwig zen Vierzehnten von Frankreich mit den Worten begrüßte: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen."

Dieser Hochverräther am deutschen Namen war der Erzbischof, ein Mann aus dem Hause der Fürstenberg. Er ertrug die Noth der Umstände nicht mit Würde, fügte sich nicht mit Anstand in das, was für den Augenblick unvermeidlich war, sondern der hohe Würdenträger der Kirche würdigte sich vor einem Könige, dessen ganzes Leben Ein Skandal war, herab zu einem schweifwedelnden Schmeichler, indem er einen notorischen Sünder seinen Heiland nannte.

Einen solchen Schimpf wäschen alles Wasser des Rheins nicht ab. Am 28. September 1681 ging Straßburg mitten im Frieden

Erwin von Steinbach's Denkmal.

begann den Bau mit vollem Bewußtsein, daß er ein Riesenwerk unternehme; dafür zeugen die Pläne, welche er zeichnete; sie sind auch heute noch vorhanden. Ihm selber war es nicht vergönnt, den Bau zu vollenden; im Jahre 1318 rief der Tod ihn ab; allein er schied mit dem Bewußtsein, daß sein Sohn und Gehülfe in gleichem Geiste fortarbeiten werde. Und als auch dieser frühzeitig starb, ging Erwin's Tochter Sabina rüstig an's Werk und führte dasselbe herrlich hinaus. Keine andere Familie in der Welt hat ein so prächtiges Mausoleum als jene Meister Erwin's aus Steinbach; sie ruhet unter diesem Münster.

Der herrliche Vorderbau auf der westlichen Seite mit den erstaunlich reichen und überraschend mannigfaltigen Schnitzwerken, diese gewaltige „Poesie in Stein", ist zum großen Theile Sabinens Werk. Das ganze Gebäude, ein wahrer Triumph der deutschen Kunst, steht im schönsten Ebenmaße, und die Einzelnheite erhöhet den Eindruck, welchen das Ganze auf den staunenden Beschauer macht. Als wir zum ersten Male dieses Werk sahen, standen wir im Anschauen und Bewundern wie verloren; tiefere und gewaltigere Eindrücke haben wir auch in Italien nicht in uns aufgenommen.

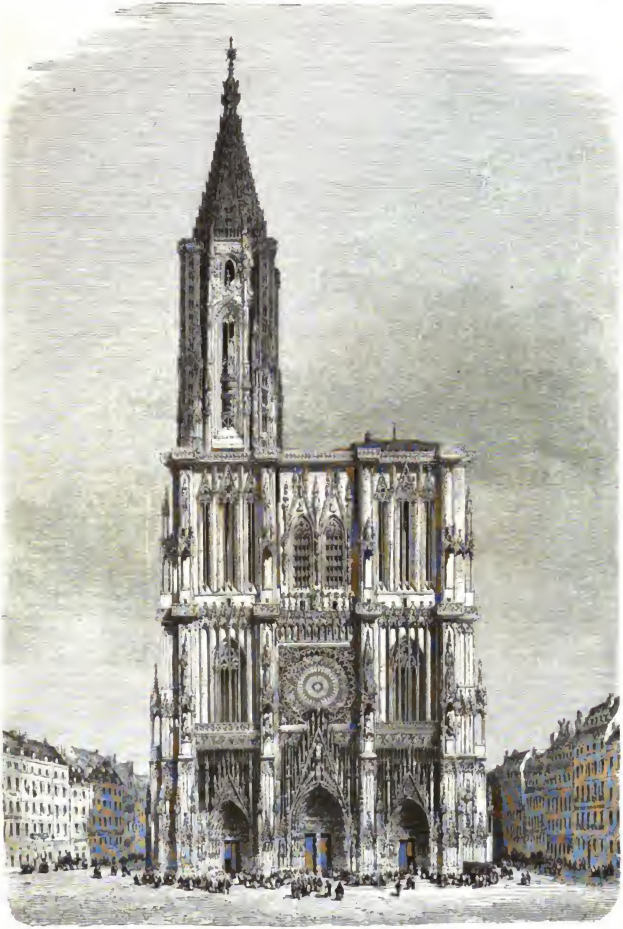
Der zweite Thurm, welcher in Erwin's Absicht lag, ist nicht gebaut worden, und so blieb auch dieser Dom, wie bisher jener in Köln, unvollendet. Nun steigt man bequem bis zur sogenannten Plattform hinan, von welcher man einer entzückenden Aussicht sich und durch Verrath an Frankreich über. Daß wir es 1814, als es in unsern Besitz kam, wieder herausgaben, gehört auch zu den Sünden jener Zeit.

Doch wir verlassen das Münster und wandeln durch die Stadt, welche theilweise modern geworden ist, wie sich das von selbst versteht, aber doch in vielen Dingen noch an die alte deutsche Reichsstadt gemahnt. Sie war ja die Hauptstadt des rheinischen Oberdeutschlands, und hat bis gegen den Ausgang des ehevorigen Jahrhunderts alle unsere Geschicke getheilt. Sie war von einer sehr stolzen und waffenstarken Bürgerschaft bewohnt, erkreete der Freiheit und Selbstverwaltung, und stand im Reich überall in großem, wohlverdientem Ansehen. Von den Kaisern wurde sie hochgehrt.

Jetzt ist sie eine Provinzialstadt, Departementsstadt des Departements Niederrhein und zählt etwa 78,000 Einwohner, ohne die französische Besatzung.

Der allemannische Bewohner ist in politischer Beziehung Franzose, aber das Heimathgefühl für sein Elsaß lebt ungemein stark in ihm. Er behauptet seine Individualität, das elsässische Wesen steckt in Fleisch und Blut, wenn auch der äußere Pariserische Firnis auf der Haut glänzt. Diesem Gefühl hat Ehrenfried Stöber, ein Straßburger, in einem Gedicht Ausdruck gegeben, das er „Heimkehr in's Elsaß" überschrieb. Es wird Wiederhall finden in der Brust aller Leser:

Digitized by Google



Das Münster in Straßburg.

Digitized by Google

Willkomm', ihr heimischen Vogesen!
Noch steht die alte Säule da,
Wo meine Blicke fröhlich lasen
In Stein gehau'n: Alsatia!
Wie sehn' ich mich das Ziel zu schauen,
Der Heimath erste Station!
Du führst drav durch Welschlands Gauen,
Hab' Dank! Du welscher Postillon,

Ade! Auf Lothringens Hügel
Kehr' um, Du lockst mich nicht zurück!
Gläser Burgh, führ' Du die Zügel,
Und stoß in's Horn — ein fröhlich Stück!
Ja, laß ein helles Lied erklingen
Hoch jubelnd in das Himmels Blau,
Ein Vivat unserm Land zu bringen,
Dem Elsaß und dem Rheinthalgau!

Den Berg hinab fährt sacht der Wagen,
O liegt ihm nur den Hemmschuh an,
Daß ich mein Elsaß mit Behagen
Nach Herzenslust betrachten kann.
Willkomm', ihr heimatlichen Thäler,
Geschimmt von hoher Berge Wall,
Und ihr, der Vorzeit graue Mäler,
Ihr sagenreichen Schlösser all'!

Willkomm', ihr grünen Rebenhügel,
Wo purpurroth die Traube schwillt,
Wo unter hoher Lüfte Flügel
Das gold'ne Weines Feuer quillt.
Seh, wie vom Himmel reich gesegnet
Das weite Feuchtgebilde sprießt,
Wo kaum ein Fleck dem Aug' begegnet,
Der nicht von Segen überfließt.

Und sieh die treuen Dörfleln alle
Von Obstbaumgärten rings umlacht,
Die Städtchen vorn mit Thurm und Walle,
Wo Bürgermuth das Land bewacht.
Und sieh wie dort im Abendglanze,
Wo fließen blinkt des Rheines Strom,
Aus Straßburgs altem Münsterkranz
Gen Himmel ragt der schlanke Dom.

Du hehres Münster, grauer Zeuge
Der deutschen Kraft und Frömmigkeit!
Ob alles neuem Land sich benge,
Du hältst am Ernst der alten Zeit.
Bewahre Du als treuer Hüter
Der rheinesesten Väter Sitte rein,
Daß unser Volk die höchsten Güter
In Festigkeit und Treue sucht.

Und weiter siehst Du dort erglänzen
Des Rheines schillernd Silberband.
Ein Band, o ja! nicht scharfe Gränzen,
Das ganze Rheinthal ist ein Land!
Ob jenseits unsre Mächte thronen,
Die Herzen bleiben sich verwandt;
Die drüben und die drüben wohnen,
Sie reichen sich die Bruderhand.

Ossegnet seid, ihr Schwarzwaldgipfel,
Gegrüßt das Volk an eurem Fuß,
Es weht durch alle Waldgaumipfel
Zu euch hinüber treuer Gruß!
Auf, Schwager! laß Dein Horn erklingen
Hoch jubelnd in das Himmels Blau,
Ein Vivat unserm Land zu bringen,
Dem Elsaß und dem Rheinthalgau!

Kleine Nachrichten.

Die Expedition des Herrn von Heuglin.

(Correspondenz.) Herrn L. v. Br. in W. In die Streitigkeiten über die Heuglin'sche Expedition werden wir uns nicht einmischen. Im Sprüchlein heißt es einmal: „Die künftigen Tage sind die besten Zeugen." Man muß also Thatsachen abwarten. Daß man das menschliche Interesse, welches wir Alle an Eduard Vogel's Schicksal nehmen, in den Vordergrund schob, um an der, doch sehr wesentlich auch zu wissenschaftlichen Zwecken ausgerüsteten, Expedition Theilnahme im größern Publikum zu erregen, kann nicht bestritten, und wir können uns Ihrem strengen Tadel darüber nicht anschließen. Es giebt manche Leute, die immer noch vermeinen, unser jedenfalls bellagenswerther Landsmann sei am Leben. Allerdings läßt sich, so viel wir absehen, nicht ein Schatten von Wahrscheinlichkeit für diese Annahme geltend machen. Wenn Sie äußern, daß die Angaben eines Tafrni, welche Dr. R. Hartmann (der Begleiter des Freiherrn von Barnim zu Reisens über Begel erhielt, von gar keinem Belang seien, so stimmen wir Ihnen darin vollkommen bei. Die Nachrichten, welche Dr. Barth in Kabda am Niger von zwei Reisenden einzog, die in Wara gewesen sind, mit jene, die Consul Hermann in Tripolis aus Wadai erhielt, lauten ganz anders. Daß Vogel's Papiere noch vorhanden oder wieder zu bekommen seien, und daß sie viel Belangreiches enthalten könnten, läuft auf eine ungewisse Vermuthung hinaus. — Aber deshalb ist die Expedition Heuglin's nicht, wie Sie meinen, „Mondschein." Man hat sich freilich in der Zeit, als es sich darum handelte, die öffentliche Meinung für das Unternehmen zu gewinnen, da und dort, offenbar in wohlgemeinter Absicht, einige Uebertreibungen erlaubt, aber es ist jetzt ganz einerlei, wie viel dabei Berechnung und wie viel Naivetät war. Wir konnten uns nur freuen, daß Deutschland aus eigenen Mitteln die Reisenden ausbande, und daß sie nicht ihre Gesundheit oder ihr Leben auf das Spiel setzen für ein fremdes Land, um hinterher vielleicht Undank zu ernten, oder sich mit einer widerwillig gezollten Anerkennung begnügen zu müssen. Wir sind mit der unterzeichnet (Globus S. 110) nicht zurückhaltend gewesen. Auch heute bleiben wir der Ansicht, daß jeder Erfolg unserm gesammten Vaterlande zur Ehre gereichen werde. Aber eine lebhafte Betheiligung hat sich bisher nur in verhältnißmäßig engen Kreisen gezeigt; und leider haben auch nur sehr wenige Fürsten oder Regierungen eine Mitwirkung bethätigt. Das Ueberzeugen ist für die, welche es fördern, ehrenvoll; man kann es aber nicht ohne Weiteres zu einem „nationalen" stempeln; wenn es scheitert, so liegt darin auch nicht entfernt „ein Schimpf und eine Schande für Deutschland," und noch weniger für die, welche ihre Gaben dargebracht haben. Daß die, auf eine frühere Reise bezüglichen Geldverhältnisse, über welche Herr v. Heuglin mit der österreichischen Regierung sich zu benehmen hatte, von ihm an die Oeffentlichkeit gezogen worden sind, macht allerdings einen peinlichen Eindruck

Theodor von Heuglin

schen an und für sich, besonders aber nachdem jene Regierung (Allgemeine Zeitung vom 15. Januar 1862) den Nachweis geführt hat, daß Hofrath von Heuglin „nicht nur Alles erhalten, was er selbst

Digitized by Google

verlangte und berechnete, sondern überdies eine früher schon von Sr. Maj. dem Kaiser ihm zuerkannte außerordentliche Remuneration von 1000 Gulden, wofür er quittirt, respective seinen Dank ausgesprochen, sich amtlich und actenmäßig zufriedengestellt habe."

Doch das sind Thatsachen, die mit der gegenwärtigen Expedition nicht in directem Zusammenhange stehen. Bedeutlicher lauten die Mittheilungen des Professors Munzinger in Bern (Allgemeine Zeitung vom 14. Januar, welche einem Briefe seines zu Keren im Lande der Bogos lebenden Bruders Werner Munzinger entnommen sind. Dieser wollte, gemeinschaftlich mit Herrn Kinzelbach, unverzüglich nach Chartum und von dort nach Wadai aufbrechen. Seine Ansichten über den Weg, welchen die Expedition zu nehmen habe, wichen von jenen Heuglin's ab; beide Männer hatten mehrmalige Besprechungen; Heuglin erklärte sich mit Munzinger's Plan einverstanden und stellte ihm eine Summe Geldes zur Verfügung. So trennte sich Munzinger von Heuglin, welcher seinerseits das „Kaffa-Project" verfolgt, d. h. in die bisher noch nicht erforschten Landschaften südlich von Abessinien vordringen will, wo allerdings von Vogel nichts zu finden oder zu erfahren sein wird.

Von dieser Trennung, die keineswegs ohne Bedeutung ist, finden wir noch nichts erwähnt in einem, auch als Flugblatt vertheilten Aufsatze: „Zum Verständniß der gegenwärtigen Lage der deutschen Expedition zur Aufsuchung Vogel's" von Dr. Otto Ule in Halle, einem rüstigen Mitgliede des Comités. Nun sie viel wird gelogen, sagt Herr v. Heuglin schon in einem Briefe, datirt Massaua, 12. Juli, den Wunsch geäußert habe, nach Kaffa zu gehen. Professor Munzinger seinerseits sagt, der Plan seines Bruders, mit Kinzelbach nach Chartum und Wadai aufzubrechen, habe „die volle Anerkennung des Comités in Gotha gefunden und dieses habe auch seither alle wünschenswerthen Schritte gethan, um das directe Vordringen dieser beiden Männer gegen Wara zu ermöglichen." Professor Munzinger spricht dann sein Bedauern aus, „daß das Comité nicht von vornherein durch klare und offene Darlegung des Sachverhaltes die unerquickliche Auffassung in den Heimathen, die gerade so klingt, als wenn sich verschiedene Interessen gegenüberständen, unterdrückt hat." In Dr. Ule's Aufsatz, der im Namen des Comités spricht, wird nur gesagt: „Das Comité hat sich nicht ermächtigt gehalten, einen bloßen Wunsch zum Gegenstand einer öffentlichen Mittheilung zu machen und dadurch das Vertrauen der Nation (!) zu beirren, bevor noch eine Thatsache wirklichen Grund dazu giebt. Es hat sich aber auch nicht die Möglichkeit verhehlt, daß die Reiseluden von wissenschaftlichem Eifer sich verleiten lassen könnten, diesem Wunsch eine Folge zu geben."

Professor Munzinger's Mittheilungen zufolge ist nun diese Thatsache eingetreten.

In Gotha ist dann am 1. December eine zweite Expedition nach Wadai beschlossen worden, welche nach Dr. Ule's Mittheilung „in feinerlei Verbindung mit einem Zweifel an der Heuglin'schen steht." Die „bedenteutsten Sachkenner" waren von vornherein für zwei Expeditionen; die eine solle Heuglin unternehmen; zu der zweiten hat sich Herr von Beurmann entschlossen. Er ist Ende December über Matta nach Bengasi abgegangen und will dort versuchen, entweder über Audschila und Kebabo oder über Murzuk und Bergu nach Wadai zu gelangen. Dr. Ule nennt ihn einen „Prophoten der Wissenschaft, einen Parteigänger", der als mohammedanischer Kaufmann, nur mit den dürftigsten wissenschaftlichen Hilfsmitteln ausgerüstet, Wadai erreichen wolle.

Das ist der Stand der Angelegenheiten, insoweit wir dieselben nach den vor uns liegenden Mittheilungen übersehen können. Aus der einen Expedition sind demnach drei geworden. Mit einem endgültigen Urtheile über das Comité, über Heuglin's Verfahren ꝛc. müssen Sie zurückhalten, bis von allen Seiten der anschließende Berichte vorliegen. Leidenschaftliche Discussionen nützen ebensowenig wie langmüthige Hoffnung; man muß eben die Ereignisse abwarten, und weitere Thatsachen, welche allein den Ausschlag geben.

Baron Karl von der Decken und der Schneeberg Kilimandscharo im östlichen Aequatorial-Afrika. Es war die Absicht des Herrn von der Decken, gemeinschaftlich mit Theodor Reichert von der Ostküste aus in's Innere Afrika's, südlich vom Aequator vorzudringen; dieser Plan wurde jedoch durch Reichert's Ermordung vereitelt. Herr von der Decken wählte dann ein anderes Feld für seine Thätigkeit. Er ging nach Mombasa, der bekannten Hafenstadt nördlich von Sansibar, in deren Nähe Rebmann's und Krapf's Missionsort Rabbai Mpia liegt, und unternahm von dort einen Ausflug nach Kitima. Ein Engländer, R. Thornton, hatte sich als Begleiter ihm angeschlossen.

Beide bestiegen den Kilimandscharo bis zu einer Höhe von 8000 Fuß, und gingen dann über Dafeta zurück nach Wanga an der Küste. Der genannte Berg, dessen Gipfel eine Kuppel bildet, ist etwa 20,000 Fuß hoch und in der Höhe über 17,000 Fuß mit Schnee bedeckt. Herr von der Decken war, unserer letzten Nachrichten zufolge, in Aegypten eingetroffen.

Durch seine Beobachtungen ist man in der Richtigkeit der Angaben der deutschen Missionare Krapf und Rebmann außer allen Zweifel gestellt. Rebmann sah, während seiner ersten Reise nach Dschagga, den Kilimandscharo zum ersten Mal am 11. Mai 1848, und beobachtete ihn auf seinen folgenden Reisen mehrmals. Krapf bemerkte ihn auf seiner ersten Wanderung nach Usambani und später hin, im Jahre 1851, gleichfalls. Beide Männer behaupteten mit unumwundener Bestimmtheit, daß der Gipfel mit Schnee bedeckt sei; Rebmann konnte denselben, als er am Fuße des Berges Nachtlager hielt, ganz deutlich erkennen. Auch sagten die Eingeborenen, daß das Weiße dort oben, wenn man es in Wasser fülle, weiter abwärts durch die Wärme zu Wasser werde.

Ein zweiter Schneeberg in jener Region in der Kenia oder Kima Dscha Dschen, welchen Krapf am 3. December 1849 von Kitui aus bemerkte; er erkannte deutlich, daß der Gipfel bestehen von zwei mächtigen Hörnern gebildet sind, welche, nordwestlich vom Kilimandscharo auf einer gewaltigen Bergunterlage sich erheben. Dieser Kenia liegt sechs Tagereisen von Kitui entfernt. Von den Leuten, welche in der Nähe desselben wohnen, erzählte ein Mann aus Kiumbu, er selber sei oft am Fuße des Berges gewesen, aber nicht doch hinaufgestiegen, weil es dort sehr kalt sei und der weiße Stoff mit großem Geräusch den Berg hinabrolle (Lawinen). Diese Angaben wurden durch Leute aus Kitui bestätigt, und ein Muika aus Rabbai, welcher dort gewesen war, sprach zu Krapf häufig von einem Berge, der wie mit weißem Mehl bedeckt sei.

Dieser Schnee speiset viele Flüsse das ganze Jahr hindurch mit Wasser; Rebmann zählte deren etwa zwanzig, die vom Kilimandscharo herabkommen; zwei derselben, der Gona und der Lumi, sind nicht unbedeutend und bilden Hauptzuflüsse des Pangani. Krapf überschritt den Jawo, welcher in der trockenen Jahreszeit dreißig Fuß Tiefe hatte; den Dana kannte er schon bis sieben Fuß tief.

Unsere beiden Landsleute haben durch v. Decken und Thornton nun eine glänzende Genugthuung erhalten. Als wir die neuesten Nachrichten über die Wanderung der beiden letztgenannten Männer geben, schlugen wir einmal wieder Cooley's Werk auf, in welchem Cooley nach Inner-Africa laid open etc. London 1852). Dieser in mancher Beziehung verdiente Geograph stellte die Angaben beider Missionare, über das Vorhandensein von Schneeebergen im äquatorialen Afrika, platterweg in Abrede, und griff die hochverdienten Männer mit einer Heftigkeit an, die ohne Maß und Noth unwürdig ist. Rebmann's Annahme beruhe lediglich auf Sinnentäuschung (S. 90); sie sei ein Kind der Phantasie und der eternal snow nicht vorhanden; obnehin leide der Missionar an Kurzsichtigkeit der Augen und gebe sich einen dunst of rhetoric hin. Die Landeseingeborenen rüsteten gar nichts von Schnee (!) oder und sein doch sehr wohl im Stande, weiß von schwarz zu unterscheiden (S. 93). Ludwig Krapf, der doch ein äußerst gewissenhafter Mann ist, wird von dem rechthaberischen Engländer noch weit giftiger behandelt (S. 125); er sei von einem ungerechtfertigten Ehrgeiz beiessen, hänge blind an großen Problemen und sei so beschaffen, daß er seine Täuschungen nicht fahren lassen wolle Miserably poor in facts, he is profuse of theory; noch mehr: he seems to want altogether those habits of mental accuracy without which active reason is a dangerous faculty. — Seiener owes nothing to oracles, und nichts einem übertäuschten Wissen, dem Selbstaufhauen und hohen Präteusionen. „Die Entdeckung des ewigen Schnees, an welche die Herren Krapf und Rebmann ihr Herz gehängt, ist aber so weit von aller Wesenheit entfernt, daß sie gar nichts Wirkliches zu sein scheint, daß sie einen gelegentlichen Scherz trägt."

So anmaßend und grob äußerte sich Herr Cooley, und nun haben die deutschen Missionare doch Recht behalten, der Schnee ist vorhanden! —

Nachdem das Obige schon gedruckt worden war, lasen wir Heinrich Barth's Notiz über die Reise des Herrn v. Decken in Nr. 34 der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Die einfache Angabe über die Besteigung des Kilimandscharo haben wir aus dem Athenäum vom 18. Januar d. J genommen, wo es heißt, Thornton habe die Reise „in company with a German, Baron von Decken" gemacht. Im Athenäum wird verschwiegen, daß auf dem Berge Schnee liegt. Wir unsererseits vermuthetn ganz richtig in der Art und Weise der englischen Mittheilung und deren Fassung eine Finte. Der Ruhm mußte doch wenigstens einem Engländer zugeschoben, es durfte nicht gelagt werden, daß ein Deutscher die Hauptperson war. Barth, der es wissen kann, bemerkt: „Der ganze Reiseentwurf, die Mittel und die ganze Unternehmung sind vollständig auf deutscher Seite. Der Kilimandscharo hat sich als weit in die Schneeregion hineinreichender

Digitized by Google

der ausgestorbener Vulkan erwiesen" — Es wird den auf nichtenglisches Verdienst neidischen Leuten in Großbritannien aber doch nichts Anderes übrig bleiben, als auch hier wieder deutschem Unternehmungsgeiste die Ehre geben zu müssen.

Die Andamanen. In der Londoner ethnolog. Gesellschaft vom 14. Jan. wurde ein Aufsatz des vergleichenden Anatomen Prof. Owen über die Osteologie der Bewohner dieser Insel verlesen. Wir haben, Globus S. 177, die Abbildung eines solchen Andamanesen, welche photographisch aufgenommen wurde, mitgetheilt. Diese Leute sind kühn und griffen sogar ein englisches Dampfboot an. Seither haben sie stets große Feindseligkeit gegen die Fremden gezeigt. Sie gehen ganz nackt, und die Mädchen sind im Verkehr mit Männern keinerlei Zwang unterworfen, bis sie einen bestimmten Gemahl haben. Sie hüllen ihre Todten in Blätter ein, so daß dieselben ein Bündel bilden; man schleift sie in ein Grab und läßt sie dort einige Monate liegen, damit von Ameisen und Landkrabben die Knochen abgenagt werden. Die letzteren werden dann von den Verwandten herausgesucht, und jeder nimmt etwas als Andenken; der Schädel gehört dem nächsten Verwandten. Das Gerippe eines Mannes, welches Professor Owen maß, ist 4 Fuß 10 Zoll hoch, der Schädel oval; er zeigt keine Aehnlichkeit mit jenen der australischen Neger und eben so wenig mit denen der Papuas, Australier, Malayen oder Mongolen. Es liegt kein anatomischer Grund vor, die diese Nachrichten eine große Aufregung hervor; an der Hauptader arbeiteten in der Mitte Novembers an sechstausend Menschen, während aus Südaustralien und von den Lambing Flats andere Tausende herbeiströmten.

In der neuen Kolonie Queensland, deren Hauptstadt Brisbane ist, hatten die schwarzen Wilden neunzehn Weiße zum warmenden Exempel wurden 30 Eingeborene hingerichtet, darunter auch Frauen und Kinder, ermordet.

Ueber deutsche Einwanderer finden wir in der zu Melbourne erscheinenden „Germania" folgenden Bericht: Das Schiff „Grasbrook" von Hamburg mit den von der Baumwoll-Compagnie gewiethenen deutschen Arbeitern ist glücklich in Brisbane angekommen. Die Arbeiter wurden dort auf dem Cutter „Cleveland" eingeschifft, um nach der Baumwollen-Pflanzung am Caboulture-River befördert zu werden. Beim Erreichen der Mündung jenes Flusses hinderten Ebbe und der Wind das Einlaufen des Schiffes und deshalb die Landung der Passagiere. Kaum war dieses bemerkt worden, als sich einige hundert Eingeborene am Strande sammelten, und, wie gesagt wird, feindselige Absichten gegen das Landen der Passagiere an den Tag legten. Die Ersteren blockirten die Mündung des Flusses während der Dauer von zwei Tagen, worauf sie abzogen, weil ihnen wahrscheinlich die Zeit des Wartens überlästig wurde. Eine Bemerkung, welche dieser Nachricht beigefügt ist, läßt vermuthen, daß viele Demonstration der Eingeborenen von den hortigen Officianten der Pflanzung angezettelt wurde,

Angriff der Andamanesen auf einen Dampfer.

Andamanesen von irgend einem der jetzt vorhandenen Continente herzuleiten; er will aber damit nicht sagen, daß diese Leute ursprünglich dort entstanden seien, wo wir jetzt sie finden.

Australien. In der Kolonie Victoria ist man hocherfreut, daß bei Dadesford Steinkohlen, bei Cooburn in der Nähe von Ballarat Braunkohlen gefunden worden sind. Beide zeigen sich sehr ergiebig und die erstere soll den besten englischen Kohlen gleich kommen.

Sehr unangenehm ist man in der südlichen Sommerzeit, nämlich in der Nacht vom 14. auf den 15. November, im Ballaratdistricte von einem Nachtfrost überrascht worden, der an Feld- und Gartenfrüchten großen Schaden anrichtete. Die Gerstenähre erkroren bis zum Boden hinab, der Hafer litt bedeutend, das Erbsenlaub wurde schwarz, das Kraut der Kartoffeln kräuselte sich, alles Obst ist vernichtet und der Wein erfror bis in die Nähe der Wurzeln. Im November hat man dergleichen dort nie zuvor erlebt.

Die Gesellschaft, welche Thiere aus fremden Klimaten in Südaustralien eingewöhnt, hat ein paar nordamerikanische Moschusthiere und ein norderopäisches Elenn erhalten.

Der nachhaltige Goldreichthum der Lachlangegend ist nun außer allem Zweifel. Eine Partie hat durchschnittlich 5 Unzen Goldes aus jedem Zuber Sandes gewaschen. Man hatte noch zwei reiche Aern aufgefunden. In der Stadt Bathurst brachten um die neuen Ankömmlinge in Furcht zu setzen und sie von dem Fortlaufen von der Pflanzung zurückzuhalten, indem das Erscheinen einer Abtheilung der berittenen Polizei die Eingeborenen jedesmal verjagt haben würde: „Die Deutschen scheinen durchaus einen solchen Empfang bei ihrer Ankunft im Lande der Verheißung nicht erwartet zu haben, und werden um so williger bei ihrer Arbeit bleiben, wenn sie erkennen, daß sie solche kriegerische Nachbarn haben."

Australische Blätter vom November berichten Folgendes: Die südaustralische Erforschungsexpedition unter M'Kinlay ist noch den angesiedelten Gegenden der Kolonie zurückgekommen. Ihren Angaben zufolge hat sie zwölf englische Meilen vom westlichen Theile des Leopers Creek die Ueberreste von Leichen weißer Männer gefunden, die allem Anschein nach von den Eingeborenen ermordet und theilweise aufgefressen worden sind. — Aus Westaustralien berichtet die letzte Post von Spuren weißer Leute, die von Dempster's Partie gefunden worden. Man meint, daß dort wie hier die Gerippe Ueberbleibsel von Leichardt's Expedition seien. Ist das richtig, so muß diese letztere den Versuch gemacht haben, nach Westaustralien vorzudringen; auch lag es ja in Leichardt's Absicht, dorthin zu gehen. Zwei Mitglieder der Ersorschungsexpedition geben an, daß, den Aussagen einiger Eingeborenen zufolge, die Pferde der weißen Männer noch am Leben seien.

Verantwortl. Redakteur: Hermann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Digitized by Google

Eine Eilfahrt durch den Kaukasus.

Georgische Edelleute. — In Tiflis. — Gebirgsvölker. — Frauenschmuck. — Ein Ball. — Gepanzerte Tuschinen. — Tarantasse und Jemtschik. — Mtschetha, Duchetj, Ananur. — Der Terek und der Aragwi. — Das Teufelsthal und die Lawinen. — Der Dariel-paß. — In Wladikawkas. — Eine Dschigutowka.

Im Jahre 1856 ward ich vom Fürsten Alexander Bariatinsky eingeladen, ihn auf seinen Zügen im Kaukasus zu begleiten, wo er die Stelle eines kaiserlichen Namestnik oder Statthalters einnahm. Am Bord des Dampfers Astara verließen wir zusammen den Hafen von Astrachan an der Mündung der Wolga in das kaspische Meer und fuhren nach Petrowsky, wo ich zum ersten Mal kaukasischen Boden betrat. Unser Zug durch Daghestan ward durch eine Reihe von Festen bezeichnet, die mit wahrhaft orientalischer Pracht gefeiert wurden. Ueberall beeilte man sich, den Stellvertreter des mächtigen Czars zu huldigen. Unsere Fahrten während der Nacht waren wirklich feenhaft, denn etwa hundert Reiter in ihren orientalischen Trachten ritten neben unserm Zuge her; in den Händen trugen sie mächtige Fackeln, die, mit Naphtha gespeist, ihr magisches Licht weit über die Gegend verbreiteten.

In Kwarel, wo wir den christlichen Boden Georgiens betraten, standen zweihundert „Fürsten" dieses Landes bereit, den Namestnik zu empfangen. In ihren herrlichen Kleidern, mit köstlichen Waffen und auf feurigen Kabardinerpferden, bildeten sie auf einer beträchtlichen Strecke unser glänzendes Gefolge. Ueber Alles prachtvoll aber war unser Einzug in Tiflis, wo der ganze georgische Saltanat in vollster Ausdehnung sich zeigte. Das Wort Saltanat bedeutet Prunk, und die Orientalen haben ein bezeichnendes Sprichwort: den Reichthum besitzen die Inder, Geist die Europäer, aber das Saltanat ist nur bei den Osmanen zu finden. Die einfachen aber hübschen dunkeln Uniformen der russischen Soldaten stachen ab gegen die lebhaften, prunkvollen Trachten der Orientalen, die aus allen Gegenden herbeigeeilt waren, um den Einzug des mächtigen Namestnik Bariatinsky zu sehen. Von den platten Dächern der Häuser und den hervorspringenden Söllern blickten die schönsten Georgierinnen herab, aber nicht verschleiert, wie ich sie in Smyrna und Konstantinopel fand, sondern mit freiem, offenem Gesichte.

Festung Ananur am Aragwi im Kaukasus.

Aber, so schreibt Blanchard weiter, wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammen kamen?

Neben den Gebirgsvölkern, die ihre turbanartigen Pelzmützen (Papacha) und langen Ueberwürfe (Beschmet) trugen, standen die Linienkosaken; neben ihnen Georgier und

Digitized by Google

Armenier mit ihren zuckerhutförmigen Kopfbedeckungen und russische Kaufleute in Kaftanen. Nicht weit davon sahen wir die Anhänger Ali's, angethan mit der kaukasischen Burka, einem langen dicken Mantel; wir sahen den Parsi aus Bombay, der auf der Pilgerschaft nach Baku begriffen war; er trug einen niedrigen, abgeplatteten Turban. Auf dem Bazarplatz mischten sich Türken und Kurden unter die Menge, im Hintergrunde standen plumpe zweihöckerige asiatische Kameele. Weiber waren in Menge herbeigeströmt; meist schöne christliche Georgierinnen und Armenierinnen, die von der Erlaubniß, das Gesicht frei zu zeigen, den besten Gebrauch machten. Ihre Haartracht, Tassakrani, war geschmackvoll. Die Flechten ziehen sich wie ein breites Band um den Kopf und halten den spinnwebfeinen, mit Silber und Gold durchwirkten Musselinschleier, der sich unter dem Kinn hinzieht, und so das Gesicht einrahmt. Ihre Kleider sind von brennenden Farben, die Aermel ihrer ganzen Länge nach aufgeschlitzt; das Untergewand aus schwerer Seide wird an der Taille von einem Band zusammengehalten, in dem ein kleiner Dolch und ein Pistol stecken. Während des Winters tragen die Georgierinnen einen hellrothen Sammetüberwurf, der mit kostbarem Pelzwerk besetzt ist und auf der Brust von drei goldenen Spangen zusammengehalten wird; im Sommer dient ein weißer faltiger Mantel aus Baumwollenstoff, Tschadrè genannt, der vom Kopf bis auf die Erde herabwallt, als Ueberkleid.

Nachdem in der alten, erst kürzlich vom Fürsten Gagarin wieder neu hergestellten, Domkirche ein feierlicher Gottesdienst für die glückliche Ankunft des Namensinik gehalten war, begab sich Fürst Bariatinsky mit dem glänzenden Gefolge in den Regierungspalast, um die Glückwünsche der Würdenträger zu empfangen und ein Festmahl zu geben. Gegen Ende desselben tönte vom Hofraum ein betäubender Lärm von Flöten und Tamburinen herauf. Wir gingen auf den Söller hinaus, von wo wir in das Menschengewühl auf dem Platze hinabschauten. Alle Anwesenden hielten kleine Wachskerzen in der Hand, und so weit der Blick in die benachbarten Straßen reichte, sah man in langen Zügen Menschen mit eben solchen Lichtern heandrängen. Es waren die Innungen von Tiflis, mit Fahnen und Musik, um den Statthalter zu begrüßen. Als er auf dem Altan erschien, tönte ein betäubendes „Hurrah" zu uns herauf, man schloß einen Kreis und in demselben traten die besten Tänzer an, um die „Lekinka" oder wie die Georgier selbst den Tanz nennen, die „Lekury" aufzuführen. Gewöhnlich erscheint nur ein einzelner Tänzer in dem Kreise; Anfangs dreht er sich auf demselben Flecke und stampft, dann schreitet er vorwärts und rückwärts, und bewegt die Arme wie ein Telegraph. Zuweilen tritt wohl auch eine Frau in diesem Tanze auf, der selbst in der höchsten georgischen Gesellschaft beliebt ist.

Unter meinen Erinnerungen aus Tiflis muß ich des Balles erwähnen, welchen der Adel dem Fürsten Bariatinsky veranstaltete. Es war ein kunterbuntes Durcheinander von europäischen und asiatischen Trachten, von russischen Uniformen und georgischer und muselmännischer Bekleidung, von bauschigen Pariser Krinolinen und geschmackvoll faltig niedergleitenden Gewändern der Frauen von Tiflis. Ein Nebensaal, Tarbas, nach persischer Art eingerichtet, fesselte meine Aufmerksamkeit ganz besonders. Persische Wasserpfeifen (Kalian's) von allerhand Formen, Spiegel mit sonderbaren Rahmen, merkwürdige Gewälte, verschiedenartige Silbervasen und werthvolle Waffen waren auf einem Gestims angebracht, das sich um das Gemach herumzog, in verschwenderischer Masse; eine große Reihe Kerzen warf blendendes Licht auf alle diese Herrlichkeiten und auf die geschmackvollen persischen Teppiche, welche die Wände bedeckten. Die vom Orchester benutzten Instrumente wichen vielfach von unseren europäischen ab; nur fiel eine Art Klarinette auf, der Duduk oder Salamuri, eine Geige, Tschianuri genannt, und der Dimplipito, das heißt ein paar scharf tönende kleine Zimbeln.

Die Fastenzeit ward vom Fürsten Bariatinsky mit all der Strenge gehalten, welche die griechische Kirche vorschreibt; Eier, Fische und Butter, die in der katholischen Welt noch erlaubt sind, verschwanden vom Tische; man lebte nur von Stoffen aus dem Pflanzenreiche, und genoß selbst zum Thee nur Mandel- und keine Kuhmilch. Ostern, die Zeit der Erlösung vom Fasten, war herangenaht, und als Zeichen, daß dieselben vorüber seien, fand man in allen Häusern, nach ächt russischer Sitte, in großer Menge Butter auf den Tischen, die in sehr verschiedenen Formen, meist aber als Lamm geformt, aufgetragen wurde. Die gefärbten Ostereier waren, wie im westlichen Europa, in Jedermanns Händen, oft aus Porzellan oder noch kostbarerem Stoffen gearbeitet.

Zur Osterzeit kam auch eine Gesandtschaft der Tuschinen oder Chessurs zum Fürsten. Dieser christliche Stamm wohnt im Nordwesten Georgiens zwischen den Hochgebirgen Dagbestans und dem Lande der Osseten. Ich hatte früher nur im Gefolge des Czars Leute in Panzerhemden gesehen; hier standen aber die ächten Söhne der Berge in dieser Tracht vor mir, welche in der That einen originellen Anblick bot. Ihre anliegende Kleidung bestand aus einer dicken Tunika von rother Farbe und eben solchen Beinkleidern, die bis zur Mitte der Wade reichten, wo sich dann leberne Beinschienen anschlossen; die Fußbekleidung besteht aus spitzen Halbstiefeln. Die Kopfbedeckung bildet ein verzierter Eisenhelm, über den eine Binde von Kupfer hinläuft; am Hinterkopf hängt vom Helm bis über beide Schultern ein eisernes dichtes Maschennetz; ein eben solches befindet sich vor dem Gesicht, welches bis zu den Augen mit demselben bedeckt ist. Ueber Brust und Rücken der Tuschinen kreuzen sich zwei Riemen, deren einer die Patrontasche, der andere den Schaschka hält, einen Säbel ohne Kreuzgriff oder Stichblatt am Heft. Die Lederriemen sind mit allerlei Buckeln und Zierrathen versehen, von Strecke zu Strecke hängen an ihnen kleine Schnüre, die in ein silbernes Kreuz auslaufen. An der rechten Hüfte hängt eine silberne Büchse mit Fett zum Einölen der Waffen; an der linken hängt der lange kaukasische Dolch, Kindschall, welcher bei keinem Einwohner dieses Landes fehlt. Vom Hals hängt an einer langen und dünnen Lederschnur ein runder Holzschild herab, auf dessen Außenseite concentrische Eisenbänder mit Nägeln angebracht sind; die Innenseite dieser Schutzwaffe ist doppelt mit Leder gefüttert und hat nur einen Haudgrif. Die Bewaffnung wird durch eine lange dünne Flinte mit damascirtem Laufe vervollständigt.

Diese Gesandtschaft hat um die Versetzung eines ihrer Führer, der ein Verbrechen begangen hatte. Der Namensinik gewährte ihre Bitte, worauf die Männer aus Dankbarkeit einen Kriegstanz aufführten und sich in ein Scheingefecht einließen, das uns recht deutlich die Art ihrer Kampfweise vor Augen führte.

Die Zeit meiner Rückreise nach St. Petersburg nahte heran. Der Fürst sorgte dafür, daß ich die große, durch wüste Steppen gehende Reise mit aller möglichen Sicherheit und Bequemlichkeit zurücklegen konnte. Zunächst war die Auswahl eines passenden Fuhrwerks von Wichtigkeit. Ich nahm eine Tarantasse, das heißt russisches Fuhrwerk, auf dessen hohem Bocke der Jemtschik (Postillon) sitzt. Die drei Pferde waren neben einander gespannt, über jedem erhob sich ein hoher hölzerner Bogen, in dessen Mitte ein

Digitized by Google

Glöcklein luſtig klingelte. Außer einem guten Fuhrwerk ſind aber noch ein Paß und Geld in Fülle nothwendig. Wer nur einen gewöhnlichen Paß (Poderoſchnaia) hat, muß auf jeder Station lange warten, bevor er friſche Pferde bekommt, die dann ſechs bis acht Werſt in der Stunde zurücklegen. Hat man aber einen Courierpaß, ſo wird man überall mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen. Ein Jeder iſt bemüht, dem glücklichen Beſitzer dieſes Talismans zu dienen, und die beſten Roſſe werden eingeſpannt. Mir hatte der Fürſt einen ſolchen Talisman ausgeſtellt, und vermittelſt deſſen legte ich dann die weite Strecke von 2700 Werſt, beinahe 400 deutſche Meilen, von Tiflis bis zu den Ufern der Newa in acht Tagen und fünf Stunden zurück.

An einem ſchönen Nachmittage verließ ich Tiflis; die Luft war ſo rein und durchſichtig, wie ich ſie nur in Attika gefunden hatte; die feruſten Gegenſtände erſchienen klar und deutlich, und das ſtolze Haupt des Kasbek, mit Schnee bedeckt, hob ſich weißglänzend vom Horizonte ab. Durch bunte Wieſen, deren würzige Blumen uns ihre Düfte zuſandten, flogen unſere Fuhrwerke ſchnell dahin. Der Fluß Kur, der Cyrus der Alten, lag zu unſerer Rechten und ſandte ſeine ſchmutzig braunen Wogen dem kaſpiſchen See zu. Er iſt nur bis etwa dreihundert Werſt unterhalb Tiflis ſchiffbar, obgleich ſeine Waſſermenge bei dieſer Stadt nicht unbedeutend erſcheint, zumal wenn der Schnee im Kaukaſus zu ſchmelzen beginnt.

Ehe wir Mtzchetha erreichten, begegnete uns ein Regiment doniſcher Koſaken. Von einer eigentlichen Uniform iſt bei ihnen keine Rede, da Alles, ſogar das Pferd, den Leuten ſelbſt gehört. Jeder kleidet ſich nach Belieben, und die alten Schafpelze, Tulupen, gleichen nicht im Geringſten den ſauberen Uniformen der ruſſiſchen Garde; was aber die Erſcheinung dieſer Truppen an militäriſcher Gleichförmigkeit verliert, gewinnt ſie in maleriſcher Beziehung wieder. Dem Koſakenpulk folgten eine große Anzahl Gepäckwagen, beladene Pferde und Kutſchen der Offiziere.

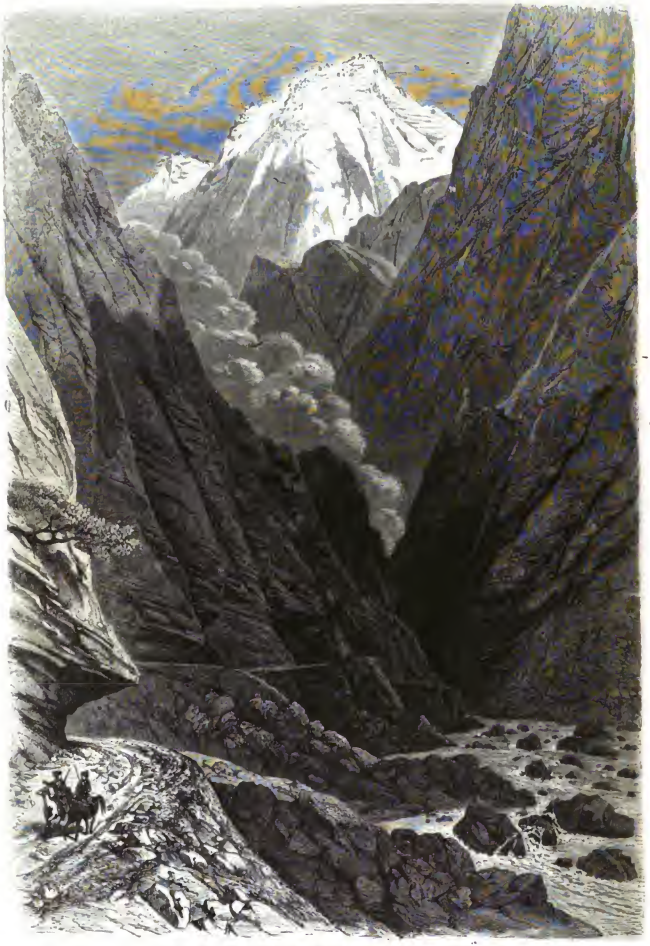
Mtzcheta (Mtzchetha), an der Mündung des Aragwi in den Kur, war in früherer Zeit von großer Wichtigkeit für Georgien, deſſen Hauptſtadt es bis in's ſechſte Jahrhundert geweſen iſt. Jetzt bildet es nur einen kleinen Marktflecken, der kaum noch an den ehemaligen Glanz erinnert. Die ſchöne, im byzantiniſchen Style erbaute Kirche iſt die Begräbnißſtätte der alten Könige von Georgien; ſie ſteht von einer großen Anzahl zum Theil verfallener Gebäude umgeben, in denen einſt Mönche wohnten. Herr v. Gille (in

Tſchertowaia Dalina, Teufelsthal, im Kaukaſus.

ſeinen Briefen aus dem Kaukaſus) erwähnt dieſer ſchönen Kirche mit folgenden Worten: „Die alte Kirche von Sweti Tſchoweli, zu welcher Mirian, König der Saſſaniden, der im Jahre 318 zum Chriſtenthum übertrat, den Grund legte, ward nach ihrem Verfall im fünfzehnten Jahrhundert vom König Alexander nach dem alten Plane wieder aufgebaut. Sie iſt aus rothem Porphyr im alten georgiſchen Styl erbaut; in ihr wurden die georgiſchen Könige gekrönt und begraben; ihre Leichenſteine ſind jetzt dem Pflaſter der Kirche einverleibt; die der beiden letzten Könige, Heraclius und Georg, ließ Czar Alexander der Erſte reſtauriren.“

Der Weg bis zu der kleinen Stadt Duchetі, wo wir Nachtlager hielten, bot nichts Bemerkenswerthes. Die Felder waren beſſer bebaut, als in anderen Gegenden des Kaukaſus, die Herberge war wie andere georgiſche Schenken niederer

Digitized by Google

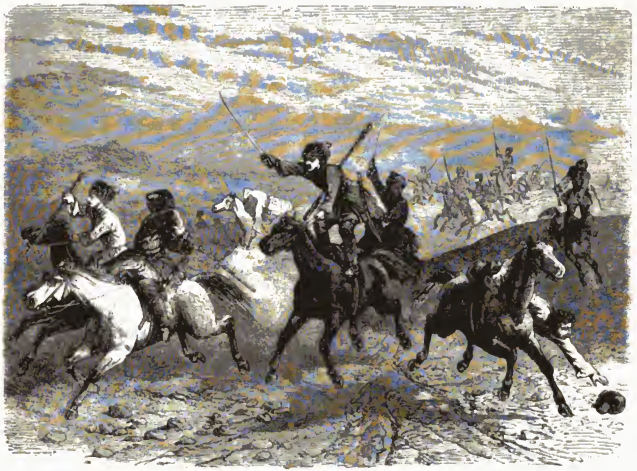


Der Dariel-Engpaß im Kaukasus.

Digitized by Google

Art (Dukans) und ich machte mich schon auf eine schlaflose Nacht gefaßt. Einer meiner Reisegefährten war jedoch mit den Verhältnissen des Landes besser bekannt als ich, und führte uns in ein hübsches Haus mit schönem Garten. Der Hausherr erschien sogleich; die grünen Aufschläge seiner Uniform bezeichneten ihn als einen Straßenbaubeamten. Mit freundlicher Miene stellte er uns sein ganzes Haus, ganz nach unserem Belieben, zur Verfügung. Bald brodelte Wasser in dem Samovar (dem russischen Theekessel) und der herrlichste Karavansky tschai (Karavanenthee) exquickte uns.

Von Ducheti an wurde der Weg immer steiler, wir näherten uns den Hochgebirgen. Zu unserer Rechten schäumte der Bergstrom Aragwi in seinem steinigen Bette; bei einer Quelle fanden wir eine georgische Familie, welche Rast gemacht hatte, um die Pferde zu tränken. Es war ein malerischer Anblick.



Eine Tschaikowka in der kaukasischen Steppe (S. 356.)

Zu unserer Linken erhoben sich steile Berge, die von Strecke zu Strecke mit Wartthürmen besetzt waren. Nicht weit abseits lagen die Ruinen eines alten Schlosses, das auf einem Kegelberge wie ein Schwalbennest angebaut war und fast uneinnehmbar schien. Hier ereignete sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Geschichte, wie man sie im Mittelalter zu Zeiten der Raubritter und Blutrache erlebt hat. Ein Fürst N. N., Besitzer dieses Schlosses, sah auf der durch das Thal ziehenden Straße eine hübsche junge Frau mit Kaplan und Dienerschaft vorüberreisen. Er bemächtigte sich der Schönen und schickte deren Kleider, gleichsam zum Hohne, ihren Anverwandten. Eine furchtbare Rache war die Folge dieses Bubenstreichs. Die ganze Sippschaft der beleidigten Familie zog mit ihren Mannen vor das Schloß und erstürmte dasselbe trotz der festen Lage. Die Besatzung wurden niedergemetzelt, die ganze Familie des Räubers ausgerottet und die Mauern des stolzen Schlosses sind geschleift worden.

Wir befanden uns nun schon in den Gebirgsschluchten, aus denen der Aragwi hervorströmt, und die nur einen engen Weg für Reisende frei lassen. Hier liegt zur Vertheidigung des Engpasses die Feste Ananur. In dem unbedeutenden Dorfe gleichen Namens sind zwei dem heiligen Chitobel geweihte Kirchen; sonst findet man nichts Bemerkenswerthes. Früher war hier auch der Sitz der Erisaff (d. h. Volkshäupter) vom Aragwi; sie waren einst die mächtigsten Vasallen der Könige von Georgien.

Die Bergschluchten fand ich mit Hochwald und Unterholz bedeckt; von Zeit zu Zeit begegneten uns in ihnen kleine Maulesellkaravanen, die von Ossetten geführt wurden. Die Thiere waren stark beladen, neben denselben zog der Treiber, mit seiner langen Flinte auf der Schulter, und den Dolch an der Seite. Ich glaubte ein Bild aus den Sierren Spaniens vor mir zu haben.

In Passanaur hielten wir Mittagsmahl. Hinter diesem Flecken begann das Hochgebirge, das uns noch von Europa schied; jetzt nahmen wir nun von den schönen transkaukasischen Ländern Abschied.

Auf Befehl des Fürsten Bariatinsky hatte sich hier ein Straßenbaubeamter uns angeschlossen, um uns über die gefahrvollsten Stellen des Weges zu geleiten. Für unsere Wagen ward Ochsenvorspann genommen, ich selbst ritt zu Pferde voraus. In einer wunderschönen klaren Nacht, deren

Stille nur durch das Quaken der Frösche unterbrochen ward, langten wir in Kaischanur an, wo Nachtruhe gehalten ward. Doch schon vor Tagesanbruch brachen wir wieder auf. Der am Tage gefallene und von der Sonne aufgethaute Schnee war über Nacht wieder gefroren; das verschlug indessen unseren Kosakenpferdchen nichts, sondern sie trabten munter darüber weg. Die Straße war abschüssig, und zu unserer Linken konnten wir beim Funkeln der Sterne eine mit Schnee bedeckte Bergkette unterscheiden. Nach und nach brach der Tag an, der Himmel färbte sich mit den schönsten Tinten, die Umrisse der Berge traten deutlich hervor und ich konnte den zurückgelegten Weg erkennen. Nun waren wir auf der höchsten Stelle, die wir zu übersteigen hatten. Der Weg, eben noch breit genug für uns, schlängelte sich zwischen mächtigen Felsblöcken hindurch, die von den benachbarten aber gerade an einem der engsten Punkte begegnete uns eine effetische Karavane, in der sich eine Anzahl stark beladener Maulthiere befanden. Diese Leute waren indeß auf derlei Fälle schon vorbereitet; sie stellten ihre sicheren Thiere in langer Reihe an dem tiefen Abgrunde auf und ließen uns den freien Durchgang; wie sie unseren nachfolgenden Wagen ausweichen, weiß ich nicht.

Nachdem wir diese gefahrvollen Engpässe etwa vier Werst weit durchzogen hatten, erweiterte sich der Weg und wir kamen am Fuße der Bergspitze an, auf welcher jenes Kreuz steht, das dem Durchpaß dem Namen gab. In dem vor uns liegenden Thale konnten wir die noch frischen Spuren von vierzig Lawinen beobachten; zwei derselben waren erst am verflossenen Abend gefallen. Unten, tief im Thale, sahen wir unsern Wagen gerade einen abschüssigen Weg

Sion und Orkete im Kaukasus.

Bergen herabgestürzt waren. Etwa dreitausend Fuß unter uns wand sich der Aragwi durch ein wildes Thal. Dieser schöne Fluß, dem wir von Mischeta an gefolgt waren, führt hier in seinem obern Laufe den Namen Tschernaja Rjetschka, schwarzer Fluß. Vor uns lag der Berg Guda oder, wie die Russen ihn nennen, Kreslowaja Gora, Kreuzberg, weil hier im Jahre 1824 der General-Gouverneur des Kaukasus, Fürst Yermoloff, als Zeichen der Herrschaft des heiligen Rußlands über diese Länder, ein Kreuz aufrichtete.

Allmälig verengte sich der Weg so sehr, daß er eben nur noch breit genug war, um einen einzigen Wagen hindurch zu lassen. An den steilen Abhängen des Kreuzberges hatte sich der Schnee zusammengeballt, und wir sahen zwei oder drei gewaltige Lawinen hernieder stürzen. Unsere Führer riethen zu näherem Aneinanderhalten unserer Reitthiere; hinabfahren; zwei Paar Ochsen waren vorgespannt und vier Paar dienten hinten als Hemmschuh. An diesem Orte störten wir auch die Mahlzeit einiger Wölfe, die sich an dem Fleische eines frisch gefallenen Maulthieres sättigten, welches die Offeten, die vor uns den Weg passirten, zurückgelassen hatten.

Das Thal, in dem wir uns nun befanden, führt den romantischen Namen Tschertowaja Dalina, Teufelsthal; und die wilde, felsige Gegend rechtfertigt denselben in der That. An diesem Orte ward im Frühjahr 1855 der russische General Bartolomäi, als er einen Transport türkischer Gefangenen hier durchführte, von einer Lawine verschüttet und hätte beinahe das Leben verloren. Bei dem Geschrei: eine Lawine! entstand eine große Verwirrung. Der ganz in Pelzwerk eingehüllte General saß in einem

Digitized by Google

Schlitten und sah, daß für ihn keine Rettung sei. Da befahl er seine Seele Gott. Der Schlitten ward ganz von Schnee umhüllt und in das Thal tief hinab geschleudert. Ein Diener des Generals, welcher der Gefahr entronnen war, hatte sich den Ort gemerkt, wo sein Herr hinab geführt war, und rief die Kosaken und einige in der Nähe befindliche Osseten zu Hülfe, die nach einer Stunde Arbeit den General auch glücklich aus dem Schnee ausgruben. Er erzählte, daß ihn hauptsächlich die unbequeme Lage seiner Arme und Beine gepeinigt habe; das Athmen war nur erst später schwer geworden, im Uebrigen befand er sich in einem angenehm-warmen Zustande und spürte nichts von Kälte. Vierzehn Menschen verloren durch diese Lawine ihr Leben.

Die Osseten entrinnen meist durch ihre Geschicklichkeit im Springen und ihre Erfahrung den drohenden Lawinen. Bald darauf kamen wir durch ein osetisches Dorf, einen ärmlichen Haufen von Strohhütten, wo nun alle Gefahr vorüber war. Hier wurde der Weg schon so gut, daß wir unsere Thiere in Galopp setzen konnten; als wir den Flecken Kobi erreicht hatten, bemerkten wir an mancherlei Dingen wieder den Einfluß abendländischer Kultur.

Aus einem Versehen war die Tarantasse, die uns von hier weiter bringen sollte, noch nicht angelangt, wir behalfen uns daher mit zwei russischen Telega's, die auch ein ausgezeichnetes Fuhrwerk sind, und besonders von den russischen Gouriren, die man mit dem deutschen Namen „Feldjäger" bezeichnet, gebraucht werden.

Vor uns öffnete sich das Thal des Terek, zu unserer Linken jenes des Baidar, welcher ihm zuströmt. Mit reißender Schnelligkeit fuhren unsere osetischen Jemtschiks an den gefahrvollsten Stellen hin, ohne auch nur den Galopp der edlen Pferde zu mäßigen, und das schöne Thal des Flusses flog an unseren Blicken vorüber. Meist wälzte sich der Terek durch große Felsenblöcke; an einer Stelle engen ihn zwei hervorragende Felsen ein; auf jedem derselben erhebt sich eine alte georgische Burg. Auf dem linken Ufer liegt das zerstörte Orsete, auf dem anderen das besser erhaltene Sion.

Zu unserer Rechten traten nun die Berge immer mehr zurück, auf der Linken aber erschien hinter den schäumenden Wogen des Terek der riesige Kasbek, der in seiner ganzen Herrlichkeit bei dem Dorfe gleichen Namens vor uns lag. Die weiße Schneehaube hob sich prächtig von dem blauen Himmel ab; seine Höhe beträgt 16,533 Fuß englisch, übersteigt also die des Mont Blanc um beinahe 2000 Fuß. Der Name Kasbek ward ihm von den Russen gegeben; sein georgischer Name ist Mkinvari, Eisberg, die Osseten nennen ihn Kinnli, weißer Berg.

Der Weg führte uns nun zunächst durch den berühmten Engpaß von Dariel (Caucasi Pylä, die Pforten des Kaukasus). Es ist bei Weitem das Großartigste, was ich an Gebirgspässen auf meinen Reisen gesehen habe. Zwei ungeheure Felsenwände erheben sich senkrecht bis an die Gränze des ewigen Schnees; zwischen ihnen durch tobte der brausende Terek, überall gegen die zahlreichen in seinem Bette liegenden Felsblöcke anprallend. Der Weg, der in das Gestein eingehauen wurde, und auf dem wir uns fortbewegten, ist nur etwa zehn Fuß breit. Wer ihn beherrscht, hat die von Europa nach Asien führende Militärstraße in seiner Gewalt; hier sind die Thermopylen des Kaukasus. Am Ausgange dieser Schlucht liegen auf der einen Seite des Flusses die Ruinen eines alten georgischen Schlosses, auf der andern erhebt sich stolz eine kleine russische Feste, welche vollkommen hinreicht, den Paß zu decken.

Bei Lars wird das Land schon offener, die Berge sind weniger hoch und treten zurück. Der nun nicht mehr eingeengte Terek, welcher hier aus dem Hochgebirge tritt, läßt aber diese Gegend manchmal seine ganze Gewalt fühlen, seine Ueberschwemmungen richten fürchterliche Verwüstungen an und scheinen in Zeiträumen von sieben zu sieben Jahren wiederzukehren. Hier hatte er vor Kurzem eine herrliche Porphyrbrücke zerstört, die vererst durch eine hölzerne ersetzt war.

Der Weg, auf welchem wir nach Wladikawkas gelangten, gehört zu den schönsten der ganzen Umgebung. Nach Westen hin dehnt sich bereits die Steppe aus, während im Osten hübsch abgerundete Berge mit dem schönsten Laubwalde den Blick erfreuen. Wladikawkas, das heißt Zwingkaukasus, ist bis jetzt eine rein militärische Stadt, sie wird aber wohl, seitdem das umliegende Land nicht mehr von Kriegen heimgesucht ist, bald auch einen bürgerlichen Anstrich erhalten. Die Tscherkessen nennen die Stadt Terek-Kala. Potemkin gründete sie, um dorthin sein Hauptquartier und zugleich den Mittelpunkt seiner Armee zu verlegen, die sich mit dem rechten Flügel an das Schwarze Meer, mit dem linken an den kaspischen See lehnte. Jetzt hat Wladikawkas den größten Theil seiner frühern Bedeutung verloren, weil der Statthalter in Tiflis wohnt. Vom Flusse her betrachtet scheint die Stadt sehr beträchtlich zu sein; aber die Plätze und Straßen sind so breit und die Promenaden so weitläufig, daß sie den größten Theil des Raumes einnehmen; dabei sind die Häuser niedrig, so daß der Ort nur eine Stadt vierten oder fünften Ranges ist.

Von nun an ging die Reise durch die ebene, grüne, mit Blumen überdeckte Steppe. In einem großen Dorfe machten wir Halt. Alle diese Dörfer, welche sich in einer Linie vom kaspischen bis zum Schwarzen Meere hinziehen und eine Kette um den nördlichen Kaukasus bilden, haben eine soldatische Bevölkerung, und werden deshalb als Stanitzen bezeichnet. Die männlichen Bewohner sind gut ausgerüstete Linienkosaken, alle wohl beritten und bewaffnet; wenn sie keine Soldatendienste zu versehen haben, bebauen sie ihre Felder; Alles steht unter militärischer Gewalt; und diesem Umstande verdanken wir es auch, daß der befehlhabende Oberst der Stanitza, in welcher wir Rast gemacht, uns ein eigenes Schauspiel, die Tschiguitowka, vorführen ließ. Wenige Minuten nachdem der Befehl ausgetheilt war, erschienen vor uns vierzig Kosaken, um eins der herrlichsten Reiterspiele aufzuführen. Bei unseren Kunstreitern habe ich dergleichen Kraftstücke nie besser gesehen. Sie machten die schönsten Schwenkungen und Wendungen, luden ihre Flinten im vollsten Galopp, warfen ihre Mützen und Pistolen während des Rennens auf den Boden, sprangen herab, um sie aufzuheben und waren im Nu wieder im Sattel. Ueber eine Stunde belustigten mich diese Centauren, die mit ihren Pferden in Eins verwachsen zu sein schienen. Aber meine Tarantasse stand zur Abfahrt bereit, ich mußte weiter. Eine Strecke von zwölf Werst weit begleiteten mich fünfzehn Kosaken und zeigten fortwährend ihre Kunststücke, während mein Wagen im schnellsten Galopp dahin fuhr.

Ueber Ikaterinograd und Georgiewsk gelangte ich nach Stawropol und nahm dort vom Kaukasus und seiner Gastfreundschaft Abschied.

Digitized by Google

Die nordamerikanischen Verhältnisse.

Von Karl Andree.

Dritter Artikel.

Die Präsidentschaftscandidaten. — Lincoln, Candidat der republikanischen Partei, gewählt. — Die Forderungen des Südens. — Politische Progeamme des Borderstaates Kentuck und des Baumwollenstaates Mississippi. — Die gegenseitige Erbitterung. — Der Congreß. — Die Wide Awakes und die Minute-Men. — Die ersten Schritte zur Secession. — Das Ende der Union.

Bevor wir in unseren Erörterungen weiter gehen, wollen wir ein Moment von großer Bedeutung hervorheben, das zum ersten Male sich bei der Präsidentenwahl von 1860 geltend machte. Früher lag der Schwerpunkt der Union in den Staaten am atlantischen Ocean, aber allmälig hat er sich, in Folge der Einwanderung, immer mehr über die Alleghanies hinaus in das große Mississippithal gerückt, dorthin, wo einst der Indianer den Büffel auf den Prairien jagte. Hier sind die Städte wunderbar rasch emporgewachsen, und die westlichen Staaten bilden nun die eigentlichen Mark- und Kernländer. Eine Million Menschen nach der andern drängte sich in den Westen hin an die großen Seen, an den Mississippi, in die Wiesenflächen bis an die Ausläufer der Felsengebirge. Dieses große Mississippibecken bildet ein geographisches Ganze, das man nicht drittelu oder fünftelu kann; es wird also schwierig sein, hier eine Gränzscheide zwischen getrennten Staatengruppen zu finden. Nun hat dieser Westen zum ersten Male seine Bedeutung geltend gemacht; alle vier Präsidentschafts-Candidaten waren „Männer des Westens": Bell aus Tennessee und Breckinridge aus Kentuck gehören Sklavenstaaten an; Douglas und Lincoln waren Beide aus dem freien Staate Illinois.

Lincoln's Partei siegte mit ihrem Programme, aber sie gewann nur eine „Pluralität"; die Mehrheit hatte sie gegen sich und die Minderheit ist zur Regierung gelangt. Dem Buchstaben des Gesetzes zufolge ist sie dazu vollkommen berechtigt; es bleibt lediglich die Schuld ihrer Gegner, daß sie sich zersplittert haben. Aber mit Lincoln sind die Männer an's Ruder gelangt, welche seit Jahren dem Süden feindselig gegenübertraten, welche, entgegen den Bundesgesetzen und den Entscheidungen des höchsten Gerichtes, die Personal-Liberty-Acts erließen, jene nördlichen Nullifiers, die Verkündiger des unausweichlichen Kampfes, die Männer, welche die „Unverträglichkeit der weißen und der schwarzen Arbeit" auf ihre Fahne geschrieben hatten. Viele von ihnen haben erklärt, daß die Sklaverei überhaupt ausgerottet werden solle; der Süden sagte dagegen, er könne sie nicht aufgeben, wenn er auch wolle.

Man würde die gewaltige Krisis, welche Nordamerika durchbebt und bis in den Grund aufwühlt, völlig verkennen, wenn man sie (wir haben es schon früher betont) für etwas Anderes als eine große Revolution halten wollte. In der That handelt es sich nicht um eine Rebellion, sondern um eine völlige Umwälzung. Anarchie und Revolution waren thatsächlich seit sechs Jahren vorhanden; die Unverträglichkeit war hüben und drüben längst zu Tage getreten, das wechselseitige Verständniß den Menschen längst abhanden gekommen. Beide Theile haben das Gesetz mißachtet und unter die Füße getreten, und an böser Leidenschaft mit einander gewetteifert. Aber nie darf man außer Acht lassen, daß der sklavenhaltende Süden der angegriffene, gehetzte und planmäßig mißhandelte Theil war. Er wurde der unaufhörlichen Aufstachelungen am Ende müde. Die Secessionserklärungen sind ein Wiederhall von Helper's Buche, der Congreßreden der Republikaner und der Personal-Liberty-Gesetze gewesen.

Lincoln's Erwählung war vorauszusehen, trotzdem der Süden gewarnt und sich bis zu Drohungen vergessen hatte. Diese waren bei dem ungeheuer gereizten Zustande der Gemüther begreiflich und erklärlich. Die Gährung in den sklavenhaltenden Staaten kam gleich nach der Novemberwahl zum Ausbruche. Die republikanische Partei hatte erklärt, daß sie sich an ihre Chicago-Platform „angenagelt" habe und zu keinerlei Nachgiebigkeit, zu keinem Compromiß herbei lassen werde. Sie wollte nicht berücksichtigen, daß von Anfang an das gemeinsame Leben der großen, zu einem gemeinsamen Staatenbunde vereinigten Gruppe bis auf den heutigen Tag auf Compromissen beruht hat; sie vergißt, daß ohne gegenseitige Nachgiebigkeit und Duldsamkeit eine Verbindung von 34 Staaten, welche die ganze Breite des Continentes einnehmen und so verschiedene Bedingungen der Existenz haben, platterdings unmöglich erscheint.

Also kein Compromiß! riefen die Republikaner. Dann Trennung! entgegnete der Süden.

Was hatte der letztere verlangt? Vorauf berief er sich „laut der Bundesverfassung, den Compromissen von 1850 und der Billigkeit?" „Wir verlangen, als uns gebührendes, in der Bundesverfassung begründetes Recht,

1) daß wir in die Territorien, so lange sie noch nicht Staaten sind, Sklaven mitbringen dürfen. Ob dann später, wenn das Volk sich eine Staatsverfassung giebt, der Staat Sklavenhaltend sein will oder nicht, das hat das Volk des betreffenden Staates zu entscheiden.

2) Wir verlangen Widerrufung der verfassungswidrigen Personal-Liberty-Gesetze.

3) Wir verlangen, daß man einem Sklavenbesitzer, der mit seinem Neger in einem nicht sklavenhaltenden Lande reist oder sich dort zeitweilig aufhält, jenen Neger nicht stehle, um ihn für frei zu erklären.

4) Der Congreß soll sich nicht in die Sklavenfrage mischen, weil er dazu verfassungsmäßig gar nicht befugt ist."

Das Alles sind durchaus billige und gerechte Forderungen. Die Republikaner wollten sie nicht erfüllen und die Union zerfiel. Die letzten Brückenpfeiler waren durch den Fanatismus abgebrochen.

Ehe wir die Trennung schildern, müssen wir hören, wie der Süden seine Handlungsweise zu rechtfertigen suchte. Wir wählen aus der Menge der uns vorliegenden Urkunden die Erlasse zweier Gouverneure aus, und zwar aus einem der Union ergebenen Sklavenstaate und aus einem Baumwollenstaate.

Gouverneur Mac Goffin von Kentuck sagte im November 1860: „Lincoln's Wahl kann an uns für sich keinen Grund für Rebellion oder Scheiden aus der Union abgeben. Allerdings ist er durch die sectionelle Partei erwählt worden, nach sectionellen Ideen und einer rücksichtslosen sectionellen Feindschaft gegen Einrichtungen, welche der Süden nicht aufgeben wird. Aber er ist gewählt worden. Kentuck erklärt, daß er seine Grundsätze, welche lediglich sectionell sind, nicht zur Geltung bringen darf oder soll. Die Väter der Republik, Washington voran, haben uns vor der Bildung einer sectionellen Partei

Digitized by Google

gewarnt, weil in ihr, und in ihr allein, die Gefahren für die Freiheit des Volkes und für die Sicherheit des Bundes liegen. Auf diese Mahnung hörten die Republikaner nicht, sondern blind und toll und ohne die Folgen zu bedenken, haben sie erklärt, das Land könne nicht halb frei und halb sklavenhaltend sein, und alle Sklaverei müsse abgeschafft werden. Sie haben gedroht, uns über kurz oder lang unseres Eigenthumes berauben zu wollen, und in den freien Staaten ist diese Drohung schon vielfach ausgeführt worden. Unseren Bruderstaaten des Südens können wir Kentuckier sagen, daß wir weit mehr Ursachen zu Beschwerden finden als sie, denn wir liegen an der Gränze. Die Abolitionisten haben uns immerfort Neger gestohlen, wir haben alljährlich große Verluste erlitten; man hat sich gewaigert, das Gesetz über flüchtige Sklaven zu vollziehen, man hat das Leben ihrer Eigenthümer gefährdet, man hat die Bundesbeamten, welche ihre Pflicht thun wollten, mit Schmach und Schande überhäuft. Die Gouverneure von Wisconsin und Ohio haben die Gesetze zu unserm Nachtheil und Schaden öffentlich verhöhnt. Und wir könnten uns noch über manches Andere beschweren; aber ich meine nicht, daß wir die Union deshalb verlassen sollen, weil ein Mann Präsident wird, der auf einer uns anstößig erscheinenden Platform steht. Wir möchten gern die Rolle des Friedensstifters übernehmen und ausgleichen. Euch im Norden sagen wir ruhig, aber fest: Ihr dürft unsere verfassungsmäßigen Rechte nicht kränken, ihr dürft das höchste Gericht des Landes und Bundes nicht verhöhnen. Ihr müßt den Fanatismus, die blinde Leidenschaft, das Rachegefühl und die Gewaltthätigkeit ablegen, denn wir unsererseits sind fest entschlossen, unsere verfassungsmäßigen Rechte auf Tod und Leben zu vertheidigen. Wir dulden keinen Angriff, wir vertheidigen die Union. Nur möchten wir hoffen, daß Lincoln seine Drohungen nicht ausführe; vielleicht halten Vernunft und Gerechtigkeitsgefühl ihn davon ab. Ein Tellhäusler oder Bösewicht tritt mir vielleicht auf dem Wege vor meinem Hause entgegen und droht, daß er mich berauben und meine Gebäude in Brand stecken wolle. Ich kann ihn für einen Prahler halten, der seine Drohungen nicht ausführt. Versucht er es aber, kommt er mir über den Zaun, legt er wirklich Hand an, nun, dann ist es immer noch Zeit, daß ich den Halunken niederschieße. Also wollen wir auch jetzt noch den Republikanern mit Vernunftgründen gegenübertreten, wollen ihnen unermüdlich Gegenvorstellungen machen und auf alle Fälle warten, bis sie Hand an's Werk legen. Wenn aber das Letztere geschieht, dann kann und wird Kentucky sich den südlichen Staaten anschließen. Diesen Gang gebietet die Besonnenheit. Ich möchte mich noch immer der Hoffnung hingeben, daß im Norden die Leidenschaften sich abkühlen und den Leuten dort die Einsicht komme, wie sehr ihre eigene Wohlfahrt von der Zwangsarbeit der Neger bedingt sei. Vielleicht giebt es dort auch Leute, welche sich durch den Augenschein und die Erfahrung belehren lassen, daß der Sklav in sittlicher, geselliger und religiöser Beziehung bei uns besser daran ist, wie als freier Farbiger; denn dieser ist ein träger Landstreicher, ein armseliger Mensch, eine Last für Andere. Oder wäre dem nicht so in den freien Staaten? Weshalb gaben sie denn Gesetze, welche dem freien Neger den Eingang in freie Staaten verbieten? Vielleicht kommen die Leute noch zu der Einsicht, wie sehr sie sich haben irre leiten lassen durch ehrgeizige, rücksichtslose, gefährliche und talentvolle Demagogen, die auch das Aeußerste nicht scheuen, um Aemter zu erjagen."

Abraham Lincoln, Präsident der nördlichen Union.

Diese Ansichten sind von Bedeutung, weil sie die Ueberzeugung der Border-Staaten aussprachen und weil alle Gouverneure derselben sich in ähnlichem Sinne erklärten. Aber weiter nach Süden hin war besonders seit dem Auftreten der Republikaner und seit Sewards Verkündigung eines unausweichlichen Conflictes, eine Partei thätig, welche sich von der Ueberzeugung durchdrungen fühlte, daß überhaupt mit dem Norden keine ehrliche Ausgleichung mehr möglich sei, und daß der Süden deshalb wohl thue, je früher desto besser, aus der Union zu scheiden. Durch das rücksichtslose Auftreten der Abolitionisten und Republikaner gewann diese Partei der südlichen Secessionisten oder Feuerfresser ungemein an Verbreitung, und als es sich herausstellte, daß in der That keine Hoffnung mehr sei, die oben erwähnten Forderungen befriedigt zu sehen, wiesen sie darauf hin, wie richtig der Gang der Dinge von ihnen vorausverkündet worden sei und trieben dann zu raschem Austreten. Die Ansichten dieser, zunächst in den Baumwollenstaaten siegreichen Partei hat Gouverneur Pettus auf Mississippi nach Lincoln's Erwählung scharf ausgesprochen.

„Der Norden hat sein Verdict dahin abgegeben, daß die Sklaverei sündhaft wäre und beseitigt werden solle. Das sagt er zu fünfzehn Staaten, als ob sie eroberte Land seien. Unterwerfung unter ein solches Gebot ist unstatthaft. Man könnte eben so leicht erwarten, daß ein mit Wahnsinnigen bemannter Dampfer die Reise über den Ocean glücklich zurücklegen wolle, als man hoffen dürfte, daß der Süden unter der Herrschaft der Schwarzrepublikaner zu gedeihen vermöchte. Sie haben ihre niedrige Selbstsucht dadurch bethätigt, daß sie alle Gebiete, welche doch gemeinsames Eigenthum des Bundes sind, für sich allein in Beschlag nahmen. Sie haben mit Vorbedacht die Jugend im Hasse gegen den Süden aufgezogen. Sie haben die Bundesverfassung beschworen und doch mit Vorbedacht Staatsgesetze gegeben, welche eine der klarsten Bestimmungen dieser Verfassung beseitigen. Sie haben Congreßmitglieder mit Geld bestochen, um Gesetze in ihrem Interesse durchzubringen. Sie haben stets darnach getrachtet, uns in den Augen anderer Völker zu erniedrigen, sie haben uns als Barbaren, Piraten und Räuber geschildert, die man weder als Christen noch als civilisirte Menschen betrachten dürfe. Sie haben unsere Sklaven zum Aufstand angereizt, dieselben aufgehetzt, unser Eigenthum einzuäschern, unsere An-

Digitized by Google

gehörigen zu morden, und haben ihnen Waffen gegeben, um sie in solchem blutigen Werke zu unterstützen. Und wenn südliche Männer, nach Vorschrift des Gesetzes, ihrer flüchtigen Sklaven wieder habhaft zu werden suchten, dann haben sie diese südlichen Männer ermordet und die Mörder sind unbestraft geblieben. Sie haben Geld und Waffen hergegeben, damit ein sklavenhaltender Staat (Virginien durch John Brown) überfallen werden konnte; und als der Unruhestifter mitten unter Mord und Verrath ergriffen und abgestraft wurde, haben sie geschworen, Rache dafür zu üben. Sie haben zu Ehren eines blutdurstenden Hochverräthers und seiner Genossen die Kirchenglocken geläutet und seine Familie sie belohnt, wie noch nie die Familie eines rechtschaffenen Kriegers belohnt wurde, der bei Vertheidigung des Vaterlandes seinen Tod fand. Presse, Kanzeln, Hör- und Gerichtssäle erschallen jeden Tag und jeden Abend von Ermahnungen an das Volk, unseren Einrichtungen den Krieg zu erklären. In Hinblick auf dieses lange Verzeichniß von Beleidigungen und Schmähungen, in Anbetracht, daß die uns feindselige Section an Macht wächst, bin ich vollkommen berechtigt, zu erklären, daß das Volk des Nordens alles Vertrauen des Volkes von Mississippi verwirkt habe, und daß wir Herrschern, die von solchen Leuten gewählt wurden, unser Eigenthum eben so wenig preisgeben dürfen, wie unsere Freiheit. Darüber ist das gesammte Volk des Südens einig, denn der zum Präsidenten erwählte Mann hat in unseren fünfzehn Staaten auch nicht eine einzige Electorenstimme erhalten. So lange unsere nördlichen Feinde uns nur in der Presse, durch Pöbelhaufen und durch ihre Staatsregierungen befehdeten, hielten bei uns viele der besten Männer dafür, daß wir uns mit Hülfe der Bundesregierung wohl noch vertheidigen und also in der Union verharren könnten. Nachdem aber durch die neuesten Wahlen entschieden ist, daß die Bundesregierung denselben Leuten überantwortet werden sollte, welche sich aller jener Gewaltthaten gegen uns schuldig gemacht, wäre es Thorheit und Wahnsinn, von einer solchen Regierung Schutz zu erwarten. Wenn wir länger in der Union bleiben, so kräftigen wir nur den Arm, welcher Streiche gegen uns führt und benehmen uns die Macht, solche Schläge zu erwidern. Ich sehe nur noch einen einzigen Weg der Ehre und Sicherheit für Mississippi. Wir wollen den schwarzrepublikanischen Staaten sagen, wie Abraham zu Lot: „Willst du zur Rechten, so will ich zur Linken gehen.“ —

Man sieht, wie auch in den Sklavenstaaten die Leidenschaft mit hoher Fluth ging, aber mit völliger Gewalt kam sie erst nach Lincoln's Wahl zum Ausbruche. Präsident Buchanan hatte in seiner vorletzten Botschaft im Januar 1861, schon auf die „Symptome einer unheilbaren Krankheit“ hingewiesen und warnend hinzugefügt: „Die Union ist ein Schatz von so unberechenbarem Werthe, daß wir unablässig darüber wachen müssen, uns denselben zu bewahren. Und deshalb beschwöre ich euch, Landsleute im Norden und Süden, die früheren Gefühle gegenseitiger Milde, der Nachsicht und des guten Willens zu hegen, und Alles aufzubieten, damit der teuflische Geist sectionellen Hasses und Haders, der gegenwärtig im Lande wuchert, wieder verschwinde.“

Die Mahnung fruchtete nichts, am allerwenigsten in der Presse und bei den Congreßmitgliedern. Die Austritte und Reden im Capitolium zu Washington gaben schon seit dem December 1859 deutliche Anzeichen von dem, was ein Jahr später kommen sollte. Die Republikaner schlugen im Repräsentantenhause einen ihrer extremsten Parteimänner, Sherman aus Ohio, zum Sprecher des Hauses vor; er gehörte zu denen, welche das oberwähnte Brandbuch Helper's unterzeichnet hatten. Darin lag wieder eine Kriegserklärung gegen den Süden, und volle sieben Wochen wurden, bevor ein Sprecher von milderen Ansichten gewählt wurde, mit wilden Reden vergeudet, die sich um den einen Satz drehten: „Im Fall ein abolitionistischer Präsident gewählt wird, scheiden wir Südstaaten aus der Union.“ Tagegen riefen die anderen: „Dann halten wir euch mit Waffengewalt in derselben zurück.“ So spielte man schon längst hüben und drüben mit dem Gedanken an Bürgerkrieg, häufig hörte man die Pähne der Trehpistolen in den Hallen der Gesetzgebung knallen, man besorgte ein blutiges Gemetzel im Capitolium, „Beelzebub war immer losgelassen“, jeder Volksvertreter nahm Revolver mit in die Sitzung, mancher sogar noch ein Bowiemesser und Jeder war zur Schlacht gerüstet. Auch im Senate gab es wilde Scenen, und Ausdrücke, wie: „Ich würge dem Senator seine Lügen in seinen lügenhaften Rachen hinab“ waren an der Tagesordnung. Der Congreß verwirrte alle Achtung; ein Mitglied erklärte, es sei kein anderes Heilmittel mehr, als daß er sich selber auflöse und an das Volk Berufung einlege, denn es sei doch nichts mit ihm anzufangen; er bringe nur Unheil. Ein außerhalb der Parteien stehendes Blatt bemerkte dazu: „Die Rotte von elenden Parteipolitikern, welche in der lärmenden und tobenden Massenversammlung zu Washington, welche man Congreß nennt, über Beute und Aemter sich herumbalgen, wird sich nicht selber abdanken wollen. O, wenn doch diese Leute, denen alle Würde und Selbstachtung fremd ist, wieder in die Dunkelheit zurückträten, aus welcher sie nur hervorgetaucht sind, um Schimpf und Schande über unser Land zu bringen.“

Die südliche Presse spie Feuer gegen die „puritanischen näselnden Halunken, Heuchler und Negerdiebe;“ die nördliche bohrte unablässig; sie wetterte gegen die „Disunionshunde, elenden Negerbarone, Baumwollenritter, Menschenschwinder, verwahrlosten, unwissenden, tyrannischen Buben, gegen verruchte Anarchisten, die des Menschennamens unwürdig sind, elende Verschwörer, denen man die Schlinge um den Hals legen muß; Knechte des Königs Baumwolle, werth am Galgen zu baumeln; gemeine Tröpfe und Volksbetrüger.“ Diese Ausdrücke finden wir in einer einzigen Nummer eines republikanischen Blattes. Im Congresse werden die Ausdrücke eben so wenig gewählt. Am 22. Januar 1861 sprach der Repräsentant Lovejoy aus Illinois, als von Compromissen mit dem Süden die Rede war und von etwaigem Zwang gegen die ausgeschiedenen Staaten: „Zwang ist einfach so zu erklären: Wenn ein Verbrecher in einem Privathause Zuflucht sucht und die Diener der Gerechtigkeit ihn dort verhaften wollen, dann ziemt es sich für die Bewohner des Hauses nicht, die Unverletzlichkeit der Privatwohnung gegen das Gesetz vorzuschützen. Wenn aber die ganze Familie (— der Süden —) mit dem Verbrecher sympathisirt und ihn rechtfertigt? Nun, dann würde ich das Haus niederbrennen und jeden Rebellen hängen, und wenn auch an jedem Baume eines Urwaldes ein Verräther baumeln sollte. — Der Süden sagt uns, daß wir kämpfen müßten, ehe wir ihn unterjochen. Ah, wir sind von viel milderer Natur, wir unterjochen uns ja selbst, und beugen gleich dem dienstbaren Ochsen unsern Nacken, um das vom Süden bereit gehaltene Joch aufzuhalsen, welches die Buchstaben C. C., das heißt Compromise Cellar (Halsband des Vergleichs und der Nachgiebigkeit) trägt, und danken Gott und dem Massa (— so nennt der Neger seinen Herrn —), daß es nicht noch

Digitized by Google

schwerer ist. Wir halten unsere Gelenke bereit, um uns Handschellen anlegen zu lassen; wir röcheln ein Herr Gott dich loben wir, weil das Halseisen so eng, die Handschelle so leicht, die Kette so klein ist!"

Im Senate verlangte gleich am Tage nach der Eröffnung ein Abolitionist, Hale aus Neu-Hampshire, Zwang gegen den Süden. Ihm entgegnete Senator Iverson aus Georgia: „Wir sind mitten in der Revolution; jeder Staat hat das Recht zur Revolution und darf auf seine Gefahr aus der Union scheiden. Nichts in der Welt kann einen südlichen Staatenbund verhindern; wenn ihr jetzt auch alle verfassungswidrigen Gesetze zurücknehmen wolltet, es ist zu spät. Zwischen beiden großen Landestheilen ist der Haß tiefer als der Abgrund der Hölle. Der Norden haßt den Süden ingrimmiger, als je ein Engländer einen Franzosen haßte!"

Alle diese Aeußerungen sind charakteristisch. Sie zeigen, daß die Union schon längst in den Gemüthern nicht mehr vorhanden war; nicht mehr wohlwollende Brüder, Staats- und Bundesgenossen standen neben einander, sondern zwei feindliche Heere bekämpften sich. Anlaß, respective Vorwand zur offnen, völligen Trennung gab dann die Wahl Lincoln's; sie war das Zeichen zur Revolution, bei welcher auf das formale Recht nichts mehr ankommt, man greift eben zum letzten Mittel. Die „Unverträglichkeit" brach hervor. Die „Baumwollenritter, Palmetto- und Pelikanjunker, Rebellen und Sklavenzüchter" kündigten den „Stockfisch-Aristokraten, näselnden Puritanern und Niggeranbetern," die Gemeinschaft auf.

Wer die Sache nicht oberflächlich nimmt, weiß, daß Staaten, die in und mit der Union blühend wurden, nicht blos aus Leichtfertigkeit, Liebhaberei oder Muthwillen ein Band zerrissen, durch welches sie seit Menschenaltern mit anderen Staaten eng und brüderlich verknüpft waren. Sie lassen es gewiß nicht auf das Aeußerste ankommen, setzen nicht Alles auf das Spiel, wenn nicht sehr zwingende Ursachen sie zum Aeußersten treiben, wenn nicht eine Art von Verzweiflung, und die Uebergenugung, daß auf andern Wege keine Rettung sei, die Erbitterung der Gemüther auf den höchsten Grad steigert.

Zwischen dem 6. November 1860 und dem 4. März 1861 traten sieben südliche Staaten aus der Union. **Süd-Carolina** ging voran. Schon am 9. November verzichtete Senator **Chesnut** aus diesem Staat auf seinen Sitz in Washington, und in Charleston legten mehrere Richter des Vereinigten Staaten-Gerichtes ihre Stellen nieder. Drei Tage später schied Senator **Hammond** aus, um nach Süd-Carolina zurückzugehen. Schon am 14. November berief die gesetzgebende Versammlung einen Staatconvent, um zu berathen, auf welche Weise man sich von der Union trennen wolle. Am 17. wurde zu Charleston die Flagge der Union abgenommen und die Palmetto-Flagge aufgezogen. Man begrüßte sie mit 100 Kanonenschüssen, läutete die Glocken, hielt feierlichen Gottesdienst unter freiem Himmel, redete für einen südlichen Staatenbund und sang die Marseillaise. In den übrigen Baumwollenstaaten, besonders in Georgien, war die Aufregung nicht geringer. Ueberall wurde die blau-orangegelbe Kokarde der Trennung getragen. Der Rückschlag auf die Geschäfte machte sich in allen Gegenden bemerkbar; in vielen Staaten und Städten, zunächst in Virginien, im District Columbia, zu Baltimore, Philadelphia, Wheeling, Norfolk, Charleston, Augusta und Trenton; alle Banken in Tennessee stellten die Barzahlungen ein.

Im Frühjahr 1860 hatten sich, zuerst in Connecticut, viele junge Männer der republikanischen Partei als „Wide Awakes" eine Art von militärischer Einrichtung gegeben. Dieses böse Beispiel wurde in den südlichen Staaten nachgeahmt, indem sich hier in den Herbstmonaten die „Minute Men" gleichfalls bewaffneten; im November zählten sie schon mehr als 50,000 Eingeschriebene. Seit die Demokratie durch innern Zwist den Sieg aus der Hand gegeben hatte und kein Zweifel mehr war, daß die republikanische Minorität den Präsidenten ernennen werde, kaufte der Süden Waffen auf, um nach Lincoln's Wahl jeden etwaigen Zwangsversuch abweisen zu können. Nach dem 6. November meldeten Bundesbeamte aus vielen südlichen Staaten, daß sie, den Vorgängen in Süd-Carolina folgend, ihre Stellen niedergelegt hätten; viele Officiere der Flotte erklärten, unter keiner Bedingung das Blut ihrer südlichen Mitbürger vergießen zu wollen; von den Officieren der Landarmee schieden nach und nach mehr als siebzig und zwar durchgängig die tüchtigsten, aus. Die Verwirrung und Ungewißheit wurde immer größer und in dieselbe hinein fiel, im November, das Wiederaufreten eines republikanischen Freibeuters, **Montgomery**, der Rekruten ward, die Sklavenhalter in Kansas überfiel, mehrere Mordthaten beging und die Beamten der Bundesregierung vertrieb. Er verschwand, als der Staat Missouri Milizen gegen ihn aufschickte; aber dieser Ausbruch eines Genossen des alten Brown, welcher in Virginien einen Sklavenkrieg hatte erregen wollen, goß noch Oel in's Feuer. Der Mörder Montgomery ist nun Oberst im Dienste der Yankee-Union.

Am 3. December trat der Congreß zusammen. Buchanan's Botschaft enthielt eine staatsrechtliche Abhandlung; sie empfahl zweckmäßige Abänderungen an der Bundesverfassung oder Zusätze zu derselben, um alle Zweifel und Ungewißheiten zu beseitigen. Sie betonte, daß diejenigen Staaten, welche das Gesetz über die Auslieferung flüchtiger Sklaven abgeschafft hätten, **bundesbrüchig** seien. Noch im November hatte der Staat Vermont erklärt, daß er seine Personal-Liberty-Acte aufrecht erhalten wolle. Der Hauskaplan betete für die Rettung der Union, aber sofort regnete es Erklärungen für die Trennung und für den Zwang! So brach gleich von vornherein der Streit wieder aus, und die Stimmung wurde nicht milder, als die republikanischen Senatoren und Repräsentanten in ihren Parteiversammlungen beschlossen, sich auf keinerlei Compromiß einlassen zu wollen. Nach diesen Erklärungen waren dann alle späteren Versuche, die von verschiedenen Seiten gemacht wurden, um zu einer Ausgleichung zu gelangen, nur verlorene Mühe. Jetzt glaubten im Ernste nur noch Wenige an die Rettung der Union, nicht einmal die „Border-Staaten", diese nördlichen Sklavenstaaten, die „Tabaksstaaten", welche zwischen den Baiwen- und Baumwollenstaaten in der Mitte liegen, also Delaware, Maryland, Viginien, Kentucky, Tennessee und Missouri; auch Nord-Carolina kann dahin gerechnet werden. Sie boten Alles auf, um eine Versöhnung anzubahnen, im schlimmsten Fall aber eine friedliche Trennung zu ermöglichen, die Vielen als das Beste erschien, weil man die schroffen Gegensätze doch nicht mehr vermitteln könne, indem kein Theil nachgeben wolle. „Löst eine Ehe auf, in welcher doch kein Frieden mehr ist oder werden kann."

Am 6. December wurde auf Antrag eines virginischen Repräsentanten ein Ausschuß von 33 Mitgliedern ernannt, um über die gefährliche Lage des Landes zu berichten. An demselben Tage wählte Süd-Carolina Bevollmächtigte zu einer Staatsconvention; alle ohne Ausnahme waren Secessionisten. Gleichzeitig machte sich im Norden ein Rückschlag gegen die republikanische Partei bemerkbar; selbst in Massachusetts fielen die städtischen Wahlen nun zu ihrem

Digitized by Google

Nachtheil aus. Die fünfprocentigen Schuldscheine der Vereinigten Staaten sanken auf 89; seit 1812 hatten sie einen so niedrigen Stand nicht gehabt. Der Süden fündigte den nördlichen Fabrikanten und Kaufleuten vielfach die Landschaft auf und manche Geschäftsmänner erklärten, daß sie nicht mehr zahlen könnten. Der Präsident schrieb, in Anbetracht der zerrütteten Lage des Landes, auf den 4. Januar einen allgemeinen Bußtag aus. Am 20. December erklärte Süd-Carolina seine Trennung von der Union; sämmtliche 169 Delegaten waren einstimmig dafür.

Die Nachricht von diesem verhängnißvollen Schritte wurde im Süden weit und breit mit Jubel aufgenommen, in Virginien, in Nord-Carolina, in Georgien, zu Pensacola in Florida, zu Mobile in Alabama, wurde unter hellem Jubel die Palmette-Flagge aufgehißt und mit 101 Kanonenschüssen begrüßt; in Neu-Orleans zog man die rothe Flagge mit dem Pelikan auf, in Texas wehete schon seit November jene mit dem Einen Stern. Die Bordervstaaten hatten vor Ueberstürzung gewarnt; als aber die Kugel einmal im Rollen war, konnte nichts mehr ihren Lauf verhindern, und die „Cooperationisten", welche mit dem Austritt wenigstens bis zum 4. März hatten warten wollen, sahen sich vom Sturme der öffentlichen Meinung fortgerissen.

Die Ereignisse nahmen einen raschen Verlauf, besonders nachdem vermittelnde Vorschläge des Senators Crittenden über Herstellung der Missouri-Compromißlinie im Congreß abgelehnt wurden. Zunächst waren Aller Blicke nach dem Hafen von Charleston gerichtet. In demselben liegen auf kleinen Inseln mehrere Festungswerke, nach deren Besitz der Staat Süd-Carolina strebte. Zwei derselben waren militärisch nicht zu halten, Castle Pinkney und Fort Moultrie; sie wurden deshalb vom Major Anderson, welcher die Kanonen vernagelte, in aller Stille geräumt; er schiffte bei Nacht und Nebel nach Fort Sumter hinüber, welches bei weitem das wichtigste Festungswerk im Hafenbecken ist. Er war entschlossen, dasselbe als ein Bollwerk für die Union zu behaupten. Die beiden anderen wurden, nebst dem Zeughause, der Post und dem Zollhause vom Staat in Besitz genommen.

So ging das Jahr 1860 zu Ende, das letzte der alten Union. Die Congreßausschüsse konnten sich über keine Versöhnungsvorschläge einigen, die Leidenschaft wogte auch in der Presse und in Volksversammlungen fort, und man ließ den Dingen ihren Lauf. In Washington selbst fanden täglich blutige Raufhändel zwischen Secessionisten und Republikanern statt, in den Straßen fand man Todte und Verwundete. Unheilvolle Gerüchte tauchten auf; es hieß, zehntausend virginische Freiwillige würden nach der Bundeshauptstadt ziehen und das Capitolium besetzen. In Neu-England mußte in vielen Fabriken die Arbeit eingestellt werden, weil alle Aufträge aus dem Süden fehlten; in Kansas herrschte eine fürchterliche Hungersnoth.

Sir James Brooke, Radscha von Sarawak, und die Seeräuber im indischen Archipelagus.

II.

James Brooke ist am 29. April 1803 zu Coombe Grove bei Bath in England geboren. Sein Vater hatte lange als Civilbeamter der Compagnie in Indien gedient. Einer seiner Vorfahren im siebzehnten Jahrhundert ist unter König Karl dem Zweiten Mayor von London gewesen.

Brooke war schon als junger Mann in Vermögensverhältnissen, die ihn unabhängig stellten; nachdem er Griechisch und Lateinisch gelernt, trat er als Cadet in die indische Armee und zeichnete sich 1837 in dem ersten Kriege gegen Birma durch Muth und kaltblütige Tapferkeit vortheilhaft aus. Schwere Wunden bewogen ihn, den Dienst aufzugeben; er verließ 1830 Calcutta und fuhr nach China, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Damals sah er zuerst die herrlichen Inseln des östlichen Archipelagus; er war erstaunt über die wunderbare Schönheit, über die üppige Fruchtbarkeit dieser Region, in welcher sein Vaterland, außer dem eben aufblühenden und erst vor zehn Jahren gegründeten Singapore, keine einzige Besitzung hatte. Die große Eilandflur liegt in der Mitte des Weges zwischen Indien und China. Es entging dem Scharfblicke des jungen Mannes nicht, daß sie nothwendig eine immer größere Bedeutung für den Welthandel und eine steigende Wichtigkeit für England werde gewinnen müsse; er begriff, daß auch dort in Folge der Dampfschifffahrt eine neue Zeit mit neuen Entwickelungen sich anbahne. Diese Neugestaltung herbeiführen und mit allen Kräften fördern zu helfen, schien ihm eine würdige Aufgabe seines Lebens zu sein, und der Erfüllung derselben hat er sich mit dem vollen Feuer seiner starken Seele hingegeben.

Brooke ging aus China über Calcutta zurück nach England und erlernte den Seedienst praktisch. Nachdem er mit Steuermannskunst und Schiffsbefehl völlig vertraut geworden, ließ er eine Schooneryacht bauen, den „Royalist," und befuhr mit diesem Fahrzeuge ein volles Jahr hindurch das Mittelländische Meer, um seine mit Seegefahr gewählte Bemannung tüchtig einzuüben und für die Aufgabe in den östlichen Gewässern vorzubereiten. Dorthin lenkte er von England aus sein Schiff am 27. Oktober 1838 und am 1. August 1839 warf er Anker bei Tanjschong Api vor der Küste von Borneo. Nachdem er die Mündungen mancher Ströme an der Nordwestküste dieser großen Insel erforscht und über die politischen Verhältnisse der malayischen Staaten in jener Region genaue Erkundigungen eingezogen, fuhr er nach Singepore zurück, um sich für eine Erforschungsreise an den Gestaden von Celebes auszurüsten. Diese Fahrt war reich an wissenschaftlichen Ergebnissen über den Golf von Beni und die Geschichte der malayischen Reiche auf jenem schönen, aber seither nur mangelhaft bekannten Eiland.

Ein Theil von Borneo, welches die Malayen als Pulo Kalemantan bezeichnen, ist im Besitze der Holländer; das Innere ist wenig bekannt; an den Küsten, soweit sie den Niederländern nicht unterworfen sind, herrschen malayische Sultane. Unter diesen nimmt jener von Borneo oder Brunei am nordwestlichen Gestade den ersten Rang ein. Im Staate dieses Potentaten setzte James Brooke seine ersten Hebel an, um die Seeräuber auszurotten, einen geregelten Handelsverkehr zu begründen und für England festen Fuß zu gewinnen. Unter den Flüssen, welche auf jener Küste münden, empfahl sich ihm vor Allen der Sarawak zu einer Niederlassung. In der Nähe desselben liegt Pulo (Insel) Labuan, eine kleine Insel, die wegen ihrer Kohlenlager

Digitized by Google

von hervorragender Bedeutung geworden ist, und die zwischen China und Singapore fahrenden Dampfer mit den nöthigen Brennstoffen versorgen kann. Am Sarawak, in der Stadt Kötschin (Kuchin) gewann Brooke die Gunst des Radscha Muda Hassan und seines Bruders Bedreddin. Beide waren eben im Kampfe mit einigen widerspänstigen Basallen; Brooke unterstützte sie mit seiner an Zahl geringen Mannschaft in wirksamer Weise und brachte die Aufrührer zum Gehorsam. Einen so nützlichen Verbündeten wünschte der Radscha in seiner Nähe zu behalten, und Brooke wurde durch glänzende Versprechungen leicht zum Bleiben bewogen; er wohnte seitdem in Kötschin. Nach Art der Asiaten suchte Muda Hassan die freiwillig eingegangenen Verpflichtungen zu umgehen, allein Brooke zwang ihn durch Muth und Ausdauer zur Erfüllung derselben und drang durch. Der Malayenfürst trat ihm eine Strecke Landes am Sarawak ab, als deren Radscha oder Fürst der Engländer von dem Oberherrn des Landes, dem Sultan von Bruni (Bornes), bestätigt wurde.

Zu diesem Herrscher stand Muda Hassan in einem Verhältnisse, das einen Blick in die Eigenthümlichkeit jener malayischen Staaten gewährt. Er war erster Minister des Sultans gewesen und hatte als gesetzlicher Thronerbe Anspruch auf die Herrschaft. Auf diese verzichtete er zu Gunsten seines Neffen, blieb aber unter dem neuen Fürsten in seiner bisherigen Stellung, welche er zur allgemeinen Zufriedenheit ausfüllte. Dem undankbaren Neffen wurde der Einfluß des beim Volke sehr beliebten Oheims unbequem, Parteistreitigkeiten am Hofe brachten Verwirrung in's Land, und Muda Hassan, des Streites überdrüssig, zog sich mit seinem Harem und seiner Dienerschaft nach Sarawak zurück. In Bruni wurde ein Araber, der Pangeran (diesen Titel führen Prinzen und hohe Würdenträger) Usop, sein Nachfolger, der sich durch Ehrsucht und Erpressungen so verhaßt machte, daß Hassan's Rückkehr vom Volke verlangt wurde. Usop verstand es, den Herrscher, einen Mann von sehr beschränkten Fähigkeiten, gegen den Oheim immer mehr einzunehmen und Brooke's Anwesenheit in Kötschin gab ihm willkommenen Anlaß, den Sultan in der Ueberzeugung zu bestärken, daß Hassan und Bedreddin mit den Feinden einen Bund geschlossen hätten, um ihn vom Throne zu verdrängen.

Unter diesen Umständen beschlossen die Brüder nach Bruni zu fahren und vor dem Sultan wie vor dem Volke zu erklären, daß diese Beschuldigungen ungegründet seien. Brooke hatte bei Uebernahme seiner Radschawürde sich verpflichtet, an Hassan eine Jahresrente von dreihundert Pfund Sterling zu zahlen und den Malayenfürsten nach Bruni zu schaffen, falls er diese Hauptstadt besuchen wolle. Die Anwesenheit Hassan's mochte ihm nicht selten lästig werden, und er bestärkte ihn in dem Vorsatze, sich am Hofe des Neffen nicht nur zu rechtfertigen, sondern auch die ihm von rechtswegen gebührende Stelle eines Premierministers wieder einzunehmen. Damals lagen das Schiff Samarang unter Kapitän Belcher und der Dampfer Phlegethon im Sarawak, und die Gelegenheit war günstig, vom Sultan Geständnisse zu erpressen. An Vorwänden fehlte es nicht; Bruni war öffentlundig ein Hafen und Markt, wo die Seeräuber eine Zuflucht und Absatz für ihre Waaren fanden. Muda und Bedreddin hatten sich bisher als standhafte Freunde der Engländer bewährt; sobald sie ihren frühern Einfluß wiedergewannen, war mit Sicherheit anzunehmen, daß ein Vertrag über Abschaffung des Seeraubes und zu gemeinschaftlicher Verfolgung der Piraten zum Abschluß gelangen werde.

Der Dampfer Phlegethon brachte die beiden Brüder nach Bruni, einer Stadt von dreißig- bis vierzigtausend Einwohnern, die man als ein östliches Venedig bezeichnet hat, weil ein großer Theil der Häuser im Wasser oder dicht an demselben steht. Brooke, nur von sieben Europäern begleitet, führte seine beiden Schutzlinge in den Palast des Sultans und trat, während ein Seemann die britische Flagge vorantrug, vor den versammelten Hof. Von den Festungswerken auf Pule Cheremon, an der Mündung des Brunistusses, sei auf ein englisches Boot gefeuert worden; er müsse deshalb verlangen, daß jene Forts geschleift würden. Sodann drang er darauf, daß Hassan und Bedreddin die ihrem Rang entsprechenden Würden und Stellen zurück erhielten. Dagegen that der Minister, Seraib Yussuf, Einsprache, und die Zusammenkunft brachte kein günstiges Resultat. Der Dampfer Phlegethon lag in Pistolenschußweite vom Ufer, aber die Lage war bedenklich. Frank Marryat bemerkt: „Wir waren nur acht Europäer unter vielen Hunderten von Eingeborenen, die zusehen mußten, wie wir ihren Sultan sozusagen beim Bart nahmen. Er hätte nur ein Zeichen geben dürfen und es wäre unrettbar um uns geschehen gewesen. Wir sahen, daß mehr als ein Häuptling die Hand an seinem Krihs (malayischen Dolche) hatte, als wir den Saal verließen. Vor dem Palaste war der ganze Raum mit unbekleideten Wilden bedeckt, mit Marutz, einem Dayakstamm, der im Gebirge wohnt und dessen Name „tapfer" bedeutet. Diese nackten Herren waren gekommen, um erforderlichen Falls dem Sultan beizustehen, trugen Schilde und lange Messer, welche sie kriegslustig schwangen. Dabei heulten und schrieen sie und hatten offenbar nicht übel Lust, uns über ihre Klingen springen zu lassen. Ich war froh, als ich wieder in unserm Boote neben dem mit Kartätschen geladenen Sechspfünder stand."

Brooke blieb eine ganze Woche in Bruni. Nach Ablauf derselben fand eine feierliche Audienz statt, zu welcher er sich mit vier Europäern begab, nachdem er freiwillig seine Waffen abgelegt hatte. Aber Frank Marryat und ein anderer Offizier lagen mit dem Boote vor der offenen Palasthalle auf dem Strome. „Ich stand bei der Kanone, die wir mit einer doppelten Ladung von Schrot und Kartätschen versehen und gerade auf den Thron des Sultans gerichtet hatten. Es war eine Zeit ängstlicher Spannung; die Halle war mit hunderten bewaffneter Männer angefüllt, draußen fehlten auch diesmal die Marutz nicht, die ganze Bevölkerung von Bruni war bis an die Zähne bewaffnet, und unter solchen Umständen erschienen fünf Europäer vor dem Sultan, um ihm Bedingungen zu dictiren. Wir im Boote waren darauf gefaßt, im Nothfall fürchterliche Vergeltung zu üben. Wäre Herr Brooke mit seinen Begleitern ermordet worden, so hätten wir ohne weiteres mit Schrot und Kartätschen in die dichte Menschenmasse hineingefeuert, und Hunderte wären todt niedergestürzt. Der Dampfer lag da, er bestrich Halle und Palast, ein Geschütz war direct auf den Thron des Sultans gerichtet und die Lunten waren angebrannt. Außerdem hatte jeder Europäer am Bord sein geladenes Doppelgewehr in Bereitschaft. Die Audienz währte eine gute halbe Stunde. Dann schritt Herr Brooke mit den Europäern aus der Halle; es war ihm gelungen, durch Drohungen Alles zu erreichen." Der Sultan hatte einen Vertrag unterzeichnet, demgemäß er fortan die britische Flagge zu respectiren hat; er trat die Insel Labuan ab, willigte in die Schleifung der Forts auf Pulo Cheremon, versprach zur Abschaffung der Seeräuberei mitzuwirken, und die Brüder Hassan und Bedreddin, seine Oheime, in ihre Würden wieder einzusetzen.

So kam das wichtige Eiland Labuan mit seinem Reichthum an Steinkohlen in die Gewalt der Engländer, welche

Digitized by Google

am 24. Oktober 1846 von demselben förmlichen Besitz ergriffen. Brooke wurde Gouverneur der Colonie und blieb zugleich Radscha von Sarawak. Von beiden Punkten aus hat nun Großbritannien eine Controle über Borneo, das reich an Gold und Kohlen, Diamanten, Eisen, Spießglanz, Zinn und Kupfer ist. Sie sind ihm aber auch noch deshalb wichtig, weil sie die einzigen englischen Besitzungen im Archipelagus bilden. Einem Vertrage gemäß, welchen England im Jahr 1824 mit den Niederlanden abschloß, erhielt dasselbe Singapore, Malacca und Alles, was Holland auf der Halbinsel Malacca besaß, verzichtete aber dagegen auf seine sumatranischen Besitzungen und überdrein auf das Recht, jemals auf irgend einer Insel des Archipelagus im Süden der Straße von Singapore Colonien anzulegen oder mit einheimischen Fürsten Verträge zu schließen. Ein Blick auf eine Karte zeigt, daß England durch diesen Tractat sich von dem reichsten Theil dieser Inselwelt ausgeschlossen hatte, und wir begreifen sehr wohl, daß ein solcher Tractat, bei der Umwandlung, welche die Verkehrsverhältnisse seit jener Zeit im fernen Osten genommen haben, sehr unbequem erscheint.

Radscha James Brooke hat von Anfang an den Seeräubern im Archipelagus Vernichtung geschworen und vom ersten Tage an ihnen niemals Ruhe gelassen. Er wollte dem alljährlich wiederkehrenden, massenhaften Morden, mit welchem die malayischen Piraten weit und breit die Küstenlande heimsuchten, ein Ende machen, und Banden züchtigen, die seinem Ausdruck zufolge, die Hände gegen Jedermann erheben. Während in China der Seeräuber ein Mensch ist, welchen Staat und Gesellschaft ausgestoßen haben, beruht auf vielen malayischen Inseln das ganze Gemeinwesen auf dem Korsarenthum und der Fürst ist Oberhaupt der Piraten. Er segelt in der Balla (der Seeräuberflotte) voran, beschligt das nicht selten aus fünfzig bis einhundert Fahrzeugen bestehende Geschwader, zieht weit und breit im Archipelagus umher, nimmt Kauffahrer weg, geräth in Kampf mit anderen Seeräuberprahus, welchen er die Beute abnimmt. Oft werden Städte und Dörfer überfallen, die Bewohner als Sklaven mitgenommen, und nach beendigtem Raubzuge kehrt der malayische Wikinger nach seiner Hauptstadt zurück, um nach einiger Erholung abermals in See zu stechen. Das ist schon weiter oben ausführlich erzählt worden.

Ich möchte die Malayen als ein Randvolk bezeichnen. Ueberall im Archipelagus haben sie die Küstengegenden in Besitz, weiter im Innern wohnen andere, zumeist stammverwandte Völker. Der malayische Seeräuber läßt Andere für sich den Acker bauen, das Bestellen eines Reisfeldes dünkt ihm nicht ehrenvoll. Von Kindesbeinen ist er zu Schiffe und wächst als Seeräuber auf gleich seinem Vater und Großvater. Europäische Fahrzeuge greift er nur in Ausnahmefällen an, doch müssen die Führer derselben stets auf der Hut und wohl bewaffnet sein. Der Malaye versteht sich meisterhaft auf das Entern, und sobald er einmal auf dem Deck ist, mordet er Alles, was am Bord lebt. Die Beute wird in möglichster Eile auf die Prahus geschafft und das geenterte Fahrzeug in Grund gebohrt. So verschwindet jede Spur. Vorzugsweise hat der malayische Pirat es auf die Handelsdschunken der Chinesen abgesehen, schwerfällige Fahrzeuge, die er mit seinen raschen, das Wasser leicht durchschneidenden Prahus bald einholt. Noch heute werden im Archipelagus hunderte von einheimischen und chinesischen Schiffen eine Beute der Piraten; denn so viele Ballas auch von den Europäern vernichtet worden sind, der Seeraub ist einmal mit dem malayischen Volkscharakter so innig verwachsen, die Neigung zu abenteuerlichen und stets gefährlichen Seemterneuhmungen so stark, daß die Drachensaat immer wieder emporwächst. Man glaubt die Freibeuter an einem Punkte vernichtet zu haben, aber bald nachher erscheinen sie in einer andern Gegend mit einer doppelten Anzahl von Kriegsfahrzeugen, ohne daß man erfährt, wo diese Schiffe gebaut worden sind. Sie verlegen die engen Seepassagen in dem Inselgewirre der angedeuteten Haselungen und dringen in die Buchten und Mündungen der Ströme ein, wohin tiefgehende Schiffe ihnen nicht folgen können. Der Befehlshaber oder Lootse einer malayischen Prahu kennt alle Schlupfwinkel und jedes Fahrwasser; gegen ihn sind nur kleine Dampfer von Erfolg. Es könnte auffallend erscheinen, daß man noch keinen Versuch gemacht hat, den Seeräubern die Zufuhr von Waffen abzuschneiden, es ist aber klar, daß alle Bemühungen in dieser Hinsicht vergeblich sein müssen. Wer will dem Kaufmann verwehren, Schießbedarf und Flinten einzuhandeln, und wer kann ihm den Absatz dieser Waaren contreliren? Der Pirat wird unter allen Umständen Mittel finden, sich seinen Bedarf auf Umwegen zu verschaffen, und sei es auch erst aus der vierten oder sechsten Hand. In Singapore ist der Bazar stets mit Gewehren aller Art gut versorgt, und die malayischen Seeräuber gehören zu den besten Kunden der englischen Waffenfabrikanten. Flinten und Kanonen, welche man ihnen abnimmt, tragen zumeist Birminghamer Fabrikzeichen, und gewähren somit den Siegern den Vortheil, daß sie für die englischen Patronen das geeignete Kaliber haben, und gleich gegen den Feind benutzt werden können.

Die Dayaks, Eingeborene des nordwestlichen Küstenlandes von Borneo, stehen unter der Herrschaft malayischer Fürsten, die sich als Eroberer festgesetzt haben. Unter ihnen begann Brooke seine wohlthätige Wirksamkeit, indem er sie eines drückenden Joches enthob, als Friedensstifter in einheimischen Fehden vermittelte, Sicherheit für Personen und Eigenthum schuf und ein gerechtes Abgabensystem einführte. Dadurch und vermittelst seiner gewaltigen Persönlichkeit gewann er die Zuneigung der Dayaks, und auch die Malayen, denen er Furcht einflößte, sind ihm nicht abhold. Als er Ruhe und Ordnung geschaffen, kamen sie in Menge herbei und bauten Dörfer am Sarawak. Sie arbeiteten in den Gold- und Antimoniumgruben, welche dem fühnen Radscha gehören.

Die Ströme an der Nordwestküste von Kalemantan bieten, mit Ausnahme jenes von Bruni, keinen malerischen Anblick dar, sondern ermüden das Auge durch ihre Einförmigkeit, die Ufer sind niedrig und flach, die Dschengel (der Wald und das Gestrüpp) reichen bis in's Wasser. Am untern Laufe erheben sich Nipapalmen, die allmälig verschwinden und dem Mangrovebaum Platz machen. Meilenweit ist Alles Einöde; man gewahrt keine menschliche Wohnung, nur dann und wann gleitet ein Nachen über das Wasser hin. Erst weiter aufwärts, wenn man um irgend eine Landspitze gesteuert ist, wird man durch den Anblick eines befestigten Dorfes oder einer Stadt überrascht; denn verschanzt ist Alles, um den Piraten den Zugang zu erschweren. Bei Londu zum Beispiel haben die Dayaks den gleichnamigen Fluß unterhalb der Stadt mit Baumstämmen versperrt und Forts angelegt. Die meisten Dörfer liegen weit im Binnenlande, möglichst nahe den Quellen der Küstenflüsse, am Gebirge. In den Häusern wohnen gewöhnlich einige hundert Menschen beisammen, damit die Vertheidigung leichter und wirksamer sei. Ein Dorf zählt etwa zehn bis zwanzig solcher Gebäude. Jeder Mann ist Krieger und versteht ein Boot zu rudern. Bevor ein Dayakstamm in den Krieg zieht, führt er, gleich den Indianern Nordamerika's, den Kriegstanz auf. Weiber, Kinder und fahrende Habe werden tief in den Wald geschafft, und Später folgen dem Feinde auf Tritt und Schritt. Neben der Beute

Digitized by Google

hat der Dayakkrieger es vorzugsweise darauf abgesehen, von seinen Gegnern so viel Köpfe als möglich zu erbeuten. Sobald ein Feind zu Boden fällt, trennt er ihm singz das Haupt vom Rumpfe. Die siegreiche Schaar brennt allemal die Dörfer der Geschlagenen nieder, hauet alle Kokosbäume ab und tanzt auf den Trümmern, bevor sie heimzieht, um die erbeuteten Köpfe in dem „Kopfhause" aufzuhängen, in welchem, mitten unter blutigen Trophäen, die stimmfähigen Männer Berathung halten. Die Dayaks unternehmen oft Raubzüge, lediglich um Köpfe zu erbeuten. Sie kehren, wenn der Erfolg günstig war, triumphirend in ihr Heimathdorf zurück, um ein großes Freuden- und Siegesfest zu veranstalten. Die Bemannung der Prahus erhebt gellenden Schrei, welchen Alle am Ufer wiederholen. Man bringt das in Blätter der Nipapalme gewickelte Haupt unter allerlei Ceremonien an's Land. Hugh Low erzählt, die Dayaks hätten ihm oft betheuert, daß der Geruch eines in Verwesung übergegangenen Kopfes in ihre Nase herrlicher dufte, als jener des gewürzigen Durian, ihrer Lieblingsfrucht. Monate lang bildet solch ein Kopf den Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit im Dorfe, und er wird mit allen Ausdrücken der Zärtlichkeit geradezu überhäuft. Man steckt ihm die besten Bissen in den Mund, ermahnt ihn, seine ehemaligen Freunde zu hassen; er sei nun in den Stamm derer aufgenommen, dessen Leute ihn getödtet hätten, und sein Geist müsse nun bei ihnen weilen. Oft steckt man ihm auch eine Cigarre zwischen die Lippen. Das Alles ist ernsthaft gemeint, man will den Geist durch Freundlichkeit versöhnen und ihn für den Stamm gewinnen, als dessen Mitglied er nun betrachtet wird. — Am Siegesfest schlachtet man die fettesten Schweine, bringt Fische, Reis und andere Speisen nebst Tabak in Menge herbei, schmauset, raucht Tabak, kauet Betel, trinkt Arak und Palmwein. Während des Zechens beginnt der Tanz, bei welchem die auf dem letzten Zug erbeuteten Köpfe am Leibe der Sieger befestigt sind. Diese schreiten steif auf und ab, strecken die Arme weit aus, erheben zuweilen ein wildes, gellendes, durchdringendes Geschrei, während die Tänzer sich nach dem Schalle der Kesselpauken, Schanangs, Tortenaks und anderer Instrumente bewegen.

Solche Gräuel hat Radscha Brooke beseitigt, so weit sein Einfluß reicht. Er ist zu den Häuptlingen im Innern in freundschaftliche Beziehungen getreten und zeigt ihnen, wie viel mehr sie durch friedlichen Verkehr als durch vernichtende Kämpfe gewinnen. An der Nordwestküste von Borneo hat er dem Seeraube gesteuert, und seit zwanzig Jahren fährt er unermüdlich fort in seinem schwierigen Werke, das den Meister lobt. Eine Lebensbeschreibung dieses Mannes müßte ein hohes Interesse gewähren; es ist zu verwundern, daß die Schriftsteller bis jetzt einen so ungemein dankbaren Stoff sich haben entgehen lassen. A.

Im brasilianischen Urwalde.

Santa Cruz. — Fahrt auf dem Saguassu. — Ueppigkeit des Pflanzenwuchses. — Eine Wohnung im Urwalde. — Der Saki. — Der Sape boi. — Die Sukurukyhu-Schlange. — Stechmücken.

Unsere Leser wissen (Globus Nr. 8), welcherlei Eindrücke der Maler Biard in Rio de Janeiro erhielt, und wie ergötzlich er dieselben zu schildern versteht. Nachdem er längere Zeit in der Hauptstadt verweilt hatte, trieb ihn ein unwiderstehlicher Zug in die Wildniß hinaus; er wollte sich die viel gerühmten und viel besprochenen Urwälder näher betrachten, und Abenteuer erleben, an denen es dann auch nicht fehlte. Wir wollen ihn auch jetzt auf seinen Ausflügen begleiten.

Die Sukurukyhu-Schlange.

Digitized by Google

Im November 1858 fuhr Biard auf einem Dampfer nach dem Hafen Victoria in der nördlich von Rio gelegenen Provinz Espiritu Sante. Von dort tritt er nach Nova Almeida und weiter nach dem Dorfe Santa Cruz, von wo er seine Ausflüge antrat. Drei volle Wochen mußte er an diesem trostlosen Orte verweilen, weil sein Gepäck ausblieb, aber als dasselbe eingetroffen war, rüstete er sich flugs zur Fahrt in den Urwald. Ein Italiener, welcher in Santa Cruz Pataissanderholz einkaufte, schloß sich ihm an und schaffte drei Kähne mit den erforderlichen Ruderern herbei. Und nun steuerte man in den Fluß Saguaffu hinein, der im Bereiche der Ebbe und Fluth zu beiden Seiten mit vielen Mangrovebäumen bestanden ist. Wo dann weiter aufwärts das Wasser nicht mehr brakig erscheint, beginnt sofort ein anderer Pflanzenwuchs.

Die Fahrt war, des sehr abscheulichen Wetters wegen höchst unangenehm; es regnete und stürmte, und der Nachen, in welchem der Maler sich befand, war bald halb voll Wasser. Da kam ein Indianer auf den Gedanken, dasselbe vermittelst eines Trinkglases auszuschöpfen! —

Bald kam ich an einen wirklichen, ächten Urwald. Der Fluß war noch breit. Aus der Entfernung sah ich große weiße Vögel; es waren herrliche Reiher. Bald kamen auch Kraniche mit himmelblauem Schnabel u. einem auf beide Seiten herabfallenden Federbusche. An uns vorüber fuhr in einer Pirogue ein junges Ehepaar; der Mann steuerte, während die Frau in der Mitte des Kahnes aufrecht stand und einen dicken Zweig hielt, der als Ersatz für ein Segel den Wind auffangen sollte. Nun endlich war ich im Urwalde, in einer Gegend, die auf weite Strecken hin noch nie von einer Art berührt worden war, und mir ging ein ganz neues Leben auf. Meine Stimmung wurde ernst; der Anblick dieser wilden Natur wirkte überwältigend auf mich ein. Der Fluß wurde immer enger, die Ufer rückten nahe zusammen und waren mit merkwürdigen Wasserpflanzen bestanden. Jetzt traten auch gewaltige Riesenbäume auf, reichlich überdeckt mit Schmarotzerpflanzen, Blumen und mit Orchideen, diesen „Töchtern der Luft", die oft auch an Schlinggewächsen hängen. Häufig ragten die Aeste der Bäume weit in den Fluß hinein und wir mußten uns bücken. Der Wald bildete über uns Bogengänge, förmliche Lauben, und dünne, schlanke Palmenstämme gaben dem wunderbar üppigen Vegetationsbild einen ganz eigenthümlichen Charakter. — Mein Italiener, sagt Biard, begriff gar nicht, weshalb ich so erstaunt und entzückt war. Was kümmerten ihn die mit Blumen fast überladenen Kletterpflanzen und alle die wunderbaren Formen der Pflanzenwelt? Ich aber war Maler und Naturfreund. Da sah ich bald Tempel, bald einen Circus, phantastische Bildungen, welche an Thiergestalten erinnerten; ein Bild folgte dem andern und Alles war eine wunderbar mannigfaltige Abwechselung. Die Lianen reichten bis zum Gipfel der Bäume hinan, fielen auch in Sträugen und Gewinden hinab, strebten und kletterten an anderen Schlingpflanzen wieder empor, und bildeten oft ein wirres Gewebe von Blumen, Blättern und grünen Seilen. Andere Lianen fielen von oben so regelmäßig hinab, daß man sie mit dem Tauwerk an Schiffswanten hätte verwechseln können, und an ihnen kletterten Ussiti's, die bekannten winzig kleinen Affen, in ganzen Familien; aber sie erschraken nicht vor uns, sondern stießen ihren pfeifenden Schrei aus.

Im Urwald.

Auf der einen Seite des Flusses lag eine Lichtung; sehr viele Bäume waren gefällt worden, aber eine beträchtliche Anzahl hatte man stehen lassen. Dort war das Wasser, das am Ufer über einen weichen goldgelben Sand floß, höchst einladend zum Bad. In dieser Lichtung standen Hütten und hier sollte ich ein halbes Jahr lang bleiben. —

Von Bequemlichkeit war dort keine Rede. Biard fand

Digitized by Google

Auf dem Saguassu in Brasilien.

Digitized by Google

bald, daß sein Italiener sich wenig um ihn bekümmerte. Nur mit Mühe konnte er sich leidlich einrichten, und mußte dabei selber durch Handanlegen das Beste thun. Alles war unsauber über alle Beschreibung, besonders aber die Küche, in welcher eine alte Indianerin herrschte. Den Herd bildeten lose zusammengelegte Steine; unweit vom Feuer standen Bänke, auf welchen Indianer sich zum Schlaf ausgestreckt hatten. Auf einem langen Stocke hatte ein boshafter Urſiti Platz genommen und biß nach Jedem, der ihm nahe kam; sechs bis acht abgehungerte Hunde und eine Katzenfamilie waren auch nicht geeignet, das Behagen zu fördern, und dazu kamen dann auch noch Hühner, Enten und Schweine, die alle in ungezwungener Vertraulichkeit mit den Menschen lebten. —

In dieser Hütte sollte ich nun schlafen. Man hatte mir zwischen allerlei Kisten und Kasten eine Matratze hingelegt; aber Gott Morpheus blieb meinem Lager fern. Das Geschrei wollte die ganze Nacht hindurch kein Ende nehmen, und vor allen Dingen brachte mich der Safi zur Verzweiflung. An diesen Vogel knüpfen die Indianer allerlei abergläubige Vorstellungen, und meinen namentlich auch, daß die Seelen abgeschiedener Menschen in ihn übergehen. Ich habe mir auf meinen Jagden die größte Mühe gegeben, diesen Vogel zu erlegen, habe ihn aber niemals zu Gesicht bekommen, obwohl ich ihm bis spät Abends nachstellte. Aber wenn ich im Dunkel heimging, wurde ich für die verlorene Mühe reichlich entschädigt. Myriaden leuchtender Insekten ergänzten wie Sterne, und dann dachte ich nicht mehr an Safi's oder Kraniche, hörte nicht mehr auf das Geschrei der wilden Katzen, sondern war ganz verloren in der Bewunderung dieses köstlichen Feuerwerkes, welches die Natur an jedem Abend zum Besten gab. —

Der Maler hatte vollauf Gelegenheit, nach Herzenslust Vögel, vierfüßige Thiere, Schlangen und Insekten zu sammeln, auch brachte er häufig Blumen heim. So vergingen November und December, und an allerlei aufregenden Zwischenfällen war kein Mangel. Einst kam er gegen Abend von einem Jagdausfluge zurück. Die Dunkelheit brach rasch herein, denn den tropischen Gegenden fehlt ja unsere Dämmerung. Biard ging fürbas, aber plötzlich trat er mit seinen bloßen Füßen auf etwas, das sehr weich und schlüpfrig war. Wir können uns seinen Schrecken denken, denn vielleicht war der Gegenstand eine Schlange? Diesmal handelte es sich freilich um ein nicht so gefährliches Thier, nämlich um eine Riesenkröte, welche man in Brasilien als Sapo boi, Ochsenkröte, bezeichnet. Der Wanderer warf sogleich seinen Rock über das kriechende Ungethüm, stellte einen Fuß auf dasselbe und band ihm die Hinterbeine zusammen. So brachte er seine Beute nach der Hütte und legte sie dort bei den Indianern nieder. Da schnappte sie zu wie eine Hyäne und wollte beißen. Ein solches Thier mußte nun nach Europa geschafft werden, um dort den Schmuck einer Naturalien-Sammlung zu bilden. Aber wie sollte man es tödten und doch nicht beschädigen? Während der weiße Mann darüber hin und her sann, wußte ein kluger Indianer guten Rath. Ohne nur zu fragen, versetzte er dem Thier mit einem dicken Stein einen Schlag auf den Kopf. Was versteht solch ein Sohn des Urwaldes von einer naturwissenschaftlichen Sammlung? Zum Glück richtete dieser braune Mann an dem Kopfe der Kröte keinen allzustarken Schaden an, und so prangt sie nun in Biard's Museum.

Wie man im Urwalde Skizzen zeichnet.

Man hatte ihm schon viel von einer großen, äußerst giftigen Schlange, der Sucuruhyu, erzählt und begreiflicherweise wandelte ihn die Lust an, einen solchen Drachen zu erlegen. Als er einen so frevelhaften Wunsch äußerte, standen dem Italiener die Haare zu Berge. „Sie rennen in einen sichern Tod und sind unbedingt verloren! Das Ungeheuer hat gewaltige Giftfänge, eine Zunge, welche Dolche schießt, einen Stachel am Schwanze und flieht vor dem Menschen niemals. Fragen Sie nur die Indianer, die wissen es." Allerdings ist ein Biß von dieser Schlange unbedingt tödtlich; es handelte sich also hier nicht etwa um ein Kinderspiel.

Digitized by Google

Biard war auf der Jagd nach Vögeln und stand bis an die Knie im Wasser, als er plötzlich einen Kopf und zwei Augen erblickte, die ihm aus Gras und Gebüsch entgegen starrten. Das war gewiß die Sucuruhhu! Den Jäger durchrieselte ein Schauder, denn er hatte gehört, daß diese Schlange gegen den Menschen einspringe. Alse trat er schnell zurück und lud noch eine zweite Kugel in sein Gewehr. Der Kopf des Thieres war nun verschwunden, aber Bewegungen im Grase zeigten an, daß die Schlange noch an Ort und Stelle sei. Er gab Feuer. Nichts rührte sich. Es kam nun darauf an, zu ermitteln, ob die Schlange wirklich todt war. Erst nach Verlauf von etwa einer Viertelstunde ging Biard näher. Das Thier lag entseelt am Boden, aber es war keine Schlange, sondern eine Riesenkrabbe, welche an einem Bein einen Lianenstrick hatte. Die Indianer hatten, wie sich später ergab, in beträchtlicher Entfernung von jener Stelle Krabben gefangen und das Exemplar war ihnen entwischt.

Alle man Skizzen zeichnet.

Diesmal war es also Nichts mit der Sucuruhhu, aber ein anderes Mal traf Biard wirklich mit ihr zusammen. Er war mit den Indianern, welche ihn begleiteten, stundenlang in einem Bache gewatet, hatte Vögel geschossen und auf eine sehr nasse und unbequeme Weise allerlei Skizzen entworfen, wie Figura zeigt. Am Ufer versanken die Wanderer bis an die Knie im Schlamm und mußten sich oft mit dem Hauwesser einen Weg durch das Gestrüpp bahnen, ehe sie auf halbtrockenen Boden gelangten. Plötzlich blieb ein Indianer stehen und zeigte mit der Hand auf einen Baumstamm, der im Wege lag. Biard begriff nicht, was das bedeuten sollte und blieb auch ruhig stehen. Der Indianer schlug an und feuerte gegen den Baumstamm. Unter demselben kam eine Sucuruhhu hervor, ein Thier von etwa zehn Fuß Länge, das noch mit dem Schweif umherpeitschte, den Kopf emporbäumte und gegen die Menschen einspringen wollte. Aber sie war tödtlich getroffen worden und konnte nicht mehr schaden. Ich sehe sie, schreibt der Maler, noch heute vor mir mit ihren aufgesperrten Rachen, mit den beiden Fangzähnen, die mit dem augenblicklich den Tod verursachenden Gifte gefüllt sind. Sie lebte wohl noch eine halbe Stunde lang. Die Indianer wollten ihr den Garaus machen, aber ich litt es nicht, weil mir daran lag, ein so schönes Exemplar unbeschädigt zu erhalten. Als die Schlange, nach langem, schwerem Kampfe verendet war und keinerlei Bewegung machte, hieb ich eine starke Liane ab, ging vorsichtig näher und berührte sie am Kopfe. Sie war todt; und ich schlang ihr nun eine lange dünnere Liane um den Hals und schleppte sie mit mir, denn die Indianer wollten nicht zugreifen. Endlich verstand sich aber doch einer, mir hülfreiche Hand zu leisten; allein sie baten mich, die Beute in einer nicht weit entfernten Waldhütte niederzulegen, damit nicht noch mehr Sucuruhhuschlangen kämen, denn sie folgen den Blutspuren. Ich that ihnen den Gefallen, ging aber gleich am andern Morgen früh wieder hin, um meinen Schatz in Sicherheit zu bringen. Nachdem ich ihr den Kopf abgeschnitten und diesen in Weingeist gelegt hatte, hing ich sie an einen Baum und zog ihr, zu großem Erstaunen der Indianer, die Haut ab. Die braunen Leute waren sehr verwundert, daß das Thier keinen Dolch am Schwanz und im Rachen hatte. —

Die Bewunderung der Naturschönheiten eines Urwaldes wird oft durch manche Unbequemlichkeiten sehr stark abgekühlt. Es ist nicht angenehm, bis an die Knie durch Wasser waten zu müssen. Aber das ließe sich noch ertragen; auch wäre nichts daran zu erinnern, daß man an Kleidern und Haut arg zerfetzt wird und gar oft ohne warme Speise sich behelfen muß. Wenn nur die verwünschten Moskito's nicht wären! Diese Stechmücken bringen uns zur Verzweiflung; sie sind überall, man kann ihnen weder bei Tage noch bei Nacht entrinnen; man hat vor den Blutsaugern keine Ruhe. Von allen Creaturen auf Erden sind sie die abscheulichsten; sie sind unerbittlich und, ob man sie auch noch so viel abwehre, immer kommen sie wieder. Auch kann man sich an den Schmerz, welchen sie verursachen, nicht gewöhnen; man wird durch denselben fieberisch aufgeregt.

Stechmücken.

Das Alles empfand der Maler schon bei seinem ersten Ausflug im Urwalde. Doch bietet sich dem bezauberten Blick so viel Neues und Ueberraschendes dar, daß man wenigstens auf Augenblicke die Mückenqual vergißt. Man sieht nach den Papageien, welche laut schreiend sich im höchsten Gezweige der mächtigen Baumriesen schaukeln, man betrachtet die Tukans mit ihren gewaltigen Schnäbeln. Da rascheln im Gras ein niedliches zinnoberrothes Thier; es ist so hübsch, daß man es mit der Hand angreifen möchte. Aber hüte Dich! Es ist eine äußerst giftige Korallenschlange, und gefährlicher als die Jaguars, Panther, Bären und Tigerkatzen, deren man sich mit der Kugel erwehren kann. Doch ärger als Alles sind und bleiben die verruchten Moskitos.

Die Probleme am obern Nil. Das Land Kaffa und der Godschob. Debono's Fahrt auf dem Sobat. Brun Rollet in Bellenia und Gondokoro.

Irgend etwas über die Quellen des Nils und seiner oberen Zuflüsse müssen wir im Laufe dieses oder des folgenden Jahres erfahren. Speke und Grant kommen von Südosten her, und wollen von der Seenregion den Stromarm zu erreichen suchen, welcher bis jetzt für den eigentlichen Nil gilt, und den man auch als Tubiri oder Schurifiri bezeichnet. Er nahm seit 1827, als Linant Bey von Chartum aus auf ihm vordrang, und bis El Aïs (Gleïs), 13° 43′ N. Br. gelangte, die Aufmerksamkeit der Elfenbeinhändler und der Entdeckungsreisenden vorzugsweise in Anspruch. Nachdem Mehemet Ali, Vicekönig von Aegypten, den andern Hauptarm, nämlich den Bahr el Azrek, Blauen Nil, bis in's Dar Falogi hinauf befahren hatte, beschloß er, den Weißen Nil näher untersuchen zu lassen und rüstete in den Jahren 1839 bis 1842 drei Expeditionen aus, welche auch in früher unbekannte Regionen gelangten. Die zweite kam am höchsten stromau; bis 4° 42′ N. Br. 31° 33′ O. Länge. Damit war die Bahn für Kaufleute und Entdeckungsreisende gebrochen; Ulibi kam noch weiter hinauf bis Garbo, etwa unter dem dritten Breitegrade; Miani will im März 1860 bis zum zweiten Grade vorgedrungen sein.

Den Westen her empfängt dieser Weiße Nil, etwas nördlich vom 9.° N. Br. den Bahr el Gafel, welcher einem ausgedehnten Wassersystem als Abzugskanal dient. An einem seiner Hauptflüsse will Petherick bis in die Nähe des Aequators gekommen sein.

Etwas unterhalb der Mündung des Bahr el Gasel strömt von Südwesten her, also am rechten Ufer des Weißen Nils, der Sobat ein, und dieser erregt eben jetzt wieder die allgemeine Aufmerksamkeit. Von Einigen wird behauptet, daß dieser Sobat als der eigentliche Nil, als der Hauptarm des großen Stromes betrachtet werden müsse; von Anderen wird diese Annahme mit großem Nachdrucke bestritten. Zu den ersteren gehört Charles T. Beke, der auch in seinem neuesten Werk über die Nilquellen seine früheren Behauptungen aufrecht erhält. Arnaud, welcher, gleich unserm Landsmann Werne, die zweite ägyptische Expedition beschrieben hat, gab an, daß etwa dreißig lange Wegstunden jenseit des von der Expedition erreichten Punktes mehre Flußarme sich vereinigen; der beträchtlichste derselben komme aus dem Lande der Berry, das etwa vierzehn Tagereisen östlich von den Bergen von Bellenia liege. Diesen Zweig bezeichnete er als Schoa Berry, und auf seiner Karte ist der Gob Schob so eingetragen, daß er aus Kaffa kommt und in den Schoa Berry, an dessen linkem Ufer, einmündet.

Bellenia, im Barylande, unweit vom obern Weißen Nil.

Als die Ergebnisse der zweiten ägyptischen Expedition in Abessinien bekannt wurden, befanden sich dort, in der Landschaft Godscham (am Abai, obern Blauen Nil) Beke, der belgische General-Consul Cuplebroeke und der Irländer Anton Abbadie. Der Letztere, sagt Beke, habe angeblich eine Reise nach der Landschaft Kaffa gemacht; er behauptete, 1843 im December den „Nil" zwei Tagereisen von der Quelle entfernt überschritten zu haben. Diese Quelle liege im 7° 25′ N., 80′ westlich von Saka, der Hauptstadt von Enarea, also 32° 58′ 56″ O. von Greenwich. Beke stellte die Wirklichkeit dieser Reise entschieden in Abrede. Im Jahre 1859 behauptete dann Abbadie in einer spätern Arbeit, er habe 1846 die Nilquelle entdeckt in Enarea, 7.° 50′ 8″ N., 34° 39′ 5″ O. von Paris, während er früher angegeben, sie läge in dem Djebel el Kamr.

Digitized by Google

Arnaudo Angaben über den Schoa Berry und dessen Zufluß, den God Scheb, waren nicht genau. Brun Rollet hat ermittelt, daß der obere Lauf des Sobat, welcher aus dem Lande der Berry komme, Scholl genannt werde.

Bele war 1841 mit Krapf in Schoa (Abessinien). Beide nahmen damals an, daß der God Scheb nach Süden hin fließe. Diese Ansicht theilten sie dem Major Harris mit, der die bekannte Gesandtschaftsreise nach Abessinien unternahm. Bele hatte sich inzwischen überzeugt, daß seine Ansicht über den Lauf des God Scheb irrig sei. Er schrieb das auch nach Enarea. Harris selbst war der Ueberbringer dieser Mittheilungen, der Major blieb aber trotzdem der Ansicht, daß jener nilotische Godscheb oder God Scheb ein und derselbe Strom mit dem Juba sei, welcher in den indischen Ocean mündet. Der Leser findet weiter unten, daß diese Ansicht auch neuerdings an Debono und Lejean Anhänger erhalten hat. Bele bleibt aber dabei, „daß der God Scheb nur einer von den obern Zweigarmen des Sobat, nicht des Bahr el Abiad, sein könne." Diese Annahme stützte sich auch auf die Auslagen des Mohammedaners Omar ibn Rebichet, der überhaupt viele Mittheilungen über die südlich von Abessinien liegenden Landschaften machte. Am 9. Februar 1843 entwarf Bele zu Yejubbi in Godscham eine Kartenskizze über jene Länder und deren Flüsse.

Im Süden Abessiniens gruppiren sich mehrere hochgelegene Gebirgsregionen, die wir leither nur wenig kennen; und namentlich über die Stromläufe wissen wir lediglich Unbestimmtes. Jene sind: das hohe Bergland Guragué mit einem großen Alpensee; Kambwat, gleichfalls ein Bergland, das inselartige Plateau Enarea mit der Hauptstadt Saffa, Wolamo auf dem linken Ufer des Godscheb und zwischen diesem Fluß und Enarea das Bergland Dschindschiro.

Dazu kommt aber noch das in diesen Tagen oft genannte Reich Kaffa, „ein ausgedehntes, mächtiges und hohes, mit dicken Waldungen, besonders auch mit Kaffeebäumen bestandenes Bergland, das im Norden durch den Godscheb von Dschindschiro getrennt ist, und noch durch denselben Fluß, nach dessen Vereinigung mit dem Guibe, wie von einer Spitzke, im Osten, Süden und Westen umzogen wird." Die Bewohner sind christliche und heidnische Gongas.

Dort sind interessante Probleme zu lösen und diese waren es ohne Zweifel, welche Herrn von Heuglin zu einer Expedition nach Kaffa reizen. Auch Ludwig Krapf hat die Absicht, jene wenig bekannten Bergländschaften zu erforschen. Wir haben schon früher (Globus S. 108, aus einem an uns gerichteten Briefe Krapfs) mitgetheilt, daß es auf der Expedition, welche er im Sommer 1861 antrat, seine Absicht war, erst eine neue Mission an der Nordostküste bei den Gallavölkern einzurichten und dann die Region zwischen dem Aequator und Abessinien zu durchwandern. Den Missionar interessirt zunächst die Frage, ob und wie viele christliche oder vielleicht jüdische Ueberreste in jenen Ländern vorhanden seien; sodann will er aber auch erforschen, wo die südöstliche Wasserscheide des Bahr el Abiad liege, und wo die Quellen des Sobat und Godscheb zu finden seien.

Aegyptische Niederlassung am Dar Fazogl.

In Kaffa leben seit einigen Jahren katholische Missionare. Der eine derselben, Pater Léon des Avanchers, schrieb aus Kaffa unterm 11 Oktbr. einen Brief an Herrn von Heuglin, in welchem er sagt: „Der Sobat ist der wahre Weiße Nil des Ptolemäus; seine Quelle liegt in einem Sumpf oder See, der von den Bergköhen bei Gobo herab sichtbar ist; (Gobo liegt südöstlich von Kaffa)." Dann kommt ein uns unverständlicher Zusatz; der Franziskanermönch sagt nämlich: „Diese Thatsache habe ich schon er-

Digitized by Google

kannt, als ich in Saufidar war" Wie kennte er das an der oſtafrikaniſchen Küſte? Er ſtellt eine Denkſchrift über das Land in Ausſicht. Seine obigen Angaben, welche in den zu Gotha erſcheinenden „Mittheilungen aus J. Perthes geographiſcher Anſtalt," veröffentlicht wurden (1861 V.), entſcheiden noch gar nichts, weil man nicht erfährt, ob der Reiſende alle Angenzenge ſpricht.

Der zweite Miſſionar, Pater Maſſaja ſchreibt, Kaffa 12. Oktober 1860, gleichfalls, daß er den Sobat oder Barro für den Weißen Nil halte „Dieſe Möglichkeit kommt mir wahrſcheinlich vor, denn der Fluß, den man von den Berghöhen Kaffa's, in der Entfernung von etwa einer Tagereiſe ſehen kann, hat viel Waſſer, ruhigen Lauf, er bewegt ſich träge, und es ſcheint, als ob man ihn mit großen Booten befahren könne."

Auch dieſe Angaben ſind, wie man ſieht, ganz unbeſtimmt, und die weiteren Vermuthungen Maſſaja's über die Möglichkeit einer Handelsverbindung zu Waſſer von Aegypten bis Kaffa, ſchweben völlig in der Luft, weil Maſſaja nichts Sicheres weiß, und auch nur ſagt „es ſcheint." Der Barro (Sobat) entſpringt ihm „wie es ſcheint" aus einem drei bis vier Tagereiſen von Kaffa entfernten See ꝛc.

Alſo wir wiſſen noch gar nichts Sicheres; und es bleibt ſo ziemlich nicht weniger als Alles erſt zu ermitteln und feſtzuſtellen. Auf Bunn Rolletz Karte liegt die Quelle des Sobat in dem „Simadengebirge" zwiſchen 6 u. 7° N. und 33 u. 34° O. v. P. Der Fluß macht dann einen weiten Bogen nach Südweſten hin, nimmt, etwa unter dem 4. ° N. im Lande des Stammes der Kuiuk eine weſtliche Richtung, fließt dann, als Schoi, in nordnordweſtlicher Richtung bis zum 9.° N. und zwiſchen dem 33. u. 34.° O. nach Weſten. Dann mündet er als Sobat in den Weißen Nil. Auch Debono's Reiſe, aus welcher wir nun einen Auszug geben, entſcheidet über den oberen Lauf des Sobat ſelbſt nichts, und der Ausſpruch des Elfenbeinhändlers über den oberen Lauf deſſelben und daß im Grunde genommen der Sobat ein ſeichter Fluß ſei, iſt doch nur Vermuthung, denn Debono legelte den Hauptſtrom nur bis etwas ſüdlich vom 8.° N. Br. hinan und fuhr dann in einen Zuffluß deſſelben, den Bendſchad, der von Südoſten her am rechten Ufer des Sobat einmündet.

Andreas Debono, ein aus Malta gebürtiger Elfenbeinhändler, wohnte ſeit Jahren in Chartum am Zuſammenfluſſe des Blauen und des Weißen Nile. Zu Ende des Jahres 1851 rüſtete er zwei Barken (eine größere, Dahabieh, und eine kleinere, Sandal) aus, bemannte ſie mit ſiebenundſechzig Leuten, fuhr den Bahr el Abiad hinauf und befand ſich am Neujahrstage 1855 an der Mündung des Sobat. Er legelte in dieſen Fluß hinein, welcher viele Windungen macht, und war am folgenden Tage bei der im vorigen Jahre von ihm gegründeten Station, welche er unter Obhut des Italieners Terranova gelaſſen hatte. Am 4. Januar ſchiffte er weiter ſtroman und ſah während der folgenden Tage erſt Dörfer der Dinka's und dann der Schelluk's. Er bemerkt, daß man Beide nicht mit dem gleichnamigen Beiße am Weißen Nil verwechſeln dürfe, denn jene am Sobat gehorchen einem Sultan, der unter ihnen ſelbſt wohnt, haben Hütten aus Stroh und Einbäume als Fahrzeuge. Vermittelſt dieſer letzteren retten ſie ſich und ihre Habe, wenn ihre gefährlichſten Feinde, die Nuehr, Raubeinfälle unternehmen.

Am 10. Januar traf Debono am linken Ufer eine beträchtliche Anzahl dieſer Nuehrs beiſammen und kaufte Vieh von ihnen. Sie ſchlugen ihm eine ein Bundesgenoſſenſchaft vor; beide Theile ſollten gemeinſchaftlich alle anderen Stämme am Sobat ausrotten, Vieh und Kinder wegnehmen und die ganze Beute theilen. Die Wilden prahlten damit, daß ſie fünfzigtauſend Krieger und im Nothfalle noch ſechsmal mehr Streiter in's Feld ſtellen könnten, ohne Weiber und Kinder, welche während der Fehden und Raubzüge die Männer begleiten. Aber Debono erklärte jetzt, wie ſpäterhin ſtets, wenn ihm ähnliche Anträge gemacht wurden, er ſei gekommen, nicht um ſich in den Krieg einzumiſchen, ſondern um Elfenbein zu kaufen, und verſprach ihnen, in einem Kampfe zwiſchen den Schelluk's und Nuehrs keine Partei zu nehmen. Alle jene Wilden glauben, daß ſie unüberwindlich ſeien, wenn ſie den Beiſtand weißer, mit Flinten bewaffneter Männer haben können.

Der maltheſiſche Kaufmann durfte ſeine Fahrt ungehindert fortſetzen, aber der Strom machte auch weiter aufwärts ungemein viele Krümmungen. Am 15. Januar traf Debono mit dem Dſchad, das heißt Häuptling, zuſammen, welcher ihm einen Elephantenzahn und eine Tigerhaut ſchenkte. Eine ſolche Gabe mußte in würdiger Weiſe erwidert werden, und der ſchwarze Potentat bekam einen vollſtändigen Anzug. Dieſer beſtand in einem Hemd, einem Turban und ein paar Schuhen. Dieſer Häuptling hat den weißen Mann dringend, in ſeinem Gebiet eine Niederlaſſung zu gründen, und ihm ſolchergeſtalt Schutz gegen die Nuehrs zu gewähren. Der Kaufmann verſprach, die Sache in Erwägung zu ziehen; angenehmlich könne von derſelben keine Rede ſein, da er ſich beeilen müſſe weiter zu fahren. Der Häuptling rief ihm bavon ab, weil ſeine Fahrzeuge bald auf dem Trocknen ſitzen bleiben würden. Debono, der wohl wußte, daß alle Schwarzen lügen, kehrte ſich aber nicht an dieſen, wie die Folge ergab, wohlgemeinten Rath.

Am 19. fuhr der Reiſende, welcher den Sandal, das Boot, vorausgeſchickt hatte, in ſeiner Dahabieh weiter, um dem alten Sultan der Schelluk einen Beſuch abzuſtatten. Am Abend fuhr er an der Mündung des erſten Zuflluſſes vorüber, den Nuel Dei, welchen er zur Linken hatte.

Während der Fahrt am 20. Januar, die von gutem Winde begünſtigt war, lagen ihm zur Rechten die Nuehr, zur Linken gewahrte er Dörfer der Schelluk. Der Flußarm des Sobat, welcher den Namen Dſchibba führt, blieb ihm zur Rechten. Am andern Morgen um elf Uhr war er bei dem dritten Stromarme, dem Nikana, und gelangte etwa eine Stunde ſpäter an ein Dorf, wo er anlegte, um einige Einkäufe zu machen.

Am 22. Januar traf er ſein Boot bei dem alten Sultan Nuel Anian, der am folgenden Tage mit zahlreichem Gefolge bei der Barke ſich einfand. Er trug einen grünen Zweig in der Hand, wollte ſich aber erſt nicht auf die Dahabieh wagen, denn eine Barke dieſer Art hatte er nie zuvor geſehen. Gleich dem oben erwähnten Dſchad überreichte er Geſchenke und bat um Hülfe gegen die Nuehr, welche erſtmals ſein Gebiet arg verwüſteten, Männer niedermetzelten und Heerden wegtrieben. Auch der Sultan hob hervor, daß demnächſt das Waſſer ſtark abfallen werde. Aber Debono glaubte auch jetzt nicht daran; der Strom hatte bei dem Dorfe noch volle zehn Fuß Waſſer, und konnte doch nicht in ein paar Tagen ein trockenes Bett haben. Debono wollte gern bis zu den Gebirgen der Berry vordringen, welche, ſeiner Meinung nach, nicht ſehr weit entfernt liegen konnten. Er wußte, daß 1852 Angele Bicco, der vortreffliche Miſſionar, von ſeiner Station Belenia (am obern Weißen Nil, etwa unter dem 5.° S. Br.) vorthin gegangen war. Er berichtete, daß er über einen ſchmalen, aber tiefen Strom gekommen ſei, der wohl kein anderer als der Sobat ſein konnte. Dieſer bei dem Elfenbeinhändler einmal feſtgewurzelte Vorſatz, bis zu den Berry zu gelangen, bewog ihn zu eiliger Weiterfahrt.

Bei einem zweiten Sultan, Namens Adam Arabukdſch, blieb Debono zwei Tage, wechſelte mit demſelben Geſchenke aus, ſetzte am 28. Januar ſeine Reiſe fort und kam an einem Fluſſe vorüber, welcher ſich in den Nikana ergießt. Am andern Tage kam er an zwei andere Mündungen von Flüſſen; der eine ſtrömt aus dem Lande der Dſchebbas, der andere aus jenen der Bondſchats, und in dieſen letztern fuhr er hinein Er erzählt:

Am 1. Februar. Im Bondſchaflluſſe traf ich eine Reihefolge von Schleuſen, welche auer über denſelben angelegt worden und mit Reuſen zum Fiſchfang verſehen waren. Das Waſſer war dort ſechs bis ſieben italieniſche Ellen tief. Die Schwarzen wollten mich von der Durchfahrt zurückhalten, welche nur möglich war, wenn ich dieſe Schleuſen beſchädigte; ſie verſicherten auch, daß ich in dieſem Fluſſe nach wenigen Wochen auf dem Trocknen ſitzen bleiben würde, aber ich glaubte nicht, was ſie ſagten. Gern hätte ich es

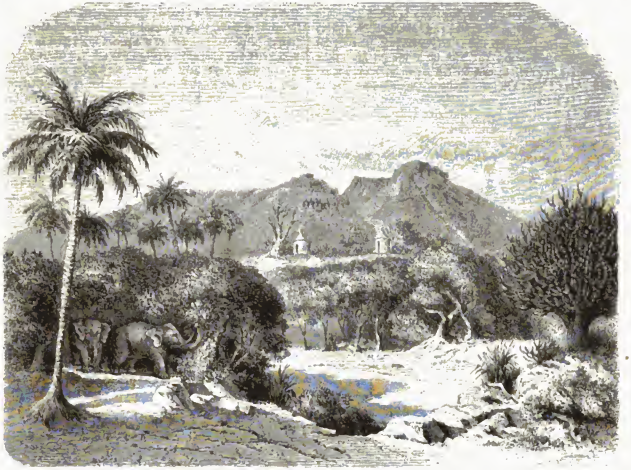
Digitized by Google

vermieden, die mühsame Arbeit dieser Leute zu zerstören, aber ich wollte um jeden Preis weiter und ließ also in die verschiedenen Schleusen Oeffnungen machen, nur eben weit genug, um hindurchfahren zu können. Der Schaden wurde von den Schwarzen sofort in aller Eile wieder ausgebessert.

So fuhr ich stromauf bis zum 9. Februar, an welchem ich zu den äußersten Dörfern der Bondschals gelangte; man sagte mir, daß weiter stromauf an diesem Flusse keine Wohnungen mehr vorhanden seien. Also eröffnete ich dort einen Verkehr mit den Stammeshäuptlingen und ersuchte zugleich um die Genehmigung, einen Agenten an den Sultan der Bondschals zu senden. Dieser wohnte im Dorfe Nikana. Am ersten März erschien ein Häuptling und sprach: „Unter uns Königen ist es Brauch, daß wir uns gegenseitig beschenken, nicht aber mit einander Handel treiben.“ Er überreichte mir auch einige Geschenke und ich gab ihm andere. Zugleich überbrachte er die Genehmigung, und ich wählte sogleich die Leute aus, welchen meinen Bevollmächtigten Terranova zum Sultan begleiten sollten. Sie trafen Abends bei demselben ein, und er wieß ihnen sogleich eine Stelle an, wo sie ihr Lager aufschlagen sollten. Kein Unterthan durfte die Fremden besuchen, ehe der Sultan bei denselben erschienen war; aber trotzdem drängten sich viele Schwarze herbei, welche sich über die Hautfarbe und die Kleidertracht der Ankömmlinge wunderten und lustig machten. Darüber war der Sultan so ärgerlich, daß er solchen Mißsethätern all ihr Vieh wegnahm.

Am andern Morgen schickte er meinem Bevollmächtigten und dessen Begleitern ein großes Gefäß mit Milch und einen Ochsen, auch ließ er den Boden zwischen dem Zelte derselben und seiner eigenen Wohnung mit Pantherfellen belegen. Dann erschien er selbst, gefolgt von etwa zweihundert Männern. Einige derselben trugen Sitze für ihn und er nahm auf denselben in der Art Platz, daß er seine Füße auf zwei Häuptlinge setzte, die sich platt auf die Erde gelegt hatten. Dann spie er diesen beiden Hofleuten in's Angesicht; sie waren darüber hocherfreut und rieben sich den Auswurf Seiner Majestät im Antlitz herum.

Der Selbstherrscher geneigte, meinen Bevollmächtigten zu fragen, weshalb er seine Heimath verlassen habe und in's Land der Bondschals gekommen sei? Terranova entgegnete, des Handels wegen, worauf der König bemerkte: „die Sultane geben Geschenke und treiben keinen Handel.“ Er sagte also genau dasselbe, wie der oben erwähnte Häuptling, begleitete aber seine Worte flugs mit einer wertvollen Gabe, nämlich mit einigen Elephantenzähnen. Terranova seinerseits blieb hinter einer solchen Großmuth nicht zurück und äußerte dabei, daß es mein Wunsch sei, im Dorf eine Niederlassung für den Elfenbeinhandel zu gründen. Der Sultan



Gegend im Lande der Schoas am Sobat.

entgegnete aber, daß Elephantenzähne erst im folgenden Jahre wieder vorhanden seien, und zeigte sich auch keineswegs geneigt, eine solche Niederlassung zu erlauben.

Am 1. April. Das Wasser ist gefallen und ich sitze wie in einem Gefängnisse. Als wir den Versuch wagten, fortzukommen, geriethen wir auf eine Sandbank, machten die Barke mit großer Mühe flott, rannten aber zum zweiten und bald nachher zum dritten Mal wieder auf. Am zweiten April hatte ich allerlei Zerwürfniß mit den Schwarzen, welche uns beim Loskommen behülflich sein sollten; sie verlangten Bezahlung im Voraus. Durch einen vom Sultan abgeschickten Häuptling wurde die Sache noch verwickelter; er wollte die Vorsteher der Arbeiter veranlassen, über meine Leute herzufallen, während diese im Wasser beschäftigt waren, um das Fahrzeug flott zu machen. Aber die Sache wurde unserm Dolmetscher mitgetheilt; ich ließ sofort meine Leute unter's Gewehr

treten, auch eine Kanone mit Kartätschen laden, und das half denn auch.

Aber am 3. April nahmen die Schwarzen eine kriegerische Haltung an und rotteten sich in der Nähe meiner beiden Schiffe zusammen. Ich wollte nicht gern ein Feuer gegen sie eröffnen, mußte sie aber doch einschüchtern. Also ließ ich ihnen sagen, daß ich in friedlicher Absicht und lediglich des Handels wegen gekommen sei; aber ich besäße Waffen, die weit wirksamer seien als ihre Lanzen, denn sie drängen durch Schilde hindurch. Um ihnen das zu beweisen, ließ ich zwei Schilde zusammenstellen, schoß, und die Kugel drang durch beide hindurch. Von nun an sannen sie nicht mehr auf Ueberfall oder Verrath, aber ich hielt doch gute Wacht, denn auf meine Leute, die als Muselmänner Fatalisten waren, konnte ich mich in dieser Beziehung nicht verlassen.

Erst am 8. April, nachdem ich durch reichliche Spenden von Glasperlen die Arbeiter angefeuert hatte, wurden wir flott. Am 9. war, zu unserer Ueberraschung, weit und breit kein Mensch zu sehen; aber bald erfuhr ich die Lösung dieses Räthsels. Die Anuehra hatten einen Raubzug in's Gebiet der Beubschaks gemacht, die dann gefluchtet waren und viel Vieh im Stiche gelassen hatten. Diese Anuehra sind überall, auch bei den Schenkks, dermaßen gefürchtet, daß ein Paar von ihnen genügen, um ein ganzes Dorf in die Flucht zu jagen.

Am 12. April stieg das Wasser eine halbe Elle, fiel aber gleich wieder ab. Am 1. Mai wollte ich die Umgegend erkunden, ging zu Fuß stromau, sand aber schon nach einer halben Stunde das Bett völlig trocken. Ich kam zurück, unterstuchte unsere Vorräthe, sah aber, daß wir nur noch auf einen Monat Lebensmittel hatten!

„So steht es in der That und Wirklichkeit mit dem Sobat, welchen der übrigens sehr zuverlässige und gewissenhafte deutsche Reisende Anfsteger mit dem Weißen Nil verwechselt hat, und den neuere Geographen für den untern Lauf des in Gnarea fließenden Godschob halten. Es ist aber schwer zu begreifen, wie dieser letztere Fluß, welcher schon in den Gebirgen, wo er entspringt, eine größere Wassermenge führt, als der abessinische Nil (der Bahr el Azrek) in den Ebenen der Schelnks zu einem wasserlosen Kanal, in welchem meine Fahrzeuge auf das Trockene geriethen, werden könne, nachdem er die Zuflüsse aus dem Hochlande von Kassa und Senkschere aufgenommen hätte."—

Debeue war, wie aus seinem Schreiben an Lejean hervorgeht, elf Monate wegen jenes Mangels an Fahrwasser in großer Gefahr und Verlegenheit. Lejean bemerkt in Bezug auf die oben mitgetheilten Ansichten des maltesischen Kaufmanns: „Der Sobat wird, nach der bisher von den meisten Geographen aufgestellten Hypothese, für den Fluß von Gnarea (Südabessinien) gehalten. Er ist unter den Zuflüssen des Weißen Nils noch der am wenigsten bekannte. Alle Nachrichten, welche ich über denselben einzieben konnte, bestärken mich in dem Gedanken, daß seine Quelle sehr weit nach Südsüdost hin liegen müsse, daß er einen großen Theil seines Wassers aus Abzweigungskanälen des Weißen Nils bekommt und endlich, daß er mit dem schon erwähnten Zuflusse von Gnarea gar nichts zu schaffen hat. Den letztern betrachte ich, bis das Gegentheil erwiesen wird, als einerlei mit dem Dschuba (Webi Sidama, Jub), welcher sich in den indischen Ocean ergießt."

Am obern Weißen Nil, jenseit des Stammes der Schir, wohnt der große Stamm der Berry, dessen Besitzungen bis zum dritten Grade nördlicher Breite reichen. Der Hauptort eines seiner größten Bezirke ist Belenia oder Beltenia, das zwischen dem 4. und 5. Breitegrade liegt, nur bis fünf Wegstunden landeinwärts vom linken Ufer. Diesen Ort wählte sich Brun Rollet, dessen Werk Le Nil blanc et le Soudan, Paris 1855, eine wahre Fundgrube für alle Kunde der Regionen am obern Bahr el Abiad bildet, zum Mittelpunkte für den Elfenbeinhandel seit dem Jahre 1844. Er benutzte die „Barplente" als Zwischenhändler und Mäkler mit den Völkern, die weiter landein wohnen, und solchergestalt bekamen sie in Interesse daran, die Faktoren des weißen Kaufmanns zu beschützen. Brun Rollet befreundete sich Nguelle, der ein Bruder des Königs von Bellenia war. Als der Schwarze sich überzeugt hatte, daß das Schiff des Fremdlings nicht ein durch Ueberschwemmung vom Ufer abgerissenes Haus, sondern ein mit Leinwandflügeln, Segeln, versehenes Holzgebäude sei, kam er mit zweien seiner Frauen an Bord, wollte die Barke nicht mehr verlassen und mit nach Chartum reisen. Darauf ging Rollet gern ein, aber die Türken wurden neidisch, und raubten ihm seinen Freund Nguelle, den er erst im folgenden Jahre in Chartum wieder befreien konnte. Die Türken hatten diesen Prinzen sehr schlecht behandelt, aber er hat gelernt, sie von den Franken zu unterscheiden und diesen ist er gewogen geblieben.

Als er nach Bellenia zurückkam, erzählte er seinen Landsleuten Wunderdinge von der großen Stadt, wo ganze Häuser mit Glasperlen angefüllt sind, wo die Menschen auf Zebras (d. h. Eseln und Pferden) und auf Giraffen (Kameelen) reiten. Die Türken verfuhren mit ihrer gewöhnlichen Brutalität, indem sie die Männer aus dem Gefolge Nguelle's als Sklaven verkauften oder unter die Soldaten steckten. Nur einen einzigen konnte Rollet loskaufen und mit in die Heimath zurücknehmen.

Diese Reise Nguelle's nach Chartum gab dann mittelbar Veranlassung zu der bekannten katholischen Missionsstation Gondokoro, in der Nähe von Bellenia. Rollet stellte unserm, nun auch an den Folgen der Einwirkung des afrikanischen Klima's schon gestorbenen, Landsmann Pater Ignaz Knoblecher eine Barke zur Verfügung und gab ihm den halben Gewinnantheil von der Handelsunternehmung. Die österreichische Regierung unterstützte dann die Mission zu Gondokoro, die auf dem von Rollet (der, beiläufig bemerkt, kein Sardinier, sondern ein Savoyarde war) erworbenen Grund und Boden erbaut wurde. Man hat sie aber wegen des ungeheuren Klima's schon vor mehreren Jahren aufgeben müssen. Am eifrigsten wirkte ein vortrefflicher Missionar, Don Angelo Vinco, in Knoblecher's Auftrage; er machte von Bellenia aus manche Ausflüge und knüpfte Verbindungen mit verschiedenen Stämmen an. Nachdem er lange Zeit sich abgemüht hatte, starb er zu Mardschu bei den Barys.

Wir haben schon früher bemerkt, daß Petherick gegenwärtig unterwegs nach Gondokoro und wahrscheinlich schon dort angelangt ist, um die Herren Speke und Grant zu erwarten, welche vom Nyanza-See herthin zu kommen beabsichtigen.

Am Rothen Meer und im östlichen Sudan.

Die Handelsbedeutung des Rothen Meeres. — Suez. — Tossein. — Hambe, der Hafen von Medina. — Dschidda, der Hafen von Mekka. — Das Grab der Urmutter Eva. — Suakin und die Trogloduten. — Eine Reise nach Kassala in Taka.

Der beinahe vierhundert deutsche Meilen lange Meeresarm, welcher sich zwischen der Küste des nordöstlichen Afrika und jener von Arabien, von Suez bis zur Bab el Mandeb erstreckt, bildet in unseren Tagen eine viel besuchte Post- und Handelsstraße. Lebte ihn führet der nächste Weg nach Indien; bei Suez endet die Eisenbahn, welche von Alexandria bis an das Rothe Meer führt. An dem Gestade desselben laufen Telegraphendrähte, auf dem Wasser schwimmen Dampfer. Ganz richtig hat man betont, daß an diesem arabischen Golf auch der Schlüssel zu Indien liege, und deshalb haben die Engländer sich dort Stellungen gesichert, durch welche

Digitized by Google

sie die Einfahrt in jenes schmale Binnenmeer beherrschen. Am indischen Meer unweit der Bab el Mandeb besitzen sie Aden, am Eingange des Golfes das Felseneiland Perim.

Das Rothe Meer hatte einen wenig belangreichen Handel, bis die Dampfer kamen und neuen Aufschwung brachten. Gegenwärtig macht man Luftreisen, Touristenausflüge nach allen Küsten, und wenn es den christlichen Europäern auch heute noch nicht vergönnt ist, die Moscheen zu besuchen, in welcher der arabische Prophet Mohammed ruhet, so steht ihnen doch nichts im Wege, bis Tayf zu gelangen, von wo aus sie einen Blick auf die heilige Stadt Mekka gewinnen können. Mit einem Worte, jene Gestade sind nun, so zu sagen, angebrochen worden, und europäische Reisende sind in den verschiedenen Hafenplätzen gar keine Seltenheit mehr, sondern gehören zu den täglichen Erscheinungen. Von Massaua aus führt der Weg nach Abessinien hinein, von Suakin führen eine Karawanenstraße um dort fromme Wallfahrer an Bord zu nehmen, oder Reisende, zumeist Kaufleute abzuliefern, welche auf der Karawanenstraße nach Kaneh am Nil gehen. Der Strom macht in dieser Gegend einen weiten Bogen nach Osten und nähert sich dort dem arabischen Golfe mehr als an irgend einer andern Stelle.

Von Kosseir steuert der Dampfer in südöstlicher Richtung nach der arabischen Küste hinüber, und landet in Yanbo oder Yanbu el Bahr, das heißt Eingangsthor zur heiligen Stadt, nämlich Medina, für welches dieser Platz den Hafen bildet. Er ist zugleich das dritte Hauptquartier auf der Karawanenstraße von Kairo nach Mekka, treibt beträchtlichen Transporthandel und erhält viele Einfuhrwaaren von der westlichen Küste des Rothen Meeres. Hier hört die Herrschaft des Pascha von Aegypten auf und jene des türkischen Sultans beginnt. Uebrigens ist Yanbo nicht bemerkenswerth, es liegt am Rande einer unfruchtbaren

Uebergang über den Atbara.

durch Ober-Nubien an den Blauen Nil und nach Chartum, der Hauptstadt des ägyptischen Sudan.

Wir wollen über einige Punkte, deren jetzt oft erwähnt wird, Nachricht geben. In Suez endet, wie schon bemerkt, die Eisenbahn. Der Handel dieses Platzes ist nicht unbedeutend, die Einwohnerzahl beläuft sich auf höchstens viertausend Seelen, von denen aber Viele nicht einmal in der Stadt ansässig sind. Es fehlt an Trinkwasser, das aus Kairo gebracht werden muß. Täglich befördert ein Extrazug eine ganze Reihe von Cisternen-Waggons. Einen Hafen hat Suez nicht, sondern nur eine Rhede; deshalb müssen die Dampfer weit entfernt von der Stadt Anker werfen. Man findet auf ihnen Reisegelegenheit nach den übrigen Häfen, regelmäßig aber nur mit den englischen Postschiffen der Peninsular- and Oriental-Company, denn jene der ägyptischen Medschidiehcompagnie haben sich noch nicht an Pünktlichkeit gewöhnt. Sie befördern vorzugsweise Pilger und legen zuerst in Kosseir an.

Ebene, die sich vom Meere bis zum Gebirge erstreckt. Die Einwohner haben seither für ungemein fanatische Mohammedaner gegolten, treten sehr stolz und zuvorsichtlich auf, tragen großes Selbstgefühl zur Schau, gehen stets bewaffnet, müssen sich aber doch allmälig daran gewöhnen, Europäer in ihrer Mitte zu sehen und dieselben in Frieden zu lassen.

Von Yanbo geht der Dampfer nach Dschidda, der „Ebene ohne Wasser." Aber dieser Hafenplatz, das Seethor für Mekka, ist in vieler Beziehung wichtig und namentlich zur Zeit der Pilgerwanderungen sehr belebt. Viele Leute finden alsdann kein Unterkommen in den Herbergen und müssen unter freiem Himmel lagern. Die Umgegend gilt den Mohammedanern für sehr heilig. Wie könnte das auch anders sein? Dort liegt ja die Ur- und Stammmutter des Menschengeschlechts begraben, nämlich Siti na Hewwa, welche wir Mutter Eva nennen. Richard Burton, der vom Grade des Propheten kam, das er in der Verkleidung eines Moham-

Digitized by Google

mehaners besucht hatte, wollte es sich nicht versagen, das Grab zu sehen. Er bestieg eines Nachmittags einen Esel, ritt aus den Mekkathore gen Nordosten hin und gelangte nach einem Ritt von etwa einer halben Stunde zu einigen armseligen Hütten und Kaffeezelten. Dort ist das Grab der Eva innerhalb einer Umfriedigung. Mutter Eva, die natürlich für eine gute Mohammedanerin gilt, liegt als solche nach der Kaaba hingerichtet, mit den Füßen nach Norden, mit dem Kopf, den sie auf die rechte Hand gestützt hält, gen Süden. Schon aus der Ferne erblickt man eine nur kleine, weiß angetünchte Kuppel, in der sich auf der westlichen Seite eine Oeffnung befindet. Unter ihr befindet sich ein aufrechtgestellter viereckiger Stein, welcher den Nabel des menschlichen Leibes vorstellen soll; er ist mit allerlei eingegrabenen Verzierungen versehen. Burton mußte, laut Weisung seines Führers, diesen Stein erst küssen und dann beten, das letztere sowohl am Nabel auf der Ostseite liegt, ist aber für kleine Schiffe vollkommen sicher. Man sieht auf den ersten Blick, daß er durch Korallen gebildet worden ist. Die Stadt zählt etwa 12,000 Einwohner, und steht unter der Regierung der ottomanischen Pforte, welche einen Pascha einsetzt. Dieser hängt von jenem zu Dschidda ab. Zu allen Zeiten kamen nach Suakin aus dem Innern Gummi, Elfenbein und Sklaven auf den Markt. Außer den arabischen Handelsleuten sind auch einige levantinische und europäische Kaufleute in der Stadt. Der vortreffliche schottische Reisende Hamilton machte in Suakin eine eigenthümliche Bekanntschaft. Er ging mit dem Zollinspector, einem Abessinier, über den Marktplatz, um sich die Leute näher anzusehen. Da rief Jemand: Comment cela va, mes chers amis? Hamilton drehete sich um und sah einen alten zerlumpten Mann mit glänzenden, stechenden Augen. Der Gruß wurde freundlich erwiedert, es stellte sich aber heraus, daß der Mann

Kassala.

wie am Kopfe Eva's. Die parallel laufenden Mauern, welche etwa sechs Schritte auseinander liegen, deuten die Umrisse von Eva's Körper an. Zwischen ihnen, gerade auf Eva's Nacken, liegen zwei Gräber, nämlich jene Osman's und seines Sohnes, welche einst das etwas in Verfall gerathene Grabmal der Urmutter ausbesserten.

Burton spielte den Freigeist und sprach zum Führer: „Wenn, wie wir hier sehen, unsre Urmutter vom Kopf bis zum Unterleib 180, und von da bis zur Fußsohle 60 Schritte lang gewesen ist, dann hat sie gewiß wie eine Ente ausgesehen." Der Führer bemerkt: „Ich danke den Sternen, daß sie Mutter unter der Erde liegt, sonst würden ja die Menschen vor Schrecken um ihre Sinne kommen."

Von Dschidda steuert der Dampfer nach Südwesten hin zur afrikanischen Küste hinüber, nach Suakin, das einen recht hübschen Anblick gewährt. Der Hafen hat eine sehr schmale Einfahrt, die weiter kein Wort französisch verstand. Ach, er war eine gefallene Größe und hatte einst glänzendere Tage gesehen, da er noch als Scharfrichter des letzten Deys von Algier Missethätern und Nichtmissethätern die Köpfe heruntersäbelte. Das Schicksal hatte ihn an's Rothe Meer verschlagen!

In Suakin sieht man viele Leute, die fast nackt gehen. Sie wohnen in der Umgegend, geben sich für Araber aus, sind aber höchstwahrscheinlich Abkömmlinge der alten Troglodyten. Ihr Wuchs ist schlank, der Gliederbau fein, das Haar kraus, die Haut chokoladenbraun. Solch ein Troglodyt sieht aus wie ein Standbild von Erz. Seine ganze Kleidung besteht in einem Stück Baumwollenzeugs, das er um den Unterleib schlingt. Negerartig erscheint nur das wollige Haar, sonst Nichts. Am Fuße hat der Troglodyte Sandalen aus Kameelhaut, am Halse trägt er einen Rosenkranz und Amulete.

Hamilton ging von Suakin nach Chartum über Kassala,

Digitized by Google

das einſt die Hauptſtadt des Königreichs Talka war. Dieſes iſt nun eine ägyptiſche Provinz. Er miethete Kameele von den Habendoa-Arabern, welche vom Rothen Meer bis in die Nähe von Kaſſala reichen. Es führen zwei Wege von der Küſte nach Talka; der eine geht über Langeb, der andere, ſüdlichere, über Talka, zieht ſich an der Gränze Abeſſiniens hin. Hamilton ſchlug den erſtern ein. Er kam über grasbedeckte Fluren und durch Haine von Tamariſken (Tamarix mannifera), die mit ihren rauhen Stämmen und dem blättrichgrünen Blätterſchmuck ſo angenehme Gruppen

Keſſer.

bilden. Im Schatten ſaßen zwei Araber an einem klaren Bache, ein dritter lag in der Nähe am Boden und ſprach ſein Nachmittagsgebet; ringsum weidete das blökende Vieh. Das Ganze war eine Geßneriſche Idylle. Weiterhin wurde der Boden ſandig und ſteinig; dort trat an die Stelle der Tamariſken rieſiger Cactus, achtzehn Zoll im Durchmeſſer und bis zu dreißig Fuß hoch.

Eine beträchtliche Strecke landeinwärts, bis zum ſteilen Paſſe von Haddameib, gleicht dieſe oſtafrikaniſche Küſtengegend dem gegenüberliegenden Hedſchas in Arabien; weiterhin bekommt ſie dann einen völlig afrikaniſchen Charakter und die Hochebenen beginnen. Auf dem Granitboden wächſt die mimosenartige Koloquinte, Häuptling der Araber, aus deren grünen, ſechs Zoll im Durchmeſſer haltenden Frucht die Küſtenaraber eine Art Theer gewinnen. Allmälig tritt auch die Dümpalme auf, zuerſt an der Gränze der Gegend von Langeb. Weiter, in ſüdweſtlicher Richtung, kommt der Reiſende über eine Stufenfolge von zumeiſt mit Kies bedeckten Plateaus, und dann und wann über Wieſenſteppen. Unterwegs traf Hamilton einen Fellatahirten, der über Bornu, Baghirmi, Wadai und Darfur bis hierher gekommen war. Er befand ſich nun ſchon ein Jahr unterwegs, und die Wüſte hatte für ihn keine Schrecken. Er wollte nach Suakin, um nach dem heiligen Mekka hinüberzuſchiffen.

Hamilton legte den Weg von der Küſte bis Kaſſala in ben Tagen vom 16. bis zum 28. März zurück. Dieſe Stadt war vor etwa achtzehn Jahren noch ganz unbedeutend; die Hawatty Araber wohnten in armſeligen Strohhütten; jetzt bildet K. die Hauptſtadt einer großen ägyptiſchen Provinz, die nach Oſten hin bis Suakin, nach Süden bis Abeſſinien, nach Norden bis zur Wüſte der Berber reicht und nach Weſten hin bis an den Atbara. Sie ſteht unter einem Mudir, Präfecten, der ſeine Kaſchefs, Unterbefehlshaber, in verſchiedenen Orten hält und jedem vierzig bewaffnete Leute beigiebt. Im Ganzen hält der Vicekönig in der Provinz Talka vier Negerregimenter, meiſt Sklaven, die aus den Gebirgen des Fazogl hergebracht wurden. Ihr Unterhalt erfordert höchſt geringe Koſten,

Suakin.

da alle Lebensmittel unglaublich wohlfeil ſind. Ein ſolches Sklavenregiment zählt achthundert Mann; außerdem ſtehen unter dem Mudir noch einige hundert Mann irregulärer türkiſcher Soldaten und Reiter aus Dongola; man fürchtet dieſe letzteren wegen ihrer Gewaltthätigkeit noch mehr als ſelbſt die Arnauten. Als Hamilton in Kaſſala war, hatten ſie eben einen Raubzug in das Land der Bogos (wir ſchildern daſſelbe in unſrer nächſten Nummer) gemacht, etwa vierthalbhundert Menſchen, ſämmtlich Chriſten, und achtzehnhundert Ochſen fortgeſchleppt. Die eine Hälfte dieſer Leute fiel

Digitized by Google

den Räubern zu, die andere wurde zum Vortheil der Regierung verkauft, welche von dem Erlös an die Soldaten rückſtändigen Sold bezahlte! Der italieniſche Miſſionar Stella begleitete die Boges; er verlangte vom türkiſchen Mudir die Herausgabe jener 340 freigeborenen Abeſſinier. Aber der Türke lachte über eine ſolche Zumuthung. Die Sache machte aber Aufſehen, weil es ſich nicht um Heiden, ſondern um Chriſten handelte, und der engliſche Conſul kam aus Maſſaua nach Kaffala, um ſie zu unterſuchen. Was weiter geſchehen iſt, wiſſen wir nicht.

Kaſſala iſt, wegen ſeiner Lage in der Nähe von wichtigeren Handelsplätzen Sennars und Abeſſiniens, ein wichtiger Handelsplatz für vortreffliches Elfenbein, für Häute, Talg, Straußenfedern und andere Landeserzeugniſſe; Gummi, Wachs und Kaffee kommen aus Abeſſinien; der große Gummimarkt von Gabaref liegt nur vier

Tſchirba.

Tagereiſen entfernt. — Der Weg von Kaſſala nach Chartum führt unweit der erſtern Stadt über den Atbara. Da wo die Furt iſt, war er zwar ſehr breit, aber das Waſſer reichte den Kameelen nicht viel bis über die Knie, höchſtens bis an den Hals.

Ein Blick auf Madagaskar.

Die große und ſchöne Inſel Madagaskar iſt ein wichtiger Fleck Erde, der wahrſcheinlich bald die Aufmerkſamkeit Europa's in höherm Maße als ſeither auf ſich lenken wird. Länger als ein Menſchenalter war das Eiland den Fremden, insbeſondere den Engländern und Franzoſen, aus guten Gründen, faſt ganz verſchloſſen; Radama, die Königin der Hovas, welche mit eiſernem Scepter herrſchte, kannte die Praktiken der Ausländer und ſuchte dieſelben fern zu halten. Nach ihrem Tode beeilte ſich der Gouverneur der britiſchen Inſel Mauritius, welche für die Zufuhr ihrer Lebensmittel, insbeſondere für Reis und Vieh, von Madagaskar abhängig iſt, eine Geſandtſchaft an den neuen König abzuordnen, und ein Mitglied derſelben hat darüber einen kurzen Bericht in der Londoner Times mitgetheilt. Wir entlehnen demſelben die nachfolgenden Mittheilungen, behalten uns indeſſen vor, die Verhältniſſe von Madagaskar eingehend zu erörtern.

Königin Ranovalo ſtarb am 16. Auguſt 1861. Seit drei Wochen hielt die Leibgarde bei Nacht und bei Tage vor dem Palaſte Wacht. An jedem Morgen fragten die Offiziere, ob die Herrſcherin noch am Leben ſei, und erhielten auch an dem Todestage noch eine bejahende Antwort. Aber einige Stunden nachher verlautete, die Königin ſei nicht mehr. Da kam große Freude über Offiziere und Soldaten; ſie ſchleuderten ihre Wurflanzen, Schilde und Säbel mit Jubel in die Luft. Aber raſch gewannen ſie die Beſonnenheit wieder, ſuchten ihren Fehler ſofort gut zu machen und ſchickten einen Berichterſtatter in die Stadt, welcher verkünden mußte, daß Ranovalo ſchwächer geworden ſei. Allein die Wahrheit kam doch bald an den Tag.

Erbprinz Rakoto, jetzt Radama II., war der geſetzmäßige Thronerbe, konnte aber ſein Anrecht nur mit Mühe geltend machen. In Betreff des Charakters bildet er den geraden Gegenſatz zu ſeiner verſtorbenen Mutter; dieſe war ſtreng bis zur Grauſamkeit, er iſt allzu mild. Sein Vetter Rambuſalama verſuchte ſich des Thrones zu bemächtigen, aber ſein Anſchlag mißlang. Der neue König ließ den Rebellen nicht hinrichten, ſondern hat ihn durch eine „ehrenvolle Geſangenſchaft" unſchädlich gemacht. Indeß Rambuſalama zählt viele Anhänger unter den Altconſervativen, und wenn es ihm einſt gelingen ſollte, den König zu ſtürzen, dann würde er wohl das alte, grauſame Syſtem der Ranovalo wieder zur Geltung bringen.

Seit dreißig Jahren iſt in der Hauptſtadt Antananarivo Blut in Strömen vergoſſen worden. Unter ſolchen Umſtänden bleibt es in der That eine merkwürdige Erſcheinung, daß der Sohn der grauſamen Königin ſich weigerte, das Todesurtheil gegen Rambuſalama zu vollziehen, der als offenkundiger Rebell nach der Krone geſtrebt hatte. Radama II. hat als „Princip" aufgeſtellt, daß er kein Blut vergießen werde. Er ließ auch die Anhänger der Rebellen nicht hinrichten, ſondern begnügte ſich damit, ihnen ein Brandmal auf die Stirn zu drücken und ſie in entlegene Provinzen zu verbannen.

Blutige Strenge waltete unter Ranovalo; wenn aber das Mitglied der engliſchen Geſandtſchaft ſich von einem Palaſtbeamten erzählen läßt, daß ſie „binnen ein paar Jahren" einmalhunderttauſend Menſchen hingeopfert habe, einmal tauſend Stück zuſammen, ſo hat man ihm Uebertreibungen berichtet. Die Frauen und Kinder der Hingerichteten ſeien als Sklaven verkauft worden (wohin?). Der Hova-Offizier, welcher dem Engländer dieſe Scenen ausmalte, ſpekulirte auf die Theilnahme des letztern, indem er, ſchlau genug hinzufügte: „ich konnte es gar nicht mit anſehen, daß man Männer, Frauen und Kinder von einander trennte, und habe oft weinen müſſen." Es ſei dann zu den Ohren der Königin gelangt, daß er geweint habe, und ſeitdem wäre er mit dem Auftrage zu Executionen verſehen worden.

Die Verfolgungen gegen die Chriſten (welche eine Art von politiſcher Partei bildeten und ſich mit Europäern tief eingelaſſen hatten) waren allerdings ungemein grauſam, und erinnern an

Digitized by Google

jene, welche z. B. Frankreich befudelt und zum Gemetzel der Bartholomäusnacht geführt haben. Die Heidin Ranovale war nicht grausamer als der christliche König von Frankreich, aber sast eben so raffinirt. Sie schickte z. B. ein Dutzend oder mehr an einer Kette befestigte Menschen im Land umher; sie mußten sich Nahrungsmittel suchen; starb einer, so blieb er doch an der Kette und mußte weiter mitgeschleppt werden, und so ging es fort, bis Alle todt waren. Doch sind nicht Alle ein Opfer der Barbarei geworden. Der Engländer erzählt, daß am Tage vor seiner Abreise von Antananarive eine siebenzigjährige Frau ihn besucht und erzählt habe, daß sie vor elf Jahren mit siebenzehn anderen Opfern aneinander gekettet worden sei. Nachdem sie alle gestorben waren, schleppte sie allein vier Jahre lang die Kette hinter sich her, und man konnte noch jetzt sehen, wie tief einst die Eisenreifen im Nacken und über den Fußknöchen in's Fleisch gedrückt hatten. Der König hatte diese Frau vor etwa acht Wochen begnadigt.

Daß Ranovale viele Christen hat um's Leben bringen lassen, unterliegt gar keinem Zweifel, aber die Ziffer der Hingemordeten wird sich schwerlich jemals ermitteln lassen. Viele wurden mit Seilen an ein Kreuz befestigt und dann zu Tode gesteinigt. Manche Opfer warf man von einem Felsen etwa sechszig Fuß hoch hinab.

Der Engländer bemerkt, daß man von der Küste bis zur Hauptstadt bequem in etwa sechs Tagen reisen könne, wenn man nicht zu sehr mit Gepäck beschwert sei. Er behauptet, daß manche Theile der Insel, auch von der Hochebene abgesehen, nicht ungesund seien, besonders die weit ausgedehnten Weidegründe. Wenn er aber beifügt, daß ihm das Thierleben auf Madagaskar sehr spärlich erscheine, so ist er gewiß im Irrthum, denn alle anderen Reisenden haben das Gegentheil gefunden. Er sah „wildes" (verwildertes?) Hornvieh, das keinen Höcker hat, während andererseits alles Rindvieh, welches in großer Menge von der Insel nach Mauritius und Bourbon ausgeführt wird, sehr stark entwickelte Höcker trägt.

Die englischen Abgesandten, welche den König begrüßen wollten, landeten im Hafen Tamatave, von wo sofort ein Eilbote des **Königs nach der Hauptstadt Antananarive abging, um die Ankunft der Fremden zu melden. Am 16. Oktober Morgens kam diesen ein bewaffnetes Geleit entgegen. Von den fünf Offizieren desselben gehörten drei zur königlichen Palastwache. Ihre Uniform bestand aus einem Frack von blauem Sammet, reich mit Gold besetzt, einem dreieckigen Hut mit rothen und weißen Federn und dunkeln Beinkleidern mit Goldstreifen; der eine Offizier war hellolivengelb und hatte fast europäische Gesichtszüge. Der König hatte der Gesandtschaft Reitpferde entgegen geschickt, und erwies ihnen dadurch eine ganz besondere Ehre; die Wege waren aber so beschaffen, daß man auf denselben nicht reiten mochte.** Selbst unweit der Hauptstadt geht der Pfad durch ein sumpfiges Reisfeld.

In der Nähe von Antananarive drängte sich das Volk in Menge herbei, um die Fremden zu sehen. Seit dreißig Jahren war keine Gesandtschaft dort gewesen; Königin Ranovale liebte (wohl keineswegs mit Unrecht) die Europäer nicht, gab aber ausnahmsweise Einzelnen die Erlaubniß, in's Land zu kommen. Jetzt schickte der König noch ein zweites Geleit, eine Art von Ehrenwache, welcher eine Musikbande voranzog. Sie spielte Gob save the Queen.

Den Palast durfte, wegen der noch anhaltenden hohen Trauer, Niemand betreten. Dieses merkwürdige Gebäude ist schon früher von Ellis ausführlich geschildert worden, und wir werden gelegentlich eine Beschreibung desselben mittheilen. In der Mitte steht ein gewaltiger, 120 Fuß hoher Balken, welcher das Dach stützt. Es wäre interessant, zu erfahren, auf welche Weise man es angefangen hat, ein so ungeheures Stück Holz vierzig Stunden weit aus dem Niederlande auf die Hochebene zu schaffen, durch Urwälder, steile Schluchten und über hohe Berge. Die Bevölkerung der Hauptstadt beträgt etwa 30,000 Köpfe und die nächste Umgegend ist sehr dicht bewohnt, aber fast ohne alle Bäume; bergleichen sind dreißig englische Meilen nur die Hauptstadt kaum zu sehen. Es heißt, man habe die Wälder alle niedergeschlagen, damit die Stadt nicht von einem Feinde überrascht werden könne.

Der Empfang in der Hauptstadt war von Seiten des Volkes sehr lärmend. Am andern Tage schickte man den Gesandten allerlei Geschenke, z. B. vier fette Ochsen, und dazu Briefe in englischer Sprache. Einen wollen wir in der Urschrift hersetzen:

To Colonel Middleton. — I send you and your companions a bullock, by my son. How are you after your journey? Saith
Ramonja, 14 th. Honour,
Officer of the Palace, Prince.

Viele Offiziere verstanden überraschend gut Englisch. Einige derselben hatten vor fünfundzwanzig Jahren in England Unterricht erhalten, unter diesen der gegenwärtige Hauptsekretär des Königs. Er spricht Englisch äußerst geläufig und vollkommen richtig, und versteht auch Französisch.

Der König nahm die Gesandten sehr herzlich auf, erkundigte sich angelegentlich nach Königin Victoria und Lord Palmerston, „der auf Madagaskar ganz besonders beliebt ist", wie der Reisende versichert. Radama der Zweite ist von gedrungenem Körperbau und hat einen freundlichen Gesichtsausdruck; seine Gemahlin macht einen recht angenehmen Eindruck. Die Gesandten überreichten dann im Namen des Gouverneurs und der Kaufleute von Mauritius Geschenke.

Man hat oftmals gesagt, der König sei Christ, doch ist diese Behauptung zum Mindesten voreilig; man hat aber Grund zu der Hoffnung, daß er einmal Christ werde. Gegenwärtig bekennt er sich zu einer Art von Deismus; die Anleitung dazu hat er von dem schon erwähnten Hauptsekretär erhalten. Eine durch ihn in der Hauptstadt gegründete Schule zählte im Herbste des vorigen Jahres schon etwa achtzig Zöglinge.

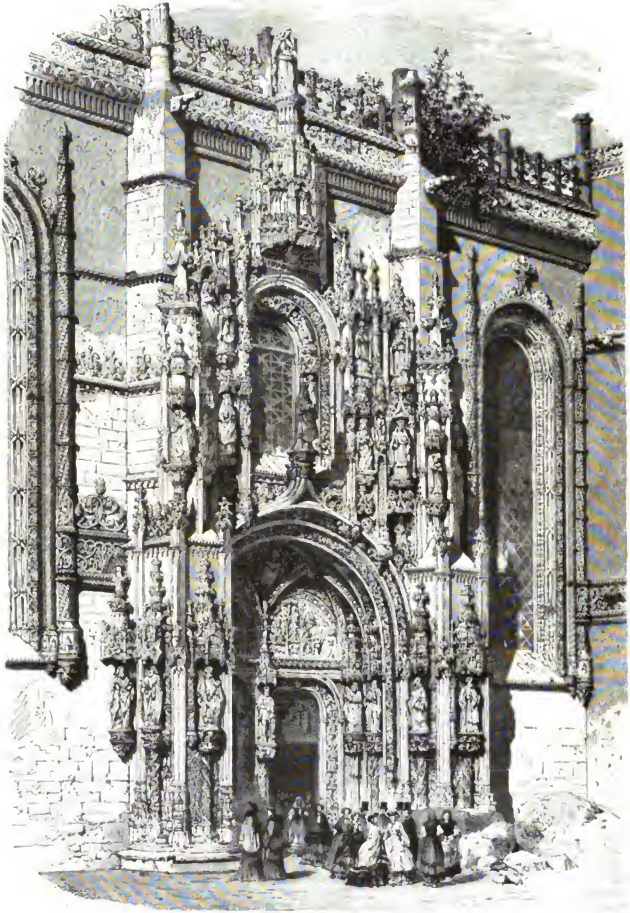
Belem in Portugal.

Reisende, welche Lissabon besuchen, versäumen nicht, einen Ausflug nach Belem zu machen. Man kann diesen Ort, gleich Junqueira und Alcantara, als eine Vorstadt der großen Capitale betrachten.

Gewöhnlich geht man in Lissabon an den Sobre-Quai, wo die Dampfer bereit liegen. Sie kreuern durch die Kriegsfahrzeuge und die große Menge der Handelsschiffe, welche im Hafen liegen, mit großer Vorsicht hindurch und fahren den Tejo stromab bis in die Nähe des berühmten viereckigen Thurmes, der in der Geschichte der Erdkunde eine Stelle einnimmt. Denn von Belem fuhr Vasco da Gama aus, um Afrika zu umschiffen und Eroberungen in Indien zu machen. Der alte, dicke „Torre" hat jetzt einen Telegraphen und eine Batterie; er liegt am linken Stromufer auf einem Bergvorsprunge, von welchem man eine weite, prächtige Aussicht auf Lissabon und dessen Umgebungen hat. Der Thurm macht architektonischen Eindruck; Joao, der „vollkommene Prinz", hat ihn bauen lassen.

Bemerkenswerth, und gleichfalls an die Geschichte der Entdeckungsreisen erinnernd, ist das Kloster der Hieronymitenmönche in Belem. Es steht auf dem Platze, welcher einst ein altes Kloster der Christusritter einnahm. König Emanuel, hoch erfreut über die glückliche Fahrt Vasco da Gama's, beschloß zu ehrendem Andenken des kühnen Seemannes eine Abtei zu bauen. Er versetzte in dieselbe Hieronymitenmönche aus Penha Longa. Den Bau

Digitized by Google



Portal der Marienkirche in Belem.

Digitized by Google

entwarf und leitete der italienische Architekt Botoqua, ein Schüler Bramante's; aber die Portugiesen wollen die Ehre nicht gern einem Fremden gönnen und behaupten, ihr Landsmann Joao da Castilho sei der Erbauer. Wie dem nun auch sein möge, das Kloster steht

Der Thurm von Belem bei Lissabon.

als ein schönes, groß gedachtes und ganz vortrefflich ausgeführtes Gebäude da. Wenn man in's Innere eintritt, ist der Eindruck bewältigend; man erstaunt über die Kühnheit in der allgemeinen Anordnung, über den reichen Geist und die Erfindungsgabe, welche uns entgegentreten aus den tausenden von überschwänglich mannigfaltigen Einzelnheiten, die sich nirgends wiederholen. Nichts ist schwer oder drückend, Alles sinnreich, man möchte fast sagen zierlich.

Im Chor dieser Santa Maria de Belem ruhen Dom Manoel, seine Gattin Fernanda, und mehre andere gekrönte Häupter. Von der reichen Architektur giebt unser Bild Zeugniß.

Kleine Nachrichten.

Gregory's Reise in Westaustralien. Im Frühjahr 1860 wurde das Schiff Delphin von Perth in Westaustralien nach einem Punkt an der Nordwestküste geschickt, von wo aus F. T. Gregory das Innere jener Region erkunden sollte. Am 10. Mai landete er in der Nickol-Bay, einem kleinen Meerbusen, welchen die Gruppe des Dampier-Archipels einschließt. Dort ließ er das Schiff zurück und brach gegen Ende des Monats mit acht Personen, zwölf Packpferden und Lebensmitteln für zwei Monate auf, um einen großen Fluß aufzusuchen, dessen Vorhandensein er vermuthete. Er machte von der Nickol-Bay zwei Ausflüge. Auf dem zweiten glaubte er seine Bemühung bald erfüllt zu sehen. Er war an einen Punkt gekommen, an dem, wie er sich ausdrückt, Alles darauf hindeutete, daß innerhalb einer Entfernung von 40 bis 50 englischen (also etwa 10 deutschen) Meilen, ein großer Fluß vorhanden sei. Die Gegend senkte sich, und Gregory wähnte, dem großen Strome, der mittelst dessen ein großer Theil der Wasser Central-Australiens einen Abzug finde, nahe zu sein. Er hat aber diesen vermeintlichen Fund nicht entdeckt, wohl aber, wie er glaubt, zwei bis drei Millionen Acker Landes gefunden, das sich zur Viehzucht, auch etwa zum zehnten Theile für den Ackerbau eigne. Die Region trägt also den bekannten australischen Charakter; ein eigentliches Culturland kann sie so wenig werden, wie die von Burke und Wills durchwanderten Oasen oder Halboasen. Gregory ging von der Nickol-Bay theils in südöstlicher, theils in südwestlicher Richtung, und legte respective 781 und 985 engl. geograph. Meilen zurück. Seine Wanderzüge umspannen also einen beträchtlichen Theil des Gebietes zwischen der Nickol-Bay und dem Exmouth-Golf, und weder die Bodenbeschaffenheit noch die Eingeborenen legten der Expedition Hindernisse in den Weg. Leider waren die Pferde den tagtäglichen Anstrengungen nicht gewachsen und acht derselben fielen. Gregory meint, daß irgendwo in Nordwestaustralien ein Strom fließe, etwa wie der Schwanenfluß im südwestlichen Theile dieser Küstenregion. Da, wo er wanderte, fand er da und dort gutes Weideland, Flüsse, Fische, Aale, Perlen, Austern, Brotfrüchte, wohlschmeckende wilde Feigen, süße Pflaumen und allerlei schöne Blumen. Somit ist Australien „weder eine Wüste noch ein Morast," wohl aber ein unfertiger, wenig entwickelter, im Innern gar nicht gegliederter und deshalb auch zu einer hohen Culturentfaltung nur an einzelnen Theilen der Küste geeigneter Erdtheil.

Reisen in Afrika. Mittheilungen in schweizer Blättern vom Anfange Februars melden, daß beim Bundesrath in Bern bereits Tagebücher Werner Munzingers aus Chartum eingetroffen seien. Demnach ist dieser Reisende rüstig an das Werk gegangen, welches der Haugh'schen Expedition als Aufgabe gestellt worden war. Ein andrer Reisender aus der Schweiz, Dr. Schläfli, hat zum Zweck naturwissenschaftlicher Forschungen eine Wanderung von Sansibar aus nach der gegenüberliegenden afrikanischen Küste unternommen.

Den Ursib der Sklavenverschiffung über See bildet das Küstenland zwischen dem Gambia und Sierra Leone. Auf dieser Strecke münden die Ströme Calamansa, Cachee, Jeba, Rio Grande, Bolola, Rio Nuñez (Kalandy), Camyani, Rio Pongo, Dembia und Dembeka. Vor der Küste liegen die Bissagos- und die Los-Inseln. Auf dieser ganzen Strecke und abwärts bis Sierra Leone trieben die Portugiesen schon von 1434 an den Sklavenhandel, und zu schwunghaftem Betrieb desselben gründete Pedro de Cintra im Jahre 1480 Sierra Leone und dauete im folgenden Jahre eine Burg zu Elmina, welche jetzt den Holländern gehört. Die Engländer betheiligten sich an dem Handel mit „lebendigem Ebenholze" zuerst 1562. Ein Kapitän Hawkins brachte Sklaven nach Sanct Domingo und verkaufte sie gegen Kuhhäute, Zucker und andere Landeserzeugnisse. Seitdem wurde dann in England zwei Jahrhunderte hindurch der Sklavenhandel unter den Klänge kleinerem Schutze betrieben, und die Regierung munterte ihn nach Kräften auf. Hawkins fand seine erste Reise so vortheilhaft, daß er eine zweite Reise und zwar mit nicht weniger als zehn Schiffen unternahm. Eins derselben hieß Jesus, ein anderes Johannes der Täufer. Als Hawkins von der Sklavenhandelsfahrt nach England zurückkam, schlug Königin Elisabeth ihn zum Ritter, nahm ein Maun, welcher sich so große Verdienste erworben hatte, mußte doch wirklich belohnt werden. Im Jahre 1618 ertheilte König Jacob der Erste dem Sir Robert Rich einen Freibrief zur Gründung einer Compagnie, welche den Sklavenhandel in mäßigstt großer Ausdehnung treiben sollte. Sie wollte aber nicht gedeihen, und 1631 wurde unter König Karl dem Ersten eine zweite Compagnie zu demselben Zwecke gegründet; 1662 entstand eine dritte Compagnie für den Sklavenhandel, an deren Spitze der Herzog von Yorkstand. Der königliche Freibrief wurde ihr unter der Bedingung gewährt, daß sie sich verpflichtete, jährlich in acht Jahren 3000 Sklaven aus Afrika nach Jamaika hinüber zu schaffen.

Eine Eigenthümlichkeit bei den Kraven in Tibet. In diesem Lande herrscht ein Gebrauch, welchen die Europäerinnen sich niemals anbequemen würden. Die arbidie Person, welche allemal, wenn sie das Haus verläßt, ihr Gesicht mit einem schwarzen klebrigen Syrup anpinseln. Jede rechtschaffene Frau hat die Pflicht, im Publicum recht häufig zu erscheinen; sie muß jene schmutzige Salbe treuq und auer über das Antlitz schmieren. Der Reisende Puz, welcher in der Hauptstadt Hlassa war und sich über eine so seltsame Erscheinung nicht wenig wunderte, erzählt, daß die Tibetanerinnen kaum noch ein menschliches Ansehen hätten. Daß jene Sitte schon im dreizehnten Jahrhundert im Schwange ging, wissen wir aus ganz zuverlässiger Quelle; sie ist in Nordtibet überhaupt sehr alt. In Hlassa erzählte man dem genannten Reisenden Folgendes.

Vor langen Jahren war der Nomechan, das heißt der Regent, im westlichen Tibet ein sittenstrenger Mann. Damals waren die Weiber noch nicht verpflichtet, sich recht häßlich zu machen, wohl aber der Pflicht und einem übertriebenen Luxus ergeben. Die Unsittlichkeit nahm in sehr bedenklicher Weise sogar unter der Priesterschaft Oberhand und die Klöster waren in Folge der großen Unordnungen der Ausschweifung nahe. Diesem Unfuge wollte der Regent steuern und gab deshalb eine strenge Verordnung. Kein Frauenzimmer solle sich öffentlich bicken lassen, ehe sie nicht zuvor das Gesicht in der oben beschriebenen Weise beschmutzt zu haben. Widerspänstige wurden hart bestraft und verstießen obendrein dem göttlichen Zorne. Merkwürdig bleibt, daß die Frauen sich ohne Widerstand fügten; die Ueberlieferung hat nicht, daß sie sich gegen eine so empfindliche Maßregel aufgelehnt hätten, sondern berichtet im Gegentheil ganz ausdrücklich, die Damen seien nun so eifrig gewesen, sich selber anzustreichen, daß es den Männern vor ihnen angst und bange werden müsse. Heutzutage gilt die Beschmutzung des Gesichtes für eine Art von religiöser Pflicht; je widerwärtiger eine Frau aussieht, um so frömmer ist sie. So meinen die Leute. Unter dem Landvolke würde auch der strengste Richter nichts gegen die Strömungsfreiheit zu erinnern haben, denn die Bäuerinnen sehen ganz abschenlich aus; in der Hauptstadt selbst wagen aber doch manche Damen ungeschwärzt einherzugehen. Freilich kommen sie dadurch in schlechten Ruf und müssen das Haupt verhüllen, wenn ein Polizeidiener naht. Uebrigens genießen die Frauen in Tibet große Freiheit, führen ein arbeitsames Leben, besorgen das Hauswesen, haben den Kleinhandel in Händen, gehen haufiren, halten Verkaufsläden und helfen auf dem Lande bei allen Feldarbeiten.

Robert Fortune, der bekannte Reisende, welchem wir bekanntlich wertvolle Nachrichten über die Theebezirke China's verdanken, ist jetzt von einer Reise in Japan nach Europa zurückgekommen. Er hat auch diesmal wieder eine beträchtliche Sammlung von Bäumen und Sträuchern mitgebracht, welche geeignet sind, in unserm mitteleuropäischen Klima auszudauern. Manche derselben zeichnen sich durch bunten Blätterschmuck aus. Alle jene Gewächse stammen aus Japan und Nordchina, und werden, da sie ein Winterklima gewöhnt sind, unsern Winter ertragen können. Ein Verzeichniß mit Beschreibung soll demnächst erscheinen.

Auf der Insel Rhodus ergeben die antiquarischen Nachgrabungen manche interessante Ausbeute. Gegen Ende des vorigen Jahres fand man bei Calavarda, das etwa auch Vogliundem von der Hauptstadt entfernt liegt, phönikische Grabmäler, Vasen und allerlei Zierrath. Merkwürdigerweise fand man auch mit und bei diesen phönikischen Gegenständen Werke griechischer Künstler, namentlich Marmorstatuen, die ohne alle Frage einer weit spätern Zeit angehören als jene. Bekanntlich war Rhodus eine Zeitlang den Athenern unterworfen.

Räuber in den Goldfeldern von Neuseeland. Wir haben früher berichtet, daß Tausende von Menschen nach den Goldfeldern von Dunedin im südlichen Neuseelande gezogen sind. Unter diesen befinden sich auch Buschklepper (Buschrangers) aus Australien, die ohne Anstrengung edles Metall erwerben wollen. Ein Theil hat eine förmliche Räuberbande gebildet, welche an jene Fra Diavolo's erinnert, und ihr böses Gewerbe mit einiger Romantik treibt. Sechs Buschklepper verkleideten sich, banden Masken vor das Gesicht und lauerten Wanderern auf, bei denen sie wohlgefüllte Felleisen vermuthten. An einem einzigen Tage wurden sechzehn Leute ausgeplündert. Die Bande gab sich Zeichen durch Signalstangen; sobald ein Wanderer nahete, wurde er überfallen, festgeschlossen und gebunden in's Lager gebracht. Man behandelte alle Gefangenen mit ausgesuchter Höflichkeit, verstellte Greg unter sie und gab ihnen den guten Rath, nie wieder ohne Revolver zu reisen. Von Morgens bis Abends betrug ihre Beute 185 Pfund Sterling und einige Uhren. Nach Einbruch der Dunkelheit ritten sie fort. Eine solche Diebsromantik scheint in allen neuen Goldregionen zu spielen, denn auch aus Californien und Australien sind dergleichen Missethaten berichtet worden. Die Diggers machen indessen mit solchen Romantikern kurzen Proceß; sie schlagen dieselben ohne Weiteres todt oder hängen sie zum warnenden Beispiel an den ersten besten Baum.

Der russische Telegraph nach Sibirien ist nun, seit dem 13. Januar, über den Ural hinübergeleitet worden und hat also die Gränze Asiens überschritten. Er läuft an der großen sibirischen Heerstraße hin und wird bis an die Amurmündung und nach Peking weiter geführt. An dem oben genannten Tage wurde die Strecke von Perm bis Tjumen dem Verkehr übergeben.

Steinkohlenhandel Englands im Jahre 1861. — Die Verschiffung schwarzer Diamanten nach dem Auslande und an der Küste belief sich auf die ungeheure Masse von

im Jahre 1859	. .	17,218,972 Tonnen,
„ „ 1860	. .	18,159,418 „
„ „ 1861	. .	19,161,615 „

Was die einzelnen Kohlenhäfen anbelangt, so verschifften

	über See.		Küstenweise.	
	1. Kohle.	2. Kohle.	1. Kohle.	2. Kohle.
Newcastle	1,916,588.	128,773.	2,345,017.	20,972.
Sunderland . . .	1,023,495.	39,319.	1,881,299.	268.
Hartlepool . . .	595,674.	18,566.	1,402,258.	6508.
Liverpool	650,106.	9582.	—	—
Cardiff	1,122,557.	5153.	880,961.	7976.
Swansea	411,377.	1398.	190,612.	53.
Newport	213,585.	22.	711,225.	2040.
Shields	56,589.	2133.	23,746.	—
Blyth	147,440.	—	133,065.	—
Seaham	60,897.	—	620,465.	—
Middlesborough	106,506.	37,159.	198,958.	3082.
Hull	129,849.	422.	10,262.	—
Llanelly	106,376.	4779.	262,201.	—
Glasgow	81,171.	1542	—	—
Port Glasgow . .	16,852	—	—	—
Greenock	65,215.	899	—	—
Grangemouth . .	71,045.	377.	—	—
Alloa	58,635.	37.	9334.	—
Whitehaven . . .	2498.	—	182,146.	—
Maryport	—	—	374,801.	—
St. Davids . . .	55,898.	—	5166.	—

Das Uebrige vertheilt sich auf die Halenplätze Ardrossan, Charlestown, Inverkeithing und Borrowstounness.

Verantwortl. Redakteur: Hermann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building